Digitized by Google

Der Freihafen.

Erstes Heft.

Folgende höchst interessante Werke sind so eben bei mir erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Th. Mundt, Dr. Der Delphin, Almanach für 1838. Mit Stahlstich. eleg. geb. 1½ Rℓ.

— — Spaziergänge und Weltfahrten. Erster Band: 1. Briefe aus London. 2. Tagebuch aus Paris. 8. geh. 2 Rℓ.

(Der zweite Band ist unter der Presse.)

Cousin, V. (Staatsrath), Reise nach Holland. Aus dem Franz. von Dr. J. C. Kröger. gr. 8. 2 Bände. geh. 3 Rℓ.

Schoppe, Amalia, geb. Weise. Erinnerungen aus meinem Leben. 8. 2 Bände. geh. 3 Rℓ.

Souvestre, E., Reich und Arm. Roman a. d. Franz. von J. Schoppe. 8. 2 Bände. geh. 2⅓ Rℓ.

Gerke, Fr. Clemens, Thespis. Originalbeiträge für die deutsche Bühne. 1r Band. 8. geh. 1½ Rℓ.

Staatslexicon, herausgegeben von K. v. Rotteck und K. Welcker. gr. 8. 1r—5r Band. Jede Lieferung ½ Rℓ.

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Erstes Heft.

Von C. G. Carus, H. Koenig, Dr. Mises, K. Rosenkranz, K. A. Varnhagen von Ense u. A.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.

1838.

Vorwort.

Der **Freihafen** bestimmt sich zur Aufnahme von Darstellungen jeder Art und Form, die mannigfaltige Bezüge zu dem fortlaufenden bewegten Leben haben sollen, aber sich in keiner von vornherein zu bezeichnenden Tendenz abstecken werden. Vielmehr soll das Tendenzartige unserer Mittheilungen dem Persönlichen in diesen Blättern sich unterordnen, indem es hauptsächlich darauf abgesehen ist, für einen Kreis von Autoren, deren jeder ein eigenthümliches Ziel verfolgt, eine würdige Stellung zum Publicum zu behaupten und dadurch einem Theil der Literatur selbst gewissermaßen ein Asyl gegen Vereinzelung und Vereinsamung der Kräfte zu gewähren. Der deutschen Literatur nach verschiedenen Seiten hin ein solches Relief zu geben, möchte mehr als je an der Zeit und im Interesse der Schriftsteller selbst sein, um in dem Gefühl der Gemeinsamkeit das Gefühl der Ehrenhaftigkeit des deutschen Literatenstandes zu stärken und zu beleben.

Der Redaction liegt bereits ein vielfältiger Stoff vor, um mit der befreundeten Lesewelt ein lebhaftes und ununterbrochenes Wechselverhältniß zu unterhalten. Die Haupt-

artikel eines jeden Heftes dieser Blätter werden sich durchaus unabsichtlich aneinanderreihen und durch die Individualität ihrer Verfasser auf das Verschiedenartigste sich charakterisiren. Dem theilnehmenden Leser bleibt es überlassen, sich die Eindrücke davon, wenn es ihn dazu drängt, auf allgemeine Resultate zurückzuführen, In den **Literaturblättern** aber, die sich in jedem Heft mit einigen hervorstechenden Erscheinungen und Ergebnissen beschäftigen werden, wird sich mit der Zeit eine absichtlichere Einwirkung auf den heutigen Literaturzustand Geltung zu verschaffen suchen, und zwar in einer einfachen und wissenschaftlich gehaltenen Weise, die geeignet sein kann, das Geschäft der Kritik zu einem wohlthuenden und ehrenwerthen zu machen. Die **Correspondenzblätter** werden einen freien Spielraum für eine bunte Reihe literarischer und tagesgeschichtlicher Notizen darbieten, die größtentheils aus Privatbriefen und Originalmittheilungen zusammengestellt sind, oft aber von der Redaction nach dem ihr vorschwebenden Maßstab des Zulässigen überarbeitet erscheinen. In diesen kleinen Artikeln ist die locale Anknüpfung und Beleuchtung der Gegenstände vorherrschend, und dies dürfte das wesentlichste Interesse sein, das unter dieser Rubrik für den, Der eine Kunde von der Oertlichkeit der heutigen literarischen Erscheinungen einzusammeln bemüht ist, in Anspruch genommen werden soll. —

Inhaltsverzeichniss.

I.

Scheidewege.

Tübingen 1808. 1809*).

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Tübingen, Anfang Novembers 1808. Da sind wir denn in Tübingen! Am 1. spät Abends, bei vollem Mondschein, der die Berge und ihre vom Herbst wunderkräftig gebräunte Waldung schön beleuchtete, fuhren wir munter hier ein, und haben in den ersten Tagen die Stadt und Gegend, die Anstalten und zum Theil auch die Menschen, schon zur Gnüge angesehen. Ob wir recht gethan, hieher zu reisen? Es war eine kühne, frische That, alle Gründe waren dafür, — und doch fürcht' ich schon, daß der Ausgang es als ein unnützes Abentheuer erscheinen läßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, die Gegend ist schön, das Volk unterhaltend, die Männer, die uns anzogen, sind ihres Rufes werth; aber das Ganze wirkt auf uns gräßlich niederschlagend! Wir haben ganz dasselbe Gefühl, Harscher und ich, da doch sonst unsre Seelenstimmungen weit auseinander liegen, so wie die

*) Aus den Denkwürdigkeiten des Verfassers.

Gegenstände verschieden sind, von denen wir bewegt werden. Diesmal muß also doch etwas in der Sache sein, was uns beide so benimmt und beängstigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beschuldigen, aber desto mehr die grelle Versetzung, die wir zu leichtsinnig gewagt, den ungeheuern Abstand des Lebens hier von unsrem in Berlin; wir dachten den so leicht zu ertragen, und ich sehe schon, wir können es beide nicht! — Für mich ist das Schlimmste, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu sein glaubte, sich hier grade am heftigsten erneuen. Von allen Seiten bestürmen mich Zweifel und Lockungen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefsten des Herzens will, das ist mir klar und gewiß; aber davon ist nicht die Rede! Die Rede ist davon, daß ich eine Gestalt finde, in der mein Leben sich das Ziel jenes innersten Wollens aneignen könne, und da sind so viele Wege, da begegnen mir auf jedem günstige und widrige Zeichen. Es ist kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieser Beruf ist mir lieb, und ich kann darin glücklich sein. Aber es liegt in den Umständen, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und so lieb mir der Ort an und für sich ist, so wenig darf ich ihn jetzt für mich wünschen, — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulassen, die französischer Herrschaft unterworfen ist, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes sich als freie deutsche erhalten! Soll man überhaupt in solcher Zeit sich niederlassen? Und was kann man sonst thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich also

auch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutschland ist noch lange nicht völlig unterjocht, und noch lange nicht völlig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen werden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, so bleibt mir ein entschiedner Anspruch ewig unbefriedigt. Aber auch geistige Thätigkeit reizt mich, litterarische, auf das gesellschaftliche Leben wirksame; sollt' ich nicht als Schriftsteller leben können, und auch hier mitunter die gewünschte Kriegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der Augenblick drängt, was soll ich wählen, was kann ich ergreifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden, sofern ich gewählt habe, und auch da zuerst nur unfruchtbaren! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das steht dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'schen Buchhandlung fragte, und man mich in ein Lädchen wies, wo ich mich fast schämte einzutreten; so winzig, eng und schmucklos hab' ich neue Bücher noch nie wohnen sehen, alte wohl! Und noch dazu ist dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hause sind, von wo sie ausgehn. Der eine, emsig beschäftigte, aber dennoch gutmüthig aufmerksame Diener, den ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete mich, da ich den Herrn Doktor sprechen wollte, zwei schmale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es aber doch etwas elegant aussah, sogar ein Sopha breitete sich hinter einem Tische, das einzige bis jetzt, das ich in Tübingen zu sehen bekommen, denn Studenten und Professoren haben so schwelgerische Gewohnheiten nicht. Cotta

trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geschmeidig in eckigen Manieren, in schwäbischer Gemächlichkeit rasch; er war prompt, artig und meinen Wünschen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch schon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit seiner Frau und seinen zwei artigen Kindern sah, als freundlichen liebevollen Hausvater, den das lustige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beste Laune setzte; auch die Frau war voll Güte, doch sehr gehalten, maßvoll und verständig, im Praktischen gewiß nicht leicht zu irren noch zu umgehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte geflissentlich eine prächtige Beschreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungfernstieg, von der reizenden Lage, der schönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten kauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländischer Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das süßeste Behagen, daß man hier solchen Glanz nicht nöthig habe, in der geringsten Einrichtung sich behelfe. Dabei leugnet Cotta seine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honorar, kauft Güter und Häuser, und in seinen Geschäften gedeiht alles bestens. Und wie klug spricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig ist sein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er die buchhändlerischen Interessen versteht, so sind sie ihm doch gar nicht das Höchste; er hat sein eignes Urtheil, seinen eignen Geschmack. Wir sprachen von Heinrich von Kleist's Penthe-

silea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß, und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde; überhaupt war er gegen die neuere Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einsiedlerzeitung ihm übel mitspielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zusammenzog, und seine Kämpfer Weisser und Haug gegen sie anrief. Auch in politischen Urtheilen fand ich ihn scharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, voraussehend, unerschrocken, gar wohl als tapfrer Offizier zu denken. So sehr wir, besonders in litterarischen Dingen, entgegengesetzter Meinungen waren, so leicht und friedlich tauschten wir diese aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert schien. Ich glaube, mir dem Norddeutschen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachtessen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit sei zu gehen; um 8 hatte schon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häusern abscheulich, ein schmutziges Nest, schwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, sehen schrecklich aus, mittelalterige Fensterchen, schiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tisch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch sich selbst daran aufzuhängen, sind die Möbel. Was man verlangt, ist nicht zu haben, fremd, vom Hörensagen bekannt; man schämt sich, man scheint sich frech, so viele Ansprüche zu machen. Dagegen

ist die Landschaft prächtig, das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den schönsten Spazirgängen ein, die Hügel bieten die reichsten Aussichten, die ganze Gegend hat einen lieblich schwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben soll. Wie reizend fänden wir dieses Stück Natur, wie genügend diesen beschränkten Umfang, könnten wir unser berlinisch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir schon mehrere Bekanntschaften gemacht. Ein Mediziner, der nächstens als Arzt in seine Vaterstadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philosophie und Poesie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktische, streng auf sein Fach versessen, und wohlbeschlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und später Ehrenmänner nennt, will sich unsrer annehmen, und uns mit dem Neste, wo er sich so gut hat flügge werden lassen, aussöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und seinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch schon willkommene Brücke zur Bekanntschaft mit einem andern jungen Manne, mit Justinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einsiedlerzeitung gedruckt sind; er ist ein unschuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachlässigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verstehen uns aber wenig, er kennt nur sein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich gesehen und gesprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth; nun die Männer bedürfen unsres Lobes

nicht, aber — es ist doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum ist vortrefflich; eine lebendige Darstellung, scharfsinnig, eindringlich belehrend; doch die Anstalt ist klein, erst im Entstehen, und er selbst wundert sich, daß Reil und andre solche Rathgeber uns hieher gewiesen haben. Indeß könnten wir sehr zweckmäßig unser Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle stehen, zaudern wir, erschrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unserm Beruf, an dieser Bahn wenigstens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeschnitten sind. Wir haben schon zu viel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, gesellige Anregung, reizenden Umgang, Kunst, große Tagesstoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harscher könnte noch eher sich in Studien einspinnen, seine Ideen können auch in der Einsamkeit gesund reifen, er ist weniger auf das Leben in und mit der Welt beschränkt, als ich; beschränkt, das ist der Ausdruck, denn angewiesen darauf ist er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus diesem Loch, in das wir gefallen sind, sich um jeden Preis hinausretten. Wir haben schreckliche Tage unter wechselseitigen Bekenntnissen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußern Umstände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieser großen Krisis war: fürerst weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, besonders für mich, der ich von Ursprung an in widerstreitenden Bezügen gerungen, zurückgehalten von diesen, fortgerissen von andern, verspätet und verfrüht zugleich! Harscher

nun, so nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in diesen Tagen nach Basel; dort wird er sich besinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch sobald meine jetzt erschöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachsen sind, was zum Frühjahr gewiß geschieht, aber auch vielleicht früher, mache ich mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das sein wird? Ich weiß es selbst nicht; jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit ist mir recht, — wenn sich das Eine mir erfüllt! Wien steht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider schwank' ich nicht allein, Alle schwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Aussichten; wo kein Punkt fest ist, alles nur in fortwährender Bewegung sich gegenseitig bedingen soll, da ist schwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch giebt uns der neuste Entschluß wieder Muth, wir sind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harscher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich selbst habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier. —

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harscher ist längst in Basel, und lädt mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hause mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat sich Justinus Kerner sehr an mich angeschlossen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erst recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menschen, ächte, ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innrem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoesieen schon bekannter Name, jene unreifen, vergessenen Gedichte sind es, die mir diese neuen Freunde verschafft, aus diesem geringen Faden

spann sich die schönste Verbindung. Die uns damals wegen unsres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn ist ein ganz andrer, und wie reich ist uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Trost für schlechte Poeten, für schlechte Schriftsteller, aber in der That ein Trost, sobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird. —

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsfluth! Seine Lieder sind Goethisch, das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit dessen Liedern: eben so wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung, aber sein Geist ist doch aus unsrer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dies macht ihn mir werth. Ich schicke euch einige Lieder von ihm, „des Knaben Berglied" und „die drei Lieder" gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Prosa stehe hier; von einer Geliebten wird gesagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenstern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abschiedskuß! Und sind wir uns nicht bestimmt für's Le-

ben, so mögen wir uns doch bestimmt sein für einen Kuß. Und drängt sich in einen solchen Kuß nicht eines Lebens Last und Schmach?" — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittlung, denn er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unsern Bekker sogar! keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und schweigt. Redet er aber, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen, und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es ist, werden ihn die Franzosen nicht glätten, und gesprächig machen noch weniger. —

Nun muß ich euch aber von Kerner mancherlei erzählen! Auch er ist nicht nach unsrer norddeutschen Weise gebildet und gesprächig, aber den guten Willen hat er, sich anzuschmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demselben Hause —, der sich so wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Mensch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tische seine Dissertation schreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später sieht er dann mit Bewunderung wie ich Thee trinke, anstatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier

so wohl schmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich so manche bittre Bemerkung ausstoße, ist ihm eine wahre Herzenskränkung; er sieht wohl meistentheils ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund ist, er erkennt in manchen Fällen sogar seine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigstens das Bittre, indem er den besten Humor daraus macht. Er hat den lebendigsten Sinn für Scherz, für alles Komische und Barocke, und eine Art von Leidenschaft, dasselbe an's Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einsiedlerzeitung hält, so hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n selbst, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch ist seine Gesinnung, wie die seines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerstörbar rechtschaffen, edel, tapfer, und so menschenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher sollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Universität, er folgte der Bestimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es sei so wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müsse, damit die Zeit verstreiche, und so das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts sonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich schmerzt, und so lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier studirt, hat er ohne Anstrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und auch schon Kranke mit

Geschicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reist er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte schon wirken! Zu seiner Dissertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Versuche mit Thieren angestellt. In seiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen, und wer weiß was noch sonst für Gethier, ganz freundschaftlich zusammen, und hat nur seine Noth, Thür und Fenster zu verwahren, daß ihm die Gäste nicht entschlüpfen; ob seine Bücher oder Kleider in Gefahr sind, ob ihn ein Thier im Schlaf anschnopert, oder unversehens aufgeschreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Versuche sind schlau und sinnreich, und er sucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt steht er der Natur sehr nah, und besonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geisterhaftes und Frommes; sein Herz kann er willkürlich schneller schlagen machen, aber es nicht eben so wieder hemmen; die Erscheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelschwingungen des Ringes am seidnen Faden, das Umdrehen des Schlüssels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetisches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er selbst hat etwas Somnambüles, das ihn auch in Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange sinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo denn der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnsinnige kann er nachmachen, daß man zusammenschaudert, und obwohl er dies possenhaft beginnt, so ist ihm doch im Verlauf nicht possenhaft dabei

zu Muth. In der Poesie ist ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandtesten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; so spricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will sie nicht ablegen, und verstockt sich wohl gar gegen die Schriftsprache. Der Sinn für gebildete Kunst tritt zurück, in der Musik hat er sich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Instrument die zartesten und rührendsten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachste, ganz vernachlässigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man sich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, nie graden Gang, eine stete Neigung sich anzulehnen oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem sitzt, und bei allem diesen einen doch schlanken, wohlgewachsenen, ganz hübschen Jungen — so habt ihr ein vollständiges Bild meines Kerner's. —

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz schlecht, die Landstraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Posthalter gab uns sehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußt' ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die schwarzblauen Berge stachen scharf gegen den hellen Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunkeln Ernst überall die dünnen Wolkenwogen, welche um sie her spielten. Nachdem wir das Neckarthal ver-

lassen, eröffneten sich neue schönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einst mit denen von Tübingen harte Kriege geführt, und zuletzt den Kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt; alles in diesem Schwaben ist so gedrängt und nah, kaum ist ein Gegenstand ersehen, so ist er auch schon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine solche Stadt zu sehen, die ordentliche Häuser hat, sehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebsame, wohlhabende Einwohnerschaft, deren Schlag mir hübscher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die ersten Gesichter mich irre führten. An allem sieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsstadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinsinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da ist, ist von sonst. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die sich durch Arbeitsamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigsten Antheil an dem ganz demokratischen Gemeinwesen hatten, und ihre jährlichen Magistratspersonen frei wählten; daß sie auch kriegerisch in früherer Zeit gewesen, bezeugen die hohen Mauern, festen Thürme und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war, als ob die Leute mir die schmerzlichen Empfindungen ansähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsstadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier schütteten sie ihre bittern Klagen über die erlittene Veränderung vertrauenvoll gegen mich aus. Die armen Leute sehen die Franzosen als die allgemeinen Unheilsstifter an, die ehemals Freiheit mit Worten verkündigt, in der That aber überall

Herren eingesetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrschaft, denn die Franzosen drückten schwer auf die Fürsten, und diese dann um so schwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrscht diese Unzufriedenheit, der französische Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieses steht nirgends mit ihnen in einer gemeinsamen einträchtigen Masse vereint. Wunderbar stellen sich damit die neuen preußischen Anordnungen in Gegensatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen lesen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinwesens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden soll, — wenn auch, meines Bedünkens, nicht grade durch den besten Mund, doch gewiß im besten Sinn — die Zeitungen melden von einer Addresse an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt sei abzufassen. Ich habe hier, wie schon früher in Franken, die regste Theilnahme und ein festes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, dessen Unglücksfälle niemand als letzte Entscheidungen ansehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir besuchten aber den berühmten Buchdrucker Justus Fleischhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl versahen. Der Nachdrucker, der zunächst am Volke steht, für dessen Bedürfniß wohlfeile und geringe Ausgaben liefert, ist für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete sorgende Verleger, und der Name Fleischhauer macht ihm einen bessern Eindruck, als alle Cotta, Göschen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker,

wie man Zigeuner liebt, aus dem romantischen, gesetzlosen Hang im Menschen, wobei man doch nicht ansteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unser Mann erzählte, seit die Stadt königlich geworden, habe sich sein Absatz ungemein beschränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, sondern der alte Text treu wieder gegeben würde, erwiederte der Mann, unsre Meinung mißverstehend, er würde gern manches ändern, aber es sei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob!" seufzte Kerner, „haben Sie nur immer recht viel zu thun!" Diese warme Theilnahme für sein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner versprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt seltenen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er versprach, beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorstellen, für etwas närrisch, daß wir uns mit seinem Löschpapier befassen, und um seine Ausgaben kümmern. Daß auf unsrer Rechnung der Kaiser Oktavianus wie ein bloßes Format als 8vian angesetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geschah in dunkler Nacht, bei kaltem Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen. —

Die Briefe von Rahel sind jetzt mein einziger Trost. Was sie mir schreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Stärke. Mir ist als wär' ich erst durch sie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämme-

rung gekannt. Besonders ist der ältere Briefwechsel, den sie mir geschenkt, reich an starkem Ausdruck des Lebens, aus den höchsten ethischen Standpunkten, in reinster Wahrheitsgluth. Harscher, mit dem ich zuletzt noch viele Blätter las, auch einige aus den neuesten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preisen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht, nach diesem Lesen besonders nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können. —

Tübingen, Donnerstag den 1. December 1808. Nach einem zerstreuten, unnütz verbrachten Abend nahm ich den Wilhelm Meister, und las ein ziemliches Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darstellung. Es war als hörte ich eine schöne, kräftige Troststimme in der Brust, als fühlte ich eine sanftstreichende Hand auf den Augen, als flösse der Tag wieder in silbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Nie hat mich der Meister so entzückt, wie bei dem diesmaligen Lesen, er rührt mich innig, und reißt mich zu staunender Bewunderung hin; ich entdecke, indem ich die alten bekannten Züge schärfer fasse, tausend neue. Den Stil studir' ich bis in's genauste Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn sehr gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu stellen, im Deutschen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Harscher die Weihnachtsfeier von Schleiermacher als etwas Aehnliches pries, so dünkt mich jetzt diese Prosa gegen jene doch nur wie eine schwangere Melina neben der anmuthigen Philine. Und dieser Zauber der Vortrefflichkeit, dieser wunderbare Lichtreiz, erscheint mir am stärksten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und

Lücken in dem Buche aufzuspüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — reichlich finde und aufzeichne. Es ist aber, als ob die Einsicht in diese Schwächen auch die Vorzüge heller strahlen machte. Mir ist als wandelte ich an einem Feiertage durch die kunstreiche, geheimnißvolle Werkstatt des Dichters, sähe seine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinsten Gebild, in das er verarbeitet worden, sähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er sich bedient, und könnte ihm sein ganzes Verfahren absehen, und es so gut wie er machen, — wenn er mir zu allem diesen nur noch ein bischen seinen Kopf und seine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Sinnesart führt mich immerfort in solche Untersuchungen, wobei viel Einzelnes genau zu betrachten ist; sogar die Uebersicht eines Ganzen und seiner Gliederung gewinn' ich meist nur auf diese Weise, und ich finde nach dem absichtlichen Aufmerken auf das Einzelne auch mein Verständniß der ganzen Gestalt und ihrer Bedeutung erhöht. — Ich lese aber auch, weil ich ihn doch persönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Hesperus, den ich eben vorhabe, hängen eine Menge bunter Papierstreifen, die als Abfall ausgeschnittener Bilderchen auf meinem Tische lagen, als Zeichen und Freudenbänder schöner Stellen heraus; die Bilderchen waren für Jean Paul's Kinder, und so giebt er mir Geschenk für Geschenk zurück, daß ich beinah sagen kann, diese Stelle sei der Dank für dieses Bildchen. Wie aus Jean Paul's Zettelkasten, nicht wahr? —

Tübingen, Freitag den 9. December 1808. Ich

habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gedenken werde. Aus Cotta's Laden hatte ich die eben erschienene Theorie der Geisterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Titelbild, die weiße Frau vorstellend, machte schon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, reizte uns der schauerliche Inhalt. Es ist merkwürdig, wie Jung sich zugleich als schlechter Denker und als geschickter Darsteller zeigt. Sein rastloser, gläubiger Eifer, die wirkliche Frömmigkeit, mit der er schlechthin alles auf den Buchstaben des Christenthums zurückführt, alle geselligen und politischen Ereignisse davon abhängig macht, das Feuer seiner Ueberzeugung, alles dies reißt unsern Glauben auf einen Augenblick hin, und unsre Phantasie nimmt er auf's ungeheuerste dadurch ein, daß er alles, was für sie gelten soll, grade als die baarste Wirklichkeit nicht ihr, sondern der sinnlichen Anschauung aufdrängt. Wer dürfte alles, was er erzählt, Täuschung nennen, aber in einigen Stücken ist doch der plumpe Aberglauben handgreiflich. Die Erscheinungen des Magnetismus muß man am meisten zugestehen, doch sind das dunkle Regionen, mit denen sich der besonnene, dem Tage zugewandte Geist nicht gern befaßt, sondern sie den Forschern überläßt, die dazu durch Naturanlage begünstigt sind. Jung war Arzt, indeß davon kommt dem Buche nichts zu gut, als daß er bei manchen Wundern zweifelt, und sie als Verirrungen des Aberglaubens verwirft. Aber seine willkürlichen Vorstellungen vom bläulichen Dunstkreis der Seele, vom Hades, und andres dergleichen, stellt er als unzweifelhafte Naturwahrheiten hin. Seine Gläubigkeit ist rührend, seine Absicht

sehr redlich, nur hat er nicht frische Geisteskraft und scharfen Verstand genug, um die wahre Bahn zwischen Unglauben und Aberglauben zu bestimmen. Diese Bahn bestimmt sich für jeden Menschen wohl nach eignem Maße. Die auffallende Prophezeihung von Cazotte zum Beispiel, die hier nach Laharpe mitgetheilt wird, hat das Ansehen der gröbsten Erfindung, der handgreiflichsten Zusammenstellung nach dem Geschehenen, und doch hörte ich einmal von Schleiermacher, dem in Halle auf den Grund dieser Geschichte erzählt wurde, Cazotte habe Scenen der französischen Revolution vorhergesagt, die merkwürdige Aeußerung: „Warum nicht? Ein Mensch, der die Biondetta hat schreiben können, bei dem ist es nicht unglaublich, daß er auch wirklich habe prophezeihen können.“ Diese Biondetta hab' ich nun seitdem gelesen, und finde das Mährchen ein wahres Kleinod, unbegreiflich in der französischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch in der That spanischen Ursprungs, wie ja schon der Stoff spanisch ist; aber auf mich macht das Stück nicht einen solchen Eindruck, daß ich jener ungeheuern Folgerung beistimmen könnte. Dagegen ist mir eine Geschichte, welche Jung ebenfalls erzählt, sehr einleuchtend, von einer Frau, die eine Freundin zu sich heranbannt durch den bloßen Willen. Es giebt so etwas; man kann verwandte Sehnsucht fühlen und ihr folgen müssen; ich glaube es. Daß nicht jeder, und nicht immer, so leisen Regungen offen steht, ist so natürlich, als daß nicht jeder in einer Symphonie den leisesten Mißton jedes Instruments heraushört, oder, wie der ausgelernte Spieler, mit den Fingerspitzen ein As und ein Bild unterscheidet. Aber davon

will ich eigentlich nicht reden, sondern euch erzählen wie es uns erging. Wir lasen, und merkten auf, prüften, lachten, verwarfen, wurden nachdenklich, und endlich von einer Geschichte nach der andern so übernommen, durch die wiederholte Terminologie und die sich steigernde Aufdringlichkeit dieses ganzen Geisterspuks dergestalt befangen, daß wir nach Mitternacht todtschläfrig und aufgereizt in banger Verstimmung einander gegenüber saßen, und uns von Zeit zu Zeit ansahen, ob wir's auch noch wären, und nichts Geisterhaftes ein Spiel mit uns treibe! Wir verwünschten das Buch, billigten die Baseler Regierung, die es weislich verboten, konnten aber aus der Gewalt seiner Schauer nicht los, fürchteten, einzeln und einsam dieser noch mehr zu verfallen, und beschlossen, die Nacht beisammen zu bleiben; Kerner hatte nur wenige Schritte über einen Flur und eine Treppe hinab zu seinem Zimmer, allein er mochte nicht fortgehen und ich bat ihn mich nicht zu verlassen. Spät und verstört schliefen wir ein, und ein unerfreuliches Erwachen trug noch die Spuren der unseligen Lucubration! —

Dieses Würtemberg ist recht die Heimath des Spuk- und Gespensterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven sind nach dieser Richtung besonders ausgebildet. Das Land ist gepfropft voll von Sagen, Prophezeihungen, Wundern, Seltsamkeiten dieser Art. Die Physiognomie des Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, sie spricht im Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt sich einsam und wie aus der Welt geschieden in diesen beschränk-

ten Thalstrecken und auf diesen mäßigen Höhenzügen, überall trifft der Blick auf zerstörte Burgen, einsame Kapellen, man wird an ein vergangenes Leben erinnert, zwischen dessen Trümmern sich die Gegenwart kleinlich ausnimmt. Tübingen besonders hat in seinem Oertlichen etwas Ahndungsvolles, Seltsames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar ist es, daß gegen diese Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirksamkeit des Protestantismus, der hier in den trefflichsten Anstalten und Geistlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung ist, bisher nichts vermocht hat.

Kerner ist nun in diesen Richtungen der wahre Ausdruck seines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der untersten Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volksthümlichen sich mischen. Seine Natur wirkt so entschieden, daß in seiner Gegenwart mehr möglich scheint als sonst, daß die Empfänglichkeit andrer Gemüther durch ihn wächst. Er hat selbst einmal — voriges Jahr am Weihnachtsabend — etwas Seltsames erlebt. Es war tief im Winter, und er saß mit einem Freunde, einem freisinnigen, aufgeklärten Menschen, Abends bei Licht auf seiner Stube, eine Guitarre lag zur Hand, und er fing an darauf zu spielen. Während des Spielens fühlte er eine wunderbare Beklommenheit, die schnell zunahm, er war in einem unbegreiflichen Zustand, den er nie vorher gekannt, ihm fehlte jeder Maßstab und jeder Ausdruck für seine Empfindung, die dadurch noch fürchterlicher wurde, daß er ganz

deutlich sah, wie sein Freund von ähnlichem Eindruck erfüllt, ganz erschrocken über ihn hinausblickte; jetzt war ihm, als drücke von obenher eine schwere Masse ihn gewaltsam nieder, und in demselben Augenblicke, als die fürchterliche Angst auf's Höchste gestiegen war, sprang der Freund auf, schrie voll Entsetzen: „O Jesus, Kerner!" und stürzte zur Thür hinaus. Kerner fiel hin, und lag eine Weile besinnungslos, nicht durch den Schreck, wie er ausdrücklich sagt, sondern durch die davon unabhängige Steigerung seines innern Zustandes. Als er zu sich kam, verließ er eiligst das Zimmer, und ging einige Zeit im Freien umher; die sternenhelle Winternacht erquickte ihn, und er konnte, als er in seine Stube zurückgekehrt war, ruhig einschlafen. Am Morgen traf er mit dem Freunde zusammen, beide waren verlegen, doch endlich erzählte der Freund, noch ganz angegriffen und erschaudernd vor der Erinnerung, es sei ihm vorgekommen, als habe über Kerner's Kopf, während des Spielens, sich eine Gestalt undeutlich gebildet, und sei dann längs der Wand hingezogen. Kerner wußte nur, daß ihm unendlich weh gewesen, mit den Guitarrentönen seine Angst wie von obenher vermehrt worden, ihm dann plötzlich so kalt, und alles umher licht und hell gewesen sei. Kein äußrer Umstand, der zur Erklärung hätte dienen können, war aufzufinden, das Licht hatte Kerner bei der Wiederkehr erloschen gefunden, die Luft nicht beengt. Sie wußten sich einander keine Rechenschaft von ihrer Empfindung zu geben, die Worte fehlten ihnen; „Mer hänn nicks schwätze könne," sagte mir Kerner mehrmals, indem er seine Erzählung beschloß, die ihn selber noch jetzt heftig angriff,

und ihm fürchterlich war. Die Empfindung, meinte er, sei so schrecklich gewesen, daß er davon auf der Stelle hätte todt bleiben oder wahnsinnig werden können; vorher war er sehr lustig und guter Dinge, in den Tagen nachher aber fühlte er sich krank, bekam eine Art von Veitstanz, und mußte längere Zeit unter ärztlicher Behandlung bleiben. Er will auch jetzt noch die ganze Geschichte nur als Krankheit angesehen wissen, und verwirft jede geistergläubige Deutung, obwohl er die wunderbare Erscheinung sich nicht wegstreiten kann. Fast gereut ihn, die Sache mir erzählt, und dadurch sie wieder so lebhaft in sich aufgerufen zu haben.

Nicht unterdrücken kann ich bei dieser Gelegenheit eine sonderbare und artige Mähr, die meinen Tübinger Freund einen Augenblick in für ihn vorweltliche Beziehung und Mondscheinnacht versetzt. Seine Mutter, eine gute fromme Frau, die ihren Mann frühzeitig verloren, fiel vor mehreren Jahren in eine hitzige Krankheit, die sie zwar glücklich überstand, aber von der sie doch eine Schwäche behielt. Sie dachte viel und gern an die Vorfälle früherer Lebenszeit, wobei sie leicht ängstliche Anwandlungen hatte. So hatte sie mehrmals im Stillen ihren Sohn herbei gewinkt, und ihn sorgfältig untersucht, ob er nicht verborgne Schuppen habe, und war immer sehr zufrieden, weder Schuppen noch sonst etwas, das an Fisch erinnerte, zu finden. Der Grund dieser seltsamen Vorstellung blieb lange verborgen, bis die gute Frau einmal ihrem ältesten Sohne Folgendes vertraute. Sie sei eines Abends mit ihrem Manne am Ufer des Neckar spaziren gegangen, und da es am Tage sehr heiß gewesen, so habe ihr Mann

Lust bekommen sich zu baden; sie sei unterdessen im Schatten eines nahen Gebüsches geblieben. Eine Weile habe sie ihn im Wasser plätschern hören, dann plötzlich aber seinen Hülferuf vernommen; im Augenblicke der Noth, nur von dem Einen Gedanken erfüllt, zu ihrem Manne zu eilen, sei sie aus dem Gebüsch hervor gesprungen, und mit allen Kleidern, wie sie war in's Wasser gegangen; da habe jedoch ihr Mann sie sogleich umfaßt und scherzend beruhigt, er habe nur sehen wollen, ob sie ihn so lieb habe. Dann habe er sie zu dem Gebüsch zurückgeführt. Sie aber, da sie nach neun Monaten in's Kindbett gekommen, habe sich sehr gefreut, daß sie ein hübsches Knäbchen und keinen Fisch zur Welt gebracht. Der ganze Vorgang war mehr Einbildung als Wahrheit, in Betreff der Zeit gewiß irrig; allein der Furcht, solcherlei möchte doch eine Sünde gewesen sein und durch ein Zeichen gestraft werden, konnte die gute Frau in der Schwäche nach der Krankheit auf Augenblicke sich doch nicht erwehren.

Durch Justinus Kerner lern' ich nun auch seinen Bruder Georg, den ich in Hamburg doch nicht aufmerksam genug beachtet, näher kennen. Dieses Geschlecht hat eine solche Stärke und Fülle von Anlagen, daß sie vertheilt auf die verschiedenen Zweige noch in jedem als besondrer Reichthum erscheinen. Es ist dieselbe Kraft, die im einen Bruder Natur und Welt magnetisch und humoristisch erfaßt, und im andern einen sprühenden Feuergeist für Staats- und Bürgerleben erweckt hat; ein dritter Bruder steht als Oberst in würtembergischen Kriegsdiensten, wo er wegen seines guten Kopfs und tapfren Muthes gleich geschätzt ist. Das Leben Georgs aber, in die

französische Revolution verflochten, ist durch Frische und Reinheit des Eifers, wie durch Muth und Selbstständigkeit des Willens, ein so achtungswerthes als abentheuerliches Karakterstück; eine deutsche Ehrlichkeitsrolle in französischen Verhältnissen und Hoffnungen, die wie billig mit dem Ausscheiden des Helden endigt. Geniale Züge bezeichnen diese Bahn von Anfang bis zu Ende; einige derselben hab' ich mir besonders aufgezeichnet. Es wäre der Mühe werth, daß dieser Mann sein eignes Leben schriebe, wozu doch seine praktische Rastlosigkeit ihn schwerlich gelangen läßt.

Tübingen, Donnerstag den 29. December 1808. Hier hat sich noch ein Poet eingefunden, mit dem ich bei Cotta einen Abend zugebracht habe. Es ist der Däne Jens Baggesen, der mir auf das Wort von Voß, Erhard, und Andern, bisher viel galt, und der mir nun auf sein eignes wenig gilt. Er kommt von Paris, hat gegen Napoleon einen politischen Faust gedichtet, den er natürlich nicht kann drucken lassen, macht Spottgedichte gegen die deutschen Romantiker, will sogar von Goethe wenig wissen, und meint, man sei ein Dichter, wenn man sich selbstgefällig über alles erhebt, und von Voß die Schmiedearbeit deutscher Hexameter gelernt hat! Er ist gränzenlos eitel, trägt sich immer vor, paßt sich alte Anekdoten und Geschichten an, sucht Effekt darin zu machen, und das läuft bisweilen so schal und kläglich ab, daß ich mich für ihn schäme. Er thut sehr wichtig damit, daß er die französischen Sachen und die bedeutenden Personen in Paris einigermaßen kennt, spricht von seinen großen Verbindungen, Planen, sogar Gefahren. Cotta'n hat er ganz

für sich eingenommen, und die Frau gleichfalls. Sie sind beide geschmeichelt durch die Art, wie er sich um ihren Beifall bewirbt, und Cotta findet, daß er Geist und Witz im Uebermaß habe. Ich aber empfehle mich nicht durch meinen Witz, daß ich sage, sein Faust sei doch nur eine Faust in der Tasche! — Baggesen scheint in Stuttgart etwas zu suchen, und einiger Gunst schon versichert zu sein, das wirkt auch bei Cotta mit, wie ich das schon in Betreff Matthisson's gesehen, der die entschiedene Vorliebe des Königs gewonnen und eine schöne Anstellung erhalten hat, weßhalb ihm nun von allen Seiten auf die widerwärtigste Weise der Hof gemacht wird, und er in poetischen und litterarischen Dingen plötzlich eine Ministerautorität sein soll; das Morgenblatt ist da denn eifrig auf dem Platz, und lächelt huldigend! —

Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meister der Poesie, der aber nicht am Hofe zu suchen ist, noch in Cotta's Abendgesellschaft, sondern — im Irrenhaus. Wie ein Strafschauder traf es mich, als ich zuerst vernahm, Hölderlin lebe hier seit ein paar Jahren als Wahnsinniger! Der edle Dichter des Hyperion, und so manches herrlichen Liedes voll Sehnsucht und Heldenmuth, hatte allerdings eine Uebersetzung des Sophokles in Druck gegeben, die mir ziemlich toll vorgekommen war, aber nur litterarisch toll, worin man bei uns sehr weit gehen kann, ohne grade wahnsinnig zu sein. Diese Tollheit zu rügen, war völlig erlaubt, und ich hatte mir für den Doppelroman, zu den übrigen litterarischen Figuren, auch einen Uebersetzer Wachholder ausgedacht, der wie Hölderlin's

Sophokles reden sollte. Nur durch Zufall unterblieb es, und wahrlich mir zum Heil! Denn mir wär es ein schrecklicher Gedanke, einen Geisteskranken verspottet zu haben, eben so schauderhaft, wie eine Leiche prügeln zu wollen! Wie kläglich erscheint das irdische Beginnen, wie ohnmächtig der Haß und die Liebe, gegen das unerreichbar Entrückte! wie heiligend der Tod und großes Unglück! Der Scherz gegen Hölderlin hätte freilich ihn selber nie berührt, wäre nicht böse gemeint gewesen, war in seiner Voraussetzung nicht einmal unrecht, und diese Voraussetzung war die argloseste: aber doch ist es mir unendlich lieb, daß dieser Ausfall nicht geschah, ich fühle mich wie einer großen Gefahr, einem tiefen Frevel entgangen. — Der arme Hölderlin! Er ist bei einem Schreiner in Kost und Aufsicht, der ihn gut hält, mit ihm spaziren geht, ihn so viel als nöthig bewacht; denn sein Wahnsinn ist nicht grade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raset nicht, aber spricht unaufhörlich aus seinen Einbildungen, glaubt sich von huldigenden Besuchern umgeben, streitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt sie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt großer Werke, die er geschrieben habe, andrer, die er jetzt schreibe, und all sein Wissen, seine Sprachkenntniß, seine Vertrautheit mit den Alten, stehen ihm hiebei zu Gebot; selten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geistreiche Verknüpfung, in den Strom seiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden sind. Als Ursache seines Wahnsinnes wird ein schrecklicher Auftritt in Frankfurt am Main angegeben, wo er Hofmeister in einem reichen Hause war. Eine

zarte, liebenswürdige, unglückliche Frau würdigt den hohen Dichtergeist, das reine Gemüth des in seiner Lage gedrückten und verkannten Jünglings, es entsteht eine unschuldige Freundschaft, die aber dem rohsten Argwohn nicht entgeht, und Hölderlin wird thätlich mißhandelt, sieht auch die Freundin mißhandelt! Das brach ihm das Herz. Er wollte seinen Jammer in Arbeit vergraben, er übersetzte den Sophokles; der Verleger, der den ersten Theil drucken ließ und ausgab, ahndete nicht, daß in dem Buche schon manche Spur des Ueberganges zu finden sei, der in dem Verfasser leider nur allzubald sichtbar wurde. —

Tübingen, Anfang Januars 1809. Ich lebe in der größten Einsamkeit. Ein paar Abende ausgenommen, von denen ich den einen sehr langweilig bei Cotta, den andern angenehm bei Froriep zugebracht, bin ich gar nicht aus dem Hause gekommen. Bei Froriep ist es norddeutsch, Halle und Berlin klingen mir dort nach, ich bin in heimathlicher Luft; auch freuen mich die Kinder sehr, die mich öfters besuchen. Man bleibt bei Froriep bis in die Nacht hinein, das heißt bis nach 10 Uhr, freilich auf die Gefahr, als Nachtschwärmer auf der Straße dem Wächter aufzufallen. — Ich warte das Frühjahr ab, weil ich muß; unterdessen lass' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, was ich alles treibe, die heterogensten Sachen nebeneinander, und nicht aus willkürlichem Wechsel, nein, sie haben alle ihren nothwendigen Bezug in mir, und was nicht Räderwerk zum Weiterkommen ist, ist Oel zum Räderwerk. Ich habe absatzweise starke medizinische Arbeiten gemacht, ich habe den ganzen Livius durchgelesen, ich habe Studien zu einem Trauerspiel von

unserm Kaiser Heinrich dem Vierten gemacht, und ein paar Novellen und vielerlei Aufsätze und unzählige Briefe geschrieben; mehr aber noch innerlich mit Welt und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft. Macht jetzt keine Ansprüche an mich, laßt mich gehn! Vielleicht erfüll' ich künftig eure Erwartungen um so besser. —

Tübingen, Mitte Januars **1809.** Kerner, der nach seiner ehrenvollen Doktorpromotion gleich zu Hause gereist war, ist wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. Autenrieth ist sein Arzt, und bleibt auch ganze Stunden. Da giebt es die lebhaftesten Gespräche; die romantische Schule, die Naturphilosophie, und vor allem das Wunderhorn, werden schrecklich angegriffen, hartnäckig vertheidigt. Autenrieth ist voll schwäbischer Phantasie und Laune, da er aber auch großen Verstand besitzt, und der ihn mißtrauisch gegen sein Naturell macht, so hat er dieses jenem ganz dienstbar untergeordnet, und nun streiten diese muntern Kräfte wider das, was ihnen eigentlich befreundet ist. Ich habe ihm das einmal bewiesen, daß sein Eifer gegen die Volkslieder nur versteckte Freude an ihnen ist, und er lachte sehr vergnügt darüber. Ein paar junge Tübinger, Pregitzer und Köstlin, nehmen warmen Antheil an diesen Verhandlungen, für Kerner sind sie stärkende Arznei, Uhland schweigt in schroffem Ernst, und seine Gegenwart verhindert uns auch wohl, die streitigen Meinungen allzu stark hervorzurufen. Ich habe aber noch von einem andern Abendgaste zu reden, den ich bei Kerner treffe, abermals einem Poeten, und zwar wieder von ganz anderm Schlag, als die bisher genannten, hoffentlich hab' ich mit ihm nun alle Dichter-

sorten des hiesigen Platzes erschöpft! Ich stelle euch den Professor Conz vor. Laßt es euch nicht stören, daß er so aussieht, wie Focks in den „Versuchen und Hindernissen" beschrieben ist, er ist doch ein ganz wackrer und guter Kerl! Was kann er dafür, daß er in frühere Jahre fiel, wo es für Dichtergluth eine andre Heizung gab, als jetzt? Er hält eine sehr gute Vermittlungslinie zwischen Schiller und Voß, weiß Metrum und Reim zu handhaben, hat sich um Kantische Philosophie bekümmert; wär' er jünger, so machte er Sonette, wüßte von Assonanzen, ließe Schelling'sche Formeln in seinen Dichtungen durchschimmern. Conz ist hier der eigentliche Philolog an der Universität, und wirklich ein gründlicher, auch geschmackvoller Alterthumskenner, eifrig in seinem Fach, und überhaupt für Schönes und Hohes leicht entzündbar. Da er aber als Anempfinder wenig Festigkeit und Schärfe besitzt, sich theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Schwäche, leicht einschüchtern läßt, so kann er seine Sachen nicht mit dem nöthigen Ansehn durchsetzen, die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen sich leichtfertig, zu Hause giebt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Litteratur die einzige Zuflucht, — aber in der herrscht ein neuer Geist, der von ihm und all' dem Seinen nichts wissen will! So lebt der Mann hier seit Jahren gedrückt und gehemmt, und seufzt nach Menschen, die seine Gegenstände kennen, seine Richtungen einsehen, sein Streben würdigen. Unvermuthet findet er mich, mich, liebe Freunde, und nun erwägt, was das heißt! Muß ich es euch Hartsinnigen doch umständlich erörtern? Nun, so hört! Er findet einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach ist, aber den Homer und

Platon liest, der mit Wolf und Gurlitt bekannt ist, der den Dichter und Uebersetzer Voß hochschätzt, der die Verdienste metrischer Uebersetzungen würdigt, dem die Oden Klopstock's vertraut sind, der zum Erstaunen der Anwesenden ganze Reihen von Hexametern und Pentametern hersagt aus einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch Bonaparte geweissagt wird, und diese Elegie ist von Conz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, hat es seit Jahren nicht so gut gehabt, kann alle seine langverhaltenen Reden an mich richten, ist unerschöpflich in Mittheilungen, erzählt von sich und Andern, führt seine eignen nicht recht bekannt gewordenen Schriften an, er sieht, daß er verstanden, daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies seltne Glück einen geheimen Stachel von der Nemesis eingepflanzt! Denn, wenn ihr es noch nicht wißt, so erfahret es jetzt, Conz ist der Rezensent in der Hallischen Litteraturzeitung, der unsre Gedichte dort so scharf mitgenommen und heruntergerissen hat, und jetzt, da er an mir seine größte Freude, so ganz seinen langentbehrten Mann findet, ist er beschämt und bestürzt wegen jener That, und fragt Kerner'n ängstlich, ob ich wohl etwas davon wisse, und fürchtet, daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er ist ja für sein Uebelthun schon genug gestraft durch die Sache selbst, daß er denjenigen getadelt, den er nun liebt und schätzt, und daß dieser ihn nun doch meidet und flieht; denn er langweilt mich ungeheuer, und verhöhnen mag ich ihn nicht, weil er das doch nicht verdient, und ohnehin schon geplagt genug ist! — Ich ziehe aus der lächerlichen Geschichte die lehrreiche Warnung, daß man im Rezensiren vorsichtig

sein und wohl bedenken müsse, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man später sich werde hinsetzen wollen! —

Tübingen, Donnerstag den 16. Februar 1809. Ich konnte heute nicht schreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Brust wie in einen jungen Baum seine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht selber schön, aber schöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die schmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch schon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreise nahm mir heute die Angst, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte sich frei ergehen, und sich jedem lieben Eindruck überlassen. Die Luft war warm und still, die Gegend hell, die Landstraßen fest und trocken, und sehr belebt. Rings am Himmel stand doch viel Gewölk, aber klein, still, und vielfarbig in mattem Glanz, die Wolken schienen sich nur zu bewegen, um sich in einen zarten weißen Flockenschleier über die Himmelsbläue langsam auszubreiten; feine Nebelfäden schwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löste sich das dichtere Gewölk sanft in duftigen Nebel auf, der spielend heranwogte mit dem Abend. Längs einem Seitenbache des Neckars ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinseins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben

Freunden, dieses Ziel fehlte mir! Und so mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verstummen des vorher so lauten Herzens, mich in die Stadt und in mein Zimmer zurückfinden, umdüstert von dickem Abendnebel, der dicht vor meinen Fenstern die schwarzen Dächer überschwebt. — Als ich hinausging, sah ich Kürasse schmieden, auf dem Rückwege begegneten mir würtembergische Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal schon manches an Krieg, der sich aus Osten und Westen allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt! —

Ich habe die französischen Bulletins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgelesen, und mehr daraus ersehen, als sie zeigen wollen. Näher aber, als diese Vorgänge berühren mich die Nachrichten von den Rüstungen in Oesterreich. Dort scheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgesehen, und Begeisterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier, — und wo nicht in Deutschland? — ist die Regierung mit den Franzosen verbündet, das Volk aber ist für Oesterreich, mit dessen Sache die deutsche ihm diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegerischen Aussichten machen auch all' meine Plane wieder ungewiß. Wo soll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in Deutschland aussehen? — In Hamburg find ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es versuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen sich vielleicht neue Aussichten! In Wien stehen sie einladend offen. Meine Wege sind leider stets Umwege. —

II.

Excommunication.

Ein Blick aus dem Leben in die Zeit,

von

H. Koenig.

Wenn man aus einem abgetragnen Stück Menschenleben einen der Hauptfäden, — etwa den Faden der Liebe oder des Glaubens — auszieht; so kann man, gewiß nicht ohne Interesse, sehen, wie auch das einfachste, unbedeutendste Leben auf eigne Weise an die großen Fragen und Räthsel der Zeit angeknüpft ist. Und wie oft hat nicht an diesem einzelnen Lebensfaden der menschliche Geist dieselbe wunderliche Dialektik geprüft, die er auch im Gewebe der Geschichte offenbart, indem er oft genug den Widerspruch und das Gegentheil von dem entwickelt, was sich aus den äußern Lagen und innern Zuständen eines Menschen oder eines Zeitalters erwarten ließ! — —

Meine frühsten Erinnerungen dämmern in einer stillen, reinkatholischen Stadt, dem Sitze eines gefürsteten Bischofs. Meine Seele erwachte am Geläute der Glocken, die von der Mette der Nonnen, morgens vier Uhr, bis zum Ave Maria der einbrechenden Abenddämmerung alle Bewegungen des Tages begleiteten. Es gab in

Fulda kein öffentliches Leben, als wozu die Glocken gingen. Aus den kleinen Fenstern unseres Hauses sah ich an den Hintergebäuden eines Fräulein-Convents hinauf. Aus diesen Thüren kamen die Laienschwestern mit den weißen Schleiern, die Klosterfrauen mit den schwarzen paarweis hervor, wenn sie nach ihren Gärten vor dem nahen Thore gingen. Sie nickten meiner Mutter, die am Fenster nähte, lächelten mir zu, und wenn ich eine Patschhand gab, schenkten sie mir eine Rose. Blieb einmal einer Arbeit halber das Thor offen, so lief ich mit Herzklopfen durch die Halle, und blickte in den Hausgarten, wo die jungen schönen Mädchen wandelten, die aus vornehmen Familien zur Erziehung in das Fräuleinstift gegeben waren.

Trieben wir heranwachsende Buben uns die Gasse etwas weiter hinauf; so kamen wir an die noch höhern dunkeln Gebäude eines Seminars. Da blickten zuweilen aus den Gitterfenstern jene blassen Gesichter, die wir an hohen Festtagen in prachtvollen Gewändern den Altar und die Messe in der Stadtkirche bedienen sahen. Am Ende der Gasse war ein eigentliches Nonnenkloster nach strenger Regel. Hier hörten wir die Schwestern lateinische Psalmen singen. Oft, besonders auf ihren „Terminen" oder Bettelgängen, kamen auch durch unsere stille Gasse die Franziskaner und Kapuziner, die vor entgegengesetzten Thoren ihre Klöster hatten; seltner die Benedictiner aus ihrem Convent am entlegenen Dom. Aber ein Weltereigniß war es, wenn der Bischof selbst einmal in schwarzer weltlicher Tracht vorüber ritt. Die Nachbarn kamen dann in Bewegung, mit entblößten Häuptern,

halb kniend, bückten sie sich, während der Fürst mit rothem Angesicht, funkelnden Augen und einer schmalen langen Nase vom Rappen herab nickte. Nun hatten wir den Fuß im Steigbügel gesehen, dem die prachtvollen Schuhe angemessen waren, die zuweilen in der Nachbarschaft unter den Fenstern des Hofschuhmachers auf einem Brettchen zu öffentlichem Bestaunen ausstanden, — weiß mit goldner Stickerei, wie der Hochwürdigste sie an hohen Festen trug, wenn er im Dom die Messe las.

Wie könnte ich das Gefühl der andächtigen Ehrfurcht beschreiben, mit welcher wir frommen, dürftigen Bürgerskinder nach diesem Manne blickten? Wir Kinder wenigstens wußten nichts von dem Prälatenleben jener Zeit, nichts von allem dem, was in jenen hohen Sphären sich Menschliches zutrug. Wir sahen den Mann nur an hohen Festen in goldnen Gewändern segnen, und an Tagen herrlichen Sonnenscheins gnädig blickend vorüberreiten. Daß er einen Magen und Bedürfnisse über und unter demselben habe, wäre uns nicht im Traum eingefallen. Wir wußten nur, daß er mit der Rechten herrschte und segnete, mit der Linken aber in die dunkle Ewigkeit reichte, um der Gottheit unmittelbar unsere Anliegen zu übergeben. Ja unmittelbar! Eines Abends verbreitete sich der Schreck durch die Stadt, es brenne im Schlosse, und eine Pulverkammer sei in der Nähe; dennoch wolle der Fürst sein Kabinet nicht verlassen, und weiche und wanke nicht. Die ganze Nachbarschaft bebte und betete. Endlich war die Gefahr vorüber; man athmete auf, und meine Mutter sagte mit dem heitern Gesicht, das ihr in jungen Jahren eigen war: Freilich hat der gnädigste Bi-

schof sein Zimmer nicht verlassen wollen; wie ja der Mann auch mit unserm Herrgott steht, wußte er gar wohl, daß der Himmel nichts Arges mit ihm vor hatte. — Diese Aeußerung ist mir aus tiefster Kindheit unvergeßlich geblieben; damals fühlte ich mit andächtigem Schauer, was ich jetzt unmöglich so ergreifend mit dem Verstand ausdrücken könnte: wie ein regierender Bischof mit Gott auf vertraulichem Fuß stehe. Und als ich später biblische Geschichte lernte, erschien mir der hohe Mann, wenn er im Dom durch die rothsammetnen Vorhänge in den Bezirk des Hochaltars hervortrat, wie einst Moses den Israeliten mag erschienen sein, als er mit den steinernen Tafeln des Gesetzes den mit Wolken umhüllten Sinai herabstieg. Nur sahen wir den Bischof mit weniger Angst an; denn es donnerte und blitzte nicht um die Infel und den Krummstab, die er trug. —

Hier stehe ich nun an der höchsten Entfaltung unseres damaligen fuldaischen Lebens: es waren die hohen Feste des katholischen Jahres, die sich regelmäßig in farbiger Pracht und mit dem Dufte der Andacht erneuerten. Noch sehe ich den fürstlichen Laufer, hinter welchem der so genannte „goldne" Wagen den Fürstbischof in den Dom fährt. Heiducken gehn zu beiden Seiten; Leibhusaren folgen zu Fuß, mit großen Bärenmützen, aus denen rothe Säcke hangen, den reichen Dolman auf der linken Schulter, die lederne Tasche an den langen Riemen hüpft um die Spornen der gelbledernen Stiefel, und der Karabiner ruht im rechten Arm. In zwei Reihen stellten sie sich zwischen den Altar und die Bänke des Volkes, unter dem herabfallenden Lichte der Kup-

pel. — Die Orgel schweigt, die Sänger und Instrumente verstummen; die heilige Stille athmet den Worten entgegen, die das Brot in den Körper der Gottheit verwandeln; die Hostie wird gehoben, die Schellen erklingen, die Husaren stürzen auf lautes Kommandowort mit den dröhnenden Karabinern auf den Marmorboden, kniend, die rechte Hand unter der Mütze ausgebreitet, als wollten sie das irdische Auge vor den Strahlen der herabgestiegnen Gottheit schirmen. Draußen fallen Kanonenschüsse, und die Gemeinde stimmt ein: Heilig, heilig ist der Herr! an. — Bald öffnet sich der Dom; der weite Platz ist von wimmelnden Menschen chaotisch bewegt, die sich langsam um die verschiednen Bahnen krystallisiren. Die Schuljugend, die Zünfte, die Studenten, die geistlichen Orden, nach Fahnen und Kreuzen abgeschieden, brennende Fackeln tragend, die mit gestreiftem Gras und Blumensträußen geziert sind, reihen sich hinter einander bis an den weiten purpurrothen Traghimmel, unter welchem der Bischof im schweren, gestickten, von Diakonen an den Zipfeln gehaltnen Mantel das Allerheiligste trägt, von dienenden Priestern in Prachtgewändern umgeben, von Husaren und Hellebardisten umschirmt, von hohen und niedern Beamten in bunten Amtskleidern gefolgt, worauf ein unzähliges Volk sich anpaart. Abermal donnern die Kanonen; da und dort in der Prozession qualmt ein dumpfer Gesang auf, bis er in heller, allgemeiner Flamme lodert.

Ich rede vom Frohnleichnamfeste, zu welchem die katholische Kirche die höchste Pracht aufwendet. Wenn die Gottheit selbst sich einkörpert, dann hat die Natur ihr

Ehrenfest. Das wirkliche Auftreten eines Gottes würde selbst den Stein zur Blüthe anfachen; da jedoch das Dogma so allmächtig nicht ist: so wählt es wenigstens die herrlichste Zeit des Jahres, um sich zu verherrlichen, und ein lebendiger Glaube nimmt, als frommer Träumer, die Wahl für die Wirkung. Ueber hingestreute, opferwelkende Blumen wandelt bei uns die Gottheit in Brotgestalt, — der Gott der Christen ist ein nährender-haltender Gott; in Indien werfen die Gläubigen sich selbst unter das schwer dahinrollende Bild ihres zerstörenden Gottes, und welken zerdrückt mit ihrem Leben hin. — Doch wer kann sagen, wie tief die übersinnlichen Sturmschauer der Andacht die Stürme des menschlichen Blutes aufregen? Auch in Fulda ging fast kein hohes Fest vorüber, an welchem nicht die heimkehrenden Bauern in wilde Schlägereien gerathen wären, bei welchen Blut floß.

Jenem sonnenhellen Sommerfeste gegenüber erwähne ich nur noch des traulichen Christfestes. Es war nicht, wie in vielen protestantischen Städten, ein Fest für Kinder; diesen hatte schon, einige Wochen vorher, der heilige Nikolaus beschert. Am Christvorabende blieb Alles wach; Freunde und Verwandte versammelten sich in übereingekommenem Kreise. Wie die reichen und vornehmen Familien bei Spiel, Mahlzeiten und heißen Getränken zubrachten, weiß ich nicht; in unserm kleinen Stübchen waren wir bei frischen Kuchen, Kaffee und Kosen nicht weniger froh. Von elf Uhr an läutete es abwechselnd in den Pfarrkirchen, und bald wurden die Straßen lebendig. Anstalten zur Beleuchtung der Stadt gab es da-

mals in Fulda noch nicht; hinter Handlaternen wandelte man nach den Kirchen. Man hörte die Menschen nur reden und lachen, nicht auch schreiten; denn ein tiefer Schnee lag unter dem schwarzen Nachthimmel. Aus dieser Nacht trat man in die tausendfach erhellte Kirche. Denn nicht nur die Kerzen der Altäre brannten; sondern auch neben den Gebetbüchern der Knienden die Wachsstöcke, — lange, dünne, auf eine Schnecke zusammengerollte Wachskerzen, die an dem nach und nach aufgezognen und aufgerichteten Ende brannten. Musik, Gesang, Gebete des Priesters, wie oft man sie gehört hatte, weckten in der ungewohnten Umgebung der Mitternacht einen neuen Schwung der Seele; denn auch die um den Altar wandelnden Gestalten hatten etwas Geisterhaftes, und die hohen Fenster, durch die sonst der Tag hereinschimmerte, blickten jetzt schwarz herab. —

Doch solch' eine nächtliche Feier konnte nicht ohne Kobolde bleiben. Nicht alle Herzen dieses Gewühls und Gedränges waren, wie mein unbewußtes Knabenherz, nach dem Hochaltare gerichtet und von der übermächtigen Feier bewegt. Aber was wußte ich damals von dem wilden Drange der Geschlechter, von dem Taumel üppiger Mahlzeiten und heißer Getränke, was von Allem, wozu die heilige Nacht ihren Schleier — nicht lieh, aber überließ! Höchstens verstand ich etwas von den kleinen Ausgelassenheiten. Studenten hatten Dinte in die Weihwasserkessel gegossen, und die Frommen, die niemals ohne in den Napf zu greifen und ihr Gesicht bekreuzend zu besprengen die Kirche verlassen, kamen schwarz betupft nach Hause und sahen einander verwundert an.

Andre Muthwillige hatten im Gedräng des Ausgangs diese und jene Andächtigen, — in der Kirche nur durch den gemeinsamen Faden des Gebets verbunden, nun auch eiligst mit Zwirn zusammengeheftet. Nur mit Mühe und zu beiderseitigem Verdruß konnten sie draußen, nach verschiednen Gassen strebend, unter vorgehaltner Laterne und von den Freiwandelnden hin und hergestoßen, mit mühsam beigebrachtem Messer, von einander geschnitten werden, und zu ihren Schimpfreden schlug aus der dunkeln Kirchenecke das Hohnlachen der Uebelthäter auf. —

In diesen Tagen war auch bei den Kapuzinern das Krippchen in einer Seitenkapelle der Klosterkirche aufgeschlagen, — ein mannshohes Gerüst, welches — wie das altenglische Theater in die Breite gedehnt — dem betenden Publikum einen schmalen Vordergrund entgegen führte, und an der hintern Wand gemalte Felsen und Felsenpfade empor trieb. Hier wurden die heiligen Geschichten der Geburt des Jesukindes mit halblebensgroßen Figuren dargestellt. Zuerst hatten die Hirten ihre Lämmer auf dem reichlich gestreuten Moos in die Nähe des Ställchens und der Krippe Jesu getrieben, um theils stehend theils kniend anzubeten. Dann verwandelte sich zu Neujahr das Ställchen in einen Tempel, und der hohe Priester stand mit einer Hörnermütze zur Beschneidung da; Maria und Joseph hatten ihre guten Kleider angelegt. Während dessen sah man schon von den fernen Bergpfaden herab die heiligen drei Könige zu Pferd mit Kameelen und Mohren, täglich etwas näher gerückt, herbei kommen. Endlich waren sie angelangt und überreichten ihre reichlichen Gaben. Solchen hohen Besuch

wußten die staunenden Eltern auch zu schätzen: der Nährvater Joseph hatte sein Hütchen abgenommen unterm Arme, und Maria die Mutter hatte sich vom Sitz erhoben und zeigte stehend ihr göttliches Kind. Mit dicken Strahlen hielt der Stern über dem Strohdächlein des Ställchens. Auf einmal aber waren die hohen Herrschaften aufgebrochen, und zogen nun links den Berg hinauf, der Stern voraus, der, wie wir hörten, den spitzbübischen Herodes hinter's Licht führen wollte. — Doch nun stand uns das nächstemal der betrübte letzte Akt vor, wie nämlich des gottlosen Herodes grausame Kriegsknechte die unschuldigen Kindlein mordeten. Es war auf's Anschaulichste dargestellt; aber glücklicher Weise hatte das gesuchte Jesuskind im Schooße seiner reitenden Mutter schon die ferne Höhe erreicht, und das von Joseph geführte Eselein sah sich recht pfiffig um. — Das waren Jubeltage für uns Nachbarskinder und für die Mütter, die Alles zu erklären hatten. Aber auch hier blieb der Muthwille nicht weg, und wenigstens war den im Vordergrund erreichbaren Schäfern ein Knöchlein oder Brotkrüstchen in das Ränzchen gesteckt, oder sonst ein Spaß an den Figuren ausgelassen. — So fand der Knabe hinter allem Heiligen einen kecken Widerspruch, und kränkte sich ohne Ahnung eines möglichen Zwiespalts in seinem gläubigen Herzen.

Dieß war die Sommer- und Winter-Atmosphäre unseres öffentlichen Lebens in Fulda, in der meine Kindheit athmete. Das Bisthum war ein stiller Pferch, zwischen dem Rhöngebirge, dem Vogelsberg und Thüringer Wald auf magerem Boden aufgeschlagen. Gewiß fielen manche

Luftstöße aus der Welt jenseit unserer Buchenwälder herüber, und bestrichen die höhern Stellungen des Fuldaer Lebens; aber sie wehten über und neben der Hütte hinweg, die meine Mutter mit der Familie ihres Bruders bewohnte. Nur der Heldenname aus einem Weltmährchen klang in unsere Stube herein: — General Buonaparte.

Die häuslichen Verhältnisse waren nicht weniger fromm. Jener Oheim, dessen ich eben gedachte, war einst Gärtner bei den Kapuzinern und nahe daran gewesen, Laienbruder des Klosters zu werden. In seinem groben Kamisol, im hellblauen Sonntagsrocke stak noch die Klosterluft; alle seine Erzählungen, seine Anekdoten und Späße waren von den Sandalen der guten Väter breit getreten, aus ihren Kapuzen gesammelt, von ihren Bärten gestrichen. Seine Wundergeschichten, wenn auch von Niemand bezweifelt, beriefen sich ausdrücklich und mit Stolz auf den Mund irgend eines Paters als Gewährsmannes. — Er war ein kleiner Mann, arg und eifrig in seinem Gewerb wie in seinem Glauben; über die Tonsur eines Kapuziners ging ihm nichts in der Welt, als etwa der blaue Himmel. — Heitrer und schwärmerischer war meine Mutter, blond und rundlich, von gutem Aussehen, nur dann und wann schwermüthig, wenn sie an die Zukunft ihres Knaben dachte. Denn die nähende Hand ist eben keine reichlich nährende; die stickende, steppende Nadel baut eine magre Steppe an. Ich freute mich immer heimlich, wenn sie zuweilen ein Lied vor sich hinsang, und ihren Legenden hörte ich mit Andacht zu. Mährchen wußte sie nicht, und niemals

habe ich mir aus Mährchen etwas machen können. Besonders gern erzählte sie von dem Kleide Jesu, das von seiner Mutter gewirkt, wunderbarer Weise unversehrt mit dem Kinde zum Manne aufgewachsen und bei dessen Kreuzigung noch wie neu den Kriegsknechten zugefallen sei. Wenn meine Mutter so hätte wirken können! Mit einer gewissen Schlauheit wußte sie, was ich nicht gern that, als etwas darzustellen, was vom Christuskinde auf seiner Mutter Geheiß frisch und fröhlich verrichtet worden sei; wie dasselbe denn besonders gern auch seiner Mutter Nähtereien den Leuten hingetragen habe, für welche sie gemacht worden. Ihre größte Angst um mich war gegen das Lügen gerichtet, und eine lebhafte Einbildungskraft spann ihr die Fäden irgend einer ersten Lüge durch alle Verwicklungen fort, bis ein Galgenstrick daraus gedreht werden konnte. Dann ergriff sie mich wohl mit Weinen und beschwor mich, stets wahr zu sein. — Dieß ist die umfassendste und welttiefste Lehre, die ich damals erhalten habe. Ein unzerreißbares Kleid hat mir die Mutter nicht schaffen können, wohl aber das Futterzeug jener starren Wahrheitsliebe, die wie gesteiftes Leinen, oft genug unbequem für mich und grob für Andre, in allen wechselnden Lebensgewändern ausgehalten hat. Im Uebrigen verschwisterten sich, wie es ja überall geschieht, mit den engen Ansichten meiner Verwandten die ängstlichsten Uebungen vorschriftmäßiger Gebete und gebotner Enthaltsamkeiten. Der Glaube an die Wirksamkeit von Amuletten und Weihungen bei Menschen und Vieh war unerschütterlich. Manches Jahr habe ich den 30sten April Abends das frische Weihwasser

aus der Pfarrkirche geholt, mit welchem vor der Nacht des ersten Mai, der nach dem Bloxberge schwärmenden Hexen wegen, alle Thüren besprengt wurden. Auch das Ziegenställchen bekam seine Tropfen und drei Kreidenkreuze; daher wir denn auch niemals erlebten, daß die liebe Geis am ersten Maimorgen nicht dem frischen Gras entgegen gemäckert und ein strotzend Eiter hingehalten hätte. Das Alles machte ich mit wie ein Alter. Und es ist mir zum Guten ausgeschlagen. Nie bekam ich Halsweh, da mir stets auf Blasiusfest die geweihten Kerzen umgelegt wurden; die fallende Krankheit und Krämpfe blieben fern; denn ich hatte auf Valentinstag meine gläubige Stirne der Kapsel unterworfen, die des Heiligen Gebein enthielt, und heute noch hat mir die längst vernachlässigte heilige Apollonia die frühe Andacht nicht vergessen, und meine Zahnlade vor Schmerz bewahrt. Ja eine gewisse Bescheidenheit, die ich oft verwünscht habe, sitzt mir noch von jenen Aschermittwochen her in den Augenbraunen, da meine Stirne so oft von Priesterhand mit Asche und den Worten bekreuzt wurde: Memento homo quia pulvis es. —

Solche häusliche Lehren und Uebungen wurden nach gleichem Maßstabe in der Stadtschule fortgesetzt, und meine angeübte Aengstlichkeit und Pünktlichkeit machten mich bald zu einem belobten Schüler. Wie sehr selbst unsere kindlichen Spiele, — da die fromme Stadt keine Gaukler und andre Nachahmung weckende Künstler auftreten ließ — sich in religiöse Gebiete verliefen, und sogar in die höchsten Mysterien verstiegen, mag folgender kindische Vorfall zeigen.

Wir waren schon in dem Alter, da die Knaben eine gewisse dunkle Zärtlichkeit für die Hübscheren unter den kleinen Mädchen empfinden. Im Hofe meines Oheims war jenes schon genannte Ziegenställchen mit einem offnen Raum unter dem schiefen Dach. Dieses Bödchen wandelten wir mittelst des Zaubers kindischer Phantasie in einen Himmel um, in welchem ich mit zwei andern Knaben die dreifaltige Gottheit darzustellen uns vermaßen. Ein reinlich Nachbarmädchen wurde als Maria zwischen uns erhoben, und in der That waren wir drei in einer gewissen Neigung und Eifersucht für sie — Eins. Ich, als vermuthlich der am finstersten Aussehende, stellte den Vater vor, und sann nun auch darauf, mich bei unserer Maria in das größte Ansehen zu setzen. Im hintern Hofe waren drei Höhlen von Reisigwellen erbaut; sie stellten Himmel, Hölle und Fegefeuer vor. Während nun die Seligen sich in Jauchzen und Jubel genug thaten, ließen es die Verdammten, die darin eine Schadenfreude sahen, an Heulen und Zähneklappern nicht fehlen, um — wenn auch nicht seliger, doch lauter zu werden. Während dessen falteten die in der dritten Höhle stumm die Hände um Erlösung. Diese zu bewirken, sandte ich nun den Sohn vom Ställchen hinab, erinnerte aber zugleich auch an jene Lehre unseres Katechismus, wonach der Geist vom Vater und Sohn ausgehe. So bestimmte ich denn meinen zweiten Nebenbuhler, sich ebenfalls zu erheben, um mit flügelartig ausgebreiteten Armen auf ein Weilchen auszufliegen. Nun allein Herr in unserm Himmel rückte ich der freundlichen Maria etwas näher, und da auch sie unglücklicher Weise

sich ein wenig breiter setzen wollte, rutschte das glatte Büschel Stroh, sie glitt hinab in den Hof und ich blieb auf den Dielen des Ställchens sitzen. Ein Schreien entstand; Himmel, Hölle und Fegefeuer versammelten sich um die Gefallne, die mit einer Quetschung am Beine nach Hause hinkte. Ueber uns aber kam eine Ahnung von Strafe für frevelhaftes Spiel, und mit Angst und Reue verloren wir uns auseinander.

Etwas mehr herangewachsen fand ich auch schon ein kirchliches Amt. Die Nonnen, wie kurzweg die Stiftsfräulein unserer Nachbarschaft hießen, waren nämlich eines Meßdieners bedürftig geworden, und warfen ihre Wahl auf mich, den blöden, das hieß — gutartigen Buben, der recht passender Weise so nah wohnte, daß er das Glöckchen hören und herbei springen konnte, wenn der Meßpriester im Convent ankam. Dieser war ein Franziskaner vom nahen Frauenberge, von den Nachbarn nur — der Nonnen-Pater genannt. Später hörte ich eine naivere Bezeichnung aus dem Munde eines Bauernknaben, der zum ersten Mal mit seinem Vater aus dem Gebirge zur Stadt gekommen, einige Nonnen mit ihrem Meßpriester über die Straße gehen sah. Das sind Nonnen, Peterchen! sagte der Alte. — Und der braune Mann, Vater, fragte der Bube, das ist wohl der Nonnerich? - -

Und so

trat ich als Ministrant
dem Priester zum Altar voran,
das Meßbuch in der Hand.
Und kniete rechts und kniete links,
und war gewärtig jedes Winks. —

Ich wüßte nicht zu sagen, worin mir dieser fromme Dienst so förderlich gewesen wäre, als er mir etwa lieb war. Eine kindische, aus gesundem Blut hervorgehende Unruhe konnte sich nun an heiligen Dingen auslassen, — ein leichtes Leisten, an welches sich ein frommes Dünkelchen anknüpfte. Es blieb auch nicht bei der Kapelle der Stiftfrauen; ich trieb mich gar bald auch in den Sakristeien andrer Kirchen, und am liebsten bei den Kapuzinern umher. Die dämmerigen Gänge, in denen man kaum die Namen über den bewohnten Zellen lesen konnte, der mysteriöse Geruch, aus Weihrauch und Sauerkraut gemischt, — denn das Kapuzinerthum wohnt zwischen Kirche und Küche —; die Tonsur und die Bärte zogen mich an. Kurz ich war wie die Mönche selbst in einem frommen Müssiggang, der um so verführerischer war, als wir Meßbuben, wenn wir hungrig wurden, auch zu essen bekamen. Ja, auch eine kindische Habsucht kam hinzu, da wir von den Mönchen ein Bildchen, von Weltgeistlichen einen Kreuzer nach jeder Messe zu erwarten hatten. Wie sehr wir auf diesen Lohn rechneten, erinnere ich mich noch gar wohl; denn ein finstrer, hastiger Kapuziner, Pater Borgias, pflegte niemals etwas zu schenken, weshalb wir uns immer vor ihm versteckten. Einmal erwischte er mich aber beim Kragen und nöthigte mich zum Dienste. Dieß wurmte mir während der ganzen Messe, da mich zumal die Andern in den Kirchenecken mit Gebehrden aushöhnten, so sehr, daß ich, als der Mönch nach der Messe wieder ohne ein Bild zu geben, wegging, ziemlich laut nachrief: Ich will nur sehen,

wann der Pater Borgias einmal Pater Bezahlas heißen wird! —

Die erhaltnen Meßkreuzer aber lieferte ich ehrlich nach Hause. Ich mochte fühlen, daß ich unter den vielen kleinen Sorgen meiner Mutter doch ihre größte war. Denn schon dachte sie daran, was einst aus mir werden sollte. Am leichtesten glaubte sie es zu bestreiten, wenn ich Schneider würde. Die Nadel war ihr heilig, und ein Schneider, berechnete sie, brauche eben kein theures Werkgeräth. Aber ein Lehrer der Bürgerschule brachte sie auf andre Gedanken: er meinte, bei meinen guten Gaben müsse ich studiren. — So war es denn beschlossen: ich lernte bei einem wohlfeil docirenden Studenten einiges Latein, und ward in die Vorbereitungsklasse des Gymnasiums aufgenommen, als ich zwölf Jahre vorüber war. —

Das Studiren in Fulda war unter der bischöflichen Regierung sehr erleichtert. Die geistlichen Lehrer standen auf geistlichen Pfründen; es ward daher nur ein geringes Schulgeld bezahlt, und die begabten Söhne vermögenloser Eltern wurden ganz frei aufgenommen; ja sie erhielten noch aus Stiftungen mancherlei Forthülfe an Geld und Büchern; die verschiednen Klöster gaben Freitische. — Der Hierarchie muß es nachgerühmt werden, daß sie die Freiherrlichkeit der Naturgaben stets respectirt —, und, da sie kein Privilegium der Vornehmen und Reichen auf geist- und gemüthvolle Nachkommenschaft anerkannte, Alles gethan hat, um niedrig gebornen Talenten aufzuhelfen. Wieviel Söhne niedriger Eltern haben die höchsten Kirchenwürden und selbst den

heiligen Stuhl eingenommen? Die Abfälle einer Wirthschaft düngen die kommenden Ernten: die niedern, kummerfeuchten Schichten der Gesellschaft haben die kräftigsten Charakter-Stämme, die fruchtbarsten Köpfe hervorgebracht.

Als ich nach einem Jahre der Vorbereitung den Studentenmantel erhielt, galt noch die alte jesuitische Einrichtung auf dem Gymnasium. Es war das letzte Jahr ihres Bestandes. Religions-Unterricht und kirchliche Uebungen nahmen viel Zeit weg. Zwar den Wechselgesang der lateinischen Psalmen machte ich Sonn- und Feiertags nach Mittag gern mit; auch unter der Frühmesse wurde manches gereimte Lied in dem naiven Kirchenlatein frisch weggesungen: nur das Beichten fing an, mir lästig zu werden. Denn obschon es mir seit meinem siebenten Jahre schon oft genug vorgekommen war, so nahm ich es doch immer noch zu ängstlich, und fürchtete der wichtigen Handlung nicht genug zu thun. Auch bildete sich bereits ein innerlichster Widerspruch, der mir erst viel später klar wurde. Ich hatte nämlich ein recht katholisches Naturel. Wie nämlich die Kirche äußerst streng in der Lehre und ungemein nachsichtig im Leben ist: so war in mir ein tiefer Ernst für das Wahre und Gute mit vielem leichten Sinn für Thun und Lassen verbunden. Nun sollte ich mich oft genug dessen anklagen, was sich im Augenblick gar nicht anders hatte machen lassen, und es ängstigte mich tagelang, daß es mir an wahrer Reue und Leid so wie an festem Vorsatze fehlen möchte, es nicht wieder zu thun.

Inzwischen war Fulda säcularisirt worden, und an den Prinzen von Oranien übergegangen. Die Schulen sollten umgestaltet werden, und Meißner, der bekannte Skiz-

zenschreiber, war schon als Studien-Director eingetroffen. Zu den größten Eiferern, die sich damals, freilich nur mit heftigen Worten, der Invasion des Protestantismus in das reinkatholische Land widersetzten, gehörte unser bisherige Director Pfister, — ein ehemaliger Jesuitenschüler, klein und gebückt einherwandelnd, niedergeschlagnen Auges, unter der Stirne flüchtig hervorblickend, nicht ohne mannichfache Kenntnisse, die sich aber unter den beschränktesten Gesichtspunkten sammelten. Wie bemühte er sich noch vor seinem Abtreten, uns mit Sprüchen der Kirchenväter wie mit Stacheln und Schuppen gegen die Einflüsse der Reformation zu panzern! Ein recht unwiderleglicher Beweis für die alleinige Wahrheit der katholischen Kirche wurde uns darin an die Hand gegeben, daß man doch von jedem katholischen Priester auf den Bischof, der ihn geweiht, von jedem Bischof auf einen Papst, der diesen eingesetzt habe, und in der Reihe der Päpste ununterbrochen bis auf den von Christus selbst bestellten Apostel Petrus zählen könne. Die Protestanten aber könnten, wenn das Glück gut wäre, allerhöchstens bis auf Luther hinauf kommen, wo sie dann entweder wieder zurück in die Kirche treten, oder als Abtrünnige angesehen werden müßten, die bei weitem nicht bis an das wahre Christenthum zureichen vermöchten. — Mit diesem Streitkolben ging ich seelenvergnügt in dem umgestalteten Gymnasium aufwärts.

Aus jenen Tagen der Stacheln und Dornen sind mir doch auch Momente des religiösen Duftes erinnerlich. Die Zeit der Jünglingschaft näherte sich mit der schönen Begeisterung dieses Alters, die freilich damals noch eine

reinreligiöse Stimmung trug. Es waren Augenblicke des Gebets, die an Entzücken grenzten. Wie ließen sie sich beschreiben? Ich dachte nichts, ich wünschte nichts, ich bereute nichts, ich fühlte die süßesten Schauer mit dem Glauben an die Gottesnähe, — sanfter, reiner, als jene Schauer, welche befriedigte Liebe gewährt. Auch ließen sie eine Erschöpfung zurück. Ich dachte damals freilich noch nicht, daß religiöse Andacht, poetische Begeisterung und Inbrunst der Liebe bloß verschiedne Bebungen einer und derselben Aeolsharfe in uns sein mögen, die nur von verschiednem Anwehen des Ewigen erschüttert wird.

Wie nun den Jünglingen, sobald ihnen mit dem bunten Gefieder auch der Flattertrieb wächst, das Leben auf mancherlei Weise nachstellt: so sollte mir, wahrscheinlich aus einer Art von Ironie, da ich einmal ganz vergnügt nur auf dem Kirchen- und Glaubenswege umher hüpfte, auch eine erste Schlinge aus einem geweihten Stricke gelegt werden. — Ich erhielt nämlich, kaum aus dem Gymnasium zum Lyceum übergegangen, eines Sonntags nach Mittag die Einladung, den Pater Eustach zu besuchen, jenen Nonnenpater auf dem Frauenberge, dem ich einst oft genug die Messe bedient hatte. Begierig, was der von mir wollen könnte, eilte ich, sobald das schon murrende Gewitter vorüber war, gegen Abend nach dem Bergkloster. Die sinkende Sonne, hinter dem ausgeregneten Gewölke hervorstrahlend, fiel durch das kleine Fenster in die Zelle, die ich betrat, und die den Blick in die herrliche Landschaft und nach dem Rhöngebirge hatte, über welchem noch die Ruine eines Regenbogens schimmerte. Gar freundlich empfing mich der Pater mit der

jähen Frage: Nun, wo hinaus mit der Feder? — Er lachte erst über mein verwundertes Aussehen, und erklärte sich dann deutlicher. Er meinte nämlich, welches Brotstudium ich beabsichtige. Und da ich daran noch gar nicht gedacht hatte, so suchte er mir die Wahl seines Ordens lockend zu machen. Die oranische Regierung hatte nämlich nach Aufhebung des Kapuzinerklosters beschlossen, die Franziskaner noch fortbestehen zu lassen, und das Kloster suchte nun Kutten-Rekruten. — Sie müssen sich keine falschen Vorstellungen von unserm Klosterleben machen, sagte der Pater zu mir. Sie haben vielleicht auch von den so beliebten Ritterromanen gelesen, in denen die Mönche gar schwarz gemalt erscheinen. Nein doch! Wir sind mit der Zeit fortgegangen. Sie würden außer der Theologie auch philosophischen Unterricht in unserm Kloster erhalten. Es kann Niemand den Kant besser verstehen, als unser Pater Polycarp Schmitt. Und wie würde sich ihre liebe Frau Mutter freuen! Ich hätte schon aus einer natürlichen Gutmüthigkeit diesen Vorschlag nicht unbedingt abweisen können; allein es mischte sich auch etwas Schalkhaftigkeit dazu, den Pater zu necken. So erklärte ich denn, die Sache verdiene eine ernsthafte Ueberlegung; er möge mir nur Zeit dazu gönnen. — Damit war der Mönch wohl zufrieden, und lud mich ein, ihn öfter zu besuchen. —

Wie ich nun nachdenklich den Berg hinabwandelte, tief unter mir die Stadt mit den sonntagabendlich rauchenden Schornsteinen lag, die Lerchen in den letzten Strahlen des Tages jubelten, und die alten Lindenbäume unter dem Abendwinde vom Gewitterregen troffen: da

ward mir bei dem Gedanken an eine Lebensbestimmung sehr wehmüthig. Ich war frei gewesen, wie diese schwärmenden Lerchen; ich war es noch, und flatterte nun um einen Sprenkel, auf welchen ich mich zuweilen zur Neckerei des Vogelstellers niederzusetzen dachte. Es warnte und lockte mich zugleich; die Kutte gefiel mir nicht; aber daß man sich schon um mich bewarb, schmeichelte mir.

In der That besuchte ich den Pater Eustach öfter. Er bewirthete mich jedesmal auf's Beste, und unterhielt mich mit Klosterangelegenheiten. So zeigte er mir einst ein so genanntes Agnus Dei, — eine gelbe Blechmünze mit aufgeprägtem Lamm Gottes, die geweiht und an einem Oehr von Bäuerinnen um den Hals getragen wird. — Was glauben Sie, daß ich damit anfange? fragte er schmunzelnd.

Ich weiß es nicht?

Ha, ha! lachte er vergnügt. Ich lasse Oel d'raus schlagen!

Oel daraus? —

Ja, ja! Das verstehen Sie wieder nicht. Ich schenke es nämlich einem hübschen Bauermädchen; das schenkt mir Lein dafür, und aus dem Lein lasse ich Oel schlagen für das Kloster.

Wer weiß, wie tief ich schon als Laie nach und nach in die Politik des Klosters eingeweiht worden wäre, hätte nicht die Ankunft des Vorstehers über eine Anzahl Klöster eine raschere Entscheidung herbei geführt. Ohne von dieser Ankunft etwas zu wissen, machte ich meinen gewöhnlichen Besuch. — Gut, daß Sie heute kommen! rief mir Pater Eustach entgegen. Der Pater Provinzial ist angekommen,

und wünscht Sie zu sehen. Sie haben nun Zeit zur reiflichen Ueberlegung gehabt, und werden Ihren Entschluß erklären können. Warten Sie hier ein wenig, ich will Sie melden.

Er verließ die Zelle, um den Provinzial aus dem Refectorium zu holen. — Mein Herz schlug: ich war zu abgeneigt, um Ja zu sagen, zu blöd, ein Nein zu erklären, und eine täuschende Zusage zu geben, fiel mir nicht ein. Also rannte ich aus der Zelle die Treppe hinab, schellte an der Pforte, flüsterte dem freundlichen Bruder Pförtner ein bläßliches Lebewohl, und setzte wie ein Reh, hinter dem die Büchse geknallt hat, an der Gartenmauer des Klosters den Berg hinab. Im Gefühle meiner Freiheit malte ich mir dann die Gesichter Eustachs und des Provinzials, wenn sie in die Zelle kämen, um den Novizen zu sehen. —

So war ich denn dem Kuttengürtel entgangen, der schon, in eine Schleife gezogen, über mein Ja nickendes Haupt zu fallen bereit hing. Ich war bloß einer dunkeln Abneigung gefolgt. Wie hätte ich auch in meinem 16ten Jahre eine solche Angelegenheit für das Leben eigentlich prüfen können? Was wußte ich oder meine Mutter vom Leben, — von dem Wechselbedürfniß eines Menschen und seiner Zeit? Wie hätte ich abmessen können, was das Leben bringt, und das Kloster nimmt! Kannte ich damals die Triebe, die eines Mannes Herz darum nicht ungeschoren lassen, weil etwa sein Scheitel geschoren ist? Und wenn ich erst Armut, Keuschheit und Gehorsam geschworen, die edelsten Keimaugen des Lebens — die Sprossen der Thätigkeit, der Liebe und der Ehre zerdrückt hätte: sollte ich vielleicht darin eine Aussöhnung mit dem drei-

knotigen geweihten Lendenstricke finden, daß derselbe wenigstens doch über dem schwellenden Bauche nachgab? — Wie konnten wir das und noch so Vieles überlegen? Meine Mutter maß das Leben mit ihrer Nähnadel, und ich flatterte an dem Faden, der im Oehre dieser Nadel hing. Berathende Freunde hatten wir nicht. —

In den drei Jahrgängen des Lyceums zu Fulda wurden auch philosophische Vorträge, — über Logik, Metaphysik und practische Philosophie gehalten. Hier gewannen wir nun, besonders auch durch Schriften, die uns zu Handen kommen mußten, neue Standpunkte über religiösem und kirchlichem Gebiet. Ich kann aber nicht sagen, daß mir jetzt viel Zweifel und Kämpfe erwachsen wären, wie man nach einer so engen und ängstlichen Erziehung erwarten sollte. Mancherlei Zweifel waren schon viel früher, ich möchte sagen — von selbst entstanden, waren hin und her gewendet worden, und beruhten, ohne gerade abgethan zu sein. Mein Herz war voller Ahnung, oder Bedürfniß andrer Wahrheiten und so gesättigt von katholischer Dogmatik, daß die flüchtigsten philosophischen Ansichten wie kräftigste Reagentien wirkten, und plötzlich den ganzen katholischen Katechismus zu einem Bodensatz niederschlugen. — Es liegt in der Natur oder in der Dialektik der Geistesentwicklung, daß ein grasser Supernaturalismus zuerst in einen handfesten Rationalismus umspringt: vielleicht ist es aber nicht so gewöhnlich, daß man sich, wie es mir erging, noch lange und vergnügt in den Schaukelbändern der Ceremonien einer Kirche wiegt, an die man nicht mehr glaubt. So läßt man sich wol auch durch Schmeichelkünste einer Geliebten noch lange hinhal-

ten, wenn man ihr auch nicht mehr traut. Allerdings mag aber ein entschiedner Geist weniger in solche Widersprüche gerathen, als ein träumerisches Herz. — Ist einmal jener Zwiespalt zwischen dem äußern und innern Glauben eingetreten, dann will es Zeit haben, bis jener Widerspruch sich zu einer religiösen Ansicht der Weltgeschichte versöhnt und verklärt. Wir waren damals um dergleichen sehr unbekümmert; wir waren jung, nach allen Richtungen unseres Lebenslenzes hinflatternd. Auch gab es damals keine religiösen Streitigkeiten; die Kriege Napoleons füllten die Welt, und unsere Herzen setzten die Frühlingskeime der Liebe an. —

Bald war das Lyceum durchmessen, und es galt, sich für ein thätiges Leben vorzubereiten. Ich räthselte noch mit mir selber (denn ohne Freunde, in einer mittellosen Lage war guter Rath theuer) was aus mir werden sollte; als unerwartet das Seltsamste schon aus mir geworden war, was aus einem Studenten werden konnte, der statt eines Ueberrocks zu seinem zwanzigsten Geburtstage, — einen Hochzeitfrack zu seiner Vermählung bestellen mußte. Dem Kuttenstricke war ich durch eine innere Stimme entgangen: in diesen Bund zog den Wiederstrebenden ein unauflösliches Wirrniß. — Doch das ist ein andrer Lebensfaden, der jetzt nicht ausgezogen werden soll. —

Eine so frühe und höchst unglückliche Verbindung hatte zunächst auf die sittliche Kraft des Lebensmuthes und auf die tröstenden Kräfte der Phantasie einen entschiednen Einfluß, weniger aber auf religiöse Ansichten. Viele Jahre ließ ich das Kirchliche hingestellt sein. Selbst wenn ich

Antheil daran nahm, geschah es nur, um eine religiöse Stimmung zu erwecken, die eines andern Glaubens war, als an die katholischen Dogmen. Und die Aszetik der Kirche, — wie kleinlich erschien sie mir, wenn ich die großen Entbehrungen, die Fasten und Peitschenhiebe des Lebens erwog, die mir auferlegt waren, und die ich mit stolzer Heiterkeit ertrug. Ich wies den fröhlichen Genius nicht zurück, wenn er mir nach einer fremden Freude winkte; aber auch der ernste war mir eben so willkommen, wenn er in einsamen Stunden die Orgel in meiner Brust rührte, und die Kerzen der heimlichsten Andacht anzündete. Dann fand mein Glaube nur den einen Altar für den Unaussprechlichen, dem ich es überließ, ob er etwa dreifaltig sein mochte; nur ein Dankgebet stieg auf für das beseligende Gefühl des Daseins; auch ein Opfer fand Statt — aller der Schmerzen nämlich, die man über eigne Mängel und fremde Leiden empfindet, und eine ewige Lampe der Erkenntniß erlosch niemals, — daß uns eine Gotteshand führt. Und wenn ich dann mit der Weihe neuen Muthes in das Leben trat, bekümmerte ich mich um das Geheimniß der Gnade nicht, so lange ich eine tiefursprüngliche Wärme für das Gute in mir empfand, und glaubte ich an die Erlösung, die unsern Willen frei von dem Zwang des Bösen gemacht hat. — Dennoch mochte auch hierin wieder mein Naturel viel katholischer sein, als ich es wähnte, und wie diese mütterliche Kirche sehr nachsichtig mit den mangelhaften Werken Derjenigen ist, die ihrer rührenden Andacht treu bleiben: so mag ich es wol gerade an jenen Tagen, da mein Herz so voll von Aeolsharfenklängen eines Wehens von Oben war, oft

genug an energischem Handeln haben fehlen lassen. Und wie oft wird man nicht selbst an diesen frommen Gefühlen irr! Darf man jenen Rührungen, die vielleicht nur von eignen Stimmungen der Eingeweidnerven herrühren, einen so großen Werth um deßwillen beilegen, weil man ihnen etwa den Gedanken an die Gottheit zum Exponenten gibt? Oder verhält es sich in der That umgekehrt, und bebt das Uebersinnlich-Heilige, wenn es sich dem Menschen in Akkorden der Andacht verkündigen will, gerade in jenen niedern Nervensaiten, wie ja wirklich auch die zartesten Harmonien in Darmsaiten erklingen? —

Absterbende Organismen der Natur gewähren einem jeden Beschauer den gleichen Anblick hier noch grünender, dort schon vertrockneter Theile. Anders ist es mit den Organisationen des Geistes. Darum läßt sich in Hinsicht auf einzelne Menschen nicht bestimmen, wie weit der absterbende Katholicismus für diesen oder jenen noch lebendig sei. Derselbe Zweig, der den Einen schon kahl anstarrt, fächelt den Andern noch mit welken Blüthen. Aber so übermächtig ist die Lebenskraft einer Kirche, die einst eine ganze Welt mit Wundern bevölkerte, daß sie jetzt noch mit einem tiefsinnigen Gebrauch, mit der Zauberformel eines Gebets religiöse Gefühle selbst in einem ihr ganz abtrünnigen Herzen anfacht. So kam es, daß ich, im Staatsdienste nach Hanau versetzt, auch hier noch die katholische Kapelle besuchte, in deren kahlem, engen Raume sich die Bewegungen der Messe nur kümmerlich ausnahmen. In dieser regsamen, vergnüglichen Stadt, vor Fulda durch vielseitige Thätigkeit und anmuthige Lebensbildung ausgezeichnet, herrscht zugleich eine auf diese Bildung ge-

gründete, aber bis an Gleichgiltigkeit streifende religiöse Toleranz. Jene eifrigen Wallonen, geschickte Weber und Goldschmiede, die einst um des verfolgten Glaubens willen ihr Vaterland verlassen konnten, scheinen damals das ganze Familien-Kapital des Religionseifers verbraucht — und nachdem sie hier am flachen Ufer des ruhig strömenden Main heitern Willkomm und bequemen Raum für den Webstuhl und das Werkbrett gefunden, ihren Nachkommen nur die ganze unverbrauchte Ersparniß an Lebenslust vererbt zu haben. Von Sekteneifersucht kam hier im Leben nichts vor, einige Betbrüder belächelte man, wenn sie Einem von einem Landhause her auf dem Philippsruher Wege in schlichtem Ueberrock und breitem Hut begegneten, und kaum einige wissenschaftlichen Männer bekümmerten sich um die literarischen Fehden, die zwischen Katholicismus und Protestantismus um des lieben Friedens willen in ältern und neugegründeten Zeitschriften geführt wurden.

Da ging mir unerwartet durch einen Freund eine Auffoderung des Pfarrers Friederich in Frankfurt zu, an seinem neu gestifteten „Protestanten" — einer gegen den „Katholiken" gerichteten Zeitschrift, — Antheil zu nehmen. Dieß seltsame Zutrauen fand in mir jenen leicht aufregbaren Trotz, mit dem man sich so gern gegen eine Partei auflehnt, der man äußerlich zugezählt wird, ohne ihr innerlich anzugehören. Die auf's Neue gespreizten Finger der Römlinge ärgerten mich überdieß im Stillen, und warum sollte ich nicht gestehen, daß man auch oft sein Vergnügen darin findet, auf eine paradoxe Weise unklug zu sein? Kurz, ich gab jener Auffoderung gern nach, und lieferte kurze Betrachtungen über katholische

Dinge. Da mir als Laien das schwere Rüstzeug fehlte, so führte ich mit desto mehr Laune die leichten Waffen. Und doch ist der Spott oft viel ehrlicher, als wofür er gewöhnlich gilt: er trennt rascher, was einer angefochtnen Sache abgefault noch anklebt, und erweckt, was ihr nur lau angehörte, zu neuem eifrigen Leben. Eigentlich hieb ich aber nur um mich her, um mir durch die Auswüchse Bahn zu dem überwucherten Heiligthum des wahrhaften Christenthums zu machen, vor welchem ich meine besten Weihrauchkörner streuen wollte. — Meine kleinen Betrachtungen fanden Beifall, und so war es dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt ganz recht, daß ich sie mit manchen noch ungedruckten vermehrt, bei ihm unter dem Titel: „Rosenkranz eines Katholiken" herausgeben wollte. So erschienen sie 1829. —

Das Buch liegt vor, und ich selbst weiß nur zu sagen, daß die Katholiken über giftige Dornen schrien, und viele Protestanten den Duft der Rosen lobten. — Was die Dornen anbelangt, so machte das bischöfliche Domkapitel in Fulda noch in demselben Jahre selbst eine Lese davon, die es mir durch Vermittlung des katholischen Pfarrers in Hanau vorhielt, damit ich mich rechtfertigen, oder widerrufen sollte. —

Es liegt nicht in meinem Zweck, mich auf dem verschlungnen Pfade zu einem freien Ausblick auf ein großes Zeitinteresse bei den Verhandlungen aufzuhalten, die mit jener geistlichen Behörde nunmehr unvermeidlich waren. Die Stellvertreterin der Kirche sprach in dem ruhigen Tone, der scharf und streng tadelt, aber mild und mütterlich ermahnt. Und wenn ich nun nicht erwarten durfte,

mein Buch vor einer solchen Obrigkeit gerechtfertigt zu sehen, so wollte ich diese dafür auch nicht erwarten lassen, daß ich es widerrufen könne. — Unrecht vom Standpunkte des Bischofs oder auch nur zu tadeln war es gewiß nicht, wenn derselbe einen Katholiken, der einen solchen Rosenkranz für sich betete, von der Kirche ausschließen wollte, und doch gestand selbst der katholische Pfarrer in einem Bericht an seine Vorgesetzten ein, es dränge sich jedem Unbefangnen die Ansicht auf, daß es am zweckmäßigsten gewesen wäre, die ganze „Geschichte" mit dem Verfasser des Rosenkranzes zu ignoriren. Allein die Räthe des Bischofs, die also von dem Pfarrer selbst zu den Befangnen gezählt wurden, waren noch zu lebhaft jener alten Zeit eingedenk, wo der Bischof neben dem Krummstab auch das Schwert geführt hatte; sie gönnten sich den unsäcularisirten Jubel, nach so viel unfruchtbaren Jahren wieder einen neuen Bischof zu haben, der glücklicher Weise ein alter lenksamer Pfarrer war. Und alle diese Auto da Fe-Lustigen kannten überdieß den Verfasser des Rosenkranzes persönlich.

Letzterem wurde nun eine ziemlich geraume Frist gegönnt, um sich eines Bessern zu besinnen. Merkwürdig genug lieferten ihm die geistlichen Herrn zu seiner Selbstbelehrung eine Schrift des protestantischen Tholuk über dessen Lehre von der Sünde und vom Versöhner. So unpartheiisch wollten die Bischöflichen erscheinen, oder — so katholisch sieht Tholuk aus! Ich hatte diese Frist selbst gewünscht, weil es mir damals schien, als ob auch der Bischof einer Besinnung bedürfe, nämlich auf die Zeit, in welcher er eine Excommunikation aussprechen wollte.

Zugleich benutzte ich diese Zeit, um in meinem Buche: „der Christbaum des Lebens, Frankfurt, Brönner 1831" — eine tiefer begründete Erklärung auszustellen. — Als nun nach Ablauf von Jahr und Tag eine wiederholte "liebevolle Ermahnung zum Widerruf meines Rosenkranzes mit Androhung einer förmlichen Excommunication erfolgte: so blieb mir nichts übrig, als eine solche verjüngungslustige Kirchengewalt in ihre engsten Schranken zurück zu drängen. Ich rief den Schutz des Ministeriums gegen jede in's Leben greifende Excommunication auf, und es erfolgte ein gemeßnes Verbot an den Bischof in Fulda. Dieser blieb nun auf seine bloße Kirchengewalt beschränkt, nach welcher er ganz in der Stille, ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anschlag an der Kirche, einen Bann verhängen konnte. Und so schloß denn — „Johann Adam Rieger, durch Gottes Barmherzigkeit und mit Bestätigung des apostolischen Stuhls Bischof zu Fulda" schriftlich, durch Verfügung an den Pfarrer, den Verfasser des Rosenkranzes eines Katholiken von seiner Kirche aus. „Gegeben am Michelsberge zu Fulda am 25 Juni 1831." —

Es war ein Gewinn für beide Theile: der Bischof hatte doch nun für seine einmal angefangnen Akten einen Schluß, und der Excommunicirte war aus einem unbestimmten zu einem entschiednen Zustande hingewiesen.

Eine Frucht, aus ihrer Kapsel gesprengt, ist nur desto freier für Luft und Boden, unter deren Einflüssen sie ihre Entwicklung durchzumachen hat. Jeder Uebergang in

neue, wenn zumal höhere Zustände ist aber mit eignen Aengsten verbunden, im Menschenleben, wie in der Weltgeschichte, — dem Leben der Menschheit. Daher sind religiöse Menschen nicht gern ohne Kirche: sie glauben sich in der gewohnten Hülle, wenn auch nur aus Gewohnheit, leichter fassen zu können, und am Ende ist es nichts andres, als daß sie eben gefaßt sind. Etwas dergleichen hatte ich auch zu erfahren gehabt. Viele Jahre hatte ich mich in der gesprungnen Kapsel des Katholicismus gehalten, wenn auch nur wie ein Kern, der darin lose rasselt. Aber mitten in der großen Peterskirche hatte ich die Uebergangskrise des Protestantismus für mich im Stillen und auf innerliche Weise bestanden, wie solche vor dreihundert Jahren äußerlich so viele Länder durchgoren hatte.

Einer, der den Protestantismus auf solche Weise am katholischen Stamme selbst besteht, fühlt natürlich diese religiöse Krise anders, als Einer, der, im Protestantismus geboren, ihn als einen festen, selbständigen Zustand betrachtet. Ich aber konnte ihn in keiner seiner bestehenden Gestalten für eine eigentliche Kirche ansehen, selbst dermal nicht, wo die einst verworfne päpstliche Unfehlbarkeit von jedem Pastore in Anspruch genommen wird. Und wenn mir innerhalb des Katholicismus der Verfall der Kirche nicht unbemerkt geblieben war, so konnte ich im Protestantismus nur den Abbruch derselben erblicken, der vielleicht in unsern Tagen — ein Ruhestündchen hätte. Aus diesem Gesichtspunkte konnte ich mich nicht entschließen, zu einer der protestantischen Glaubensgemeinden überzutreten. Ich fühlte mit tiefer Betrübniß das feuchte, faule Herbstwetter der Gegenwart, die noch weit entfernt von einem neuen

Frühling, und noch lange nicht aufgeräumt war für eine neue, zweite christliche Kirche. Desto lieber blickte ich zurück, und betrachtete zuweilen, aus welchen Bausteinen sich die erste, nun baufällige, einst errichtet hatte. Aufs innigste überzeugt, das göttliche Christenthum bestehe in keiner äußern Form oder Kirche, sei nur schaffend-erlösender Geist, der Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervorrufe, dachte ich, wann wol wieder einmal dieser Geist so frei und hüllenlos in die Zeit blitzen könnte, wie er einst aus dem morschen Mosaismus hervorgezückt war. Auf diesen Stamm mußte ich zurück kommen, der einst sogar das religiöse Element des Lebens in seine bloße Staatsbildung mit verflochten, und selbst mit allen Wurzeln, in das Irdische getrieben hatte, so daß die heiligsten Gebote nur gegeben wurden, — „damit Du lange lebest auf Erden." Aus dem Geheimnisse des Gegensatzes, in welchem ja doch alle Schöpfungskräfte liegen, suchte ich mir faßlich zu machen, daß gerade aus einem in die tiefste Erde treibenden Stamme die freieste Himmelsfrucht habe erwachsen müssen.

Die heilige Hülle dieser Frucht, Christus, war — von Priesterfersen zertreten worden —; das strahlengefiederte Samenkorn des Christenthums, von den Aequinoctial-Stürmen der Zeit da und dorthin getragen, senkte sich in eine morsche, zerfallende Welt. Es war die Welt des römischen Staates, mit erstaunlicher Kraft und Klugheit aus Ländern dreier Welttheile zusammen gefügt. Die Welt mußte erst alle Herrlichkeit der Macht, alle Ueberschwänglichkeit der Genüsse schauen und abschäumen, um das Gefühl der Leere und Ermüdung zu gewinnen, mit

welchem sie die göttliche Weisheit von der Nichtigkeit des Irdischen und die Erquickung einer allein beseligenden Liebe aufnehmen sollte. Zu solchem Zwecke freilich glaubten die Römer nicht zu handeln, als sie mit ihren Legionen die Völker bezwungen, und drei Welttheile durch Straßen und Flotten verbunden hatten. Aber aus Instinkt, wie der Vogel sein Nest, baut der Mensch die Weltgeschichte; mit Bewußtsein und Ueberlegung glaubt ein Jeder, wenn er seine Absichten erreicht, auch sein Werk gethan zu haben, wie der Vogel auch, indem er nistet, seinen heißesten Trieb befriedigt; doch wie dieser der Natur, dient Jener der Vorsehung. Denn wie erlahmte nicht zuletzt die Eitelkeit der Welt an den unaufhörlichen Siegen und Triumphzügen; wie übersättigte sich nicht der Genuß, der aus den scytischen Wäldern sein Pelzwerk, Teppiche aus Babylon, die kostbare Fracht der jährlichen hundert und zwanzig Schiffe von der Küste Malabar, von der Insel Taprobana, und die ekeln Leckerbissen aus allen Meeren bezog! Und wie verzweiflungsvoll war die größere Hälfte der Menschheit, die all' diesen Genüssen dienstbar war, — das Elend neben dem Ueberfluß, der Hunger neben dem Ekel! Und bleibt solche Schwelgerei und solche Verzweiflung ohne die entsetzlichsten Thaten? Nein, die Zeit war bald tief durchfault, und Verbrechen lasteten auf dem Bewußtsein der damaligen Menschheit, unter denen jedes Vertrauen auf die bekannten Entsündigungsmittel zusammen brach. Die Gewissensangst selbst greift zur tollsten Versöhnung mit dem Himmel. Man rennt nach den Taurobolien, — Reinigungen, denen sich Büßende unterwarfen, indem sie unter einem Gerüste das Blut geopferter Stiere

auf ihren Leib träufen ließen. Der schwarze, angeblich vom Himmel gefallne Stein, unter dem man zu Emesa die Sonne verehrt hatte, ward in feierlicher Prozession durch die Straßen Roms gefahren. Sechs milchweiße Rosse, mit reichen Decken behangen, ziehen den Wagen über voraus gestreuten Goldstaub. Der fromme Kaiser Heliogabal führt die Zügel, rückwärts schreitend, um die rettende Gottheit immer im Auge zu haben. Mit großer Feierlichkeit werden die Opfer gebracht, Thiere, köstliche Weine und Räucherwerk. Syrische Mädchen führen unter wilder Musik wollüstige Tänze auf, und die ersten Beamten des Reiches verrichten in langen, phönicischen Gewändern den Gottesdienst. — Eine Gegenwart zu begreifen, ist das sinnliche Volk wenig geschickt: sie zu genießen, oder ihr zu unterliegen, ist es allein gut genug. Aber um rückwärts und vorwärts zu blicken, sich zu ängstigen oder zu bekümmern, stellen sich auch bei dem verworrensten und unruhigsten Menschen einzelne Augenblicke ein, und rütteln ihn aus seinem Taumel auf. Und nun erschallt ihm ein himmlischer Ruf: Kommt alle zu mir, die ihr müde und beladen seid, und ich will euch erquicken! — Mühselig in Genuß oder Arbeit, beladen mit Sünde oder Knechtschaft war alle Welt. Da wandelt mitten durch allen Jubel und Schmerz des Lebens, durch Ueppigkeit und Bettel, List und Erwartung, Wahn und Weisheit der Zeit eine stille Lehre, deren alle bedürftig sind, die alle Verheißungen der Seligkeit, alle Kraft der Duldung und uneigennütziger Liebe verleiht. Mitten in der allgemeinen Sündflut schießt ein Fels des Ewigen an, nach welchem hin sich jede Verzweiflung retten kann. — — —

Der Geist des Christenthums ist nicht anders zu bezeichnen, als daß er die lebendige Liebe, oder die lebendig gewordne Idee der Liebe sei, also Liebe, die mit dem Herzen an die Menschen und mit den Augen gegen Himmel gerichtet ist, — einen Beruf auf Erden und eine Heimat — nein, eine Abkunft im Himmel hat. Diese christliche Liebe bethätigte sich zuerst in kleinen Vereinen; singend und betend wendete man sich an den Vater, almosensammelnd und krankenpflegend an die Brüder. Der göttliche Meister hatte nur zwei Symbole hinterlassen: man verband sich durch Taufwasser, und versammelte sich beim Brotbrechen. Es galt keinen so genannten Kultus, sondern — sich für das Leben zu erwecken. Christus war ein Seelen-Homöopath gewesen, und hatte die heidnisch-üppige, durch fette Opfer, Weihrauch und Tänze sehr herabgekommene Andacht — auf Wasser und Brot gesetzt; nur seine Lehre war Lebensgeist. Und doch, wie ballte sich um diese Lehre her eine — Kirche? — Eine Kirchengeschichte kann hier nicht geschrieben werden; aber interessant bleibt es, sich der Elemente zu erinnern, aus denen die erste christliche Kirche entstand.

Der bloße, zarte Kern der Christuslehre überhäutete sich zuerst mit dem anschmiegsamen Apostelthum. In diesem aber bildet sich schon ein Doppelkeimchen des Zwiespaltes für eine tausendjährige Zukunft. Petrus und Paulus, die Dioskuren der christlichen Kirche, leuchten der ganzen innern Entwicklung derselben vor. — Petrus, den Altmosaischen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend, und unfähig das Freigeistige derselben zu fassen, bildet den Stamm der so genann-

ten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungs=feste, kurz das Hierarchische findet in der „Peterskirche“ alte Gunst und neues Glück. Paulus erfaßt den Geist des Christenthums, und verchristlicht seine eignen und die Ideen seiner Zeit. Aber schon er wird nicht begriffen; der beschnittne und beschränkte Haufen wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apostel der Geistreichen und Geistesfreien, bildet, bis einst sein Bau an die Reihe kömmt, die Oppo=sition der ersten Kirche. Aus diesen beiden apostolischen Richtungen entwickelt sich das Priesterthum und das Ketzer=thum, jenes langsam sich befestigend, dieses wandelbar und wechselnd.

Die Natur war das erste Priesterthum, dem sich der Mensch unterwerfen mußte. Aber er blieb nicht, wie seine Halbgeschwister, in treuem Glauben; durch geistige Bil=dung wurde er ein Schismatiker, und kann er sich auch nicht ganz aus dem Kirchenbande losmachen, so bleibt er doch ein steter Protestant gegen die Natur. — Mit ähn=licher Gewalt wie diese, stellt sich überall das Priesterthum der religiösen Freiheit der Menschen entgegen. In den ersten christlichen Gemeinden gab es kein Recht, kein Amt, zu sprechen; aber es stand natürlich den Aeltesten am Beßten an, und ein Aufseher ward wol bald nöthig. Aelteste und Bischof brachten sich aber bald durch Ein=sicht und Klugheit ein persönliches Ansehen und einen Einfluß zu Wege, der sehr leicht am Amte kleben blieb. Verhandlungen der verschiednen Gemeinden unter einan=der, Kampf gegen frühzeitige Irrlehrer hob diesen Einfluß mehr und mehr. Denn wie die Gemeinden sich erweiter=ten und vermehrten, wurden Synoden nöthig, — Ver=

sammlungen der Bischöfe in der Art, wie sich in bürgerlichen Angelegenheiten die Städte Joniens gemeinschaftlich zu berathen pflegten. Indem man mit redlichem Eifer das gemeinsame Beste überlegte, ward man doch bald auch inne, daß zugleich eines Jeden persönliches Ansehen dabei nicht übel wegkam. So fanden solche Kirchenversammlungen im ganzen römischen Reiche Gunst. Durch Beschlüsse wurde Glauben und Kirchenzucht geregelt; eine allgemeine Kirche bildete sich den getrennten Meinungen gegenüber; damit entstand aber auch ein Orden bevollmächtigter Sprecher, und stellte sich auf verschiednen Stufen über die bloß vernehmenden Christen. Die ehemalige Gleichheit in den Gemeinden zerfiel in Klerus und Laien.

Die Ketzereien, die nun nicht mehr aufhören, sondern nur wechseln, müssen ein für alle Mal aus einer höhern Ansicht begriffen werden: es sind die Ausbrüche des geistigen, des — paulinischen Christenthums, das eine freiere Gestalt verlangt, als die petreische oder petrificirende des wachsenden Katholicismus. Es ist wahr, der ketzerischen Ansichten, die wandelbaren, erscheinen meist so seltsam und wunderlich, wie die Kirchenlehren, die einen Bestand gewannen. Aber die sogenannten Ketzereien sind ja auch nur die Schmerzenstöne des unwilligen, gefesselten Christusgeistes, während die seltsamen Kirchensatzungen für den Siegesjubel des Weltgeistes zu erklären sind, dem es gelingt, den Paulus in den Petersfelsen zu bannen. So vernehmen wir freilich die ruhige, reine Stimme der Wahrheit auf beiden Seiten nicht. —

Unvermögend, der fröhlichen Kraft des jugendlichen Christenthums, das sich in allen Bildungen des Lebens

versuchte, zu widerstehen, nahm die junge Kirche, um eine Eintracht zu befestigen, ihre Zuflucht zum Verstande, und arbeitete, die Einheit suchend, immer mehr auf eine Einerleiheit hinaus. Freilich ist die Wahrheit nur eine; aber sie ist eine Idee, die sich in endlichen Erscheinungen nur getheilt abspiegelt, und die Summe derselben in den Schooß der Gottheit niederlegt. —

Nicht so bald hatte sich die Priesterschaft von den Laien gesöndert und über sie erhoben, als auch gleich die kirchliche Hausordnung ein vornehmeres Wesen annimmt. Es entsteht viel Redens über die Kraft und Würde der Andachtsgebräuche, über die Wunder des Gebets und Fastens. Es wird Gebrauch, sich mit dem Kreuze zu bezeichnen, einem alten Symbol, das freilich für die Christen einen neuen Sinn gewonnen hatte, nachdem es schon in egyptischen Mysterien zur Bezeichnung des Durchschnitts der Sonnenbahn mit dem Aequator üblich gewesen war. Und wie sich überall sinnliche Gebräuche gern selbständig machen, weil sie sich in der Sinnenwelt, ihrem mütterlichen Erbtheil, zu Hause fühlen, so fing man auch früh an, hinsichtlich der Taufe, das Zeichen für die Sache, das Wasser für die Sinnesänderung zu nehmen. Abschwörungen des Teufels wurden damit verbunden, auch bei Kindern; als ob jedes neugeborne Herz eine Herberge für Höllengesindel wäre. Am nutzbarsten aber war die Polizeigewalt strenger Bußstrafen für priesterliches Ansehen, das nun zu einem Vermittleramt zwischen Gott und dem Sünder sich verklärte. —

Doch allen diesen Elementen, wie sie sich in einer seelenängstlichen, resignationseifrigen Zeit bekräftigten und

verbanden, fehlte noch die Sonne der Gunst von der Höhe weltlicher Gewalt. Dieß Glück wurde jedoch der jungen Kirche unter Konstantins Regierung zu Theil. Es liegt in der Natur der Hofgunst, daß sie begünstigte Interessen an deren Repräsentanten auszeichnet. Die Geistlichkeit ging also bei dem Eifer des Kaisers für das Christenthum nicht leer aus. Sie wurde von bürgerlichen Lasten und Diensten befreit, und man durfte die Kirchen in Vermächtnissen bedenken. Wie leicht fielen da Güter und Schätze vom Herzen derer ab, die damals so bekümmert um das Jenseits waren, in die Hände derer, die das Ewige besorgten! Ehren, Macht und Reichthümer eilen dem Katholicismus zu. Die Zeitverhältnisse machen ihn groß; aber er vergißt dabei, wie die Zeitverhältnisse sich ändern dürfen. —

Zu diesen Zeitansichten kömmt bald eine große Ahnung des nächsten Weltschicksals. Ein gewaltiges Weltreich, die römische Monarchie, fängt bei innerer Fäulniß und äußerem Völkersturm zu wanken an. Die Welt bangt. Und wenn nun aller Stolz und alle Herrlichkeit der Erde in Staub zerbrechen soll, welches fühlende Herz muß nicht das Irdische verschmähen? — Jahreszeit und Witterung bringen manche wechselnde Krankheit mit; die Wechsel der Weltgeschichte scheinen ähnlichermaßen auf die Gemüther der Menschen zu wirken. Grade die edelsten Herzen faßten einen Widerwillen am Irdischen, das sie eben als erlöst hätten ansehen, und frisch erbauen sollen. Doch in der That das Verworfne ging nicht verloren! Aus dem Verfall der Welt, das Verfallende wegzuschaffen, entstand das Insektengeschlecht der

Mönche. Ihnen, den Verächtern der Welt, wirft die Welt ihre Schätze zu, und sie häufen sie in Klöstern. Hierher schleppen reiche Novizen ihr Vermögen; in reichen Vermächtnissen werden die Gesellschaften bedacht, die selbst kein Testament machen. So häufen sich also auch die materiellen Stoffe, um eine Weltkirche zu erbauen. Werden nicht die edelsten Schätze aus den Felsen gehoben? Das Petrefact der Petruskirche verschließt sie wieder. Die Welt erkrankte an dem übermächtigen Gefühl vom Unwerthe des Irdischen: sie rettet sich durch den Auswuchs dieser Krankheit, durch das Mönchthum. Denn nun baut dieses in Sonnenglut die Erde an, trocknet Sümpfe und rottet Wälder um, oder es zieht in stillen Zellen auf selbstbereitetem Pergament die Schriftfurchen alter und neuer Weisheit; das Waizenkorn des Himmels grünt unter seinem Kreuzspaten auf, und sein Griffel überwintert für das Lenzjahrhundert neuer Aufklärung die Körner der alten Wissenschaft. — — —

Noch setzte sich in der frühsten Zeit ein Hauptkeim kirchlicher Entwicklung an. Konstantin hatte nämlich, obschon zum Christenthum übergegangen, doch die herkömmliche heidnische Würde eines Oberpriesters (pontifex maximus) beibehalten. Wie leicht hätte es sich da bei der bischöflichen Lust zu predigen, die ihm eigen war, fügen können, daß zur weltlichen Obergewalt die geistliche gekommen, und ein christliches Sultanat entstanden wäre. Statt dessen legte er, freilich unbeabsichtigt, den Grund zu einer heilsamen Trennung beider Gewalten. Denn nach langen Kämpfen mit seinen Mitregenten durch Glück und Mord Alleinherrscher geworden, erbaute

er an der Grenze zwischen Europa und Asien Konstantinopel zum neuen Herrschersitz; da ihm jedoch die alte Glorie Roms nicht hinüber folgte, so drückte sich nach und nach ein frommer Bischof in diesen Glanz, und setzte sich zuletzt selbst vor den eindringenden nordischen Völkern die erledigte Herrlichkeit auf. — Erst nämlich erhoben sich die Bischöfe der Reichshauptstädte mit dem Namen Patriarchen über die andern. Dann wurde auf der Synode zu Konstantinopel im Jahr 381 — nachdem man dem heiligen Geiste die Persönlichkeit und gleiches Wesen wie dem Sohne zuerkannt hatte, auch dem römischen Bischof Rang und Auszeichnung vor dem Patriarchen zu Konstantinopel votirt. Man kann sehr gründlich darlegen, wie die eigenthümliche Weltlage Roms und der dort spukende herrschsüchtige Geist solchen Vorzug mit sich brachte; allein meiner Ansicht genügt es, daß ja der Vorrang, den der stets vordringliche Apostel Petrus unter seinen Mitaposteln behauptet hatte, nothwendiger Weise auch der Peterskirche zukommen mußte. Doch ging es zwischen dem byzantinischen und römischen Bischofe, dieses Vorrangs wegen, nicht ohne lange Kämpfe ab. — Inzwischen bildete Gregor der Große das kirchliche Ceremoniel aus, dessen fortdauernde Gestalt der Katholicismus hauptsächlich ihm verdankt, der durch ein eigenthümliches Gemisch von Einfalt und Gelehrsamkeit, Demuth und Stolz, Schlauheit und Aberglauben der Mann seiner Zeit war. Er erhöhte die blendende, schauervolle Pracht des Gottesdienstes, ordnete den Meßkanon und den Festkalender, und führte die bunte, wechselnde Pracht der Gewänder ein. Man kann sagen, Gre-

gor habe zuerst Namens der sich einrichtenden Peterskirche die Intestat-Erbschaft der alten Göttertempel angetreten. Und welch' ein reicher Haushalt fand sich da nicht vor! Feste aller Art, — Demeterfeste, Thesmophorien, die Megalesien, Ambarvalien, Saturnalien und andere; dann Prozessionen aller Art; ferner Geräthe aller Art: purpurne Priestermäntel, phrygische Mützen, Pauken und Hörner, Kerzen und Fackeln, Weihrauchvorräthe, heilige Bilder, die einst zum Erstaunen geschwitzt hatten, Isisklappern, Fichtenzweige als Bußgeißeln, Lorbeerzweige als Weihwedel und — wer nennt Alles, was einst die Heiden besessen hatten, und was sich nun für den peterskirchlichen Haushalt bräuchlich machen ließ. — So bildete sich das Ceremonienwesen zu den Entwicklungen des Lehrgebäudes durch die Concilien. Und nun that derselbe Gregor noch einen folgereichen Schritt.

Phokas, ein Hauptmann im griechischen Heere, hatte sich an der Spitze empörter Legionen des griechischen Thrones bemächtiget, und den Kaiser Mauritius nebst dessen Kindern ermorden lassen. Diesen rohen, rothhaarigen, mißgestalteten, bartlosen Kaisermörder begrüßte zu seiner Thronbesteigung der Bischof Gregor, und freute sich, daß des Phokas milde Frömmigkeit auf den kaiserlichen Thron gelangt sei. Phokas bezeigte sich erkenntlich, und erklärte unter Gregors zweitem Nachfolger durch ein eignes Hofdecret — den römischen Stuhl für den vornehmsten in der Christenheit und den Bischof zu Rom für das Haupt der Kirche. —

Die Peterskirche stand im Großen fertig, wenn auch die spätere Zeit noch daran vollendete. Die Weltlage,

und vielleicht auch die natürliche Entwicklung der Liebe, — die sich entsagend und leistend bethätiget — brachte es mit sich, daß das Christenthum zuerst negativ, als Weltverachtung, auftrat. Resignation auf Alles, was die Welt hochgehalten, worin sie sich versündigt hatte, — Herabwürdigung der Erdengüter, Verschmähung der Lebensfreuden, Demuth eigner Einsicht, Hingebung eignen Willens hatten ein unerschöpfliches Material von sich gethan, aus welchem eine so prachtvolle Kirche, wie die erste des Christenthums, erbaut werden konnte. Aber die aus Resignation entstandne Kirche konnte nur durch fortwährende Resignation bestehen, und da die Welt sich ihre Güter und Gelüste nie lange nehmen läßt: so hielt die Kirche desto nachdrücklicher, aber auch nachtheiliger, die höchsten geistigen Güter des Menschen fest; indem sie Verzicht auf eigne Forschung und auf selbständigen Verkehr mit der Gottheit verlangte. Zugleich unterhielt sie mit strenger Beharrlichkeit den doppelten Zwiespalt, — den ursprünglichen zwischen Petrus und Paulus, und den spätern zwischen Rom und Konstantinopel. Ich will sagen, die Peterskirche verfolgte den paulinisch-freien Geist in den vielfältig aufkommenden Sekten, in denen sich die gesunde Lebendigkeit des Christenthums gegen dessen Petrification hervorthat, und suchte die Trennung zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt bis zur eignen Unabhängigkeit, ja bis zur geistlichen Oberherrlichkeit auszubilden. Höchst merkwürdig war ein Drittes, was dazu kam. Die sinnliche Andacht der Kirche steigerte sich nämlich bis zur Anbetung eines Körpers. Papst Urban der Vierte, früher Archidiakon in Lüttich, setzte nämlich

gegen Ende des 13ten Jahrhunderts das von schwärmerischen Frauen jener Stadt aufgebrachte Fest des Frohnleichnams ein, in welchem nicht mehr der menschgewordnen Gottheit, sondern der uns allen gemeinsamen Hülle, in welcher sie erschienen war, eine Anbetung geweiht wurde. An den Kerzen solcher Andacht entzündete sich die verwandte Sinnlichkeit des Lebens. Die edelsten Organe der lebendigen Kirche, die Geistlichen und Mönche, die sich an den von der gläubigen Welt einst resignirten Gelüsten übernahmen, erkrankten am Tiefsten. Ein Gefühl der Lasterhaftigkeit ergriff, wie einst in der heidnischen Zeit, alle Stände, und führte zu jenem Unsinn rasender Bußübungen, der ein Vater neuer Ungeheuer ward; wie sich ja die umherziehenden Geißlerbrüderschaften zuletzt in Räuberverbrüderungen auflösten. Ueber dieser neuheidnischen Sündflut fanden nun die weltliche Macht und das paulinisch-geistesfreie Ketzerthum ein gemeinsames Interesse gegen die bestehende Kirche. Diese Interessen verbanden sich endlich mit wechselseitig geliehenen Waffen zu jener religiösen Opposition, die späterhin unter dem Namen Protestantismus nach blutigen Kämpfen einen staats- und kirchenrechtlichen Boden eroberte.

Wenn man nun gar leicht die Ueberzeugung fassen kann, der Protestantismus sei nur im Abbruch der alten Kirche begriffen, und entbehre gänzlich des Materials zum Aufbau einer zweiten Kirche: so bleiben wir doch weit davon entfernt, das Christenthum selbst für erschöpft und die Welt einer ganz neuen Lehre für bedürftig zu halten. Vielmehr glauben wir fest, daß nach Abbruch

oder vielleicht schon neben dem Verfall der Peterskirche sich die paulinische erbauen werde. Hat nicht die Liebe, mithin das Christenthum, neben dem negativen Pol des Entsagens noch den positiven des Leistens zu bewähren? Und ist dieser nicht erst der eigentlich schöpferische, unerschöpfliche? — —

Was ließe sich aber jetzt schon von dieser zweiten Kirche mehr sagen, als daß sie eines Tages erbaut sein wird? Der Mensch reicht nur mit Bedürfnissen, nicht mit Einsichten in die Zukunft; das wunde Herz der Menschheit hat nur das Vorgefühl eines Wechsels der Zeit, und die Vorsehung behält sich die Ueberraschung vor. Soviel aber läßt sich voraussehen, daß die paulinische Kirche ihre Bausteine nicht aus der Verschmähung, sondern aus der Anerkennung der Welt brechen wird. Noch zu keiner Zeit war die christliche Welt so rührig in Reformen, so thätig im Schaffen, wie heute. Es ist Sonnabend, die Welt hält ihren Wochenmarkt, sie räumt auf, sie reinigt und bereitet den neuen Sonntag vor. Ich sage nicht, daß diese anerkennende Kirche einer leistenden, freien Liebe die Materien unserer Werktage heilig sprechen, das Fleisch unserer Carnevale emancipiren werde: vielmehr wird auch die schaffende christliche Liebe mit jener Wunderkraft auftreten, die zuvörderst das Jahrhundert vom Aussatze der Genußsucht befreien, und die geschwollnen Knöchel des Materialismus heilen kann. Nur wird sie keine Resignation auf unsere Kräfte, auf unsere Rechte, ja nicht einmal auf unsere Neigungen, kein Verschmähen unserer Interessen, unserer Foderungen oder auch nur der Genüsse der Welt verlangen.

Bloß eine Resignation müssen wir in der ersten Kirche der entsagenden Liebe gelernt haben, jene nämlich auf Eigensinn, Eigenliebe und Eigenwillen. Wer aber schaut heute nicht mit Betrübniß auf dieß materielle Treiben und Trachten der heutigen Sonnabendswelt, ohne zu fühlen, daß der schaffende Menschengeist sich nach einer Weihe sehnt, daß die Vermählung der mündigen Töchterkräfte der Natur an die mannbaren Gedanken des Menschengeistes eine Einsegnung bedarf, daß die Kinder dieser Ehe, die Erzeugnisse des Gedankens und des Fleißes eine Taufe begehren?

Diese Weihen werden in der zweiten christlichen Kirche ertheilt werden, — einer Kirche die das ganze Leben und alle seine Kreuzgänge und Seitenkapellen mit einer durchsonnten Kuppel überdomen wird.

Einst stand die allgemeine Bildung der Welt im Einklang mit der katholischen Kirche. Damals war es, wo — wie gesagt — das Zeitalter mit Wundern bevölkert war. Warum besucht die heutige Bildung der Welt keine Kirche mehr? — Die Geistlichkeit beklagt es; wir aber begreifen es: die heutige Bildung hat eben keine Kirche; die Bildung der Welt ist — excommunicirt. Jeder Einzelne vereinzelt sich mit seinem religiösen Herzen; natürlich: die alte Gestalt der christlichen Kirche zerfällt in ihre Atome, die das schöpferische Christenthum zu einem neuen kirchlichen Leben wieder verbinden will. Einst that der Nachfolger des Apostels Petrus ganze Länder in den Bann; seit dreihundert Jahren excommunicirt die Peterskirche die ganze Bildung der Welt. Denn diese ist bereits von paulinischem Geiste bewegt;

was einst einzelne Männer oder Sekten in einzelnen Punkten des Kirchenglaubens waren, — ketzerisch, das ist jetzt, nur nicht in einzelnen Punkten, sondern im tiefsten Geiste, die gesammte Bildung der Welt; denn sie ist der peterskirchlichen Resignation entwachsen, sie will die Materien des Lebens gewürdigt, die Geister selbständig, den Glauben nicht mehr römisch-mediatisirt, sondern himmelsunmittelbar wissen.

In dieser Weltlage kann es keine innere Pflicht sein, einer bestehenden Kirche anzugehören. Ob es Pflicht sei, sich zum Protestantismus zu bekennen, hangt davon ab, ob derselbe durch den Geist selbständigen Forschens beim Abbruche der Peterskirche thätig sei, oder ob er gerade Rasttag habe, und um die zerbrochnen Insignien des Papstthums, — um den Juwel der Infallibilität würfele.

Höchste Aufgabe für Jeden bleibt es aber, in Freiheit und Liebe, das heißt durch edlen Willen und heilige Gesinnung, den wahren Geist des Christenthums zu begreifen, und in seinem individuellen Leben auf eigenthümliche Weise zu entwickeln. Wie in frühern Tagen das Christenthum Heilige aus allen Ständen erzogen hat: so läßt sich in jedem Lebensberufe, und auf jeder Stufe der Bildung das Heilige darstellen und lebendig machen. Jeder soll sich selbst zu einem Baustein der künftigen paulinischen Kirche bearbeiten, da diese eine Kirche des Lebens, aus Lebendigem gefügt, sein wird. —

Und wollten neben dieser Pflicht der Einzelnen die Regierungen noch ein Recht circa sacra geltend machen; so wäre es, daß sie in ihrer Furcht und Besorgniß bei den Aequinoctialstürmen der Zukunft ihr Heil nicht hin-

ter bloß materiellen Interessen suchten, die nur den bedrohlichen Abgrund zwischen Elend und Ueppigkeit erweitern; sondern daß sie große, freie Gedanken, edle Selbständigkeit der Einzelnen und flammendes Gemeingefühl, mithin was gerade das Jahrhundert von seinem Eigensinne, seinem Eigenwillen, seiner Eigenliebe — also von den Dämonen der Zerstörung befreien könnte, nicht mehr verfolgen, sondern befördern möchten.

III.

Geistliche Antiphonieen.

Von

Karl Rosenkranz.

Prooemium.

Ihr liebt es, die Autoren abzupferchen
In Fächer, wie der Katalog sie ordnet.
Ihr denkt von mir, ich sei ein Philosoph,
Denn auf dem litterar'schen Markt erschien' ich
Mit der Devise: Speculation.
Ein Dichter bin ich wahrlich nicht. Ich mache
Nur Verse, um in des Momentes Drang
Mich leidlich noch zu retten. Nothrecht üb' ich.
Ob ich ein Philosoph bin, wer kann's wissen?
Zu werthlos noch bin ich so großem Namen.
Für jetzt bin ich nur eines Weisen Schüler,
Und hab' an meiner Jüngerschaft vollauf.
Drum denkt bei diesen Versen weder daran,
Daß ich Professor der Philosophie,
Noch glaubt, daß ich das Heer der Lyriker,
Die jetzo singen, zu vermehren komme.
Nehmt mich als Menschen nur! Das ist genug.
Als Mensch flücht' ich zu Euch, zeig' Euch mein Herz,
Und will dadurch mich von mir selbst befreien.
Denn Hülfe ist's dem Ringenden, wenn er,
Was ihm im Busen gährt, aus dunkler Tiefe
Zum Licht und zur Gemeinschaft offenbart.

6*

1.

Die Zukunft wolltest Du erschauen?
O laß verhüllt ihr düst'res Grauen.
Denn wenn sie auch voll Freuden wär',
Voll Leiden ist sie doch noch mehr.
Ha fürchterlich, so jung an Jahren,
Und schon so herbe Noth erfahren.
Es nagt ein tiefer Seelenschmerz.
Zerrissen ist das arme Herz,
Denn meines wahren Glückes Sterne
Erglänzen, ach! in weiter Ferne.
Der Himmel wölbt sich kühn und blau,
Doch ach! mein Himmel falb und grau;
Die Räume grünen, Blumen blühen,
In mir ein eisiges Erglühen.
Es rauscht der Strom, es klingen Lieder,
Doch kein Ton hallet in mir wieder.
Die ganze Welt ist mir erstorben,
Nur Gram und Last hab' ich erworben,
Was ich gehofft, es ist zerronnen,
Verloren ist, was ich gewonnen:
Es zieh'n geheimnißvolle Bande
Mich nach des Nichtseins sel'gem Lande,
So lebenssatt bin ich geworden,
Daß nichts mir bleibt, als mich zu morden.

2.

Versuch' es noch einmal, zu leben,
Versuch' es noch einmal, zu streben;
Wirf von Dir Alles, was veraltet,
Stoß Neigung ab, die sich erkaltet.
So auf Dein vor'ges Dasein blicke,
Als unabhängig vom Geschicke.
Laß es Dein Herz mit nichten kümmern,
Wenn Lust und Hoffnung geh'n in Trümmern.
Vollkommen gleich muß es Dir gelten,
Ob sich zersplittern schöne Welten.
Ob Freund' und Feinde Dich auch hassen,
Doch bleib Du wie ein Fels gelassen.
Nur diese Ruhe kann Dich retten,
Von Dornen Dich auf Rosen betten;
Sie nur kann wieder Dir gewinnen,
Was Gram und Krankheit riß von hinnen.
Nur diese Ruhe kann erringen,
Zu Gott Dich wiederum zu bringen,
Zu Gott, den Du so oft gehöhnt,
Und der sich doch mit Dir versöhnt,
Denn viel will denen er vergeben,
Die viel geliebt in ihrem Leben.

3.

Ich fühl's, ich habe nie gewagt,
Den Kampf ganz durchzustreiten;
Von Lust und Eitelkeit geplagt,
Verlor ich schöne Zeiten.

Doch ist's so leicht, doch muß es sein,
Ich kann sonst nicht mehr leben.
Das Wesen trenne sich vom Schein,
Es flamm' empor das Streben!

Der morsche Leib, wenn er auch bricht,
Was ist daran gelegen?
Des Geistes unbeugsam Gericht
Muß mich allein bewegen.

4.

Ich fürchte mich, die Schuld zu zahlen
Die früherhin ich auf mich lud;
Und doch, zu dulden ihre Qualen,
Ist froh erlösender Tribut.

Sei denn gewärtig aller Schmerzen
Mit heiter gottergeb'nem Sinn;
In Deinem neugeschaffnen Herzen
Sei alle Bangigkeit dahin.

Vergang'nes kann niemals ersterben,
Wenn es nicht neu der Geist erzeugt.
Die Seligkeit kann nur erwerben,
Der sich Vergangenem nicht beugt.

5.

Schon wieder hab' ich angefangen,
Und wieder fühl' ich mich so matt.
Werd' ich wohl je zum Ziel gelangen,
Wird meine Seele je wohl satt?

Gott — doch das ist mein bitt'res Leiden —;
Ich weiß nicht, ist er, ist er nicht;
Bald will mich Alles von ihm scheiden,
Bald strahlt der alten Liebe Licht.

O, wenn er ist, wird er mich tragen
In seiner Liebe heil'gen Schooß;
Mag mich der Zweifel an ihm plagen,
Er läßt gewiß nicht von mir los.

6.

Zum letztenmal sei nun begonnen
Die arbeitreiche Seelenqual!
Wie oft ich ihn auch angesponnen,
Der Faden riß noch jedesmal.

Die Welt, so herrlich anzuschauen,
Der Geist, so groß, so stark, so frei;
O, hier ist gut sein, Hütten bauen,
Brich nur des Wahnes Joch entzwei!

Betrachte Dich als neugeboren,
Denk, Du seist hier zum erstenmal;
Vergiß, was Du Dir sonst erkoren
Zu Lust und Schmerz in kind'scher Wahl.

Ja, wolle nur Dich selber fassen,
So wirst Du überselig sein;
Laß ab, Du Thor, Dich selbst zu hassen,
Dem Reinen, denk, ist Alles rein.

Doch unablässig mußt Du ringen,
Kein Augenblick darf stille steh'n;
Will auch das Herz vor Weh zerspringen,
Doch mußt Du ruhig vorwärts geh'n.

7.

Unsterblich sollen wir jetzt sein
Mit aller Gewalt;
Sei's nun zur Freude, sei's zur Pein,
Und sei's in welcher Gestalt.

Mir gilt es wahrlich ziemlich gleich,
Ich kenne den Geist;
Man wird durch Sterben nicht arm nicht reich,
Die Sünde nur macht uns verwais't.

8.

Wär' ich nur nicht zu Zeiten
So krank, so lebenssatt,
Daß ich, mich durchzustreiten,
Mich fühle übermatt.

Dann sehn' ich mich zum Leben,
Dann sehn' ich mich zum Tod,
In heimlichem Erbeben
Leid' ich die größte Noth.

Gott schafft die Welt und sagt sich:
Das ist nun wohlgemacht;
Doch ich? Noch nichts erdacht ich,
Das ich nicht auch veracht.

Doch heute soll es enden,
Ich fühl' die Möglichkeit;
Es soll nun Frucht mir spenden
Die süße Wirklichkeit.

Den Gott in mir empfind' ich
So inniglich und klar,
Durch seine Macht entwind' ich
Mich jeglicher Gefahr.

Die Frommen mögen sagen,
Ich sei nur ein Titan.
O wäre das mein Wagen:
Wie leicht wär' es gethan!

Doch mit dem kühnen Streben,
Dem schöpferischen Drang,
Möcht' ich so gern verweben
Die Demuth sonder Wank.

9.

Gott ist! Gott ist! In ihm zu leben,
Mir seiner stets bewußt zu sein,
Das sei fortan mein einzig Streben,
Ihm will ich Leib und Seele weih'n.

Was ich gefehlt: er hat's vergeben;
Was ich bedarf: er weiß es schon.
So schwing' ich mich denn ohne Beben
Hinauf zu seinem ew'gen Thron.

10.

Du hast so viel unnützes Zeug gesprochen,
Daß wohl Du thust, nun auch einmal zu schweigen,
Zum Hören Deine Ohren hinzuneigen,
Denn jedes Wort, das unnütz, wird gerochen.

Darnach bedenke, was Du schon verbrochen.
Es führ' ein And'rer im Gespräch den Reigen,
Es mögen And're Witz und Einsicht zeigen,
Du brauchst nicht stets aus Deinem Schacht zu pochen.

Ist Gott nicht stumm, der sich doch offenbart?
Hieß nicht Pythagoras die Lippen ruh'n?
Schwieg nicht Simonides, zu Gott sich wendend?

So sei Du stumm, Dein ziellos Schwatzen endend,
Vom Vorsatz schreite frei und fest zum Thun,
Und sei gewiß der inn'ren Himmelfahrt.

11.

Krümm Du Dich, wie Du willst! Einmal ist Noth
Die innerste, unendliche Bekehrung,
Des höhern Lebens bitterernste Mehrung,
Des flachen Leichtsinns consequenter Tod.

Umsonst lacht Dir ein neues Morgenroth,
Umsonst befreist Du Dich von äuß'rer Störung,
Umsonst schenkt Dir die Wissenschaft Belehrung,
Umsonst mahnt Dich des Genius Gebot:

Wenn Du nicht schon im Voraus Dich bequemst,
Alsbald von Neuem fehlend Dich zu finden,
Von Deinem Ideale abgefallen.

Wodurch Du Deinen Fortschritt immer lähmst,
Was Dich preisgibt des Augenblickes Winden:
Dein Stolz ist es, Dir selber zu gefallen.

12.

Nun sammle Dich! Die Jugend ist verschwunden,
Die Jugent, welche die Natur uns schenkt,
Die unbewußt zu heitern Zwecken lenkt,
Und nicht nachsinnt den schnell verrauschten Stunden.

Mit dem Leichtsinn hast Du Dich abgefunden,
Ein Quell der Thränen hat Dich lang getränkt,
Hat in das Elend tief Dich eingesenkt
Und allen ird'schen Ketten Dich entbunden.

Noch ungewohnt ist Dir das neue Leben,
Ein Fremdling noch bist Du in seinen Hallen,
Und oft noch träumst Du von dem vor'gen Sein.

Dies ändre! Willst Du frei Dein Haupt erheben,
Muß das Vergangene in Nichts zerfallen,
Und höchster Ernst zu höchster That Dich weih'n.

13.

Es ist vorbei! Ich bin mir selbst verschwunden.
Die feinste Eitelkeit, mich selbst zu schätzen,
Mich an mir selbst, an meinem Bild zu letzen,
Und mich zu freuen meiner tiefen Wunden:

Sie ist besiegt, Gott hat mich überwunden.
Nicht will fortan ich frevelnd ihn verletzen,
Nicht will fortan ich mich an mir ergötzen,
An Ihm allein, durch Ihn will ich gesunden.

Die Welt lieb' ich und will sie ferner lieben,
Mit Andern will ich meine Rede tauschen,
Natur und Kunst anbetend in mir hegen.

Von Deinem Geiste, heil'ger Gott, getrieben,
Will Deinen Worten immerdar ich lauschen,
In Sturm und Drang mit Dir Gemeinschaft pflegen!

14.

Ob ich auch noch derselbe Mensch erscheine
Als von Gebärde, Sprache und Gestalt,
So hat ein And'rer doch in mir Gewalt:
Dein Geist, mein Gott, der heilige und reine.

Ob ich auch jetzt noch blut'ge Thränen weine
Für meine Sünden, schwer und mannigfalt,
Ob auch die Seele sich zusammenballt
In Angst und Schmerz, daß sie sich Dir vereine:

Doch weiß ich, daß Du mich nicht willst verstoßen,
Daß immer mehr mein Dasein Dir gehört,
Ein ew'ger Lenz schon seine Blüthen treibt.

Der Du mir noch bist, Vater alles Großen,
Ertödt' in mir, was teuflisch sich empört,
Und rett' in mir, was unvergänglich bleibt!

15.

Ja, durch und durch, so fühl' ich mich zerschlagen.
Schlaff sind die Muskeln, müde sind die Lungen,
Das Aug' ist matt, das Blut schleicht wie gezwungen,
Das Hirn will nicht das Denken mehr ertragen.

So leb' ich also in den ersten Tagen
Des neuen Jahrs — und wie hab' ich gerungen!
Und doch ist mir der Sieg noch nicht gelungen,
Doch leid' ich noch an so viel argen Plagen.

Und zu der alten lad' ich neue Schuld.
O Gott, Du weißt es, nur in Dir zu leben,
Ist meine Sehnsucht, meines Willens Streben.

O Herr und Vater, bleib mit Deiner Huld
Bei mir, damit in meinem trüben Wehe,
In meiner Einsamkeit ich nicht vergehe!

16.

Möcht' ich mir todt sein, möcht' ich doch vergehen!
Das Sterben ist's, wozu der Geist mich drängt.
Wie oft ich auch vom Tod den Blick gelenkt,
Von Neuem stets muß ich doch auf ihn sehen.

O Herz und Sinn zerreißend seid ihr, Wehen,
Eh man das wird, was man zu sein sich denkt.
Hat alle Fibern man auch angestrengt,
Bleibt man doch oft ganz unverändert stehen.

Durch eig'ne Macht wirst Du es nicht erringen,
Dich selbst zu neuem Dasein umzuwandeln,
Die welke Schlangenhaut von Dir zu streifen.

Du mußt das dargebot'ne Heil ergreifen,
In Christo mußt Du leben, denken, handeln:
Mit ihm nur kannst das Siegspanier Du schwingen.

17.

Ganz falsch, mein Freund, bist Du bisher gegangen.
Mit Einem Male wolltest Du vollenden,
Was nur ein Werk von vielen Sonnenwenden,
Von Deiner Seele oft erneutem Bangen.

Einbildung ist's, zum Ziel so rasch gelangen,
Den Pfeil stets in das Centrum zu entsenden;
Ohn' zu verarmen, maaßlos zu verschwenden,
Am End' sich wähnen, wenn kaum angefangen.

Nein, lieber Mensch, so wird es Dir nicht glücken,
So würd'st Du nur zu einem starren Bilde,
Von eitler Selbsttäuschung gemacht, versteinen,

Und nie den Gott an Deine Lippen drücken.
Du singst nur, wenn die Kühnheit mit der Milde
Zum nie beschloß'nem Kampf sich Dir vereinen!

18.

Der allein hat die Befugniß, meine Schmerzen sich zu deuten,
Welchen sie gleich hart betrafen, welchen sie gleich tief erfreuten,
Welcher zwischen Volk und Kirche seine Seele auch getheilet,
So daß sie in beiden Sphären liebesehnsuchtvoll verweilet.

Dieses ist's, was mich zerrüttet. Heidnisch ist mein alter Sinn,
Und in allen Adern fühl' ich oft, daß ich Germane bin.
In die Ströme mich zu stürzen, auf die Felsen hinzuschweifen,
Durch der Länder lange Folge eil'gen Schrittes hinzustreifen;

Waffen in der Hand zu tragen, vor Bersarkerwuth zu schäumen,
In der Wälder grüner Dämm'rung von den hohen Göttern träumen,
Ritterlich die Frau'n zu ehren, gold'nen Weines Fluth zu trinken,
Und in der Natur Umarmung bis zum Taumel zu versinken. —

Aber dann erblick' ich wieder jenes Kreuz auf Golgatha,
Und Er tritt mir, der Erlöser, ganz in seiner Liebe nah.
Seine Wunden seh' ich fließen, sehe, wie er selig stirbt,
Fühle, wie Er es allein ist, der uns Seligkeit erwirbt.

O versteht es, theure Freunde, was in mir sich dann bewegt,
Was sich mir in dem Gemüthe dann ein heißer Streit erregt;
Alles Weltliche soll schwinden; die Natur, sie mag vergeh'n,
Kann ich nur Sein Wort vernehmen, Seinen Blick nur offen seh'n.

Alle Ewigkeiten könnt' ich still bei ihm in Andacht wohnen,
Und die Erde gäb' ich gerne für des Himmels heil'ge Kronen;
Um an Nichts als Ihn zu denken, stets Sein Angesicht zu schauen,
Könnt' ich mönchisch eine Zelle mir in Einsamkeit erbauen. —

Aber plötzlich klingen Töne, die geheimnißvoll mich locken,
Und die Andacht, das Gebet selbst, plötzlich fühl' ich es mir
stocken,
Gluten stürmen durch den Busen, es erblaßt des Himmels
Pracht,
Ein Vulcan ist's, der sein trübes Feuer sprüht in wüster Nacht.

Ungemess'ner Trieb ergreift mich dann nach jener Seligkeit,
Von der Dichter und Weltweise, Laien, Priester prophezeit,
Kühn mit selbstbewußtem Streben meine schwache Hand zu
strecken,
Nicht zu warten, bis ich einstens sie im Himmel würde schmecken.

Selig will ich, selig muß ich hier schon auf der Erde sein,
Denn warum sollt' uns das Wesen stets nur zeigen seinen
Schein?
Sollt' er künftig nur erlangen, was des Geistes höchster Frieden,
Dann wär' unserm durst'gen Geiste ein tantalisch Loos be-
schieden.

Kann es höh'res Dasein geben, als es Christus offenbart? —
Von des Stalles finsterm Raume bis zur sel'gen Himmelfahrt
Ist er Gott und Mensch gewesen, hat geliebt, gewirkt, gelitten,
Hat mit selig-stiller Ruhe alle Weltunruh bestritten.

So ist mit ihm nun der Himmel nieder auf die Erde kommen,
Und es ist die Kirche jetzo wahre Heimath aller Frommen;
Aller Zweifel ist gelöset, alles Dunkel ist zerronnen,
Alle Zukunft ist vernichtet, ew'ge Gegenwart gewonnen. —

So, Ihr Freunde, steht es mit mir. Aber ach! der süße
Schall,
Den vom holden Maienbaume singt die Osternachtigall,
Muß mich tief im Innern mahnen, wie so fern ich noch dem
Leben,
Wo sich freundlich ineinander Zeit und Ewigkeit verweben.

Wenn die schnee'gen Blüthen duften, wenn die bunten
Blumen sprossen,
Wenn das Grün mit seinen Wellen alle Felder überflossen,
Wenn das Sonnenlicht so blitzend von dem blauen Aether
strahlet,
Wenn der Quell mit seinem lauten Plätschern so anmuthig
prahlet;

Wenn zugleich, wie heute Morgen, durch das Blau die
Glocken klingen,
Feierlich die frohgeputzten Menschen in den Kirchen singen,
Baumeswipfel leise nicken, Vögel durch die Lüfte rauschen,
Und die Kinder in den Straßen ihre muntern Spiele tauschen:

Dann pocht in mir die Empfindung, daß der Sinn sich mir
verwildert,
Während ein geheim Entzücken doch des Aufruhrs Wogen
mildert.
Wehmuth packt mich unbeschreiblich, Lust bin ich und Qual
durchdrungen,
Erde hat mich und der Himmel, beide haben mich bezwungen.

IV.

Fragmente

aus

einer Reihe von Briefen über das Erdleben.*)

Von

Dr. C. G. Carus.

Erster Brief.

„Wie wohlthätig ist uns doch die Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur! — Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unsrer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt sie uns die

---

*) Diese Briefe, zu welchen der Plan vor länger als einem Jahrzehend entworfen worden war, sollten die Bedeutung haben, die Kenntniß der uns umgebenden Natur auf eine freie und ästhetische Weise zu fördern, zu beleben. Mehreres dahin gehörige war vorbereitet, einzelnes vollendet worden, — dann aber hatten andre Unternehmungen die Aufgabe verdrängt, und nun, nachdem ich bereits im zweiten Theile meines Tagebuchs über Paris u. d. Rheingegenden, einen einzelnen Brief über die Entstehung der Erde mitgetheilt hatte, übergebe ich hier, aufgefordert, zwei andre das Unternehmen einleitende Briefe dem geneigten Leser. — Finden sie Beifall, so könnten ihnen später noch andre folgen, ja vielleicht könnte noch einmal das Ganze zur Reife kommen. —

anvertrauten Güter zurück wenn wir kommen und sie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserm Eigenthume zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei dieser unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! — Unsre ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken. Denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wiedersuchen." — Diese Worte Schiller's, welche in einem seiner von Frau von Wollzogen herausgegebenen Briefe vorkommen, fühlte ich mich gedrungen, gleich einem Salve! auf die Schwelle dieser Dir längst versprochenen Mittheilungen über die Erscheinungen des Erdlebens niederzuschreiben. Ich thue dies um so lieber, da das von jedem zu tieferm Bewußtsein gekommenen Menschen wohlgekannte Verlangen ein reines Verhältniß zu der uns umgebenden Natur sich zu bewahren, in jenen Worten mit großer Innigkeit und Bestimmtheit ausgesprochen ist, und gerade ein solches Verlangen vorausgesetzt wird, wenn man Mittheilungen, wie wir sie hier beabsichtigen, mit Ernst und Liebe aufnehmen will. Ja theuerster Freund! gewiß sie ist schön diese Welt und ich habe es immer als einen besondern Beweis des gesunden Sinnes der Griechen betrachtet, daß sie für die Welt und das Schöne nur ein und dasselbe Wort: Kosmos, gebrauchten; auch ist es nicht zu sagen in wie vieler Beziehung erfreuend, erregend, kräftigend, mit einem Worte fortbildend die Erscheinungen dieser Welt auf uns wirken können und bei rechter Stellung wirken müssen. Aber um dies recht zu empfinden, habe man nur

erst den Muth diese Welt näher zu kennen, man lerne wie in jeder ihrer Erscheinungen die wunderbarsten Geheimnisse verschleiert liegen die, wenn ein ernstes Hinschauen uns von einer Stufe dieser Mysterien zur andern führt, uns das freudige Gefühl einhauchen welches wir etwa haben würden wenn wir in der reichsten Gemäldegallerie bei noch dunkler Frühe erwachten und nun das auftauchende Licht des Morgens uns ein Meisterwerk nach dem andern zur Anschauung brächte! — Wenn ich mich an meine frühern Knabenjahre zurückerinnere, wie wunderlich eng mir die Welt war, eng weil mir so gar wenig davon zur Erscheinung kam, und nur weit genug weil ich von dem was hinter dem nahen Horizonte lag so gar keine Kenntniß hatte; und wenn ich jetzt um mich blicke und bei dem deutlichen Gefühl wie unendlich Vieles mir verborgen geblieben ist und bleiben wird; doch am Himmel und auf Erden tausende von Erscheinungen erkenne die mich wie alte Bekannte und Freunde umgeben, wenn ich empfinde wie eben durch diesen vertrautern Umgang mit der Natur, das ihr in jedem Baumblatte und jedem Krystall aufgedrückte Siegel des göttlichen Ursprungs, mir leserlicher geworden, und die innige Freude an ihrer unvergänglichen Schönheit immer heller aufgegangen ist, so kann ich nicht umhin Dir und der Welt es immer von neuem zu wiederholen: es sei das Studium der Natur im freien und reinen, ächt menschlichen Sinne getrieben, eins der schönsten und wirksamsten Förderungsmittel nicht nur zur immer vollkommnern Entwicklung aller unsrer geistigen Kräfte, sondern überhaupt zur Erreichung einer freudigen Genüge am Dasein und Wirken. — Daß die-

ses nicht allgemeiner und bestimmter erkannt wird, ist aber um so sonderbarer, da es nur einer aufmerksamen Vergleichung des Alterthums mit der neuern Zeit bedarf, um darzuthun daß gerade Naturstudium ganz eigentlich eine Hauptaufgabe der Neuern ausmacht, und zwar eine solche aus deren Erfüllung dieser Zeit allerdings ein wesentliches Heil erwachsen muß, und in deren Richtung sie sich auch bereits weit mehr über das Alterthum erhoben hat als es vielleicht in der andern der Zeitfolge nach ihr nicht minder eigenthümlichen d. i. der religiös sittlichen Richtung, bisher hat gelingen wollen. — Möge denn doch auch Jeder, dem hierin eine Stimme zusteht, das Seinige thun, damit ein lebendiger Sinn für diese wichtige Bedeutung eines solchen Naturstudiums immer allgemeiner verbreitet werde! —

Allerdings hat es uns aber wie Du wohl weißt, oft genug eigene Gedanken gegeben, wenn wir bemerkten wie eine Menge sonst wohl ausgebildeter Menschen in der sie umgebenden Natur so ganz fremd waren, wie der Boden auf den sie treten ihnen unbekannt, wie die Luft die sie athmen, das Licht das ihnen leuchtet ganz unbeachtet geblieben waren, und wenn sie dann oft klagten wie sie bei ihren freilich einseitigen egoistischen Bestrebungen in der weiten schönen Natur, als ihrer mütterlichen Freundin entfremdete Söhne, sich einsam und unglücklich fühlen mußten. — Bei solchen Betrachtungen hast Du mich dann häufig an eine Stelle meiner landschaftlichen Briefe erinnert wo es heißt: „Es wäre also einestheils wohl ein Buch zu wünschen, worin frei von den Fesseln der Schule, mit griechischer Einfachheit und auf eine rein menschliche Weise die mancherlei Seiten des Erdlebens dem Leser er-

schlossen würden, wo er Hand in Hand mit Wissenschaft und Kunst und doch von keiner lehrhaftig belästigt, vielmehr als im Gespräche mit lieben Freundinnen sich umzusehen angeregt fände auf dem Wege, den so Viele wie das beladene Thier zur Mühle, ohne die Augen von ihren Schrittsteinen zu erheben, zurücklegen." — Ja Du hast mich aufgefordert den Versuch eine solche Lücke auszufüllen selbst zu wagen! — Die Sache hat indeß große Schwierigkeiten, denn wie die Brunhildis in der Nibelungen-Sage mit der heiligen Lohe umgeben ist, welche nothwendig durchschreiten muß wer die Jungfrau zu erwerben gedenkt, so ist die Freudigkeit des Ueberblicks welche irgend ein genügendes Wissen gewährt nicht zu erreichen ohne gewisse ernste und strenge Bestrebungen welche Ausdauer und Aufopferung fordern mittels deren allein jene Höhe breiterer Umsicht erworben werden kann, welche das wahre Genügen gewährt. Nun ist indeß auch nicht zu läugnen daß ohngefähr eben so wie viele Künstler denen es nach mannichfaltigen Anstrengungen gelungen ist das Material ihrer Kunst beherrschen zu lernen, doch darum der Kunst selbst und ihrem poetischen Leben um nichts näher getreten sind, so es auch mit vielen Gelehrten und Naturforschern sich verhalte, welche, ganz in die genaue Sonderung des Einzelnen vertieft, eben weil das Einzelne seiner Unendlichkeit wegen doch am Ende ihrer Bemühungen spottet, bei allem mühseeligen Abarbeiten nie den freudigen Ueberblick des großen und freien Naturlebens gewinnen. Man könnte sie etwa dem Wanderer vergleichen der, stets die Augen auf den betretenen Fußpfad der Felsen und dessen besondre Beschaffenheit geheftet, mühsam die

Alpen überstiege und freilich am Ende weder eine Vorstellung von der Eigenthümlichkeit der Physiognomie eines Alpengebirges noch einen Begriff von der Größe und Schönheit seiner Gesammterstreckung erhalten haben würde. — Nun müssen wir ferner auch bedenken daß es doch zweierlei sei ob Jemand in einer Kunst oder Wissenschaft sich selbstthätig regen, und das erwählte Feld fortbildend bearbeiten, oder ob er nur den Ueberblick desselben sich zu eigen machen und mit Sinn und richtiger Orientirung dasselbe durchwandern wolle. Gar wohl kann es ja ein gebildeter Geist erlangen die Schönheit eines Gedichtes oder eines Werkes der bildenden Kunst rein aufzufassen, innig sich daran zu erfreuen und durch wiederholte Betrachtung in seiner innern Entwicklung gefördert zu werden, ohne daß ihm deßhalb die Fähigkeit nothwendig einwohnen müßte selbst ein solches Werk zu schaffen; und ein solches Verhältniß muß im Wissenschaftlichen denn allerdings gleicherweise anerkannt werden. — Der Bau eines kunstgemäß und schön gegliederten wissenschaftlichen Werkes muß nothwendig auch dem Gebildeten der nicht selbst Forscher ist, auf eine klare und übersichtliche Weise dargelegt werden können, ja man darf behaupten daß die durchgreifendere und allgemeinere Bildung einer Nation erst dann als möglich erscheint, wenn durch solches Zugänglich-Werden der verschiedenen Wissenschaften jedem Gebildeten und jedem in irgend einer Sphäre Selbstthätigen auch der gesunde und klare Ueberblick der übrigen Reiche menschlichen Wissens und Könnens zugänglich geworden. Freilich ein gewisses Organ solche Mittheilungen aufzunehmen wird allemal nothwendig vorausgesetzt, und

wenn ich hier zu Dir dessen Gesinnung ich kenne, frei und unumwunden von den Erscheinungen des großen Naturlebens sprechen werde, so möchte ich dies nicht ohne Unterschied zu jeden Andern, denn allerdings sind mir nicht selten wunderliche Individuen vorgekommen die alles andere mehr hätte beschäftigen können als gerade das Naturleben. Ich mag dieses nicht sowohl mangelnde Anlage für dergleichen Erkenntniß nennen, denn welchem Menschen sollte, da er selbst einer Seits Naturwesen ist, der Sinn für Natur ursprünglich fehlen? — Aber ohngefähr eben so wie an unserm Körper manche Muskeln, wenn wir sie von Klein auf nicht üben, verkümmern und für's Leben gänzlich unbrauchbar werden, so geschieht es auch mit dem Natursinn, er kann durch pedantische oder läppische Erziehung zu Grunde gehen, er kann durch harte Mühseligkeiten des Lebens verdorben werden, ja er kann durch ein verkehrtes erzwungenes Naturstudium sich verlieren und in bleibende Misachtung der herrlichsten Erscheinungen ausarten. Jedenfalls das glücklichste Organ für allgemeine Auffassung der tiefern Bedeutung der Naturerscheinungen bringt Derjenige mit, der gesunden und offnen Sinnes von Jugend auf sich gern in frischer freier Welt bewegt und indem er lebendig den Reiz der Schönheit der Natur empfand, den Sinn für irgend eine andere Seite ernster Wissenschaft und zugleich innige Freude an dem Schönen der Kunst in sich sorgsam und treu gehegt hat. — Wie empfänglich wird ein solches Gemüth sein wenn ihm Schilderungen wie die eines Alex. v. Humboldt, eines Hugi, eines Hausmann und Anderer dargeboten werden, wie werden sich gleichsam die

noch eng zusammengefalzten Blätter seiner Vorstellungs-welt ausdehnen und öffnen, und wie dankbar wird er Aufschlüsse vernehmen über Gegenstände deren selbstthätige Ergründung nicht im Bereiche des Feldes seiner eigenen Arbeiten gelegen war! — Und so denke ich mir nicht nur Deine Individualität, ich glaube zu wissen daß sie so ist und in dieser Ueberzeugung will ich Dir denn offen mitzutheilen suchen was ich in den gedachten Beziehungen mitzutheilen habe! — Man spricht ja anders zu einem in dem man innige Empfänglichkeit für den Stoff der Mittheilung voraussetzt und anders zu dem der nur mit Mühe einige Aufmerksamkeit ihm zuzuwenden im Stande ist. — Neulich fand ich übrigens aus dem geistreichen Werke von A. Bertrand: Traité du Somnambulisme et des differentes modifications qu'il presente; eine Parabel ausgezogen die mir für Schilderung des Verhältnisses gewöhnlicher Menschen zur Natur zu treffend scheint als daß ich sie hier nicht noch mittheilen sollte: „In einer großen Stadt" so erzählt der Verf. da wo er vom Vorhersehungsvermögen der Thiere spricht „deren Bewohner, eingewiegt in alterthümliche Gewohnheiten und eingeschläfert durch das Gewühl und Geräusch der sogenannten großen Welt, taub für die leisern Töne der stillen allgütigen Natur waren, langt ein Reisender an; er erzählt Wunder von einer Zauberinsel, auf der er gelandet hatte, deren Thiere durch einen übernatürlichen Geist getrieben, das Vermögen besitzen, die Zukunft zu erkennen und in ihr zu lesen, was vorher zu wissen ihnen einst höchst erspriefelich sein wird. Sie sorgen für ihre künftigen Bedürfnisse mit einer verständigen Geschicklichkeit, die Alles

übertrifft was sich der Mensch einbilden könnte. Ein Vogel zog unter Andern seine Aufmerksamkeit auf sich, der lange zuvor ehe er Eier legt, sobald er sich gepaart hat, mit Lust an einer Wohnung baut, die ihn und die Seinigen aufnimmt, schützt und wärmt; ja, die Zukunft liegt so offen vor ihm da, daß er zum Voraus weiß wie viel Eier er legen werde, und von welcher Größe; daher er seine Wohnung nach den verschiedenen Dimensionen, den künftigen Bedürfnissen seiner Familie gemäß, einrichtet, weder zu groß noch zu klein. Nichts aber gleicht der vorhersehenden Sorge des Vogels, die er seinen Jungen widmet; er giebt seine vorige Lebensweise auf und lebt einzig und allein, vorsorgend, für sie, ohne durch Nachahmung und Gewohnheiten geleitet zu werden u. s. w. — Leicht begreiflich wird nun unser Reisender mit seiner Wundererzählung von der Mehrzahl verlacht, verspottet, der einfältigsten Selbsttäuschung oder gar der absichtlichen Erdichtung und Lüge beschuldigt. Nichts destoweniger bildet sich eine kleine Gegenparthei von Leuten, die nicht alles gleich verwerfen, noch auf's bloße Wort hin glauben wollen. Sie senden nach der angeblichen Wunderinsel eine Untersuchungs-Commission ab, deren Bericht aber, nach ihrer Zurückkunft noch weit wunderlicher lautet, denn alle Thiere der Insel besitzen in ihrem Naturzustande die prophetische Gabe. Was bietet nicht schon das Reich der Insecten für Wunder dar: die Biene, die Wespe, die Ameise rc. mit ihrem vorhersehenden Bautalente! Nur eins von den vielen Wundern werde hier aus dem Commissions-Berichte angeführt. Die Einsiedler- oder Mauer-Biene, die nur einige Monate lebt, paart sich, legt ihre Eier und

beschäftigt sich von nun an mit nichts als mit der Vorsorge für ihre Jungen. Sie muß in kurzem sterben; aber wie wunderbar sieht und sorgt sie in die Zukunft für ihre Hinterlassenen! Sie legt ihre Eier in die schickliche Oeffnung einer Mauer, durchstreift dann das Feld und sucht einen Wurm von besondrer Art, sie findet und erkennt ihn, bemächtigt sich seiner und bestimmt ihn zur künftigen Entwicklung ihrer Waisen. Sie trägt ihn in die Maueröffnung, wo ihre Eier liegen. Sie soll jetzt aufhören zu leben, aber wenn später die Jungen herauskriechen, so finden sie in dem Körper des Wurms ihre passende Nahrung. Doch das ist noch nicht das Wunderbarste; denn wenn die Biene den Wurm ganz gesund gelassen hätte, so würde er leicht entschlüpfen können; würde sie ihn hingegen gleich ganz getödtet haben, so könnte sein faulender Stoff gewiß nicht die Jungen ernähren. Was thut also die Biene gleich anfänglich? Sie sticht ihn, doch so, daß er weder zu lebensstark bleibt, um zu entschlüpfen, noch zu lebensschwach, um sterben zu müssen; und schmachtend muß er so lange leben bis die Jungen zu seiner Speisung reif geworden sind. — Doch um nun zur Auslegung der Fabel zu kommen, so schließt der Verf. seine Erzählung mit der schon erwarteten Frage: Wer ist die Zauberinsel anders als die Zauberwelt in der wir selbst leben? Und wer sind die unwissenden Großstädter anders als wir Blinden und Tauben, die wir, von den Mauern und Thoren der falschen Cultur eingeschlossen nicht sehen und nicht hören, was wir täglich draußen in der großen und weiten Natur vernehmen könnten?" —

Und ach! möchte ich hinzusetzen, liegt nicht bei den Meisten die Vorstellung von dem was sie sich unter dem Worte Natur denken sollen überhaupt ganz im Dunkeln? — Ich habe oftmals schon behauptet es sei ein wahres Unglück für die Mehrzahl der Völker Europa's, daß nicht ein jegliches anstatt des Wortes Natur ein eigenthümliches in eigner Sprache gebildetes bedeutendes Wort besitze um jenes offenbare Geheimniß damit zu bezeichnen. — Gewiß man glaubt nicht was so ein fremdartiger selten seiner ursprünglichen Bedeutung nach verstandener und doch von Kindheit auf gehörter Klang beiträgt uns von einem Gegenstande zu entfremden! — Wollte man auf den Grund gehen man würde vielleicht Menschen genug finden die am Ende mit dem Worte Natur nichts anders verbänden als die Vorstellung der weiblichen Bildsäule mit den unzähligen Brüsten wie sie ihnen die Bilderbücher ihrer Kindheit gezeigt hatten! — Dem würde gewiß nicht so sein wenn das was wir natura nach seiner Ableitung von nascor, ich entstehe, nennen und als das im Göttlichen und durch Göttliches rastlos Entstehende Vergehende und wieder Entstehende anerkennen, in jeder Sprache durch ein eigenthümlich gebildetes Wort sich bezeichnet fände! — Die deutsche Sprache deren innerer philosophischer Sinn und schöne Bildsamkeit sich um so deutlicher hervorhebt je mehr man in ihre Ramificationen eindringt, würde hier am wenigsten einer schicklichen Wortbildung entbehren, ja sie besitzt bereits eine solche in den Worten von Goethe:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt"

Denn was ist denn Natur anders als das stets Wer-

dende, das was keinen Stillstand kein beharrendes Sein kennt, das was in unendlich wechselnden Bildungen die göttlichen Urbilder (Ideen) zu stätiger Verwirklichung bringt und so der eine ewige Grund der gesammten Welterscheinungen wird, während die unwandelbaren, göttlichen Urbilder die Gottgedanken, wenn man so sagen darf, den andern urwesentlichen ewigen Grund derselben darstellen. — Sagt daher nicht Göthe auf das treffendste von diesem Verhältniß der in ewigen Verwandlungen sich allein gefallenden Natur.

„Und umzuschaffen das Geschaffne
Damit sich's nicht zum Starren waffne
Wirkt ewiges lebendiges Thun.
Und was nicht war nun will es werden
Zu reiner Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn."

Denn wirklich ist ja von keinem Naturkörper ein absolutes Beharren zu denken und der scheinbar in größter Ruhe beharrende Stein durchfliegt mit der Erde in jeder Sekunde große Räume der Sonnenbahn und erfährt fortwährend unmerkliche chemische Aenderungen. — Weiter heißt es dann und nicht minder treffend:

„Es soll sich regen, schaffend handeln
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allen:
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will."

Sollte ich übrigens einem in diesem Felde gänzlich Neuen durch Gleichnisse das Verhältniß von Natur und

Idee noch näher heranzubringen versuchen, so würde ich etwa sagen: denke Dir einen senkrecht, glatt und breit niederstürzenden Wasserfall, dies sei das ewig Werdende, das rastlos bewegte Phänomen der chaotischen Naturelemente an sich, und nun denke Dir die Schatten der Bildsäulen einer an den Wassersturz herangebauten Gallerie welche von den Strahlen der Sonne auf dieser stürzenden Wasserfläche gezeichnet werden. — Jene Bildsäulen seien aber die Gleichnisse der göttlichen Ideen jener Urbilder, durch welche aus dem Chaos des allgemein Werdenden, oder dem Naturelemente, hier unter dem Gleichniß des stürzenden Wassers ausgesprochen, bestimmte Gestalten hervortreten. — Da würden sich dann weiter mancherlei Betrachtungen anstellen lassen, wie bald dasselbe Wassertheilchen jetzt das eine, und dann ein andres der Bilder abschattet, und bald ein und dasselbe Bild solange es auf einer Stelle beharrte von einer Menge verschiedener Wassertheilchen rastlos durchzogen wird, und alle solche Betrachtungen könnten wohl ohngefähr versinnlichen wie das Phänomen der Welt aus stätiger Durchdringung von Urbild und Naturelement hervorgehe, ganz eben so wie wir in unserm eignen Seyn empfinden können, es sei dasselbe ganz und gar bedingt durch die in den stets wechselnden Elementen unsres Körpers sich offenbarende Monas der Seele, welche in sich, nichts andres als eins jener unendlichen göttlichen Urbilder ist und sein kann. Halten wir nun den Begriff der Natur in diesem Sinne als ein Concretes, als das Bild eines bestimmten Seyenden fest, (wie den Göthe in seinem früh geschriebenen Aufsatze:

„die Natur“ *) es auf sehr merkwürdige Weise gethan hat) so wird uns bald auch ein andrer Irrthum verschwinden, welches den Wissenschaften selbst zu nicht geringer Noth gereicht hat und noch gereicht. Dieser Irrthum besteht darin daß man wunderlicher Weise gleichsam zweierlei Naturen neben einander bestehend dachte, von denen die eine belebt, die andre unbelebt sei, zu deren einer, der Belebten, Thiere und Pflanzen gerechnet wurden, während zu der andern, der Unbelebten, Erd und Himmel mit ihren Erscheinungen, als etwas durchaus Heterogenes gezählt wurde. Es ist dieses aber eine Unterscheidung welche ich durch nichts gerechtfertigt wüßte, es müßte denn der engherzige und beschränkte Standpunkt sein, welchen ein Mensch annimmt der sein Auge für das Große und allgemeine Naturleben deßhalb verschließt weil er egoistisch nur für das was ganz zunächst sein eignes Leben angeht Sinn hat. — Gewiß aber! wer irgend mit Hingebung und ohne durch Vorurtheile gefesselt zu sein, das Leben der Natur selbst beobachtet, findet durchaus ein und dasselbe Werden und Wirken in dem Leben der Weltkörper wie in dem Leben der uns näher stehenden irdischen Einzelwesen, er erkennt in der rastlos kreisenden Kugel des Planeten, mit ihren Ein- und Ausathmungen, mit dem bestimmten Kreislaufe ihrer Gewässer, ihren magnetischen und electrischen Lebensäußerungen u. s. w. nichts wesentlich anderes als in dem durch gewisse Oscillationen im Wasser umrollenden Infusorium und in dem durch magnetische und electrische Gegensätze bedingten Kreis-

*) Göthe's nachgelassene Schriften 10. Bd. S. 1.

laufe der Säfte in höheren Geschöpfen. — Du kennst wahrscheinlich den Traum in welchem der treffliche Lichtenberg in seiner humoristischen Art schildert wie ihm vom Weltgeiste die Erde im unendlich verjüngten Maaßstabe zur chemischen Analyse gereicht wird und wie er dabei gar arme Resultate seiner Untersuchung gewinnt; mir ist dabei oft eingefallen einen Traum zu dichten wo einem starren Verfechter des Unterschiedes zwischen einer lebendigen animalen und vegetabilen Natur, und einer todten tellurischen und kosmischen Natur, vom Weltgeiste die Anweisung kommt durch ein im weiten Aether schwebendes Mikroskop zu blicken. Da sieht er denn bald leuchtende bald erleuchtete Kügelchen in regelmäßigen Rotationen einander umkreisen, er bemerkt dunst- und tropfbarflüssige Stoffe derselben in regelmäßigen Schwankungen, er sieht wie sie aufeinander anziehend wirken, wie hie und da ein Kügelchen zerfällt und verstäubt, während an andern Stellen aus nebelhaften Stoffen neue Pünktchen entstehen und nach weiten excentrischen Umherrollen sich zu den gemessenen Kreisen der andern gesellen, sich dort durch Einsaugung nähren und vergrößern und durch Ausscheidung wieder verringern u. s. w. und alles ruft ihm seine frühern mikroskopischen Beobachtungen über die leuchtenden Seeinfusorien und über die ohne Mund und Eingeweide regelmäßig umherrollenden Kugelthiere so bestimmt zurück daß er sich schon bereit macht diese Aetherinfusorien als neue und besondre Sippe in sein System einzutragen. Aber da ertönen ihm nicht ohne Beschämung die seltsamen Worte: „Was Du gesehen war die Bewegung von Son-

nensystemen und während du eine Stunde zu beobachten glaubtest ist ein Weltenjahr vorübergegangen!"

Es macht mir sonach allemal den wunderlichsten und ich möchte wohl sagen unheimlichsten Eindruck wenn ich vom absoluten Unterschiede lebendiger organischer Substanzen oder Kräfte, und physischer, unorganischer, hören muß! — Ich frage was sind denn die ausschlußweise so genannten organischen Substanzen anderes als die physischen? Sind es nicht immer dieselben alten Elemente, derselbe Wasserstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, dieselben Metalle und Metalloide welche in der gesammten irdischen Natur verbreitet, auch die individuellen Organismen ja den Menschenleib selbst zusammensetzen? sind es nicht dieselben elementaren Wirkungen, welche als Anziehung und Abstoßung, electrische oder chemische Thätigkeit sich äußern zwischen den Schichten der Erde und des Luftkreises und im Wachsen der Pflanze wie in den Bewegungen des Thieres? — Ist, um dieß mit einem Worte auszudrücken, die Natur nicht **ein Meer des Werdens** in welchem unendlich verschiedene Ideen sich tausendfältig spiegeln; und dessen Tropfen in tausendfältigen Formen erscheinen je nachdem sie momentan und freilich ohne zu beharren, nach dem Gesetz der einen oder der andern Idee sich ordnen? — Derselbe Kohlenstoff lebte gestern vielleicht in unseren Blute, schwebt heute immer thätig in der Erdatmosphäre und wirkt vielleicht morgen in der keimenden Pflanze! — Wo wir das Auge des Geistes hinwenden ein stätes Ziehen, Drängen und Werden der Elemente, die so oder so erscheinen, je nach-

dem eine oder die andre Idee sie erfaßt, ordnet und (erlaube mir das Wort!) begeistigt. — In Wahrheit also kann hier von einem Unterschiede organischer und nicht organischer, belebter und todter Elemente auf keinen Fall die Rede sein! — Nicht das Werdende real oder substantial Wirkende des Steines und des Thieres sind wesentlich andere, sondern die Urbilder welche das Dasein des Thieres und das Dasein des Steins als Theil des Erdenleibes begründen sind es. — Gewiß! hier liegt der Hauptschlüssel zu allem näheren Verständniß der Natur! wer einmal hier durchgedrungen ist zur reinern Ansicht, wer einmal das in ewigem Wechsel vorüberziehende Wesen der Naturerscheinung, das ist eben das Wesen des unendlich Werdenden, und seine Beziehung zur tausendfältig darin sich spiegelnden Welt der Gottesgedanken scharf aufgefaßt hat, dem wird sich gleich als einem Geweiheten die ihm zur Erforschung wie zur Vollbringung vorliegende Erscheinungswelt überall verwandt und befreundet bezeugen, so gering oder so groß der Kreis ist innerhalb welchem seine Erforschung oder sein Wirken sich bethätigt, er wird bei der klaren Einsicht in die Unendlichkeit dieser Erscheinungen im Voraus sich resigniren nur wenige derselben umfassen zu können, aber er wird sich im Verhältniß zur Natur überall heimisch empfinden, etwa wie der Bürger seines ihm durch Sprache und Sitte Blutsverwandten Landes, nennt er dort auch nur eine noch so kleine Besitzung sein eigen, doch im ganzen übrigen Lande sich heimisch fühlt. — Ich weiß nicht ob es Dir eben so vorkommt, aber mir scheint gerade diese tiefste und sinnigste Ansicht der Natur auch die einfachste und verständ-

lichste! — Doch, könnte vielleicht noch Jemand einwerfen wenn auch aus solchen Betrachtungen hervorgehet daß die Naturelemente für das organische und unorganische Reich ein und dieselben sind und daß in dieser Hinsicht nicht zwei verschiedene Reiche der gesammten Welterscheinung statuirt werden dürfen, so ist es doch eine andre Frage ob die Idee des Organischen und des Unorganischen nicht so total verschieden sei daß die durch diese verschiedenen Ideen begründeten Naturerscheinungen auch als absolut entgegengesetzt betrachtet werden müssen? — Aber auch dem ist nicht so! nur der leichter oder schwerer zu gewinnende Ueberblick der organischen Gestaltung eines gewissen Phänomens und nur die größere oder geringere Verwandtschaft zu der Art unsres eigenen Daseins, haben jene Unterscheidung herbeigeführt welche sogleich sich verliert, wenn wir erstens den Begriff des Organischen uns deutlich machen und zweitens uns zu einen größern und freiern Ueberblick erheben wollen.

Was das erstere betrifft, so ist es ja für einem Jedem der sich deutlichere Vorstellungen von Natur und organischem Leben erwerben will unerläßlich, daß er sich klar zu machen suche welche Bewandtniß es eigentlich mit den so häufig gebrauchten Worten „organisch" und „Organismus" habe und welche Begriffe damit zu verbinden seien. — Leitest Du aber ab Organismus von Organ, Werkzeug, (organon) was kann dann Organismus anderes sein als ein, nach Leitung des ihm einwohnenden gleichviel ob bewußten oder unbewußten Urbildes, aus sich Werkzeuge, Organe, d. i. Glieder — Erzeugendes, Hervorbildendes und durch dieselben sein Leben Aeußerndes? — —

Jeder solcher Organismus oder Gliedbau ist nun aber, inwiefern er ein Werdendes ist, der Natur angehörig, ist eine Erscheinung ihrer stets wechselnden Elemente und schon dadurch mannichfaltig; hingegen inwiefern sein Dasein durch ein Urbild, durch ein Bild seines Seins vor seinem Sein bedingt ist, ist er der Ideenwelt angehörig und hierdurch eine Einheit, ein Individuum. Die erstere Seite bedingt das an ihm was wir Leib, oder Körper zu nennen pflegen, die zweite das was wir mit dem Namen der bald unbewußten, seltner bewußten Seele bezeichnen. Inwiefern seine Gesammterscheinung dadurch bedingt ist daß stätig und innig die Idee desselben die in ihm wechselnden Elemente durchdringt, sagt man: die Idee, die Seele, verkörpere, verleibe sich in ihm, sie leibe sich ein, und er selbst sei dadurch leibend — lebend. — Leben (von Leib abzuleiten) kann also eigentlich nichts anders heißen als stätiges Einleiben des Urbildes in das Werdende oder der Idee in die Natur. Erheben wir uns nun aber zweitens, zu einem größern und freieren Ueberblicke der Welt, so wird uns unser innerstes Bewußtsein bald sagen daß auch das All der Welt, nur dadurch vorhanden sein könne, daß innerhalb eines höchsten göttlichen sich dadurch selbst anschauenden Urwesens das unermeßliche Reich der Ideen und der Natur sich wechselseitig und unabläßlich durchdringen, daß daher der gesammten Welterscheinung der Begriff dieses Einleibens dieses „lebendig seins" ganz eben so wie jeglichem einzelnen Organismus zukomme, und daß demnach nothwendig Leben durch alle Sphären des Weltalls herrschen müsse, so daß dann auch der

wahrhafte und absolute Gegensatz des Lebens, d. i. ein wahrhafter und vollkommner Tod gänzlich unmöglich sei indem er durchaus zusammenfalle mit dem Begriffe eines absoluten Zero oder eines vollkommnen Nichts. —

Und so hätte ich Dir denn theurer Freund! den Gedankenzug bezeichnet; welchen langjähriges Vergleichen und Nachdenken über diese Gegenstände mir als den einfachsten sachgemäßesten dargethan hat, und hat es Dir gefallen dieser Richtung ebenfalls nachzugehen, so wird Dir deutlich sein daß von solchen Betrachtungen die nothwendige Folge ist die organische Wesenheit des Weltalls und aller durch göttliche Idee gestalteten Natur, d. i. aller Welterscheinung anzuerkennen, und schon von hieraus ein unorganisches Reich, ein Reich des Todten als unmöglich zu betrachten, sondern immer nur verschiedene Reiche des Lebens zu unterscheiden. In allem Organischen, Gliedbaulichen, ist ja dasselbe Einleben einer Idee in das elementare Werdende der Natur, dasselbe in fortwährender Entwicklung irgend einer Individualität bestehende Leben anzuerkennen, gleichviel ob von werdenden Sonnensystemen oder einer werdenden Pflanze die Rede ist; und nicht minder organisch, d. h. nicht minder zu einem größeren Organismus gehörig, ist der Fels zu nennen mit seinen krystallinischen Fügungen oder die Quelle mit ihren rhythmischen Strömungen in Beziehung zum Erdganzen, als das Knochengebilde mit seinen Krystallfasern oder der Blutstrom mit seinem pulsirenden Wellenschlage in Beziehung auf das Leben des Thieres. — Von hieraus gehend, würde man demnach überhaupt schwer dazu gelangt sein eine Unterscheidung zwischen be-

lebter und lebloser, organischer und unorganischer Natur sich zu erlauben wenn nicht das was wir Sterben des Individuums nennen, das was ich mit dem Namen des relativen Todes bezeichnen möchte, hierzu verleitet hätte. Mögest Du mir daher gestatten daß ich auch hierüber in meinem nächsten Briefe einige Gedanken Dir ausspreche, denn über den Standpunkt, welchen wir bei unsern spätern Betrachtungen des uns umgebenden Naturlebens festhalten und behaupten wollen, müssen wir nun doch einmal uns bestimmt aufgeklärt haben wenn irgend ein Verständniß auch weiterhin gelingen soll. Gewiß! verdrüßlicher kann ja kaum etwas begegnen als zu finden daß man lange Mittheilungen über secundäre Phänomene an Personen gegeben habe, die, eben weil sie über die Ur-Phänomene in geradem Gegensatze sich mit uns befinden, von keinem Theile jener Mittheilungen ein wahres Verständniß erfaßt haben. Besser und unerläßlich ist es daher zuerst über die Ur-Phänomene sich auszusprechen, und scharf hinzustellen wie man es eigentlich meine, — dann werden alsbald verwandte Geister sich zu uns wenden, während anders Herangebildete sich abwenden. Und so soll es sein! Völlige Gleichheit der Ansichten und Urtheile würde den Geistestod herbeiführen wie absolutes Aufheben des Widerstreites physischer Kräfte die Vernichtung der Welterscheinung veranlassen müßte! — Sei es also genug daß wir aussprechen so meinen wir es — und hiermit sei gegen die von andern Seiten Eintretenden alle Polemik verbannt! dann mögen sie doch zusehen wie weit sie mit der Vorstellung von einer todten Natur im frischen Reiche des Lebens vorwärts kommen! —

Zweiter Brief.

Daß Dir meinem vieljährigen vertrauten Freunde der Ideengang meines vorigen Briefes zusagend und aufklärend gewesen ist freut mich um so mehr da es mir Muth giebt mich weiter und weiter ganz so auszusprechen wie es mir die innere Stimme weißsagt. Auch billige ich es ganz wenn Du darauf dringst gerade den Begriff des individuellen Sterbens des im gewöhnlichen Leben sogenannten Todes genau auseinanderzusetzen und in Beispielen zu erwägen, indem die falsche Ansicht von organisch belebter und unorganisch todter Natur nur auf Mißverständniß des Todes beruhe. — Wie gesagt! recht magst Du hierin haben aber die Ausführung dieser Discussion ist sicher mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. — Es ist eine gar sonderbare Sache um das was wir individuellen Tod nennen! — Sehen wir uns um in der Natur, so scheint auf den ersten Blick uns überall Tod und Vernichtung zu umgeben, da alle Phänomene, ihrer Zeitlichkeit und Endlichkeit nach, über lang oder kurz dem Verschwinden bestimmt sind; und blicken wir nun doch wieder schärfer auf den einzelnen Fall, so suchen wir vergebens den wirklichen Tod, denn bald überzeugen wir uns daß da wo wir ihn zuerst zu sehen glaubten immer nur andere und neue Lebensregungen sich hervorthun, daß im Phänomen der sogenannten Verwesung sogleich der Quell für unendliche Neue Lebenserscheinungen sprudelt, und daß was uns eben als Tod erschien nur eine Verwandlung einer Lebensform in die andere war. — — Da machen mir denn zuweilen

manche larmoyante Dichter einen wunderlichen Eindruck, die, vielleicht eben weil sie im vollen frischen Leben sich zu regen nicht den Muth haben, gern bei allen kränklichen Empfindungen und bei Todesbetrachtungen verweilen; nach ihnen ruht auf einem ausgebrannten Vulkan, auf einem Gletscher der Hochalpen, auf allen sich wieder lösenden Vegetabilien oder Animalien der Begriff eines absoluten Todes, sie beklagen immerfort die arme Natur, die den Tod erleiden und in allen ihren Formen elendiglich zu Grunde gehen müsse, und doch ist nur ihr Auge selbst tod für das hier wie überall immer neu sich entwickelnde Leben! — Freilich wenn der gewöhnliche und eigentlich mit großem Unrecht sogenannte Weltmensch durch irgend einen Zufall einmal in die Gletscherregion der Alpen verschlagen wird und er die schroffen Felsen und die bläulichen Zacken der Eismassen in scheinbar unerschütterlicher Ruhe erblickt, da wird er stets aus diesen für ihn todten Regionen ohngefähr mit denselben Empfindungen wie aus einem Leichengewölbe von dannen eilen. — Wie ganz anders aber stellt dieselbe Scene sich dar wenn ein Forscher wie Hugi in das bewußtlose Bildungsleben der Gletscher hineinblickt! — Ich kann wirklich nicht umhin Dir eine eigentlich für spätere Schilderungen bestimmte Stelle seiner Betrachtungen schon hier mitzutheilen. Da erzählt er z. B. über das sonderbare Ausstoßen fremder Körper aus der Gletschermasse: „Noch Niemand sah wohl“ sagte er, „wo immer der Gletscher abschmilzt, in unzählige Schründe sich trennt, oder über Felsen abbricht, auch nur faustgroßes Gestein eingeschlossen. Was in eine verengte Spalte stürzt, oder

sonst in den Gletscher gelangt, ist nach einiger Zeit wieder auf die Oberfläche getrieben, auch die ungeheuersten Lasten. Im Jahr 1828 grub ich mehrere Steine 10—12 Fuß tief in die Gletschermasse, und deckte sie mit derselben zu. Die Gletscherhöhe, die Schichten u. s. w. wurden genau bezeichnet. Das folgende Jahr war alles auf der Fläche; ohne daß der Gletscher abgenommen hatte. Jeder Gletscherkenner betrachtet dieses Ausstoßen eben so gut, als das Vorrücken der Gletscher als Thatsache. Ohne jenes Ausstoßen müßte die Gletschermasse durch und durch mit Steingetrümmer untermischt sein, da man nur erdige und färbende Stoffe in und zwischen seiner Schichten entdeckt. Erkennen doch jene zwei oder drei, die das Ausstoßen läugnen, die Gletscherschichten als alte Oberflächen; warum enthalten sie denn kein Steingetrüm, das die jetzige Fläche bis empor zum Firne deckt? — Wie der Firn d. i. der zusammengefrorene Schnee der höchsten Alpen von oben herab seiner untern Gränze sich nähert, beginnt er sein unbestimmtes Korn zu fügen, und in Gletscher sich zu wandeln. Auf seinem Grunde jedoch ist auch der 13000 Fuß hohe Firn schon gletscherartig. Es ist nur die Gegend der Firngränze wo jene vollendetere Bildung die Oberfläche erreicht, und da beginnt jedes Steingetrüm, auch die ungeheuersten Lasten, von unten nach der Oberfläche ausgestoßen zu werden, ja endlich auf dem Gletscher noch über selbe sich zu heben. Nicht der Firn, sondern der aus Firn sich bildende und dann sich immer mehr entwickelnde Gletscher stößt aus. Oft sah ich zwar todte Gemsen anfänglich in die Gletschermasse einsinken, aber zu meiner größten Ver-

wunderung eben so oft die reinen Knochen derselben vom Gletscher ausgestoßen werden. Die Knochen, als solche, scheinen mehr als kalkige, erdige Masse sich zu verhalten. Vor einigen Jahren stürzte auf dem Gries ein Pferd in einen Schrund. Den ganzen Sommer sank es tiefer, bis alles verschwand. Vor zwei Jahren aber wurden die reinen Knochen vom Gletscher auf die Oberfläche ausgestoßen. Ich konnte aus ihnen noch fast das ganze Scelet construiren."

In solchen Betrachtungen empfindet man nun freilich sogleich die innere Lebensthätigkeit des scheinbar todten und unorganischen, und leicht würde man sogar, auf diese Weise fortfahrend den neu Hinzutretenden zu dem andern Extrem bringen und ihm glauben machen können, daß dieses Leben von einer willkührlich wirkenden Seele geregelt werde, da es doch nur einzelne bewußtlose äußere Regungen eines in tiefem Geheimniß schlummernden Planetenlebens sind welche sich hier in diesen Hebungen und Senkungen der Eisfelder, wie in den Hebungen und Senkungen der Gebirgsschichten offenbaren. — Gerade so verhält es sich ferner mit der zweiten beispielsweise angeführten Erscheinung des Erdlebens, mit dem ausgebrannten Vulkan. Wirf zuvor einen Blick auf folgende Dir vielleicht noch unbekannte Schilderung Rüppell's vom ausgebrannten Krater der Insel Volcano und dann laß uns in unsern allgemeinen Betrachtungen jener sogenannten Todesbilder im Kreise des großen Naturlebens weitergehen. — Rüppell erzählt: „Der Krater von Volkano ist, wie alle andre vulkanische Feuerschlünde ein abgestumpfter Trichter, der sich in einen etwa 900

Fuß hohen Kegel vertieft: der äußerste Rand dieses Trichters ist ellipsoidisch geformt; sein größter Diameter, welcher sich von Osten nach Westen erstreckt, mag wohl 1100 Fuß messen, der kleinere ungefähr 700 Fuß. Der Krater selbst vertieft sich, auch wo sein Rand am niedersten ist, wenigstens 400 Fuß, und die untere Abstumpfungsfläche des Trichters mag sich zu der vom obern Randsaum eigeschlossenen ungefähr wie 1 zu 2 verhalten. Ueber die Hälfte der Vertiefung ist beinahe senkrechte Felswand; nur der obere Theil, der durch ausgeworfene vulkanische Asche gebildet ist, verengt sich in kesselförmiger Gestalt. Die Lava, welche die untern Felswände bildet, ist von gelblich weißer Farbe, wahrscheinlich eine Folge der immer auf sie wirkenden Gasentwickelungen; sie ist von vollkommen dichten Bruch ohne Blasenräume, frei von Einmengungen fremdartiger Fossilien, und wild in scharfkantigen Bruchstücken zerklüftet. Fast überall aus diesen Zerklüftungen dringen Dämpfe hervor, stark mit Schwefel und andern Ingredienzien geschwängert, und selbst der Felspfad, der auf der Südwestseite ausgearbeitet ist, bahnt sich den Weg durch mehrere Stellen, ganz heiß von rastlos aufquellenden Dampfmassen. — Ist man auf diesem Felspfad zu der untern Fläche des Kraters gelangt, die übrigens nichts weniger als eben ist, so fesselt vor allem die Aufmerksamkeit eine komische Erhöhung, die sich auf der nördlichen Seite etwa 60 Fuß über die Fläche erhebt: aus ihr steigen viele Rauchsäulen auf, aber eine ganz vorzüglich stark aus einer ungefähr 14 Zoll großen Oeffnung, an der Ostseite der Spitze. Man kann sich ihr kaum auf 2 Schritte nähern, weil ein

glühender Luftzug unaufhörlich ausströmt. Hier ertönt ununterbrochen ein schauerlicher Lärm dem Toben einer großen Masse siedender Flüssigkeit ähnelnd. Rund um die Oeffnung sind sublimirte nadelförmige Schwefelkrystalle, und eine gelb und roth gefärbte Kruste von salzsaurem Ammoniak, an 4 Linien dick. Alles umher ist voller kleiner Risse und Oeffnungen, aus welchen beständig mehr oder weniger starke Dampfsäulen aufsteigen, die mit Schwefel, Ammoniak und Salzsäure gemischt sind. Der Boden ist hier überall sehr warm, ja oft unerträglich heiß, und es ist dieser kleine Konus wahrscheinlich jetzt der Hauptsitz der vulkanischen Thätigkeit. Auf der Ost- und Westseite dieses Kegels, am Fuß der Felswände ist die Stelle, wo vorzugsweise die ausstoßenden Dämpfe krustenförmig längs der Oberfläche jene natürliche Borarsäure absetzen, welche zuweilen wie eine verunreinigte Schneekruste ganze Strecken bedecken soll. Auch jetzt ist übrigens der ganze untere südwestliche Theil der Kraterwand und die daran stoßende Bodenfläche mit dünnen sich überdeckenden Inkrustationen von Alaun und Gyps bedeckt, von wenig Festigkeit, so, daß man oft Fuß tief in dieselbe hineinsinkt, auch viel Eisenvitriol findet sich bei diesen Inkrustationen. Auf dieser Seite, so wie auf der gegen Süd- und Südost gelegenen, brechen die wenigsten Schwefeldämpfe aus; aber desto gewaltsamer hauchen sie aus der Ostseite. Hier ist alles voll sublimirten Schwefels, der sich zuweilen in tropfsteinartige Gruppen concentrirt hat; auch Ammoniak und die obenerwähnte Borarsäure findet sich häufig. Stark ist die Hitze des Bodens; auch ist an der Felswand gleichfalls eine große

Oeffnung, aus welcher bei der Dampfentwicklung immerwährend ein brausendes Getöse, gleich dem einer siedenden Flüssigkeit ertönt. Und so sehen wir also den Krater von Volkano täglich erzeugen Alaun, Schwefel, Steinsalz, Vitriol, Ammoniak und Borarsäure, theils durch Sublimation; theils durch Efflorescenz tropfsteinartig. Doch wie viele andere, die doch nicht minder zur vulkanischen Thätigkeit mitwirken, mögen nicht hier noch aufzufinden sein nachdem sie bisher unter der Menge übersehen worden sind?" — So weit denn diese Schilderung! — und gewiß wer nur aufmerksam hinblickt wie an solchen oft für Bilder des Todes genommenen Stätten alles innerlich arbeitet, sich fortwährend umbildet und regt, der wird auch hier bald vom Todesbegriff zum Begriff des Lebens sich bekehren — ja er wird es wohl viel natürlicher finden, eher gleich den Alten, die bewußtlos sich regende Seele solcher Erscheinungen zur Persönlichkeit einer untergeordneten Gottheit zu erheben, als das Leben derselben überhaupt zu verkennen. — Sicher ist es indeß daß nur von dem Auffassen gewißer Phänomene in der Form individuellen Todes alle Unterscheidung zwischen unorganischer todter und organisch lebendiger Natur ausgegangen ist, und so mag es uns denn nicht gereuen wenn wir jetzt etwas dabei verweilen uns den Begriff dieses individuellen Todes zu einer deutlichern Anschauung zu bringen. — Allerdings wird es aber immer eine der wunderbarsten und nicht ohne gewisses Grauen wahrzunehmenden Erscheinungen bleiben, wenn ein lebendes vielleicht unter unsern Augen gebildetes, noch vor kurzem selbstkräftig sich regendes Wesen, plötzlich zusammenstürzt,

regungslos und gefühllos vor uns daliegt und das Aggregat von Naturelementen in welcher die ihm eigenthümliche Idee, sich eingeleibt oder eingelebt hatte, nun allmählig zerstäubt und von andern Lebensformen angezogen wird. — Wir fühlen daß ein besonderes Geheimniß hier vor uns liegt, ja wir fühlen daß über kurz oder lang auch wir diesem Geheimniß verfallen! — sind wir nun bestrebt uns die Lösung dieses Geheimnisses zu erwerben, so fordert dies vor allen Dingen daß wir uns wohl erinnern wie zu Folge der in einem höchsten göttlichen Mysterium begründeten Weltordnung, eben so nothwendig ein ewiger Wechsel und eine unendliche Mannigfaltigkeit zukomme dem Naturelement (dem ewig Beweglichen im Raume wie Kant schon die Materie definirte), als eine ewige Einheit und ein stetes sich selbst gleich sein der Idee, und daß demnach, wie etwa ein Kind oft in sonderbarer Vereinigung die Eigenschaft vom Vater und Mutter zu erkennen giebt, jede einzelne Erscheinung, jeder besondre Organismus in welchem sich diese beiden Momente durchdringen, auch die wesentlichen Eigenschaften dieser Momente, gleichsam als Siegel und Document ihrer Abstammung theilweise in sich vereinigen müsse. — So also ist demnach jedes Entstandene, jede individuelle Naturerscheinung einestheils, der ihrer einwohnenden Idee nach, unvergänglicher ewiger Art, und anderntheils, inwiefern ihre Erscheinung durch Naturelemente bedingt wird, wechselnder vergänglicher zeitlicher Art; sie ist unsterblich als Idee, sterblich als Phänomen. — Was aber ist dieses sogenannte Sterben dann wenn die dem sterbenden Phänomens einwohnende Idee ewig ist, anders als

Verwandlung der Lebensform? — Die Idee hört auf durch gerade diese Combination des Werdenden sich zu offenbaren, und wie nach herausgehobenem Schlußstein der Bogen eines Gewölbes plötzlich einstürzt so fallen nach dem Wegwenden der Idee die bisher ihr gehorchenden Elemente auseinander um von neuem der Manifestation anderer Ideen zu dienen. Wie indeß das fortsegelnde Schiff noch einige Zeit die Spur seines Durchschneidens auf der Wasserfläche hinter sich läßt, bevor die Glätte des Wasserspiegels hergestellt wird so bedarf es auch bald längerer bald kürzerer Zeit ehe das Phänomen der hier nicht mehr wirkenden Idee ganz aufgehoben ist, und dieser noch einige Zeit rückbleibende Schatten welcher sich zur Lebenden verhält wie das Scheinbild der Sonne welches noch über dem Horizonte gesehen wird nachdem die eigentliche Sonne untergegangen, dieser ist es welchen wir statt Leib — Leichnam (nach urdeutscher Ableitung soviel als Lebenshülle) nennen und woraus wir den Begriff des individuellen oder relativen Todes entnehmen. Wir dürfen freilich hierbei nie vergessen daß dasselbe Phänomen, welches wir in einer Beziehung erstorben nennen, in einer andern Beziehung die Geburtsstätte immer neuen Lebens ist, daß z. B. wie das Pflanzenblatt stirbt und im Wasser verweset, unendliche Infusorien und niedere Pflanzenformen zur Entstehung oder Fortbildung kommen, woraus sich denn zuletzt ergiebt daß es mit diesem relativen sogenannten Tode eigentlich doch nur eine Form der Rede sei; denn wer hindert mich mit eben dem Rechte zu sagen daß der Mensch dessen Bildung fortwährend durch Zuführen erstorbener animaler und vegetativer

Stoffe unterhalten wird, nichts anderes sei als ein Aggregat von Pflanzen- und Thierleichen, als ich etwa sagen könnte daß die, Leben mancherlei Art bedingende und entwickelnde Erde eines Kirchhofs aus dem Aggregat menschlicher Leichen bestehe. — Ich wiederhole es also, es kommt nur darauf an welche Lebensform man ins Auge faßt! denn da jeder Organismus nur durch Transformation oder Metamorphose anderer Organismen entstehen kann, so ist überall, jenachdem wir die jetzige oder die vorige Form beachten, frisches Leben, oder Tod und Verwesung vorhanden. — Hat man nun diese Ansicht einmal tiefer erfaßt, so wird man alsbald auch gewahr, wie es gar wohl kommen müsse daß der in seinem Gesichtskreise noch enger begränzte Mensch gewöhnlich einen Theil der ihn umgebenden Welterscheinung für lebendig und organisch, und einen andern für todt und unorganisch betrachten werde. Denn: nur allmählig erweitert sich der Blick des Menschen, zunächst interessiren ihn nur menschliche Zustände und Umgebungen, dann fällt die Thier- und Pflanzenwelt ihm ins Auge, und daß er ihr Leben erkennt, daß er es, so gut als es ihm eben möglich, wirklich begreift, davon liegt der Grund eigentlich und wesentlich darin, daß er es vor seinen Augen entstehen sieht; denn, wie Göthe schon einmal sehr tiefsinnig bemerkt, von dem was bereits entstanden ist, was nicht mehr entsteht, davon erlangen wir überhaupt nie den vollständigen und lebendigen Begriff, als welcher immer nur aus Beobachtung der Entwicklung auf dem genetischen Wege gewonnen werden kann. — Nun ist aber von dem Organismus eines Planeten den Ueberblick

des Lebens zu gewinnen, eine Aufgabe, viel zu schwer der erst erwachenden Seele, ja in ihrem vollen Umfange uns für immer unlösbar, und so verbirgt sich denn Anfangs das Leben der Erdenglieder hinter den ungeheuren Formen des Erdkörpers, ja es umgeben den Menschen wirklich viele losgerissene Glieder desselben, welche individuell erstorben durch Verwitterung und Zersetzung zum Eingehen im Pflanzen- und Thierleben sich vorbereiten und alles das veranlaßt dann leicht in diesen Dingen, eine festere Gränze zwischen Lebendem und Todtem eintreten zu lassen als wir aufzustellen streng genommen, berechtigt sind, eine Gränze deren Unhaltbarkeit freilich alsdenn bald erkannt werden muß wenn ein tieferer Blick in das Geheimniß des Todes sich erschlossen hat. Alsdann nämlich erkennen wir wohl wie jede Idee früher oder später aufhören muß in dieser oder jener einzelnen Lebensform sich thätig zu offenbaren, wir erkennen aber auch wie sogleich das Material der bisherigen Erscheinung dieser Idee wieder das Mittel wird, durch welches eine Andre Idee im Leben sich zu manifestiren beginnt. Kurz wir sehen wie das Phänomen des Einzelwesens erlischt und sogleich sich in den aufgegebenen Elementen ein neues von einer andern Idee begründetes Leben offenbart, wie ein Phänomen als solches stirbt und doch kein absolut Erstorbenes als wahrhaft Todtes zum Vorschein komme. Kurz wir erkennen wohl: der Begriff des Todes sei da, es sei aber mit ihm wie mit dem Zero der Mathematik, welches als Zero allerdings dann existirt wenn ich etwa eine Zahl von der gleichem Zahl abziehe, wie wohl es nichts destoweniger unmöglich ist irgendwo ein absolutes

Nichts nachzuweisen. Und so gelangen wir denn endlich zu der Ueberzeugung wie ungerecht, wie unphilosophisch, und wie gänzlich unhaltbar es sei ein Reich des Todten, Leblosen Unorganischen vom ewigen Reiche des Lebendigen, sich fortbildenden Organischen, mit absoluter Unterscheidung zu trennen; denn wir sehen ein daß alles was uns auf Erden und am Himmel umgiebt immerfort eine lebendige Offenbarung fort und fortwirkender göttlicher Ideen ist, daß Erde und Wasser nichts anderes ist unserm Planeten, als Fleisch und Knochen und Blut unserm eignen Körper, daß wenn ein individueller Organismus zerfällt und relativ seiner Erscheinung der Tod eingetreten ist, damit doch nie das Substrat seiner Erscheinung aus dem allgemeinen ewigen Lebenkreise entweichen kann, und daß wenn auch das Phänomen individuellen Sterbens für einen Augenblick uns den Gedanken an den Unterschied einer lebendigen und einer todten Natur herbeiführen könnte, uns jedoch ein einziger fester Hinblick auf das große, auf das unendliche Meer des Lebens im Weltall alsbald von diesem Irrthum, vollkommen und auf immer heilen müsse. Doch es lag uns ja hier eben nur daran einzusehen wie doch so sonderbarer Weise der Mensch zur Unterscheidung einer todten und lebenden Natur gelangt sei, und scheint auch Dir daß wir in der Reihe unsrer Betrachtungen dieses Ziel erreicht haben so darf ich nun wohl zu andern Gegenständen unsres Sinnens mich wenden.

Wo wir jedoch jetzt den ersten Signalstab einschlagen zum Ausmessen der uns umgebenden erkennbaren Welt, wo wir den Faden anknüpfen, welcher uns durch das La-

byrinth dieser unendlichen Erscheinungen leiten soll, darauf möchte am Ende weniger ankommen als wir denken, denn die belebte begeistigte Natur darf verglichen werden einer unendlichen Sphäre deren Centrum an jeder gedenkbaren Stelle, deren Peripherie nirgends gefunden wird, und also wie Goethe einmal gar treffend sagt: „da wo wir sind, sind wir im Innern!“ Indeß wir werden doch, wir mögen so wenig systematisiren wollen als nur irgend möglich, es nicht umgehen können zunächst noch einige Grundbegriffe der Lehre von organischem Leben zu näherer Erwägung vorzunehmen. Und hier möchte ich denn sogleich einige Bemerkungen anknüpfen an den eben gebrauchten Ausdruck: „die Natur sei zu vergleichen einer unendlichen Sphäre deren Centrum in jeder Stelle deren Peripherie nirgends vorhanden ist.“ Ich möchte nämlich keineswegs etwa daß Du denselben blos für ein poetisches Gleichniß, für ein Bild ansehen wolltest, denn allerdings läßt er sich wirklich mit mathematischer Schärfe nachweisen, und ich bitte Dich sehr hierbei noch etwas zu verweilen da die Betrachtung dieses Satzes uns für die Folge wohl noch zu manchen weitern Aufklärungen leiten könnte. — Ich frage demnach zuerst was ist denn das Merkzeichen und der eigentliche Begriff der Kugel wohl anders, als daß es eine Gestalt sei in welcher jeglicher möglicher Durchmesser dem andern vollkommen gleiche? — wenn aber die Unendlichkeit der Natur an sich zugegeben werden muß, würden dann nicht alle mögliche in Gedanken durch irgend einen gegebenen Punkt gezogenen Durchmesser derselben sich gleich d. i. gleich unendlich sein? und würde nicht durch die Gleichheit der Durchmesser die sphärische Gestalt

erwiesen werden, während allerdings die Unendlichkeit der Sphäre, von welcher es abhängt daß eine begränzte Peripherie nirgends angenommen werden kann, es wieder zuläßt jeglich möglichen gegebenen Punkt als Mittelpunkt anzunehmen und durch denselben jene unendlichen, sich ewig gleichen Durchmesser dieser Sphäre gezogen zu denken? — Die Folgerung ist offenbar ganz rein und scharf, nur daß in solchen Dingen der Geist ganz besonders seine innere Göttlichkeit durch Ausweitung der Gedanken und Verlassen der Schranken enger Sinnesvorstellungen zu bewähren wissen muß! — Gerade an diese Betrachtungen aber schließen sich nun mit größter Einfachheit unmittelbar wichtige Folgerungen über die Urform alles Organischen überhaupt, und laß mich nun auch diese Folgerungen Dir sogleich vorführen, denn gerade diese Urphänome des Lebens sind es, welche wir mit recht geläutertem und klarem Geiste auffassen müssen, wenn wir dann die spätern abgeleiteten Phänomen uns auch nur einigermaßen genügend aneignen wollen. Sind wir also zunächst bestrebt zu dem reinen Begriffe von der Urbildung organischer Wesen uns hindurch zu arbeiten, so wird vor allen Dingen nöthig sein zu lernen, oder sich zu erinnern, daß nur die Gesammtheit der begeistigten, von göttlichen Ideen durchdrungenen Natur, der Makrokosmus, oder das große unermeßliche, als ein Ganzes aufgefaßte Lebendige selbst, zu betrachten sei als die Quelle und der Inbegriff jeder besondern Gestaltung und Lebenserscheinung; woraus denn aber auch wiederum ganz einfach folgt, daß jedes Einzelwesen, jedes Individuum, jeder besondre Organismus, nur als ein Theil und zwar als ein integrirender Theil

jenes unermeßlichen Ganzen angesehen werden könne und dürfe. Nun wird aber ferner bald aus sich selbst klar, daß jeder integrirende Theil eines Ganzen auch an gewissen wesentlichen Eigenschaften dieses Ganzen Antheil haben müsse, und daß um so wichtiger, dem Ganzen ähnlicher ein Theil sein werde, auch um so mehrere von den Eigenschaften des Ganzen sich an ihm nothwendigerweise wiederholen werden. — Ist nun aber, wie sich oben ergab, das Princip der sphärischen Gestalt dem All der Natur wirklich ganz eigentlich und nothwendig eigenthümlich, so möchte sich auch alsbald vollkommen erklären, warum jeder als Einzelwesen hervortretende Organismus ebenfalls die sphärische Gestalt, als seine Urbildung darstellen, oder besser gesagt, darleben müsse, wie ich Dir denn davon daß dies wirklich geschehe, die merkwürdigsten Beispiele späterhin vorzuführen Gelegenheit finden werde. Haben wir indeß aus der Erkenntniß der Wahrheit daß der Theil nothwendig auch an den Eigenschaften des Ganzen Antheil haben, und jeder besondre Organismus nur ein Theil des allgemeinen Urlebendigen d. i. des Makrokosmus sei, hier in der That und alsbald eine so wesentliche und wichtige Folgerung ziehen können, so erlaube mir nun auch hierbei sogleich noch zu bemerken, daß es mir immer scheinen wollte als ob überhaupt gerade in dem Mißkennen eben dieser so bedeutungsvollen Wahrheit, eins der wesentlichsten Hindernisse der Entwicklung jeder tiefer begründeten und ergiebigern Naturwissenschaft gegeben sei! — Der Mensch nämlich nach seiner Einseitigkeit und Beschränktheit, gewöhnt sich nur zu leicht irgend eine Erscheinung die er zur Betrachtung sich vornimmt, durch-

aus abgesondert zu denken. Wie der Botaniker die wissenschaftliche Abbildung einer Pflanze ohne allen Hintergrund, rein auf weißem Papier darzustellen pflegt, so lernt der Mensch insgemein die Natur nur so kennen daß ihm eine Erscheinung nach der andern aus ihrem Zusammenhange mit tausendfältigen andern Erscheinungen herausgerissen wird, und gewöhnlich zieht er dann auch vor, sie eben so späterhin lieber gleichsam im absolut Leeren, anstatt in allen ihren natürlichen Verbindungen zu betrachten. Es ist gewiß sonderbar genug wie dann doch so oft ganz vergessen werden kann, daß nicht ein Sandkorn, ja nicht ein Sonnenstäubchen ohne Einwirkung und gleichzeitiges Dasein des Weltganzen zu denken sei, und wie also noch viel weniger jedes nur einigermaßen entwickelte organische Einzelwesen ohne tausendfältige Beziehung auf die Gesammtheit aller übrigen die göttlichen Ideen darbildenden Natur zu bestehen vermag. — Laß es mich daher immer noch einmal wiederholen und kurz zusammenfassen, was Du an manchen andern Orten ausführlicher nachgewiesen lesen kannst: „wo irgend eine besondre Idee in den Naturerscheinungen sich darstellen, wo irgend ein besondres organisches Ganzes sich entwickeln will, da muß in der Darstellung dieses untergeordneten Ganzen immer eine der wesentlichen Eigenschaften jenes großen Ganzen von dem es eben integrirender Theil ist, und in und aus welchem es entspringt, also eine Eigenschaft des Makrokosmus oder der Gesammterscheinung der Welt sich wiederspiegeln." Erinnern wir uns nun, wenn wir die Gestaltung organischer Körper betrachten wollen, an das was über Gestaltungsprincip des Makrokosmus ich Dir kurz

zuvor so gut es mir gerade möglich war, nachzuweisen versucht habe, erinnern wir uns daß bei der Unendlichkeit der Natur die völlige Gleichheit ihrer Durchmesser und somit das wesentliche und characteristische der Kugelgestalt anerkannt werden mußte, so erkennst Du auch sogleich hierin die entschiedene Nöthigung warum als die Urgestalt jedes besondern Organismus eine mehr oder weniger vollkommne Wiederholung jener Gestaltungs-Eigenthümlichkeit des Makrokosmus, nämlich unendlich viele unter sich selbst gleiche Durchmesser zu haben, gefordert wird; mit einem Worte warum jeglichem organischen Einzelwesen die Gestalt der Kugel als früheste Grundform seines Daseins zukommen muß. — Diesem Satze welcher als eins der Fundamental-Gesetze alles Bildungslebens anzuerkennen ist, und den ich hier in seiner tiefern Begründung nachzuweisen versuchte, erlaube mir jedoch noch sogleich die Erwähnung eines andern Gesetzes anzureihen, nämlich daß nicht minder alle Entstehung eines organischen Ganzen nur aus dem Elemente des Flüssigen möglich sei. — Wie sollte denn aber auch sonst die Bildung des Bestimmten, Begränzten, Gestalteten hervorgehen als aus dem Unbestimmten, noch Unbegränzten noch nicht fest Gestalteten? — Schon in den alten Sagen war ein schwankendes chaotisches Unbestimmtes die Mutter alles wirklich Werdenden! — Ist jedoch das Flüssige eben diejenige Erscheinungsform der Substanz, welche durchaus unbestimmt begränzt, und, doch was die Begränzung betrifft, in's Unendliche bestimmbar ist, so erkennt man von hieraus wohl auch sogleich die innere nothwendige Begründung dieses zweiten großen

Naturgesetzes, nämlich daß alles organisch sich bildende nur aus der Form des Flüssigen hervorgehen könne! —

Man könnte nun übrigens hieran die Erwähnung noch eines dritten großen und allgemein-gültigen Naturgesetzes anreihen, und Du mußt mir schon erlauben daß ich auch dessen Auseinandersetzung noch beifüge um sodann erst zur Betrachtung einzelner Beispiele aus der Bildungsgeschichte lebendiger Wesen überzugehen; denn mag auch die Betrachtung eines solchen Abstrakten für den ersten Anblick etwas Schroffes und Unersprießliches haben, so erkennt man doch bald daß es hier ist wie etwa bei den Alpen, wo auch die höchsten, schroffsten und scheinbar abgestorbensten Felsen indem sie den zu Bächen schmelzenden Schnee bewahren, den Segen der Fruchtbarkeit im Sommer über die Niederungen ergießen. — Dieses dritte Bildungsgesetz ist aber so auszusprechen: es müsse uns **jedes sich bildende, sich gestaltende Individuum um so mehr einfache durch die ersten geometrischen Constructionen bestimmbare Formen, und um so mehr Einfachheit in dem Wechselspiele seiner Thätigkeiten, sowohl zwischen seinen innern Gliederungen als nach seinen äußern Verhältnissen darstellen, je weiter wir in der Geschichte seines Bildungslebens zurückgehen,** so daß er also in jeglicher Beziehung stets von größerer Einfachheit zu höherer Mannichfaltigkeit heraufwachse. Es leuchtet hierbei allerdings sogleich ein daß dieser als drittes Bildungsgesetz aufgestellte Satz gewissermaßen eine Erweiterung des ersten Bildungsgesetzes abgiebt, denn wenn es keinem Zweifel unterliegt daß unter allen möglichen Gestalten die Kugel die

von einfachster Construction sei und wenn das erste Bildungsgesetz nachwieß daß eben deshalb die Kugel die Urform jedes organischen Gebildes sein müsse, so erscheint freilich dieses dritte Gesetz in einer Beziehung als völlig zusammenfallend mit dem ersten. Ein Unterschied dagegen von dem Letzterwähnten liegt darin daß dieses nur die Bestimmung des Uranfangs enthält, da hingegen jenes die Geschichte der Fortschreitung der Entwicklung begränzt, ja sie ihrer Modalität nach bestimmt.

Laß uns jedoch nun aus dem Felde dieser abstracten Betrachtungen heraustreten und uns eingehen in die Regionen der freien und großen Naturerscheinungen selbst, allwo denn glaube ich, nichts geeigneter sein wird zum Beispiel, ja ich darf wohl sagen zum Beleg der obigen Sätze zu dienen, als wenn wir unsern Blick zuerst auf diejenigen Momente richten, welche uns von der Entstehung der größten uns bekannten Organismen d. i. der in einem unendlichen Weltraum schwebenden Himmelskörper bekannt sind. Ich meine damit nicht daß ich Dich bloß darauf aufmerksam machen wollte wie in allen diesen Körpern so weit wir sie bisher näher beobachten konnten, auf das entschiedendste die Form der Kugel hervortritt, und wie somit in dieser wahrhaft primitiven Gestaltung die Bestätigung des ersten Gesetzes sich ausspreche, sondern ich meine vielmehr das was ein geistreicher Naturforscher uns über die Entstehung gewisser allgemein weltlicher (kosmischer) Bildungen bekannt und begreiflich gemacht hat, so daß uns dadurch ein Schluß auf die Entstehung auch der andern Himmelskörper möglich geworden ist; denn wieder mögen wir uns hier an das Goeth'sche Wort erinnern

„daß der Mensch nur das Entstehende nicht aber das bereits Entstandene, jetzt nicht mehr Entstehende zu begreifen vermöge!" — Ich habe aber hier Chladni im Sinne, welcher indem er eine Menge Beobachtungen und Erfahrungen zur Geschichte der Meteorsteine sammelte, zwar vielleicht zunächst nur die Absicht hatte alte lange Zeit unter die Fabeln gerechnete Erzählungen in Schutz zu nehmen und gegen einseitige, fälschlich sogenannte Aufklärer zu vertheidigen, dabei aber, ich möchte fast sagen unwillkührlich, ein weit Höheres leistete indem er uns einen Blick in die Entstehungsgeschichte dieser so zu sagen kosmischen Infusorien öffnete. Er machte es nämlich aus Beobachtungen höchst wahrscheinlich, daß im Weltraume unendliche bald kleinere, bald größere sphärische Dunstmassen entstehen und schweifen, welche erst wenn sie mit dem Dunstkreise der Erde in Berührung kommen in electrischer Wechselwirkung sich entzünden und entweder nur momentan leuchtend und erlöschend als sogen. Sternschnuppen vorübergehen oder als Product tieferer Entzündung bald in größere bald kleinere Tropfen zusammenschmelzen, sodann aber von der Masse eines Planeten angezogen auf ihn herabstürzen und als Meteorsteine sich verhalten. Bedenken wir nun daß die Beobachtung über das uns zunächst bekannte und uns selbst mit in sich begreifende System von Weltkörpern auch gewisse beharrende Formen zeigt, welche die beiden Erscheinungsformen der erwähnten kosmischen Infusorien im Großen darstellen, nämlich 1) nebelhaft unbestimmter begränzte und 2) dichtere, deutliche Zeichen ursprünglicher Schmelzung in sich tragende Kugeln, wovon die einen unter dem Na-

men der Kometen, die andern unter dem Namen der Planeten bekannt sind, so erscheinen uns jene Beobachtungen in einer weit höhern Bedeutung; sie versprechen uns selbst über die Bildungsgeschichte des Weltkörpers welchen wir bewohnen manche nähere Aufschlüsse und können außerdem zugleich dienen als treffliche und erläuternde Beispiele zu den oben erwähnten drei Bildungsstufen. Sehen wir nämlich auch davon ab daß hier wieder die Kugelgestalt als Document erster Bestrebung zu individueller organischer Gestaltung sich kund giebt, so ist die Dunstmasse selbst als primitive flüssige Substanz ein Beleg zu dem zweiten Bildungsgesetze und endlich dürfen wir nur die mannichfaltigen einzelnen krystallinischen Gestaltungen fester herabgefallener Meteormassen erwägen und wir erkennen wie gerade in dieser erstarrten Form, eben weil sie eine spätere ist, durch ihre nun auch größere Mannichfaltigkeit innerer Gestaltung, zugleich eine Bestätigung und Erläuterung des dritten obigen Bildungsgesetzes erscheinen muß. — Wie indeß in großen Welterscheinungen jene Bildungsgesetze mannichfaltig sich bewähren so mögen wir auch im Kleinen unter tausendfältigen oft dem unbewaffneten Auge für immer unsichtbar bleibenden Bildungsvorgängen erwägen welche wir wollen, und immer werden wir denselben Gesetzen begegnen. Das einfache Phänomen des Wassertropfens hat mir in dieser Beziehung schon oft zu den mannichfaltigsten und bedeutungsvollsten Betrachtungen Anlaß gegeben. In ihm nämlich erkennen wir eines jener Urphänomene deren Erwägung mir stets von großem Gewicht erschienen ist, denn wurde ein solches Urphänomen einmal richtig gefaßt und gedeutet so muß

nothwendig aus ihm das Verstehen unzähliger andrer Erscheinungen hervorgehen. Nun ist aber das Urphänomen d. i. die einfachste primitive Erscheinung einer gewissen Reihe, erst alsdann für uns klar, wenn wir zur Anschauung, oder richtiger (weil es durch die Vernunft geschieht) zur Vernehmung seines innern bedingenden Gesetzes, d. i. seines Urbildes, seiner Idee gelangt sind, denn erst unter dieser Bedingung kann die Gleichung desselben mit unserm eignen ebenfalls aus selbstbewußter Idee und dem Phänomenen der Leiblichkeit hervorgehenden Dasein mit Beruhigung empfunden werden. So etwa sagen wir von einem Menschen auch nicht daß wir ihn kennen und näher verstehen, wenn wir die äußere Form seiner Erscheinung aufgefaßt haben, sondern wir fordern dazu daß uns die seine Erscheinung bedingende Idee, d. i. sein inneres Seelenleben vernehmbar geworden sei. Auf diese Weise wird daher Alles was bei andern secundären Naturerscheinungen Erklären oder Verstehenlernen genannt wird, zu nichts anderm als zu einem Zurückführen derselben auf jenes in seiner Einfachheit vernommene Urphänomen und sie sind dann deutlich weil dieses seinem Urwesen nach vernehmlich war. — Was also den Wassertropfen betrifft, so soll er uns wichtig sein da in ihm jenes merkwürdige organische Element des reinsten Tropfbarflüssigen in einfachster Form der Individualisirung sich sinnlich darstellt; und — ist es denn etwa nicht wunderbar! ich reiße eine noch so geringe Menge dieses Flüssigen von anderm ihm gleichen Flüssigen oder von der Berührung mit festern Körpern los, kurz ich isolire sie indem ich sie in möglichst leeren Raume schweben lasse; und sogleich erwacht in die-

ser Menge von durchaus unbestimmter aber in's Unendliche bestimmbarer Begränzung, das alles Seiende durchdringende Lebensprinzip, die Idee der Einheit bethätigt sich in ihr durch Beziehung ihrer gesammten Masse auf ein Centrum, und da diese Beziehung in der durchaus gleichförmigen Masse nothwendig überall dieselbe ist, so entsteht sofort diejenige Gestalt deren Durchmesser oder Radien überall unter sich vollkommen gleich sind, d. i. die Kugel, und, diese Wassermenge, — nun Tropfen — hat den ersten Schritt zur Organisation gethan, bleibt aber ohne weitere Anregung auf dieser Stufe festgebannt und gehemmt, denn die in ihr lebendig gewordene Idee ist nicht mächtig genug ihre Erscheinung mit irgend einer Stätigkeit gegen den rastlosen Zug der Elemente zu behaupten. Ueberhaupt wäre ein wahrhaft isolirt ruhender Wassertropfen eigentlich nur zu denken im Weltraum, da wo die Anziehungs-Sphären zweier Weltkörper sich das Gleichgewicht hielten, etwa gleich dem der Legende nach freischwebenden Mahometssarge, welcher durch gleiche gewaltige Magnete im freien Luftraume gehalten werden sollte, denn darin zeigt sich stets das Herrschen des Mächtigern über das Schwächere, daß letzteres von ersterem fortwährend angezogen und bei dieser Anziehung nothwendig in seinem Wesen modificirt werden muß. So können wir daher bei unsren Betrachtungen nur den Tropfen wie er durch die Luft fällt, oder wie er auf festen Körpern haftet (dann aber freilich allezeit in seiner Form schon einigermaßen geändert) zum Gegenstande nehmen. Und doch sind auch so noch manche nicht unwichtige Beobachtungen an dieser Wasserkugel welche wir wohl

ein Prototyp oder Vorbild aller primitiven organischen Bildung nennen könnten, anzustellen. Denn wie wir unter alten Mährchen so manche Geschichten von Zauberringen finden, welche so oder so gedreht ihre Besitzer bald sichtbar bald unsichtbar machen konnten, so ist es der Fall mit der irgend ein individuales Phänomen bedingenden Idee, welche so oder so gewendet bald gewisse Erscheinungen hervortreten, bald sie wieder verschwinden läßt, und zwar so verschwinden, daß ein Dasein, ja ein nichts destoweniger immerfort herrschend sein des eben jene Erscheinungen bedingenden Grundes, von irgend einem sich nur an's Sinnliche haltenden Menschen wohl geradezu geläugnet werden müßte. Was also das Wasser betrifft, so schwebt über demselben als Vorbild seines Seins oder als geistiges Urbild, ein Gesetz in welchem auch die Eigenthümlichkeit einer festen unter gewissen Bedingungen hervortretenden Gestaltung bestimmt ist. Wir nennen aber ein solches Hervortreten einer früher unsichtbaren, festen, durch inneres Gesetz bestimmten Gestalt aus dem Flüssigen — Krystallisiren, und erkennen dasselbe als einen der merkwürdigsten Vorgänge, als einen Vorgang, eine That, durch welche ursprünglich alles was in beharrender fester Gestalt uns erscheint, mag es Stein oder Pflanze, Erd- oder Thierleib genannt werden, bedingt ist. Du magst mir daher nur um so eher erlauben daß ich Dir über die Krystallisationserscheinung des Wassertropfens meine Gedanken ausführlich vorlege, da diesen einfachen Bildungsvorgang recht begreifen, eigentlich alles Bildungleben begreifen heißt. Denn, wie es sattsam bekannt ist daß unter den Pflanzen manche nur ein-

mal aufschießen um sogleich nach beendigter Samenbildung ihren Lebenscyclus zu beschließen und zu sterben (Du magst nur an Pilze und manche einjährige Pflanzen denken!) während andere fortwährend, und namentlich mit jedem Erdumlaufe um die Sonne, ihre Bildungen durch immer neue Wiederholungen der ersten Samen- oder Knospenform, durch neue Blatt- und Blüthenknospen vermehren und neuen Lebenskreislauf beginnen, so verhält es sich eigentlich mit den organischen Bildungen überhaupt. — Einige, möchte ich sagen, zeigen das Leben, das Einleiben der Idee in die Natur, nur in der ersten Potenz d. i. ohne alle Wiederholung ihrer anfänglichen Bildung, andere wiederholen dieses Einleben oder Darleben der Idee mehrfältig und erheben es zur zweiten, dritten, ja in den höheren Formen zur unendlichmaligen Potenz, um so ein Leben darzustellen welches durch immer größere Mannichfaltigkeit innerhalb der innern Einheit zu einer deutlichern Wiederspiegelung der unendlichen Mannichfaltigkeit des großen kosmischen Lebens wird. — Nun! eben die Bildung welche in Folge eines einmaligen Lebensaktes entsteht, dann aber nicht weiter schreitet, dieser Organismus in erster Potenz, dessen Leben mit dem ersten Einleben des urbildlichen Sein's in das Werdende (d. i. in die Natur) erlischt, dies ist es was den reinen Begriff des Krystalles giebt. Denn das Wort Krystall kommt von dem Worte κρυω, welches Gerrinnen, aus Flüssigem Festwerden, und also eben jenen ersten Bildungsakt mit dem alle organische Gestaltung beginnen muß, bezeichnet. Es ergiebt sich dann freilich daß wir hiernach den Begriff des Krystalls etwas weiter müssen ausdehnen

lernen als bisher der Gebrauch war, denn wie schon bei
den Griechen das Wort κρυω eben so vom Gerinnen der
Milch als vom Krystallisiren des Wassers oder Gefrieren
gebräuchlich war, so werden wir späterhin allerdings ge-
wahr werden daß manche einfachere unter den gewöhnlich
ausschließend organisch genannten und eine gewisse Selbst-
ständigkeit behauptenden Körpern gänzlich in den Bereich
dieses Begriffes gehören. — Doch nun zurück zu unsren
Metamorphosen des Wassertropfens! — Klingt es denn aber
nicht wirklich wie eine wunderbare Mythe, wenn man erzählt:
es schwebt durch die Luft eine krystallhelle Kugel des rein-
sten tropfbar Flüssigen; in ihr waltet ein geheimer Zug
zur festen Gestaltung welcher bestrebt ist die geometrisch
elementaren Theilungen der Kugel entschieden zu verwirk-
lichen. So lange elektrische Spannung zwischen verschie-
denen Theilen des Planetensystems welche wir Wärme
nennen diese Wasserkugel in höherem Grade durchdringt
gelingt es ihr nicht ihr Streben zu individueller Bildung zu
befriedigen; sinkt dagegen jene Spannung bis auf einen
gewissen Grad, so löst sich auch jenes Band des Allebens
einigermaßen und das Einzelleben gewinnt Kraft sich her-
vorzuheben. Alsdann ist es wo die geheimnißvollen Wir-
kungen erwachen, das Maaß der Kugel, nämlich einer
ihrer größten Kreise, reißt die nun unbeweglich d. i. starr
werdende Wassermasse der Kugel in seine Ebene, und in
dieser Kreisfläche ordnet wieder das ihr selbst einwohnende
Maaß d. i. der Halbmesser, welcher allemal den Umfang
dieser Fläche genau in sechs Theile zerfällt, das Erstarrende
nach der Richtung des Sechsecks. So geschieht es denn
höchst wunderbar daß das was vor kurzem als helle und

flüssige Wasserkugel in der Luft schwebte, nun durch Kälte krystallinisch geronnen, plötzlich als fester sechsstrahliger Wasserstern weiterschwebt, bis endlich erneuerte Durchdringung des Sterns mit elektrischer Strahlung der Wärme, mittels rückschreitender Metamorphose die elementarflüssige Wasserkugel wieder hervorruft, den festen Stern zum sphärischen Tropfen umwandelt. — Gewiß es ist von der äußersten Wichtigkeit solche einfache Vorgänge mit aller Kraft des Geistes und anhaltend zu betrachten; denn wie Plato einmal gar bedeutungsvoll sagt: daß alle Philosophie anfange mit dem Bewundern d. i. mit dem Ergriffensein des Menschen von dem Wunderbaren im großen Räthsel der Welt und des menschlichen Daseins, so fängt auch alle philosophische Naturforschung nothwendig an mit der tiefen Empfindung des Wunderbaren im einfachsten Vorgange des Lebens, und gerade durch dieses bewundernde Gefühl, durch diese Ehrfurcht vor dem Mysterium in den einfachsten primitiven Erscheinungen unsres eignen innersten Lebens, entsteht dann die Liebe die uns zur Erforschung immer neuere Seiten des unendlichen Lebens der Welt hinzieht, — aber aus der Befriedigung dieser Liebe erwächst uns endlich das Glück, das innere Genügen, welches eben so den ächten Philosophen als den wahren Naturforscher durchdringen und gegen die Pfeile des gewöhnlichen Lebens stählen wird. — Wer hingegen diesen Weg vom Einfachen zum Mannichfaltigen verläßt und sich im Naturbetrachten sogleich an die combinirtesten Erscheinungen wenden, ja oft dieselben durch künstliche Experimente und Zusammenstellungen noch mehr zu verwirren versucht, der beklage sich dann nicht wenn ihm seine For=

schungen fortwährend ein klares beruhigendes Resultat versagen, und wenn die fortwährende Zerstreuung ja ich möchte sagen Zerklüftung seiner Bestrebungen ihn selbst mit innerer bleibender quälender Unlust erfüllen muß.

V.

Gedichte aus den Bergen,

von

Dr. Mises.

1.

Ich sitz' auf dem Berge,
Den Blick unverwandt,
Das Auge ist König
Vom ganzen Land.

Ihm Unterthanen
Die Hügel und See'n;
Die Lüfte, die Boten,
Sie kommen und gehn.

Im Thale liegt Nebel,
Schläft menschliche Noth;
Am Berge, im Herzen,
Wacht's Morgenroth.

Gedanken tummeln
Hervor sich wild,
Und schweifen und jagen
Durch das Gefild,

Und springen wie Gemsen
Von Stein zu Stein,
Und fliegen wie Vögel
In's Blaue hinein;

Und fliegen hinüber
Ueber die Wand
Am Horizonte
In's Heimathsland;

Und lassen sich nieder
Auf schneeweißen Flaum,
Und bringen der Liebsten
Den schönsten Traum.

2.
Das Edelweiß.

Die Blumen in dem Thale
Sind jedem gleich zur Hand;
Die Blumen und die Dirnen
Mag pflücken und umzwirnen
Da unten jeder Fant.

Auch's rothe Alpenröslein
Wohl mancher steckt am Hut.
Die Senn'rin ist nicht spröde,
Ist nur der Bub' nicht blöde
Und hat er muntern Muth.

Doch eine Blume weiß ich,
Die hat wohl höhern Preis;
Die wächst auf höchster Spitzen,
Wo nur die Adler sitzen,
Das ist das Edelweiß.

Wer die sich will gewinnen,
Muß kühner Steiger sein;

Sich über'n Abgrund bücken;
Die Blume will ich pflücken
Der hohen Herrin mein.

3.

Des Schnee'es weiße Mütze
Bedeckt des Berges Spitze;
Darunter dunkelgrün
Ein Band die Tannen ziehn,

Im Grünen ganz gemüthlich
Die Kühe thun sich gütlich;
Es hüpft die junge Geis
Und knuspert an dem Reis.

Und auf des Berges Mitte
Steht eine kleine Hütte,
Von Holze schlecht erbaut,
Davor ein Beet mit Kraut;

Da sitzt die alte Mutter,
Macht täglich Käs und Butter;
Der Sohn ist auf der Freit
Im Dorf, es ist nicht weit.

Wie ich's heut hier erfahren,
War's schon vor hundert Jahren,
Im Land bringt jeder Tag
Neu' Volk und neue Plag'.

4.

Rings ruht die grüne Alpenhut,
Rauscht grüner Wald, springt frische Fluth,
Im Wald und Quell, was rauscht und schäumt,
Hab's in der Hütte mitgeträumt.

Der Morgen kommt, vom Berge rollt
Die Sonn' herab ihr erstes Gold;
Der Senne von dem Lager springt;
Das Alphorn klingt, der Finke singt;

Frisch auf, frisch auf, bin auch dabei!
Der Tag ist jung, die Lust ist neu!
Die Bergluft ruft: zieh aus! hinaus!
Weiß noch manch schönes Alpenhaus.

5.

Die Welle wie träge,
Die Lüfte wie schwül,
Wie staubig die Wege;
Nur Schenken das Ziel.

Die Dirnen hier unten
Gefallen mir nicht,
Die Kurzen und Runden
Mit breitem Gesicht.

Wie anders springet
Dort oben der Quell;
Manch Glöcklein klinget
Dort wunderhell;

Es weht durch die Zweige,
Es weht durch die Brust,
Wie höher ich steige,
Steigt höher die Lust;

Und steigt bis zur Spitzen,
Da will ich stehn;
Da will ich sitzen
Bei der Sennerin schön.

6.

Droben wo man konnte senden
Rings den Blick nach allen Enden,
Stand ich, für die weitre Reise
Auszusuchen mir die Gleise.

Ach was lagen da für Seeen;
Wohl nach allen mocht ich gehen;
Was für schöne Bergesspitzen,
Wohl auf allen mocht ich sitzen.

Theilte ein die Tag' und Stunden,
Hatt' es richtig ausgefunden,
Wie ich alles wollt' beschreiten,
Heim noch sein bei rechten Zeiten.

Doch die Stunden, Tage gehen;
War bei keiner noch der Seeen,
War auf keiner noch der Spitzen,
Blieb in enger Hütte sitzen.

Ja die Seeen wohl die blauen
Konnt ich von dem Berge schauen,

Und für See und Berg die Stunden
Waren leichtlich aufgefunden;

Doch nicht schau'n konnt ich des braunen
Mädchens Augen, Mädchens Launen;
Und berechnen nicht die Stunden
Die sie mich hier hat gebunden.

7.

Adje, lieb' Dirnel, und gieb mir 'ne Hand,
Und schenk' mir vom Hute dein grünes Band,
Giebst noch einen Kuß mir mit auf den Weg,
Wird frisch mir's Herz auf dem felsigen Steg.

„Viel Glück auf die Reise, da habt ihr die Hand,
Doch selber behalt ich mein grünes Band,
Auch stünd's euch schlecht zu dem blassen Gesicht,
Und eure Küsse, die mag ich nicht."

Lieb Dirnel, ich bringe Dir für dein Band
Den schönsten Strauß von der Felsenwand,
Und für den Kuß, sag selber an,
Was wär dir lieb, ich will dir's fahn.

„Hei seht doch, wie die Gems' dort springt,
Wenn ihr die Gems' mir eben fingt,
Geb ich euch Band und Kuß noch drein;
Nun macht, sonst holt ihr sie nicht ein."

8.

Nun gehts auf den verwunschnen Berg;
Habt ihr, Frau Wirthin an die Zwerg'
Was droben zu bestellen? —
„Behüt mich Gott, nehmt euch in Acht;
In ihrer Wirthschaft hergebracht
Ist's, Reisende zu prellen."

Die Sorg', Frau Wirthin, thut von euch,
Ich war schon in der Zwerge Reich,
Umsonst ward ich tractiret:
Was ihr von ihnen eben spracht,
Das haben sie von euch gesagt,
Mein Beutel hats gespüret.

9.

Wir fuhren auf dem See,
Der See war dunkelblau,
Der Mond stieg in die Höh,
Die Luft war lind und lau.

Das Schiff fuhr langsam hin;
Gar still ein Jedes saß,
Weil Jed's in seinem Sinn
Was Andres wohl ermaß.

Der denket in die Fern'
Wohl an die Liebste sein,
Dran dacht ich auch wohl gern,
Doch nannt ich keine mein.

Dem kehrte wohl zurück
Im fremden schönen Land
Der Jugend heimisch Glück,
Das hab ich nie gekannt.

Deß Antlitz hat gelacht;
Die schönste Melodie
Bracht ihm wohl diese Nacht.
Ach das geschah mir nie.

So fuhr ich auf dem See,
Von seiner Pracht gedrückt;
Ach, selbst des Herzens Weh
Hätt' heute mich beglückt.

10.
Das Kötschachthal.

Dort, wo die Kötschach brauset,
Der alte Berggeist hauset,
Der Geist war Menschen scheu,
Ihn selber siehst du nimmer
Im öden Felsgetrümmer,
Doch seine Spur stets neu.

Am langen Thales Ende
Erheben sich die Wände
Des hohen Tischlkar;
Da liegt sein weißes Bette,
Ein Schmuck der Bergeskette
Schon viele tausend Jahr.

Wenn lang' der Frühling glänzet
Und Hügel lachend kränzet,
So schlummert er noch fest,

Doch, steigt der Sommer nieder,
Regt er die Riesenglieder,
Geweckt vom lauen West.

Das giebt ein mächtig Tönen,
Das Thal, die Berge dröhnen,
Die Deck' wirft er zurück,
Die stürzet als Lawine
Herab in's Thal, in's grüne,
Mit manchem Felsenstück.

Er sprengt des Frostes Klammern,
Da öffnen sich die Kammern
Des Gletschers, und heraus
Bricht seine Silberherde,
Sich sehnend nach der Erde
Aus ihrem kalten Haus.

Froh, daß sie nichts mehr zwinget,
Vom Berg herab gleich springet
Die weiße muntre Schaar;
Sie schäumen und sie spritzen
Und alle Wände glitzen
Am stolzen Tischlkar.

Von einem Fels zum andern
Beginnt er jetzt zu wandern,
Du hörst nicht seinen Schritt,
Hörst nur die Kötschach grollen
Wenn Felsentrümmer rollen
Herab von seinem Tritt.

Du siehst nicht seine Mienen,
Siehst nur die Wälder grünen,
Wie er sie angeschaut;
Ob dir auch nichts geschähe,
Dran fühlst du seine Nähe,
Wie es der Seele graut.

Er will, du sollst ihn meiden,
Mag nicht den Menschen leiden
In seiner Freuden Kreis;
Nur einem einzgen Sennen
Will er die Stätte gönnen,
Der nichts vom Geiste weiß.

11.
Der Königsee.

Gar stille ruht der Königsee;
Rings ragen Felsen in die Höh,
Da ist nicht Platz für Hirt noch Heerden,
So einsam ist kein Ort auf Erden.

Still wie im See war's in der Brust,
Es schwieg der Gram, es schwieg die Lust,
Nur heimliche Gedanken zogen
Hindurch, wie durch den See die Wogen.

Da zu ermuntern das Gemüth
Die Schiffer heben an ein Lied
Und rufen auf des Seees Mitte
Das Echo an nach alter Sitte.

Das Schiff flog eilend seine Bahn,
Wohl rudern starke Arme dran;
Was will dabei die Maid, die feine,
Die abseits sitzt dort und alleine.

Sie rudert emsig und gewandt;
Doch Stärke, sieht man, fehlt der Hand;
Wohl könnten ihre Wangen blühen,
Doch sind sie bleich von schweren Mühen.

Im Schiffe war manch schönes Weib,
Getauscht hätt' jed' mit ihrem Leib,
Nicht künden's ihre edeln Mienen,
Daß sie geboren sei zu dienen.

Ist, Alter, ist das euer Kind,
Die dort so traurig sitzt dahint,
Und stimmt nicht ein in Red' und Singen,
So schönem Mund müßt's wohl gelingen.

„Nicht, Herr, mein Kind ist diese Magd;
Und weß sie sei, Gott sei's geklagt,
Das konnten nimmer wir erkunden;
Als Kind am See ward sie gefunden.

Wir haben Gut's an ihr gethan,
Zur Arbeit hielten wir sie an,
Doch mag sie uns nur wenig nützen,
Ihr seht das schwache Ding ja sitzen.

Viel Redens ist nicht ihre Art, —
He, Mary, munter auf der Fahrt!
Und willst von Schloß und Prinzen träumen
Mußt doch das Rudern nicht versäumen."

12.

Noch nie hat mir die Seele
Ein Bild so sehr erbaut,
Als das, was ich geschaut,
Wie ich's euch jetzt erzähle.

Im Lande der Citronen
Ging ich in einer Schlucht;

Dort in des Felsens Bucht,
Ein Steinmetz mochte wohnen.

Im Grünen Dante's Büste
Auf hohem Sockel stand;
Gar wohl war mir bekannt
Der Züge ernst Gerüste.

Der sang den Tod der Seele,
Deß Bild steht stumm von Stein;
Doch drauf ein Vögelein
Sang laut aus voller Kehle

Ein Lied, wohl möcht ich's wissen; —
Dabei ein Kindlein schlief
Den Schlaf, der noch nicht tief,
Auf eines Grabsteins Kissen.

VI.

Literaturblätter.

1.

Deutsche Lyris und Wilhelm Müller.

Von

Dr. Mises.

Wilhelm Müller starb im J. 1827; er ist todt; er ist wirklich todt; man kennt und nennt ihn nicht mehr. Seine lyrischen Spaziergänge wurden mir vom Verleger als Maculatur geschenkt, weil sich niemand mehr in ihnen ergehen mochte; und selbst unsre Kritiker erwähnen ihn kaum noch, die doch so oft Gelegenheit hätten, junge Dichter an ihm zu messen oder zu ihm in die Schule zu schicken, wenn diese in der leichten Gattung unbeholfen Versuche wagen, da sie ja doch bei Göthe nicht Alles lernen können. Sonderbar, daß man, während man im gewöhnlichen Leben das Maß stets kleiner nimmt, als das zu Messende, im Geistigen umgekehrt verfährt. Nach Göthe, Schiller, Rückert, Heine, Uhland, mißt man Alles; freilich sind es vortreffliche Maßstäbe; aber es sind Feld- und Meilenmaße; und wo hätten wir eine so gute Elle für leichte Waare als W. Müller.

Die Deutschen vergessen sonst nicht leicht Verdienste, die sie einmal anerkannt haben; ihr Gedächtniß gleicht ihren Bibliotheken, aus denen nie ein Buch wieder verschwindet, was einmal darin Platz genommen; ja es behält denselben um so sicherer, je älter und unbrauchbarer es wird. Ihren Opitz, Bodmer, Uz, Gleim, Geßner, Hagedorn, Ramler, Klopstock, lesen sie zwar auch nicht mehr, denn die, welche letzteren noch gelesen haben, sterben von Jahr zu Jahr mehr aus; aber ihr Andenken blüht darum nur um so schöner, und ihr Ruhm bleibt nur um so unbestrittener. Sie sind und bleiben unsere Klassiker, die man nicht vergessen darf, auch nachdem schon alles lebendige Interesse an ihnen erloschen ist. Müller steht uns näher, hat Freude und Leid lebend und dichtend noch mit uns getheilt, seine Laune und Leichtigkeit wäre niemand dienlicher als den Deutschen; warum wird er dennoch vergessen? —

Erklärlich scheint es mir durch folgende Gründe: Paßt auch der Zopf und Puder der genannten Dichter nicht mehr zum heutigen Geschmack, vielleicht sogar zu keinem: sie stehen am Anfange unserer Literatur, die man ja doch nicht gleich mit Schiller und Göthe beginnen kann, obschon sie freilich Manche mit letzterem nicht blos anfangen, sondern auch schließen. Auf jene mußten zu ihrer Zeit die Deutschen stolz sein, wenn sie überhaupt auf jemand stolz sein wollten; zu Müllers Zeit waren sie stolz genug, auf ihn nicht mehr stolz zu sein zu brauchen. Jene waren die Vorläufer der Zeit, die es eben wegen ihres Vorsprungs bequem hatten, Müller nur ein rascher Beiläufer einer noch rascher fliegenden Zeit. Sie haben

uns die Thüren des Tempels der Poesie geöffnet; wir sind hineingegangen und haben uns anbetend vor einigen Göttern und Götzen niedergeworfen, neben denen wir nun keine anderen mehr anerkennen wollen, aber wir schämen uns nur so undankbar zu sein, jene, welche uns eingeführt haben, selbst auszuschließen; wir ehren sie durch die obersten, freilich zugleich uns entbehrlichsten, Plätze, die wir ihren Büsten, Portraits und Schriften in unsern Bibliotheken anweisen; die Ehrfurcht vor ihnen wird jedem schon in der Schule eingeprägt, und läßt sich dann nie mehr ganz verwischen.

Müller aber hat zur Blütenzeit der deutschen Poesie mit geblüht, nicht ein Pistill, das in der Mitte ragend, den Samen der folgenden Zeit in sich schließt, sondern ein Blatt aus einer Blumenkrone, was abfallend der Vergessenheit verfällt, ein munter aber am Tage fliegender Leuchtkäfer, dessen Licht im Glanze der Sonne oder der Sonnen, die den Tag beherrschen, erlischt. Als er lebte, war der deutsche Jüngling viel zu sehr beschäftigt, Schillers Laura zu declamiren, und der deutsche Kenner, Göthes Faust zu commentiren, und Beide, die Schlacht, wer von ihnen König sein solle, auszufechten, als daß sie sich um Müller, der sich seitwärts vom Kampfplatz mit Handwerksgesellen und Trinkern umhertrieb, sehr ernsthaft hätten kümmern sollen. War doch sogar Deutschland ganz erstaunt, als es nach Göthes Tode plötzlich fand, daß es noch einen großen Dichter habe, den es bei Göthes Lebzeiten ganz vergessen, ich meine Rückert. Wer übrigens auch Notiz von Müller nahm, der fand ja doch, daß er weder Göthe, noch Schiller war; es gab aber

eine Zeit lang nur Göthe und Schiller, und die etwas sein wollten, mußten Stücke von ihnen sein.

Ein anderer, obschon sehr äußerlicher, Grund ist doch gewiß nicht einflußlos. Es ist der, daß unser Dichter Müller, Wilhelm Müller, heißt und sich dadurch verliert in der Zunft der übrigen unzähligen Wilhelme und Müller, die Jahr aus Jahr ein zum täglichen Brode der deutschen Literatur beitragen. Wer kann einen Müller von allen andern Müllern unterscheiden; die Vornamen steuern der Verwirrung nicht, sondern befördern sie noch durch ihre Wiederkehr, und genug hat man zu thun, die lebenden Müller zu merken und zu sondern, wie soll man auch der Todten noch gedenken. Am gerathensten wäre es sicher für die schreibenden Müller, ihre Namen wie die Fürsten Reuß in fortlaufender Reihenfolge zu numeriren; auch einen Karl XII. und Gregor VII. unterscheidet und behält man ja leicht im Gedächtniß. Allerdings dem Geschichtschreiber Johannes v. Müller ist es gut gelungen, den Nachtheil seines Namens zu überwinden; schon der Hals des Wörtchens von macht ihn um einen Kopf größer als die andern; er bleibt nun immer der große Johannes v. Müller, das Muster der Geschichtschreiber, den man schon nicht mehr zu lesen braucht, um ihn bewundern, oder, wenn man das Gegentheil bei großen Männern liebt, verketzern zu können, weil seine Bewunderung einmal deutsches Gemeingut geworden ist. Aber einen um so schlimmeren Stand haben nun alle andern Müller. Wie weit besser hatten es Matthisson, Salis, Kosegarten; die halbe Elegie, die schon in ihren Namen liegt, erspart ihnen eine halbe in ihren Gedichten; ihr Name

reicht beinahe hin, ihnen einen Namen zu machen. Wie viel aber hat ein Müller zu thun, die Prosa und Gemeinheit seines Namens wieder gut zu machen. Hätten jene Wilhelm, Traugott, Karl Müller geheißen, wer wüßte wohl noch etwas von ihnen, aber so schöne Namen, wie sie führen, lassen sich ja gar nicht wieder vergessen.

Jedoch ein dritter Grund ist wohl der wichtigste. Wenn das Schwere und selbst Schwerfällige in Johannes von Müllers Styl und Gedanken und das Elegische in den Gedichten der oben Genannten unläugbar mit dazu beigetragen hat, ihren Namen Bahn unter den selbst schweren und kopfhängerischen Deutschen zu brechen, so ist wohl erklärlich, daß die entgegengesetzten Eigenschaften bei Wilhelm Müller auch eine entgegengesetzte Wirkung gehabt haben. Mit den Wölfen muß man heulen und diese Wölfe sind die Deutschen. Was nicht melancholisch und tiefsinnig ist, ist ihnen nicht recht, wenigstens muß etwas Melancholie und Tiefsinn dabei sein. „Ich kann wohl manchmal singen, als ob ich lustig sei, doch heimlich Thränen dringen, da wird das Herz mir frei;" das ist so recht aus der Seele der Deutschen gesprochen, das gefällt ihnen; alle ihre anerkannten Lyriker haben, wenn sie überhaupt den Ton der Lust anschlagen, was selten genug ist, auf diese Weise gesungen: Uhland, Kerner, Heine, Chamisso, Eichendorf und wie sie alle heißen, und jedes so gesungene Lied trifft und klingt wieder im deutschen Herzen; aber das Singen eines Dichters nicht als ob er lustig sei, sondern aus Lust, findet keinen oder nur einen halben Anklang bei ihnen, weil eine rein lustige Seite in ihrer Seele gar nicht vorhanden ist. Gewiß

auch das hat beigetragen, daß Rückert so lange keinen Eingang gefunden, weil er nicht trübselig genug ist, und nur durch ihre Trauerspiele, nicht durch ihre Lustspiele sind unsere besten Dichter populär geworden. Die Deutschen wollen wohl Blumen, aber Blumen auf Gräbern, Ruinen, an Wassern, ihre Lust soll elegisch und tief sein; Müllers Lust ist aber blos lustig und hat keinen Grund als sich selber; sein Schmerz ist nur eine Laune, seine Liebe eine Tändelei. Seine Poesie ist ein leicht und seicht hinlaufender Bach, durchscheinend bis auf den Grund und einladend mit ihm fortzulaufen durch blumige Strecken; nach verborgnen Schätzen kann man nicht darin wühlen, wie in Göthes theilweis dunkler und tiefer Poesie, noch in seiner Tiefe den ganzen Leib baden; er giebt nur einen frischen Trunk auf einem heiteren Spaziergange. Das Füllen der Fröhlichkeit springt bei ihm ungesattelt und ungezäumt herum auf grünen Wiesen; sein Einfall ist ihm seine Regel. Die Deutschen haben dieß Füllen wohl auch, nur sitzt noch ein schwerer Reiter von Gelehrsamkeit, Philosophie, kurz irgend etwas Schwerfälliges, Nützliches, Gründliches darauf, welcher das Füllen nöthigt, im langsamen Schritte zu gehn und es bald steif reitet. Sie haben sich zu Müllers Zeit wohl auch an seinem freien Wander-Schritt und Lied ergötzt, aber da sie auf dem Rücken des leichten Wanderers kein schweres Ränzel wahrgenommen, worin etwas stecke, ihn doch zuletzt für einen Habenichts gehalten, mit dem dauernde Freundschaft zu schließen begabten Leuten nicht wohl anstehe. So ist Müller durch seine Zeit durchgeschritten, ohne daß man ihn irgends zu dauernder Einkehr eingeladen Er

ist fort; man singt ihm sein sangbares Lied nach und denkt des Sängers selbst nicht mehr.

Der Hauptfehler von Müller ist, daß er uns gar nichts zu rathen aufgiebt; bei einem Gedichte Pfizers läßt sich doch etwas denken und in einem Gedichte Platens geht man oft ganz in Betrachtungen auf. Was aber giebt es bei Müller zu betrachten und zu studiren. Man findet, daß die poetischen Lieblingswerke der Deutschen alle etwas an sich haben woraus man nicht recht klug werden kann; es sind alles Berge mit etwas hinter dem Berge, was gewöhnlich in Nebel liegt, so daß jeder etwas anderes dahinter suchen kann. Kaum dulden sie den Vorzug der Klarheit, weil freilich Klarheit und Tiefe selten beisammen sind. Hamlet ist darum ein Lieblingsstück der Deutschen, weil jeder seine eigne Lampe in dessen Dunkelheit setzen kann und Göthes Faust brauchte zu seinen übrigen außerordentlichen Vorzügen blos noch den einzigen mehr zu haben, daß das, was mit dem Ganzen und dem Einzelnen in Bezug zum Ganzen gesagt sein soll, sich unmittelbar klar ausspräche, und mit der Anschaulichkeit, die eigentlich der Poesie Beruf ist den Ideen zu verleihen, jedem aufdrängte, so würde er aufhören das Lieblingswerk der Deutschen zu sein, die ein Werk mehr schätzen, in das sie etwas hineintragen, als aus dem sie etwas heraustragen können; und die meinen, die Tiefe der Poesie bestehe vielmehr darin, daß man zu Tage liegende Schätze in den Brunnen versenkt, als daß man sie aus dem Brunnen herausholt. Der kluge Göthe, der seine Leute kannte, hat dieß immer vortrefflich zu benutzen gewußt: der Quell seiner Poesie ist

am klarsten, wo er am reichlichsten fließt, aber er trübt ihn sofort, wo derselbe seichter zu fließen anfängt; weil er weiß, daß der Deutsche schließen wird: wenn schon die klaren Stellen so tief sind, wie tief müssen es erst die sein, wo man keinen Grund sieht. Beispiel: die Wanderjahre nach den Lehrjahren; der zweite Theil des Faust nach dem ersten. Ein Gedicht soll aber doch nichts anderes, als ein Auszug aus der Natur sein, worin das, was in der Natur durch das Eingreifen fremder Sphären gestört, getrennt, verdeckt, verworren, mit Fremdartigem verwachsen erscheint, sorgsam herausgeschält, in seinem eigenthümlichen Zusammenhange oder seinen Folgen dem Auge rein und klar hingestellt wird. Es soll einen wissenschaftlichen Commentar entbehrlich machen, aber nicht selbst einen solchen brauchen; sonst gleicht es einem Tanzmeister, dem man die Füße setzen muß. Wenn freilich die Ausleger einen finstern Sack loben, weil sie ihre eigene Weisheit darin zu Markte bringen können, so wird doch ein Beutel voll sorgsam gezählten und gewognen Goldes, den der Dichter jedem in die Tasche steckt, viel mehr werth sein, und ich behaupte, daß in einer Poesie, in der man vielerlei finden kann, im Grunde nichts von allem diesen enthalten ist, selbst das nicht, was der Dichter bezweckt hat. —

Müllers Lieder sind freilich weder das Höchste noch das Tiefste der Poesie; aber die Poesie besteht ja nicht blos aus dem Höchsten und Tiefsten, und es kann etwas weder das Eine noch das Andere, und doch ganz poetisch sein. Das grüne Leben wie es ist in seiner Regsamkeit und Frische, spielend mit sich selbst, unwissend höherer

Beziehungen, tieferer Bedeutungen, will so gut seinen poetischen Ausdruck haben, als das vertiefte und erhöhte Lebensgefühl, und hat ihn in Müllers Liedern mit einer, noch von keinem Deutschen übertroffenen, Unmittelbarkeit gefunden. Weder Heines unheimlicher Herzensspuk und reiche Romantik, noch Göthe's Kraft, die Gegenstände von Außen nach Innen bis zum Mittelpunkte wärmend zu durchdringen, noch Uhlands Weise, die Spalten wie die kleinsten Ritzen der Seele mit lebendigem Grün zu durchwachsen, sind in Müller zu finden; er fährt blos wie ein bald neckender, bald erquickender, Wind über die Oberfläche der Gegenstände hin, aber willkommen jeder offnen, sangeslustigen Brust, die, um zu singen, den Athem nicht erst mühsam zusammen suchen, sondern athmend singen und singend athmen will. Wenig Lieder sind sangbarer und häufiger componirt, als die von Müller; der beste Beweis, daß sie aus der Brust kommen, deren natürlicher Ausweg die Kehle ist. Andere viel schönere Gedichte, die nur aus dem Hirn kommen, gehen auch durch die Augen nur wieder zum Hirn und wenn sie gesungen werden, so ist es am Fortepiano vor einer klatschenden Gesellschaft, nicht das Reiselied auf der Reise, das Trinklied zum Trunke, wohin sie doch gehören. Müllers Lieder werden nicht mehr gelesen; aber sie werden überall gesungen, sie sind bekannter als Müller selbst; denn wie heutzutage das Singen betrieben wird, kümmert sich freilich der Sänger sogar kaum um das Lied, viel weniger um den Dichter; und es ist ein alltäglicher Fall, daß er wenn er, die Noten mit Text nicht bei der Hand hat, zwar die Melodie, aber nicht das

Gedicht, d. h. nicht, was sie ausdrückt, weiß. Daher kommt Müllern die Popularität seiner Lieder wenig zu Statten; und ich brauchte von vielen blos den ersten Vers, den doch jeder im Gedächtniß zu behalten pflegt, herzusetzen, so würden viele meiner Leser sagen: „ach ist das Lied von Müller!"

Müllers Lieder würden wegen ihrer Sangbarkeit noch mehr geschätzt und verbreitet sein, wenn der Deutsche selbst mehr zum eigentlichen Gesange aufgelegt wäre; aber sein gewiß reicher Gefühlsquell ist zugleich so tief und ruhig, daß er nicht leicht durch die Kehle überschwillt. Unter Müllers Liedern finden sich gar viele, die sich recht eigentlich zu Volksliedern eignen; die gewissermaßen den Ton als Flügel brauchen, und ohne ihn matt liegen bleiben; aber unser Volk singt nun eben nicht. Aus wahrem innern Drange singt der deutsche Mann nicht leicht anders als wenn er zu viel oder doch viel getrunken, und das deutsche Mädchen nicht anders, als wenn sie Sommerabends im Mondschein vor der Thüre sitzt; das sind Lagen, in denen sie ihr Gefühl nicht mehr bemeistern können; im Uebrigen fühlen sie ohne zu singen und singen ohne zu fühlen. Der gemeine Mann singt gar nicht, denn was man manchmal von ihm hört, verdient diesen Namen nicht. Die Gebildeten singen freilich, aber nicht um zu singen, sondern zeitlebens nur um sich im Singen zu üben; fast aller Gesang in Deutschland ist nichts, als eine solche Uebung, und ein Produciren, wie weit man es in dieser Uebung gebracht hat, wobei das Gefühl als ein Accidenz und Verschönerungsmittel des Singens freilich nicht fehlen darf, vielmehr dringend und von Nie-

mand mehr als dem Deutschen begehrt wird; während es ihm kaum je beikommt, das Singen zum Accidenz des Gefühls zu machen; er verlangt, daß man die Natur zur Nachtigall sperre, statt die Nachtigall in der Natur zu suchen. — Uebrigens haben die Deutschen außer W. Müller allerdings noch manche andere sangbare Dichter; ja sie sind im Ganzen nicht arm daran; nur sind gerade ihre ersten Dichter nicht zugleich auch immer die sangbarsten. Schiller hat, so viel mir eben von seinen Gedichten beifällt, nur zwei componible geliefert: „der Eichwald brauset, die Wolken ziehn," und: „Ach aus dieses Thales Gründen." Von Rückert, dem Reichen, dem tief Gemüthvollen, dem nach allen Richtungen hin Unerschöpflichen, ist doch fast nichts componibel. Warum aber? Ich glaube den Grund im Folgenden zu finden:

Gesang ist wie Tanz nur der Ausdruck eines bewegten oder wogenden Gefühls von einer gewissen Intensität. Das Gefühl theilt seine bewegende Kraft dem ganzen Geiste mit, ist aber ein Ueberfluß daran vorhanden, welcher nicht vom Geiste verbraucht werden kann, so fließt er auf die körperlichen Organe über und setzt diese in eine dem Gefühle selbst adäquate Bewegung, woher es kommt, daß Leute von wenig geistigem Gehalt oft schon bei der schwächsten Gemüthsbewegung in Singen oder Tanzen ausbrechen, weil ihr Geist den erhaltenen Anstoß nicht erschöpft.

Außerdem liegen manche Gefühle dem Körperlichen näher als andere; wie alle, die, ohne selbst rein materiell zu sein, doch von sinnlichen Einwirkungen unmittelbar abhängig sind; diese brauchen nicht erst durch den ganzen

Geist durchzuwirken, um die körperliche Bewegung anzuregen, sondern wirken durch wenigere Mittelglieder, daher ungeschwächter auf sie ein. Deshalb reizt nichts mehr zum Singen und Tanzen, als das Gefühl körperlichen Wohlbehagens, deshalb sind Wein- und Reiselieder fast die sangbarsten von allen. In allen Fällen aber ist fortgesetzte Bewegung des Gefühls nicht nur nöthig, den Gesang anzuregen, sondern auch zu unterhalten.

Daher ist kein Gedicht sangbar, in welchem ein lebendiges Gefühl erst als Resultat des Ganzen hervorgeht, in welchem der Totaleindruck sich aus Elementen zusammensetzt oder sich allmälich entwickelt, in welchem das Gefühl erst geboren wird, und nicht gleich von vorn herein da ist; denn erst das geborne Kind kann seine Glieder regen und seine Stimme hören lassen. Rückerts meiste und schönste Gedichte pflanzen das Gefühl nicht schon in Blättern und Blüten entwickelt in das Gemüth ein, sondern stecken es wie einen quellenden Kern, der sich nun erst im Gemüth entwickelt; sein Lied fängt oft erst an, wenn seine Worte zu Ende sind; Müllers Lied fängt mit der ersten Zeile an, und ist auch freilich mit der letzten Zeile zu Ende.

Die Gegenstände, welche Müller am liebsten zum Thema seiner Lieder macht, sind die Liebe, der Schmerz, die Freude, die Behaglichkeit und Thätigkeit eines wandernden Handwerkers, Musikanten, Schäfers, Jägers, Zechers. Freilich hat Müller nicht einmal versucht, diesen ein ideales Gewand umzuhängen; vergebens sucht man einen Göthischen Fischer, ein Heinisches Fischermädchen, einen Uhlandschen Schmidt darunter; sein Mül-

lerknecht hat nur einen gewöhnlichen Sonntagsrock an und sein Zecher nicht undeutlich eine rothe Nase. Was sich in Müllers Liedern darstellt, ist nur das Alltägliche, Gewöhnliche, aber es stellt sich mit einer, wenigstens unter den Deutschen nicht alltäglichen Munterkeit, Ungezwungenheit und Frische dar, welche nicht verfehlt, den gleichen Eindruck im Gemüthe dessen zu reproduciren, dem die Anlage dazu noch nicht erstorben ist. Die Poesie ist freilich mächtigerer Leistungen fähig, aber diejenige Poesie, welche diese größern Leistungen hervorbringt, ist nicht zugleich fähig, diese kleinen zu vollbringen, die doch auch nicht nur berechtigt, sondern selbst gefordert sind. Denn die Poesie soll für jeden etwas haben, etwas für seinen Standpunkt Verständliches, Wahres, Förderndes; und so würden für manche Altersstufe, manchen Stand, manche Stimmung, manche Umgebung Müllers Lieder mehr werth seyn, als Göthes und Uhlands und Rückerts, wenn gleich dieses Alter, dieser Stand, diese Stimmung selbst noch auf einer tiefern Stufe stehen, als die, welchen jene genügen.

Indem ich die Handwerkslieder Müllers durchgehe, fällt mir die Frage ein, worin es liegt, daß nur gewisse Handwerke und Beschäftigungen einer poetischen Auffassung fähig sind, andre nicht. Es scheint, daß man Schuhe, Kleider und Bücher im Reiche der Poesie gar nicht braucht, denn ein Schuster, Schneider und Gelehrter würden, wo sie sich nur darin blicken lassen, gehöhnt und gemißhandelt, dagegen Schäfer, Fischer, Schiffer, Bergleute, Müller, Jäger fast mit Königen gleichen Rang haben. Man erkennt leicht, daß alle Handwerker, die in

der Natur und an der Natur arbeiten, von der Poesie, die trotz ihres Namens Kunst ja eigentlich nur der unsichtbare Geist der Natur ist, den wir unter manchen Bildern anbeten, gern gesehen sind, alle Stubenhocker dagegen, welche, sei es nun Leder, Lappen oder Ideen zuschneiden, von ihr verachtet und gehänselt werden. Sie macht in dieser Hinsicht sogar feine und interessante Unterschiede. Ein herumziehender Fiedler, der in Dorfschenken und unter freiem Himmel aufspielt, eine Dirne oder ein junger Bursch, die ihren Waldgesang singen, sind ihr willkommne Musikanten; ja man hört blos solche Musik in ihrem Reiche; von einem Stadtmusikus, einer Kammersängerin, einem Conzert von Flöten und Geigen, die doch alle der Poesie den Hof machen, mag sie nichts wissen. Selbst der Bettler, dessen Obdach ein Baum ist, ist poetisch, wenn seine Lumpen nicht gar zu unreinlich sind. Freilich kommt es noch auf Mehreres an. Alles Träge und Kriechende ist der Poesie verhaßt, weil in der Natur selbst nur das Gemeine und Faule kriecht oder still steht. Daher ist der Fuhrmann nur halb poetisch, weil er gar zu schneckenähnlich mit seinem Wagen fortzieht, der Postillon aber ganz poetisch, der rasch in die Weite fliegt, freilich auch deßhalb, weil jener nur Waaren, dieser aber uns selbst fährt, und er würde es noch mehr sein, wenn nicht seine Livree an den Mangel seiner Freiheit erinnerte. Dem Schäfer verzeiht die Poesie seine Trägheit nur deshalb, weil er so ununterscheidbar zur Natur zu gehören scheint, wie etwa ein Bach, ein Baum oder die Heerde selbst; übrigens sind es doch auch mehr die etwas anders beschaffenen Schäfer aus dem Alter-

thume, als die aus unsern jetzigen hochveredelten Schäfereien, welchen die Poesie hold ist. Der Schmidt ist poetisch, weil er mit zwei Elementen, dem Eisen und Feuer verkehrt, weil seine Producte meist wieder zum Verkehr mit der Natur dienen, und weil er bei seiner Arbeit mächtig ausholt und zuschlägt; den Uhrmacher, der das durch die Kunst schon der Natur Entfremdete durch neue Zusammensetzung und Verfeinerung ihr noch ferner rückt, kennt aber die Poesie nicht einmal dem Namen nach. Eines der schlechtesten Objecte der Poesie ist jedenfalls ihr Subject, der Dichter selbst in seinem Thun und Treiben, auch sogar wenn er in der Natur herumgeht oder herumsitzt und die schönsten Sträußer aus Blumen, Sonnen und Wonnen flicht. Die Dichtkunst will Gestalten von anschaulicher Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit, des Dichters Leben ist aber nicht an ihm, sondern in ihm spürbar, er erscheint äußerlich nur als ein fauler Müssiggänger mit Frack und Weste wie andere Stadt-Leute. Ein Bänkelsänger ist daher viel poetischer, als ein Dichter, weil in ihm die Lebendigkeit mehr äußerlich zu Tage liegt. Aber das Innere des Dichters, diese lebendige Natur in der Natur, worin es quillt und wogt und strebt und blitzt, vermag sich gar wohl poetisch herauszustellen; ich kanns nicht besser beweisen als durch folgenden Anfang eines Rückertschen Gedichtes.

Es ist kein Stand auf Erden,
Er reizt des Dichters Neid:
Der Schäfer bei den Heerden
Ist eine Herrlichkeit.

Der Jäger in den Wäldern
Ist vollends eine Lust.
Den Landmann in den Feldern
Trag ich in meiner Brust.

Der Schnitter, der die Halmen
Vom Feld nach Hause bringt,
Der Priester, der die Psalmen
Für die Gemeinde singt.

Der Bergmann mit der Zither
Bewegt das Gold im Schacht.
Zu Roß der kühne Ritter
Bewegt sich in der Schlacht.

Der Schiffer in dem Nachen
Schwebt auf der klaren Fluth.
Der Wächter hat zu wachen
Vom Thurm, wenn alles ruht. u. s. w.

Noch folgende Bemerkung fällt mir bei Müllers Handwerksliedern ein. Gemeiniglich haben Handwerkslieder etwas Hergebrachtes. In den Müllerliedern wird in der Regel jemand gefoppt; den poetischen Müllerstöchtern ist nicht über den Weg zu trauen und auch unser Müllerscher Müller hat das erfahren müssen; dem Jäger schwebt immer das lichte Bild vor; dem Schäfer wird immer gar zu weh und entweder sieht er den Berg herauf oder herunter; und der Fischer ersäuft regelmäßig zuletzt. Dieß liegt nun wohl theils in der Natur dieser Handwerke selbst, theils in Göthe, der diese Natur gut aufgefaßt hat, und durch den die Deutschen nun ihrerseits die Natur wieder gut aufzufassen sich bemühen.

Zum Belege mögen z. B. folgende Stellen aus Schäferliedern von Müller hier stehen.

Schaust Du herab vom Berge
Wohl in der dunkeln Nacht, (Wanderlieder
Tief unten brennt ein Feuer, I. 114.)
Wo Dein Geliebter wacht.

Gehüllt in meinen Mantel,
Den Spieß an's Herz gedrückt, (Wanderlieder
Schau ich empor zum Berge I. 116.)
Und träume mich beglückt.

Wenn auf dem höchsten Fels ich steh',
In's tiefe Thal hernieder seh', (Wanderlieder
Und singe — II. 3.)

Wie man in den Handwerksliedern Müllers nirgends unter dem Kittel einen verkleideten Philosophen suchen darf, so ist auch in seinen zahlreichen Weinliedern nicht versucht, dem Wein eine edlere Bedeutung abzugewinnen, als daß er gut schmeckt und den Menschen lustig macht. Deshalb werden aber auch diese Lieder einem wahren Weintrinker immer am willkommensten sein, weil man, man mag über den Wein sagen, was man will, doch beim Trinken selbst immer nur diese beiden Entzwecke zu haben pflegt. Wenn ein Trinker fest sitzt und sich ganz behaglich in seinem Genusse fühlt, so greife er zum Gesange nur nach Müllers Liedern; hat er es vorher blos unbewußt gefühlt, daß die ganze Welt doch nichts gegen eine Flasche guten Wein's sei, so wird er es hier mit Gründen ausgesprochen finden, wie sie nur eben sein

müssen, um einen, der eben im Rausch ist, auf das Genügendste zu überzeugen. Man kann freilich noch ganz andere und bessere Dinge im Wein finden, als Müller hineingelegt hat, und es wird daher auch noch andere und schönere Weinlieder geben können; nur wird nicht jeder Trinker Lust haben sie zu singen.

Was einen großen Theil von Müllers Liedern besonders auszeichnet, ist eine Art naiver Pointe, die sich darin findet, aber mehr kitzelt als sticht. Man kann Müllers Liedersammlung mit einem schwärmenden Bienenstocke vergleichen, einem leichten Volke, was nur im heitern Tage fliegt, nur von Blumen Honig nippt und keine Früchte einträgt, und jedes Bienchen hat neben dem Honigrüssel noch einen kleinen Stachel, nur keinen so bösen. Am selbstständigsten hat sich das Talent zu solchen Pointen in seinen lyrischen Spaziergängen hervorgethan, worin sich die vortrefflichsten Epigramme finden, freilich auch darunter spielige und gesuchte. Wo alles zur Spitze geschnitten werden soll, schneidet man ja auch wohl einmal die Spitze selbst weg. Auch in seinen eigentlich lyrischen Gedichten artet nicht selten die Tändelei in Spielerei aus, ja manche darunter sind fast blos läppisch. Dafür sind manche von Schiller blos schwülstig, manche von Göthe fast blos trivial, manche von Heine fast blos unsauber, und manche von Uhland überhaupt gar schwach.

Vielleicht mehr Ruf noch als durch seine übrigen Lieder, die ich, als die Mehrzahl bildend, bisher hauptsächlich im Auge gehabt, hat übrigens Müller durch seine Griechenlieder erworben; ja wo man ihn noch nennt, nennt man ihn gewöhnlich als den Sänger derselben.

Ich finde diese Lieder sehr sinnreich; allein ich läugne nicht, daß Lieder im Charakter eines Volkes außerhalb des Volks über nicht selbst erlebte Thaten gedichtet, mir doch im glücklichsten Falle nur erscheinen wie Portraits nach Beschreibungen entworfen. Was auch der Maler für Kunst aufwenden möge, doch ist man überzeugt, sie seien nicht getroffen. Als einen andern Beleg hierzu will ich Stieglitz anführen; als ein Beispiel dagegen indeß will ich Rückert gelten lassen.

2.
Studien über Diderot.

Von
Karl Rosenkranz.

Es dauert lange, bevor ein großer Mann nach seiner ganzen Bedeutung begriffen wird. Diderot gehört, wie ich schon bei einer frühern Gelegenheit auseinandergesetzt habe*), zu den Naturen, die erst jetzt ihrem höheren Verständniß reif werden. Karl Mager in seiner Geschichte der französischen Nationalliteratur, Schlosser, obwohl er zu sehr da, wo er in ihm nicht gerade Waffen für seinen Vossianismus findet, den Schwätzer in ihm sieht, in dem zweiten Theil seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, haben so eben Diderot diejenige Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm wahrhaft gebührt. Hegel hat schon in der Phänomenologie des Geistes in dem Abschnitt, der von der Bildung des sich entfremdeten Geistes handelt und die geistreiche Zerrissenheit, die sich im Aus-

*) Vgl. Dioskuren, herausg. v. Mundt, Bd. I. S. 67 flgd.

sprechen ihrer Zustände zu befriedigen sucht, mit den ergreifendsten Zügen schildert, beständig den damals gerade erschienenen Dialog von Rameau's Neffen im Auge gehabt und einige Stellen daraus wörtlich eingeflochten. Lerminier hat in seinem Werke de l'influence de la philosophie du XVIII siècle sur la legislation et la sociabilité du XIX^me^, chap. IX eine brillante, von Mager hochgestellte Schilderung Diderots gegeben. Aber Lerminier selbst stellt die von St. Beuve, critiques et portraits littéraires II, 1832, p. 119 — 169 als die trefflichste hin. Lange schon mit Diderot beschäftigt, aber durch tausendfache andere Arbeit immer von ihm zurückgeworfen, erlaube ich mir, als Weiterführung des früheren Aufsatzes und mit dem Vorbehalt noch fernerer Mittheilungen über diesen Stoff eine Uebersetzung des St. Beuve'schen Portraits zu geben. Man glaube nicht, daß dies überflüssig sei, denn in Deutschland ist diese Charakteristik, die so sehr bekannt zu sein verdient, kaum dem Namen nach einheimisch. St. Beuve schreibt sehr durchdacht, geräth aber in seinem Streben nach Periodicität zuweilen in solche Einschachtelung von Satz in Satz, daß öfter eine Vereinfachung nöthig wurde. Auch wird er im Streben nach prägnanter Individualisirung mitunter bis an die Grenze der Affectation geführt. Nichts destoweniger bleibt seine Arbeit eine ganz außerordentliche, mit der sich zu befreunden es sich gewiß lohnt und die ich in unsere Literatur, welche mit der französischen jetzt ein Dioskurenwechselleben angesponnen hat, einzuführen mir zur Ehre rechne.

Von großen Schriftstellern habe ich immer die Correspondenzen, Unterhaltungen, Einfälle, alle Einzelheiten des Charakters und der Sitten, mit Einem Wort, die Biographie, geliebt; besonders wenn eine solche vergleichende Biographie noch von keinem Anderen entworfen ist und man sie noch auf seine eigene Rechnung zu gestalten hat. Man schließt sich auf ein paar Wochen mit den Schriften eines berühmten Todten, eines Dichters oder Philosophen, ein; man studirt ihn, kommt immer auf ihn zurück, befragt ihn in völligster Muße: er muß uns Stand halten. Es ist beinahe so, als brächte man vierzehn Tage auf dem Lande zu, um das Portrait oder die Büste eines Byron, Scott oder Goethe zu verfertigen. Nur ist man mit seinem Modell bequemer daran. Die vertrauliche Nähe fordert freilich etwas mehr Aufmerksamkeit, gewährt aber dafür auch mehr Familiarität. Jeder Zug fügt sich an Ort und Stelle ein und nimmt in der Physiognomie, die man zu reproduciren versucht, von selbst Platz, wie im Rahmen einer schönen Nacht jeder allmälig dem Blick erscheinende Stern auf seinem Punct leuchtet. Dem flachen, unbestimmten, allgemeinen Typus des ersten Ueberblicks mischt und incorporirt sich stufenweise eine individuelle, scharfe, mehr und mehr betonte, lebenstrahlende Realität. Man fühlt die Aehnlichkeit entstehen. Der Tag, der Augenblick, wo man den familiären Tic, das offenbarungsreiche Lächeln ergriffen hat, den unerklärbaren Riß, die geheime, schmerzliche Narbe, die sich umsonst unter den schon dünngesäeten Haaren verbirgt, — in diesem Moment geht die Analyse in der Schöpfung unter: das Bild spricht und lebt, man hat den Menschen gefunden. Diese

Gattung stiller Studien wird immer Vergnügen machen und für das, was ein lebendiges und reines Gefühl daraus schöpfen kann, wird immer Raum sein. Geschmack und Kunst werden stets auch den kürzesten und individuellsten Werken Dauer und angemessenes Dasein verleihen, wenn sie, sollten sie auch nur einen beschränkten Theil der Natur und des Lebens ausdrücken, mit jenem diamantenen Siegel der Einzigkeit bezeichnet sind, dessen Stempel man von vornherein erkennt, das sich unveränderlich, keiner Vervollkommnung fähig, durch die Jahrhunderte hin überliefert und das zu erklären oder nachzumachen man sich vergeblich bemühen würde. Die Revolutionen erschüttern die Völker und lassen die Könige wie Mohnhäupter fallen; die Wissenschaften vergrößern sich, thürmen sich auf; die Philosophieen erschöpfen sich; aber die kleinste, im Gehirn des Menschen einst aufgeknospete Perle, ist sie anders nicht durch die Zeit und die Barbaren verloren gegangen, glänzt noch heute wie in der Stunde ihrer Geburt. Man kann morgen ganz Aegypten und ganz Indien entdecken und im Herzen der alten Religionen lesen, die Ode Horazens an Lykoris wird darum nicht mehr nicht weniger eine der Perlen sein, von denen wir sprechen. Wissenschaft, Philosophie, Religion, mit ihren Tiefen, ihren oft unermeßlichen Abgründen, stehen daneben. Was thut das? Sie, die durchsichtige, einmal geborene Perle, erblickt sich fest auf der Höhe ihres Felsens an dem Ufer, welches diesen unaufhörlich bewegten und veränderten Ocean beherrscht. Nach jedem Sturm strahlt sie der Sonne feuchter, krystallklarer entgegen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Perle und der Ocean,

aus dem sie einst hervorging, nicht durch viele tiefe und geheimnißvolle Beziehungen verbunden wären, oder, mit andern Worten, daß die Kunst von der Philosophie, von der Wissenschaft und den sie umgebenden Revolutionen unabhängig sei. O nein! Jedes Meer giebt seine Perlen; jedes Klima reift und färbt sie verschieden; die Muscheln des Persischen Golfs sind nicht die von Island. Nur hat die Kunst in der Kraft der ihr eigenen Zeugung etwas Fertiges, Abgeschlossenes, das in einem gegebenen Augenblick hervorbringt und dessen Frucht nicht stirbt. Kein Niveau verändert, keine Woge vergrößert es; man kann es nicht nach Gewicht oder Elle messen und mitten in den schnellsten Strömen organisirt es eine Anzahl von großen und kleinen, deren beste und auserwählteste, einmal den Wellen enthoben, nie wieder dahin zurückkehren können. Das muß die Künstler trösten und aufrechthalten, die in stürmische Tage geworfen sind. Sie können immer etwas hervorbringen; wenig oder viel, das Wesentliche ist, daß dies Etwas das Beste sei und in irgend einem Winkel das sorgfältig eingegrabene Merkzeichen der Ewigkeit an sich trage. Dies mußten wir sagen, bevor wir uns für die literarische Kritik dem besonderen Studium der Kunst und der aufmerksamen Prüfung der großen Individuen der Vergangenheit hingaben. Es scheint uns, als wenn ungeachtet des Lärms und der Bewegung der Welt ein Portrait von Regnier, Boileau, Lafontaine, André Chenier, eines jener Männer, die zu aller Zeit selten ihres Gleichen haben, auch heute noch so wenig ein kindisches Unternehmen wäre, als vor einem Jahr. Indem wir diesmal Diderot, den Philosophen und Künstler, zu unserem Gegenstand

machen, indem wir uns in seine anziehende Nähe begeben, ihn sprechen sehen und in den vertrautesten Stunden seine Gedanken vernehmen, so haben wir außer der Bekanntschaft mit einem großen Mann noch den Gewinn, das traurige Schauspiel der uns umgebenden Welt, so viel Elend und Drang in den Massen, eine so wüste Kälte, einen so verzehrenden Egoismus in den höheren Klassen, die Regierungen ohne Ideen, ohne Größe, heldenmüthige Nationen, die man hinopfert, den unersetzlichen Verlust des Vaterlandsgefühls, den Rückfall der Religion in die Arena, von wo aus sie die Welt zu überwinden hat, und die stets trübere Zukunft, die ein Ufer birgt, das immer noch nicht erscheinen will, dies Alles auf einige Tage zu vergessen.

So war es nicht gerade zur Zeit Diderots. Das Werk der Zerstörung begann damals in den philosophischen und politischen Theorieen sich lebhaft zu entwickeln. Der Zweck schien trotz der Schwierigkeiten des Augenblicks einfach. Die Hindernisse waren scharf gesondert. Mit erstaunlicher Uebereinstimmung, mit eben so nahen als unendlichen Hoffnungen stürmte man vorwärts. Diderot, so verschieden aufgefaßt, ist von allen Männern des achtzehnten Jahrhunderts der, in welchem die philosophische Empörung mit ihren bedeutendsten Charakteren sich am Vollständigsten zusammennimmt. Mit der Politik beschäftigte er sich wenig und überließ sie an Montesquieu, Jean Jacques und Raynal. Aber in der Philosophie war er gewissermaßen die Seele und das Organ des Jahrhunderts, der vorzugsweise dirigirende Theoretiker. Jean Jacques war Spiritualist und auf Augenblicke eine Art

calvinistischer Socianer. Er verläugnete Kunst, Wissenschaft, Industrie, Vervollkommnung. In allen diesen Rücksichten stieß er mehr mit seinem Jahrhundert zusammen, als daß er es in sich spiegelte. In gar manchem Betracht war er in dieser leichtfertigen, materialistischen, von ihrer eigenen Aufklärung geblendeten Gesellschaft eine Ausnahme. D'Alembert war klug, umsichtig, nüchtern und mäßig in seinen Behauptungen, schwach und furchtsam von Charakter, skeptisch in Allem, was über die Geometrie hinausging, mit doppelter Rede, einer für das Publicum und einer für das Privatleben, ein Philosoph aus Fontenelles Schule, wogegen das achtzehnte Jahrhundert die Kühnheit auf der Stirn trug, die Indiscretion auf der Lippe, den Glauben im Unglauben, und, ausgelassen im Reden, Wahrheit und Irrthum mit vollen Händen spendete. Büffon fehlte es nicht am Zutrauen zu sich und seinen Ideen, aber er verschwendete sie nicht. Er bearbeitete sie im Stillen und theilte sie nur von Zeit zu Zeit in einer prachtvollen Form mit, deren Glanz in seinen Augen das siegreiche Verdienst war. Das achtzehnte Jahrhundert gilt mit Recht für fruchtbar an Ideen, für umgänglich und thatfertig. Es war Allen Alles und verschmähete das Hauskleid nicht. Hatte es sich im warmen Eifer der Rede, wenn es im Salon für oder gegen Gott sprach, zu sehr erhitzt, so machte sich das gute Jahrhundert wahrhaftig nichts daraus, seine Perücke abzunehmen, und sie, wie der Abbé Galiani, über die Lehne eines Armstuhls aufzuhängen. Condillac, wegen seiner subtilen und scharfsinnigen Analysen seit seinem Tode so oft belobt, lebte nicht im Herzen seiner Epoche und stellt

durchaus nicht die Fülle, die Bewegung, die Gährung derselben dar. Einige berühmte Männer citirten ihn mit Auszeichnung, andere zollten ihm eine ziemlich dünne Achtung. Kurz, man beschäftigte sich wenig mit ihm und er hatte gar keinen Einfluß. Er starb einsam, von einer Art Marasmus ergriffen, den die Vergessenheit erzeugte. Beurtheilt man die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts nach Condillac, so entscheidet man sich im Voraus, sie in einer armseligen Psychologie beengt zu finden. Was man auch daraus mache, sie war mehr als dies. Cabanis und Herr v. Tracy haben selbst auf ihre Verbindung mit Condorcet mit rednerischer Vorsicht hingewiesen. Was aber die metaphysischen Begriffe von Grund und Zweck, Substanz und Ursach, so wie die physiologischen der Organisation und Sensibilität anbetrifft, so hängen sie weit enger mit Condorcet, mit Holbach und Diderot zusammen; über diese Räthsel ist Condillac stumm und über sie gerade verzehrte sich die Wißbegier seines Jahrhunderts. Voltaire war ein unermüdlicher Anführer, von einer bewundernswerthen Gewandtheit im Handeln; in diesem Sinn war er praktischer Philosoph, aber es kümmerte ihn wenig, eine Metaphysik zu construiren oder auch nur die damalige ihrem Umfang nach in sich aufzunehmen. Er hielt sich an das Klarste, stürzte sich in den Drang, faßte den rechten Punkt und verlor keinen seiner Streiche, indem er Götter und Menschen aus der Ferne, wie ein Parther, mit seinen sausenden Pfeilen zerfleischte. In der unerbittlichen Laune seines gesunden Menschenverstandes ging er sogar bis zum leichten Spott über die Arbeiten seiner Epoche, durch welche Chemie und Physiologie

die Mysterien der Zeugung aufzuklären suchten. Nächst der Leibnitzischen Theodicee schienen ihm die Aale Needhams eine der drolligsten Einbildungen, die man nur haben kann. Das philosophische Vermögen des Jahrhunderts bedurfte daher zu seiner Individualisirung eines Kopfes, der zum Auffassen geduldiger und ernster war als der Voltairesche, eines weniger engen und ausgedörrten Gehirns als Condillac. Er mußte mehr Ueberfluß, mehr frisches Leben und gediegene Erhebung besitzen als Büffon, mehr Weite und entscheidende Kraft als d'Alembert, eine enthusiastische Sympathie für die Wissenschaften, die Industrie und die Künste, wie Rousseau sie nicht hatte. Diderot war dieser Mensch; Diderot, eine reiche und üppige Natur, allen Keimen zugänglich und sie in seinem Busen befruchtend, sie fast wie im Zufall durch eine unmittelbar thätige und verworrene Kraft umwandelnd; eine ungeheure, kochende Form, wo Alles brodelt und gährt; die damals am meisten encyklopädische Capacität, aber eine gewaltsame Capacität, verschlingend und belebend zugleich, Alles versengend, was in sie fällt und es in Flammenströmen, auch wohl Rauchsäulen, wieder nach Außen entsendend; Diderot, von einer Strumpfmaschine, die er auseinander legt und beschreibt, übergehend zu den Schmelztiegeln von Holbach und Rouelle, zu den Betrachtungen von Bordau; wenn er will, den Menschen und seine Sinne ebenso geschickt zerlegend als Condillac und das sprödeste Haarfädchen verdoppelnd, ohne es zu zerbrechen, mit einem Mal wieder in den Schooß des Seins, des Raums, der Natur sich versenkend und in der geometrischen Metaphysik aus vollem Holz einige große Splitter hauend, einige

erhabene und lichtvolle Seiten schreibend, welche Malebranche und Leibnitz mit Stolz hätten unterzeichnen können, wären sie nicht Christen gewesen; ein Geist voll Kühnheit und Conjectur, wechselnd zwischen That und Traum, sich wiegend auf einem majestätischen Egoismus, gut bis in seine Unordnung hinein, ein wenig mystisch in seiner Ungläubigkeit und dem, wie seinem Jahrhundert, um Harmonie zu haben, nichts fehlte, als ein göttlicher Strahl, ein fiat lux, eine ordnende Idee, ein Gott.

So mußte im achtzehnten Jahrhundert der Mann gemacht sein, der in der Werkstatt der Philosophen den Vorsitz führen sollte, das Haupt der noch ungeschulten Denker, der die Macht hatte, sie zu Volontairen zu organisiren, sie freimüthig zu necken, sie durch seine hinreißende Wärme zur Verschwörung gegen die noch bestehende Ordnung aufzuregen. Zwischen Voltaire, Büffon, Rousseau und von Holbach, zwischen den Chemikern und Schöngeistern, zwischen den Geometern, Mechanikern und Literatoren, zwischen diesen letztern und den Künstlern, Bildhauern oder Malern, zwischen den Vertheidigern des alten Geschmacks und den Neuerern, wie Sédaine, war Diderot das Band. Er war es, der sie am besten alle zusammen und jeden für sich verstand, der sie aufs wohlwollendste schätzte, und sie aufs Behaglichste in seinem Herzen trug, der, mit dem Minimum von Personalität und Hinsicht auf sich, aufs gefälligste sich von einem zum andern begab. Er war also am besten geeignet, das lebendige Centrum, der Zapfen des Wirbels zu sein und den Bund mit Eintracht, Begeisterung und etwas Tumultuarischem, Großartigen im Gang zum Angriff zu führen.

Der Kopf hoch und ein wenig kahl, die Stirn weit, die Schläfe offen, das Auge voll Feuer oder feucht von einer großen Thräne, der Hals nackt und wie er sagt, aufgeknöpft, der Rücken gut und rund, die Arme der Zukunft entgegengestreckt; ein Gemisch von Größe und Trivialität, von Emphase und Naturell, von stürmischem Aufbrausen und menschlichem Mitgefühl: so wie er war, nicht, wie Falconet und Vanloo ihn verderbt hatten, stelle ich ihn mir in der theoretischen Entfaltung des Jahrhunderts vor, ein würdiger Vorgänger jener Männer der That, die mit ihm Familienähnlichkeit haben, jener Häupter einer ohne Hochmuth aufsteigenden Verwandtschaft, von einem mit Unreinheit befleckten Heroismus, ruhmvoll trotz ihrer Laster, riesenhaft im Handgemenge, im Grunde besser als ihr Leben: Mirabeau, Danton, Kleber.

Denis Diderot war zu Langres im October 1713 geboren. Sein Vater war Messerschmidt. Seit zwei Jahrhunderten vererbte sich dies Handwerk in der Familie mit den bescheidenen Tugenden, der Frömmigkeit, dem Sinn und der Ehrbarkeit der alten Zeit. Der junge Diderot war das älteste der Kinder und anfänglich dem geistlichen Stande bestimmt, um einem Oheim, der Canonicus war, im Amte nachzufolgen. Frühzeitig brachte man ihn zu den Jesuiten der Stadt, wo er reißende Fortschritte machte. Diese ersten Jahre, dies Familien- und Kindheitsleben, die er sich gern zurückrief und an mehreren Stellen in seinen Schriften geheiligt hat, hinterließen in seinem Gefühl tiefe Eindrücke. Zu Grandval 1760 bei dem Baron von Holbach, getheilt zwischen der verführerischsten Gesellschaft und den Arbeiten der alten Philosophie, die er für

die Encyklopädie redigirte, kamen ihm diese Umstände in den Geist zurück, so daß er Thränen vergoß. Träumerisch verfolgte er den Lauf seiner „trüben und krümmungvollen Landsmännin“ der Marne, die er dort unter seinen Augen wieder fand, am Fuß der Hügel von Chonevière und Champigny. Sein Herz schwamm in Erinnerungen und er schrieb seiner Freundin, der Demoiselle Voland: „Einer der süßesten Augenblicke meines Lebens war vor dreißig Jahren, ich denke daran als wär' es gestern gewesen, als mein Vater mich vom Collegium kommen sah, die Arme mit den Preisgeschenken beladen, die ich gewonnen hatte, die Schultern mit Kränzen belastet, die man mir zuerkannt hatte und die, zu breit für meine Stirn, über meinen Kopf gerutscht waren. Wie er mich von Weitem erblickte, ließ er seine Arbeit, kam vor die Thür und fing an zu weinen. Das ist etwas Kostbares, einen wohlhabenden und strengen Mann weinen zu sehen.“ Madame v. Vandeul, Diderots einzige und so geliebte Tochter, hat uns mehrere Anekdoten aus der Kindheit ihres Vaters hinterlassen, die wir nicht wiederholen wollen und welche alle von der Lebhaftigkeit der Eindrücke, von dem Uebermuth und dem gutmüthigen Leichtsinn dieser jungen, frühreifen Natur Zeugniß ablegen. Unter den großen Männern des achtzehnten Jahrhunderts hat Diderot das Eigene, eine Familie besessen zu haben, eine durchaus bürgerliche Familie, die er zärtlich liebte und um die er sich mit Hingebung, Herzlichkeit und Theilnahme bekümmerte. Modephilosoph und ein berühmter Mann, hatte er immer noch seinen guten Vater, den Schmid, wie er sagte, seinen Bruder den Abbé, seine haushälterische Schwester,

seine theure kleine Tochter Angelica; er sprach von ihnen allen köstlich und ruhete nicht eher, als bis er seinen Freund Grimm nach Langres geschickt hatte, seinen alten Vater zu umarmen. Bei Jean Jacques, d'Alembert, dem Grafen von Büffon, oder bei diesem nämlichen Herrn von Grimm oder Herrn Arouet von Voltaire habe ich durchaus keinen ähnlichen Zug gesehen.

Die Jesuiten suchten Diderot an sich zu ketten. Er hatte eine Ader voll glühender Andacht. Gegen das zwölfte Jahr bekam er die Tonsur. Eines Tags versuchte man sogar ihn von Langres zu entführen, um bequemer über ihn gebieten zu können. Dies kleine Ereigniß bestimmte seinen Vater, ihn nach Paris zu bringen, in das Collegium von Arcourt. Der junge Diderot zeigte sich hier als einen guten Schüler und besonders als einen trefflichen Cameraden. Man erzählt, daß er mit dem Abbé von Bernis damals mehr als einmal im Wirthshaus die Person zu sechs Sous speiste. Als er seine Studien beendet hatte, trat er bei einem Procurator, Herrn Clement von Ris, seinem Landsmann, ein, das Recht und die Gesetze zu studiren, was ihn jedoch bald langweilte. Dieser Widerwille gegen die Chicane überwarf ihn mit seinem Vater, der das Bedürfniß fühlte, ein so leidenschaftliches Naturell durch Studium zu zügeln und zu kasteien und der in ihn drang, entweder irgend einen Stand zu wählen oder unter das väterliche Dach zurückzukehren. Aber der junge Diderot fühlte schon seine Kräfte und ein unwiderstehlicher Beruf entriß ihn den gewöhnlichen Wegen. Er wagte es, diesem guten Vater, den er verehrte, ungehorsam zu sein und allein, ohne Anhalt, entzweiet mit

seiner Familie, obschon ihn die Mutter von Zeit zu Zeit unter der Hand unterstützte, auf den Tag eingemiethet und täglich zu sechs Sous speisend, so versucht er es, sich für seine Studien eine unabhängige Existenz zu gründen. Die Geometrie und das Griechische beschäftigen ihn leidenschaftlich und er träumt vom Ruhm des Theaters. Unterdessen waren ihm alle Arten von Arbeit recht, die sich ihm darboten. Das Metier eines Journalisten, wie wir es kennen, bestand damals noch nicht, sonst wär' es das seinige gewesen. Eines Tags trug ihm ein Missionar sechs Predigten für die Portugiesischen Colonieen auf und er verfertigte sie. Er versuchte es als Hauslehrer bei den Söhnen eines reichen Financiers, aber dies Leben voller Unterwürfigkeit war ihm schon nach drei Monaten unerträglich. Seine sicherste Hülfsquelle war der Unterricht in der Mathematik. Er lernte selbst, indem er Andere unterwies. Mit Vergnügen findet man in Rameau's Neffen den „grauen Flausrock" wieder, womit er „im Sommer in der Seufzerallée des Luxemburg" spazieren ging, und wie er von hier über das Pflaster von Paris hintrabt „mit zerrissenen Manchetten und Strümpfen von schwarzer Wolle, die hinten mit weißen Fäden geflickt waren." Er beklagte späterhin so beredt „seinen alten Schlafrock"; wie mußte er nicht diesen Flausrock beklagen, der ihm sein ganzes Jugendleben mit seinem Elend und seinen Prüfungen wieder darstellte! Wie stolz würde er ihn in seinem vom neuesten Luxus strahlenden Cabinet aufgehängt haben! Wie würde er beim Anblick einer solchen Reliquie, wie er sie so gern hatte, mit vollkommenem Recht ausgerufen haben: „Sie bringt mir meinen

ersten Zustand zurück und der Stolz steht still beim Eintritt in mein Herz. Nein, mein Freund, ich bin nicht verdorben. Meine Thür öffnet sich stets dem Bedürfniß, das sich an mich wendet; es findet in mir dieselbe Zugänglichkeit. Ich höre es an, rathe, bedaure es. Meine Seele hat sich nicht verhärtet; mein Kopf hat sich nicht hochmüthig gereckt; mein Rücken ist tüchtig und rund, wie vormals. Derselbe freimüthige Ton, dasselbe Gefühl. Mein Luxus ist von frischem Datum und das Gift hat noch nicht gewirkt." Und was hätte er nicht noch hinzugefügt, wenn der ewige Flausrock gerade der nämliche gewesen wäre, den er an jener Fastnacht trug, wo er, aufs tiefste niedergeschlagen, erschöpft vom Gehen, hinstürzend vor Entkräftung, unterstützt vom Mitleid einer Wirthsfrau, es eidlich gelobte, so lang er noch einen rothen Heller hätte, nie einen Armen von sich zu weisen und eher Alles zu geben, als seines Gleichen einen Tag lang ähnlichen Qualen auszusetzen?

Seine Sitten waren in diesem unbestimmten Leben nicht, wie man sich etwa denken könnte. Aus einem Geständniß, das er an Demoiselle Voland (T. II. p. 108) macht, sieht man den Abscheu, den er schon früh vor leichtfertigen und gefährlichen Vergnügungen bekam. Dieser junge, verlassene, bedrängte, feurige Mensch, dessen Feder hinterher in den Ruf der Unreinheit kam, er, der, wie er selbst bezeugt, seinen Petron ziemlich gut inne hatte und drei Viertel von den schändlichen Madrigalen Catull's ohne Erröthen hersagen konnte, dieser junge Mann entkam der Corruption des Lasters und rettete in der Epoche der heftigsten Gewalt der Triebe die Schätze

seiner Sinne und die Illusionen seines Herzens. Diese Wohlthat verdankte er der Liebe. Das junge Mädchen, das er liebte, war sehr zurückgekommen, eine arme Arbeiterin, die mit ihrer Mutter sich ehrlich vom Erwerb ihrer Hände ernährte. Diderot lernte sie als Nachbarin kennen, verliebte sich in sie bis zur Tollheit, verlobte sich mit ihr und heirathete sie trotz der ökonomischen Einwendungen der Mutter. Doch vollzog er die Heirath im Geheimen, um dem Widerstand seiner eigenen Familie auszuweichen, die er durch falsche Berichte täuschte. Jean Jacques hat in seinen Bekenntnissen über Diderots Annette sehr schnöde geurtheilt und zieht ihr seine Therese bei weitem vor. Ohne etwas über die Gefährtinnen der beiden großen Männer auszusprechen, so scheint es in der That, daß Madame Diderot, obwohl im Grunde eine gute Frau, doch einen trätschigen Charakter, einen gewöhnlichen Geist und eine ordinaire Erziehung hatte, unfähig ihren Mann zu verstehen und seiner Neigung zu genügen. Alle diese schlimmen Uebelstände, welche die Zeit entwickelte, verschwanden damals in dem Glanz ihrer Schönheit. Diderot hatte mit ihr vier Kinder, von denen nur ein einziges, eine Tochter, am Leben blieb. Nach einem ihrer ersten Wochenbetten schickte er die Mutter und ohne Zweifel auch den Säugling nach Langres zu seiner Familie, die Versöhnung zu erzwingen. Dies sympathetische Mittel gelang. Alle Vorurtheile, die Jahre hindurch gedauert hatten, verschwanden in vier und zwanzig Stunden. Von neuen Sorgen bedrückt, schwierigen Arbeiten hingegeben, für den Sold der Buchhändler einige Englische Werke, eine Griechische Geschichte und

ein Dictionnaire der Medicin übersetzend und schon an die Encyklopädie denkend, enttäuschte sich Diderot schnell über diese Frau, für die er seiner Zukunft so großes Unrecht angethan hatte. Madame von Puisieur, ein anderer Irrthum, während sechs Jahre, Mademoiselle Voland, die einzig seiner Wahl würdige, während der ganzen zweiten Hälfte seines Lebens, vorübergehend einige Frauen wie Madame von Prünevaur, knüpften enge Verbindungen mit ihm, welche gleichsam das Gewebe seiner innern Existenz ausmachten. Madame von Puisieur war die erste; kokett und bedürfnißvoll, vermehrte sie Diderots Verlegenheiten und für sie übersetzte er den Versuch über das Verdienst und die Tugend, für sie schuf er die philosophischen Betrachtungen, die Interpretation der Natur, den Brief über die Blinden und die Bijoux indiscrets, eine besser passende und weniger strenge Opfergabe. Madame Diderot, von ihrem Mann vernachlässigt, beschränkte sich nach ihrem niederen Geschmack. Sie hatte ihre kleine Welt, ihre kleinen Umgebungen und Diderot fesselte sich erst später an die Häuslichkeit durch die Erziehung seiner Tochter. Man wird unter solchen Umständen einsehen, wie derjenige unter den Philosophen des Jahrhunderts, der in Gesinnung und That die Sittlichkeit der Familie am meisten darstellte, der die Verhältnisse eines Vaters, eines Sohnes und Bruders mit frommster Sorgfalt pflegte, zugleich einen so gebrechlichen Begriff von der Heiligkeit der Ehe hatte, die doch am Ende der Knoten des Ganzen ist. Man wird einsehen, unter welcher persönlichen Inspiration er den Otaheiter in dem Supplement zur Reise von Bou-

gainville sagen läßt: „Scheint Dir etwas unsinniger, als ein Gesetz, das die Veränderung in uns verbannt, welches eine unmögliche Beständigkeit heischt und die Freiheit des Mannes wie des Weibes verletzt, indem es sie für immer aneinander kettet; als eine Form, welche den eigensinnigsten Genuß auf dasselbe Individuum beschränkt; als ein Eid der Unwandelbarkeit von zwei Wesen von Fleisch im Angesicht eines Himmels, der keinen Augenblick der nämliche ist, unter Höhlen, welche den Einsturz drohen, am Fuß eines Felsens, der in Staub zerfällt, am Fuß eines Baumes, der berstet, auf einem Stein, der erzittert?" Es war ein sonderbares und übrigens bei seiner naiven und ansteckenden Exaltation doch sehr erklärliches Geschick Diderots, in seinem Leben Gefühle empfunden oder erweckt zu haben, welche mit dem wirklichen Verdienst der Personen durchaus nicht in Verhältniß standen. Seine erste und heftigste Liebe verknüpfte ihn auf immer mit einer Frau, die gar keinen reellen Bezug zu ihm hatte. Seine heftigste Freundschaft, die eben so leidenschaftlich wie eine Liebe war, hatte zu ihrem Gegenstande Grimm, einen feinen Schöngeist, witzig, angenehm, aber ein selbstsüchtiges und trockenes Herz. Endlich die heftigste Bewunderung, die er erregte, war die Naigeon's, Naigeon's, der ein eben solcher Fetischdiener seines Philosophen war, als Brossetta seines Poeten, eine Art von Maulaffenschüler, ein fanatischer Famulus des Atheismus. Diderot vergriff sich also in der Wahl seiner Frau, seines Freundes und Schülers; Lafontaine hätte nicht unglücklicher sein können als er; doch scheint er, abgesehen von dem Capitel mit der Frau, seiner Mißgriffe niemals selbst inne geworden zu sein.

Jeder Mann von großem Talent, wenn er demselben Bahn machen kann, ist seinem Jahrhundert und der Menschheit für ein Werk verantwortlich, das mit den allgemeinen Bedürfnissen der Epoche in Beziehung steht und den Fortschritt beschleunigen hilft. Worin auch sein besonderer Geschmack, seine Laune, seine Trägheit, seine Phantasie in Nebenwerken bestehen möge, er ist der Gesellschaft ein öffentliches Denkmal schuldig, will er sich nicht durch ein Verkennen seines Berufs, durch ein Verzetteln seines Geschicks bestrafen. Montesquieu hat durch seinen Geist der Gesetze, Rousseau durch seinen Emile und den Contrat social, Büffon durch die Naturgeschichte, Voltaire durch die Gesammtheit seiner Arbeiten, diesem heiligen Gesetz des Genie's, kraft dessen es sich dem Fortschritt der Menschheit widmet, Zeugniß gegeben; Diderot, was man auch obenhin von ihm gesagt habe, nicht weniger. Man gesteht ihm schließlich humoristische Phantasieen, Einfälle eines unvergleichlichen Witzes, warme Skizzen, reiche Darlehen ohne Anspruch auf Rückerstattung in den Werken und unter dem Namen seiner Freunde zu; die Gabe, Romane, Briefe, Schwätzereien, Erzählungen zu schreiben, die kleinen Papiere, wie er sie nannte, d. h. die kleinen Meisterstücke, das Fragment über die Frauen, la Religieuse, Madame de la Pomerain, Mademoiselle la Chaux, Madame de la Carlière, die Erben des Pfarrers von Thivot; — woran wir uns hier halten, ihn aufrecht zu halten, das ist sein socialer Titel, sein Denkmal, die Encyklopädie! Anfänglich sollte sie nur eine revidirte und vermehrte Uebersetzung des Englischen Dictionnaire's von Chalmers sein, eine Buchhändler-

speculation. Diderot faßte zuerst den kühnen Plan eines universellen Repertoriums der menschlichen Kenntniß seiner Epoche. Fünf und zwanzig Jahre setzte er an die Ausführung. Er war eigentlich der lebendige Eckstein dieser Collectivconstruction von Innen und auch der Zielpunct aller Verfolgungen, aller Drohungen von Außen. D'Alembert, der sich hauptsächlich des Gewinnes halber angeschlossen hatte, und dessen sinnreiche Vorrede für die, welche nur Vorreden lesen, viel zu sehr den großen Ruhm des Ganzen hingenommen hat, ließ das Unternehmen mitten im Gange in Stich und ließ Diderot sich mit der Erbitterung der Frommen, mit dem Kleinmuth der Buchhändler und einem ungeheuren Zuwachs an Redactionsarbeit herumschlagen. Dank sei es seiner verschwenderischen Thätigkeitslust, der Universalität seiner Kenntnisse, dieser vielfältigen Leichtigkeit, die er sich früh in bedrängter Lage erwarb; Dank vor Allem diesem moralischen Talent, seine Arbeiter um sich herum aufzureizen und zu begeistern, er beendigte dies kühne Gebäude, von einer eben so drohenden als geregelten Masse. Sucht man den Namen des Baumeisters, so muß man den seinigen daran lesen. Diderot kannte besser als irgend einer die Mängel seines Werks. Er übertrieb sie gegen sich sogar in Rücksicht auf die Zeit und, da er sich für die Künste, für die Geometrie, das Theater, geschaffen glaubte, so beklagte er zuweilen sein Leben als in einer Angelegenheit von so geringem Nutzen und so zweideutigem Ruhm verloren. Auch war er für Kunst und Geometrie wunderbar organisirt, ich läugne es nicht, aber, wie er selbst bemerkt, es vollzog sich damals eine große Revolution, die in den Wissen-

schaften, welche mit der höheren Mathematik und der metaphysischen Betrachtung zusammenhängen, sich vollendete, um sich auf die Moral, auf die Bellettristik, die Naturgeschichte, Experimentalphysik und Industrie auszudehnen. Ueberdies waren die Künste im achtzehnten Jahrhundert von ihrem höheren Zweck fälschlich abgewandt und dazu erniedrigt, als philosophisches Sprachrohr oder als Kampfwaffe zu dienen. Unter solchen Umständen war es für Diderot schwer, einen nützlichern, würdigern und dankenswerthern Gebrauch seiner mächtigen Begabtheit zu machen, als indem er sie der Encyklopädie widmete. Er nährte durch dies Culturwerk die Revolution, die er in den Wissenschaften verkündete. Ich weiß übrigens, welche schwere Vorwürfe, die das ganze Jahrhundert treffen, diese Lobsprüche ermäßigen müssen und ich unterschreibe sie gänzlich. Aber der antireligiöse Geist, von welchem die Encyklopädie und die ganze damalige Philosophie ausging, kann nicht ausschließlich von unserem heutigen Gesichtspunct aus beurtheilt werden, ohne fast eben so viel Ungerechtigkeit, als man ihm Vorwürfe zu machen berechtigt ist. Das Wort der Tagesordnung, das Kriegsgeschrei: écrasons l'infâme!, so entscheidend und unerbittlich es zu sein scheint, verlangt von selbst eine Analyse und Auslegung. Ehe man der Philosophie vorwirft, das wahre, ewige Christenthum, die innere, wirkliche Lehre des Katholicismus, nicht verstanden zu haben, muß man sich erinnern, daß sein Schatz damals einerseits den ränkesüchtigen und weltlichen Jesuiten, andererseits den wilden und finstern Jansenisten anvertraut war, daß diese von der Verschanzung der Parlamente aus ihre unglück-

selige und düstere Lehre von der Gnade durch ihre Henker, ihre Untersuchungen, ihre Torturen, verbreiteten und daß sie für die Häretiker Pascals entsetzlichen Abgrund in den Kerkerhöhlen verwirklichten. Das war die infame, welche täglich den Christianismus, dessen Namen sie usurpirte, bei den Philosophen verläumbdete und welche die Philosophie zuletzt im Kampf zermalmte, indem sie dieselbe in einem gemeinsamen Sturz begrub. Besonders scheint Diderot, von seinen ersten **Pensées philosophiques** an, durch jenes tyrannische und launisch wilde Aussehen beleidigt zu sein, welches die Lehre Nicole's, Arnaulds und Pascals dem christlichen Gotte verleiht, und im Namen der verkannten Menschheit und mit heiligem Erbarmen für seines Gleichen geht er an die kühne Kritik, wo seine Aufwallung ihm keinen Stillstand gestattet. So vereinigt die meisten ungläubigen Neuerer in ihrer Tendenz dieselbe edelmüthige Protestation. Die Encyklopädie war also kein Friedensdenkmal, kein schweigsamer Klosterthurm, wo die Gelehrten und Denker von allen Gattungen durch die verschiedenen Stockwerke vertheilt wären; sie war keine Granitpyramide mit unbeweglicher Base; sie hatte nichts von der reinen Harmonie jener Kunstbauten, welche langsam durch die Jahrhunderte hin zu einem angebeteten und gesegneten Gott aufsteigen. Man hat sie dem gottlosen Babel verglichen. Ich würde darin eher einen jener Kriegsthürme, jener Belagerungsmaschinen sehen, aber ungeheuer, gigantisch, wunderbar, wie Polybius sie beschreibt, Tasso sie imaginirt. Baco's Friedensbaum ist hier in eine drohende Wurfmaschine verwandelt. Es sind darin trümmerhafte, ungleiche Theile, viel Kalkabfall, ci-

mentirte und unzerstörliche Fragmente; der Grund geht nicht tief in die Erde; das Gebäude rollt; es ist in Bewegung; es wird fallen; aber was thut das? Um hier ein beredtes Wort Diderots selbst anzuwenden: „die Natur des Baumeisters wird aufrecht bleiben mitten in den Ruinen, und der Stein, der sich vom Gebirge ablöst, wird sie nicht zerbrechen, weil ihre Füße nicht von Thon sind."

Der Atheismus Diderots, obwohl er ihn zuweilen mit beweinenswerther Prahlerei zur Schau stellt, und seine Gegner ihn zu grausam beim Wort genommen haben, beschränkt sich meist auf die Negation eines bösen, rachsüchtigen Gottes, eines Gottes nach dem Bilde der Henker von Calas und La Barre. Diderot ist häufig auf diese Idee zurückgekommen und hat sie unter den wohlwollenden Formen eines anmaßunglosen Skepticismus dargestellt. Bald, wie in der Unterhaltung mit der Marschallin von Broglie, ist es ein junger Merikaner, der, müde von seiner Arbeit, eines Tags am Ufer des großen Oceans spazieren geht; er sieht ein Brett, das mit dem einen Ende in's Wasser ragt, während das andere auf dem Ufer ruht; er streckt sich darauf aus, wird von der Welle geschaukelt, schweift mit dem Blick in den endlosen Raum und verfällt auf Erzählungen seiner alten Großmutter von ich weiß nicht was für einem jenseits gelegenen, mit wunderbaren Einwohnern bevölkerten Lande. Sie kommen ihm wie Tollheiten vor. Er kann nicht daran glauben. Während er von dem Schaukeln und Träumen einschlummert, löst sich das Brett vom Ufer, der Wind wächst und der junge Raisonneur ist eingeschifft. Erst auf voller See erwacht er. Da steigt ein Zweifel in

seinem Geist auf: wenn er sich doch in seinem Unglauben betrogen, wenn seine Großmutter doch Recht gehabt hätte! Wohl hat sie Recht gehabt, fügt Diderot hinzu. Er treibt fort und kommt in das ungekannte Land. Der Alte, der Herr des Landes, ist da und empfängt ihn. Eine kleine Ohrfeige auf der Backe, ein Kniff in's Ohr, den ein Lächeln begleitet, wird das die ganze Strafe des Ungläubigen sein? Oder wird jener Alte den unbesonnenen jungen Menschen bei den Haaren packen und sich darin gefallen, ihn eine Ewigkeit hindurch auf dem Ufer hinzuzerren? — Bald, wie in einem Brief an Mademoiselle Voland, ist es ein Mönch, ein galanter, nichts weniger als verkutteter Mann, mit welchem ihn sein Freund Damilaville hat speisen lassen. Man sprach von der väterlichen Liebe. Diderot sagte, daß dies eine der mächtigsten Neigungen des Menschen wäre: „Ein Vaterherz! erwiderte ich; nein, nur die, welche Väter gewesen sind, wissen, was das ist. Dies ist ein Geheimniß, was glücklicherweise die Kinder selbst nicht wissen.“ Fortfahrend fügte ich darauf hinzu: „Die ersten Jahre, die ich in Paris zubrachte, waren sehr ungeregelt. Mein Betragen an sich reichte hin, meinen Vater aufzubringen, ohne daß man es hätte übertreiben brauchen. Indessen mangelte es nicht an Verläumdung. Man hatte ihm gesagt — Was hatte man ihm nicht gesagt? Es fand sich Gelegenheit, ihn zu sehen. Ich schwankte nicht. Ich reiste voll Vertrauen auf seine Güte ab. Ich dachte, daß er mich sehen, daß ich mich in seine Arme werfen, daß wir beide weinen und daß Alles vergessen sein würde. Ich dachte recht.“ „Da hielt ich inne und fragte meinen Mönch, ob er wüßte, wie weit

es von hier bis zu mir hin wäre?" „Sechzig Meilen, mein Vater; und wären es hundert gewesen, glaubt Ihr, daß ich meinen Vater weniger verzeihend und zärtlich gefunden hätte? — Im Gegentheil. — Und wären es tausend Meilen gewesen? — Ach! wie sollte man ein Kind mißhandeln, das so weit herkommt? — Und wär' es im Monde, im Jupiter, im Saturn gewesen?" Als ich diese letzten Worte sagte, hatte ich die Augen zum Himmel gerichtet und mein Geistlicher, die Augen niedersenkend, dachte über meinen Apolog nach."

Diderot hat seine Ideen über die Substanz, die Ursach und den Ursprung der Dinge in der Interpretation der Natur auseinandergesetzt, unter der Hülle von Baumann, der kein anderer ist als Maupertuis, und noch klarer in der Unterredung mit d'Alembert und dem sonderbaren Traum, den er von diesem dichtet. Die Bemerkung wird uns genügen, daß sein Materialismus kein trockener, mathematischer Mechanismus ist, sondern ein verworrener, fruchtbarer und mächtiger Vitalismus, eine spontane, fortschreitend sich entwickelnde Fermentation, worin, bis in das kleinste Atom, die verborgene oder frei gewordene Sensibilität überall gegenwärtig ist. Das war die Ansicht Bordeu's und der Physiologen, die nämliche, welche Cabanis seit dem mit solcher Beredtsamkeit dargestellt hat. Nach der Art und Weise, wie Diderot die äußere Natur in sich empfand, so zu sagen, die natürliche Natur, die, welche die Gelehrsamkeit noch nicht auf die Folter gespannt und verfälscht hat, die Wälder, Wässer, den Reiz der Felder, die Schönheit des Himmels und die Eindrücke, welche das Herz davon empfängt,

mußte er von Hause aus ein tief religiöser Mensch sein, denn Niemand hatte für das universelle Leben mehr Sympathie und Offenheit. Nur wollte er dies Leben der Natur und aller Wesen gern dunkel, und in gewissermaßen verworrenem Gewoge außer sich lassen, verhüllt im Keim, kreisend im Luftstrom, wallend über den Gipfeln der Wälder, sich verhauchend mit den Stößen des Windes. Er sammelte es in kein Centrum, er idealisirte es nicht zu einem strahlenden Muster einer ordnenden und wachenden Vorsehung. Doch hat er in einem Werk, das er im Alter kurz vor seinem Tode schrieb, in dem Versuch über das Leben Seneca's, folgende Stelle eines Briefs an den Lucilius übersetzt, die ihn zur Bewunderung entzückt: „Wenn sich euren Blicken ein großer Wald eröffnet, mit alten Bäumen, deren Wipfel in die Wolken ragen und deren verflochtene Zweige euch den Anblick des Himmels rauben, diese maaßlose Höhe, dies tiefe Schweigen, diese Schattenmassen, welche die Ferne verdichtet und continuirlich macht, so viel Zeichen, verinnern sie euch nicht die Gegenwart eines Gottes?" Diderot selbst unterstreicht dies Wort verinnern. Ich bin so glücklich, in demselben Werk ein Urtheil über La Mettrie zu finden, das bei Diderot vielleicht ein wenig Vergessenheit seiner eigenen cynischen und philosophischen Ausgelassenheit beurkundet, aber auch einen bittern Ekel, einen förmlichen Abscheu gegen den immoralischen, sittenverderbenden Materialismus. Mich freut es, daß er la Mettrie vorwirft, nicht „die ersten Begriffe der wahren Grundsätze der Moral" inne zu haben, „dieses unermeßlichen Baumes, dessen Haupt die Himmel berührt und dessen Wurzeln bis zur

Hölle bringen; wo Alles mit einander verknüpft ist, wo Scham, Anstand, Höflichkeit, die leichtesten Tugenden, wenn es deren gibt, wie das Blatt an den Zweig befestigt sind, den man verunehrt, wenn man es abpflückt." Dies ruft mir einen Streit zurück, den er eines Tags mit Helvetius bei Saurin hatte. Er macht davon an Mademoiselle Voland eine reizende Erzählung, die ein kleiner Spiegel der Inconsequenz des Jahrhunderts überhaupt ist. Diese Herrn leugneten den angeborenen moralischen Sinn, das wesentliche und uneigennützige Motiv der Tugend, welches Diderot vertheidigte. „Das Spaßhafte war, fügt er hinzu, daß diese ehrlichen Leute nach kaum beendetem Streit ohne es zu merken die stärksten Dinge zu Gunsten des Gefühls sagten, das sie eben bekämpft hatten, um so ihre eigene Meinung zu widerlegen. Aber Sokrates an meiner Stelle hätte sie ihnen entrissen." In Bezug auf Grimm sagt er: „die Strenge in den Grundsätzen unseres Freundes verliert sich; er unterscheidet eine Moral zum Gebrauch der Großen." Alle diese herrlichen Ideen über die Tugend, die Moral und die Natur, kamen ihm ohne Zweifel stärker als je in der Sammlung und der Art von Einsamkeit zurück, die er sich während der leidenden Jahre seines Alters zu schaffen suchte. Mehre seiner Freunde waren todt, andere zerstreut; Mademoiselle Voland und Grimm fehlten ihm oft. Jetzt zog er den Unterhaltungen, die ihn ermüdeten, den Schlafrock und seine Bibliothek im fünften Stockwerk unter dem Dache vor, an der Ecke der Straße Taranne und St. Benoit. Er las immer, meditirte viel und betrieb die Erziehung seiner Tochter mit Sorgfalt. Sein wohlthäti-

ges Leben voll guten Raths und guter Werke mußte ihm eine große innere Beruhigung gewähren und gar manchmal rief er sich vielleicht die Worte seines alten Vaters zurück: „Mein Sohn, mein Sohn! die Vernunft ist ein gutes Ruhekissen, aber ich finde, daß mein Kopf auf der Religion und den Gesetzen noch sanfter ruhet.“ — Er starb im Juli 1784.

Als Künstler und Kritiker war Diderot bedeutend. Seine Theorie des Drama's hat ohne Zweifel nur als Beschämung des falschen conventionnellen Geschmacks, der ewigen Mythologie der Epoche Werth, als ein Aufruf an die Wahrheit der Sitten, an die Realität der Gefühle, an die Beobachtung der Natur. Sobald er sie ausüben wollte, fiel er durch. Unstreitig beherrschte ihn die Idee der Moral übermäßig; ihr ordnete er alles Andere unter und im Allgemeinen verkannte er in seiner ganzen Aesthetik die Grenzen, die eigenthümlichen Quellen und den Umfang der schönen Künste. Er faßte das Drama zu sehr als Moralist, die Sculptur und Malerei zu sehr als Literator auf. Der wesentliche Styl, die geheimnißvolle Ausführung, der heilige Hauch, etwas Fertiges, Beschlossenes, das zugleich das Unentbehrliche ist, das sine qua non der Vollendung in jedem Kunstwerk, wenn es auf die Nachwelt kommen soll; — dieser köstliche Moment ist ihm gewiß oft entgangen; er hat daran umhergetastet, aber mit dem Finger nicht immer den rechten Punct getroffen. Falconet und Südaine haben in ihm eine Verblendung des Enthusiasmus erzeugt, die wir ihm nur für Terenz, für Richardson und Grouze können hingehen lassen. Das sind seine Mängel. Aber auch welche Fülle,

welche Vernunft im Einzelnen! Welch' eifriger Verfolg des Wahren, des Guten, dessen, was aus dem Herzen kommt! Welch' herrliches Gefühl der Andacht in diesem unandächtigen Jahrhundert! Welche durchdringende, ehrliche, verliebte, bis dahin ungekannte Kritik! Wie vermählt sie sich ihrem Autor, sobald sie Geschmack an ihm findet, wie folgt sie ihm, verhüllt, enthüllt ihn, betet sie ihn an! Und so optimistisch und ein wenig herunterwürgend sie ist, haltet sie nicht immer für getäuscht. Fragt lieber den Verfasser der Jahreszeiten, Herrn von Saint-Lambert, „der unter den Gelehrten eins der empfindlichsten Felle ist;" fragt de la Harpe „der Numerus, Beredtsamkeit, Styl, Vernunft, Weisheit hat über nichts, was ihm unter der linken Brust schlägt: quod laeva in parte mamillae nil salit arcadico juveni. (Juv.)" Fragt den Abbé Raynal „der mit Herrn de la Harpe auf Einer Linie stehen würde, wenn er etwas weniger Ueberfluß und ein wenig mehr Geschmack hätte." Fragt endlich den würdigen, weisen, honetten Thomas, der im Gegensatz zum selben de la Harpe „Alles in die Berge, wie jener in die Ebenen stellt", der, als er über die Frauen schreibt „ein Mittel gefunden hat, ein so gutes, so schätzbares Buch zu machen, aber ein Buch, das kein Geschlecht hat."

Indem wir das Wort Frauen aussprechen, haben wir die reichste und lebendigste Quelle Diderots als Künstler berührt. Seine besten Sachen, die köstlichsten unter seinen petit papiers, sind unstreitig die, wo er sie einführt, wo er von der Untreue und List erzählt, deren Mitschuldige oder Opfer sie sind, wo er die Macht ihrer Liebe, Rache und Hingebung, wo er irgend einen Winkel der

Welt schildert, einen Vorgang, worin sie verwickelt sind. Die kleinsten Berichte eilen dann unter seiner Feder, fortreißend, einfach, ohne System, ungesucht voll von den vertraulichsten Umständen und als von einem Manne kommend, der früh von dem Leben aller Tage gelebt und die Poesie darin empfunden hat. Solche Scenen, solche Portraits lassen sich nicht analysiren. Das Bekannteste übergehend empfehle ich denen, welche sie noch nicht gelesen haben, die Correspondenz Diderots mit Demoiselle Jodin, einer jungen Schauspielerin, deren Familie er kannte und deren Aufführung und Talent er durch eben so aufmerksame als uninteressirte Rathschläge zu leiten suchte. Es ist ein bewundernswerther kleiner, sinnreicher und liebevoller Abriß der praktischen Moral. Da ist Vernunft, Anstand, Rechtschaffenheit, ich möchte beinahe sagen, Tugend für das Betragen einer niedlichen Schauspielerin, einer guten, offenherzigen Person, die ohne Zweifel lebhaft, beweglich, verliebt war. An Diderots Stelle hätte Horaz, den ich mir schon gichtisch genug denke, um weise zu sein, Horaz selbst hätte keine anderen Vorschriften geben können, keine Rathschläge von reellerem Inhalt, möglich und menschlich, und gewiß hätte er sie nicht mit gesunderen Grundsätzen, mit feineren Andeutungen über die Schauspielkunst würzen können. Diese Briefe an Demoiselle Jodin, die zum erstenmal 1821 bekannt gemacht wurden, gingen würdig denen an Mademoiselle Voland voraus, die wir nun endlich besitzen. Hier offenbart sich der ganze Diderot: sein Geschmack, seine Sitten, die geheimen Wendungen seiner Ideen und Wünsche, denn er war in der Reife des Alters und des Denkens; sein unversiegliches

Gefühl mitten unter den trockensten Beschäftigungen und den Probeheften der Encyklopädie; sein ehrfurchtsvolles Zurückkommen auf die alte Zeit, die Liebe zu seiner Vaterstadt, zu dem väterlichen Hause und den wilden Flußinseln, worin seine Kindheit sich abtummelte; sein Wunsch nach einsamer ländlicher Zurückgezogenheit mit wenigen Freunden, ein Müßiggang, unterbrochen von Aufregung und Lectüre; und endlich in dieser reizenden Gesellschaft, worin er sich mit seinem Urtheil gänzlich laufen läßt, zahllose anmuthige oder grimmassirende Figuren, zarte oder scherzhafte in den Erzählungen hervorspringende und sich kreuzende Episoden; Madame von Epinay schmachtend beim Anblick Grimms; Madame von Aine im Jäckchen überrascht von Herrn Le Roy; der Baron von Holbach mit seinem spöttischen mißstimmigen Ton bei seiner feinlächelnden Hälfte; der Abbé Galiani „ein Schatz in Regentagen", ein so unentbehrliches Meubel, daß alle Welt eins davon aufs Land haben möchte, wenn die Tischler welche machten; das unvergleichliche Gemälde Urania's, dieser schönen und erhabenen Madame Legendre, der tugendhaftesten unter den Koketten, der verzweiflungsvollsten unter den Frauen, welche sagen: ich liebe Dich; — ein freimüthiger Erguß über die berühmten Leute: Voltaire, dies „böse und außerordentliche Kind der Grazien", „der gut zu kritisiren, zu spotten und sich zu zerarbeiten hat und der über sich stets ein Dutzend Männer der Nation finden wird, die, ohne sich auf den Zehen zu erheben, mit dem Kopf ihn überragen werden, denn in allen Gattungen ist er nur der zweite"; Rousseau, dies unzusammenhängende Wesen, „maaßlos, sich beständig um

eine Kapuze drehend, wo er eines guten Morgens hineinkriechen wird und unaufhörlich vom Atheismus zur Glockentaufe hin und her geworfen"; doch, es ist genug, glaube ich, um darzuthun, daß Diderot als Mensch, Moralist, Schilderer und Kritiker, sich ganz nackt in dieser Correspondenz zeigt, die so glücklich aufbewahrt und der eifrigen Bewunderung unserer Zeitgenossen im rechten Augenblick dargeboten ist.

VII.

Correspondenzblätter.

Altona. — Der bekannte Arzt und Schriftsteller Dr. Steinheim befindet sich seit mehreren Wochen wieder in unsrer Mitte und hat von Neuem seinen Wohnsitz in Altona erwählt. Wir freuen uns, daß dieser ausgezeichnete Mitbürger eine Verstimmung, die ihm vor einiger Zeit eine Auswanderung aus der Heimath wünschenswerth machte, jetzt überwunden zu haben scheint. Dr. Steinheim wandte sich nämlich von hier fort, aus Ueberdruß an den bürgerlichen Verhältnissen seiner jüdischen Glaubensgenossen, die sich in hiesigen Gegenden allerdings noch nichts weniger als erfreulich anlassen. Ist eine vollkommene Emancipation der Juden möglich, so wird sie sich aber dann erst gänzlich vollbringen lassen, wenn auch die Volksmeinung aufhört, an dem jüdischen Wesen einen beständigen Gegenstand ihrer Opposition und ihres Witzes zu nehmen. Diese billige Ausgleichung der Volksmeinung mit dem Judenthum hat aber hier und in Hamburg noch am allerwenigsten begonnen, vielmehr kann man auf jeder Straße dem widerwärtigsten Gegentheil davon begegnen. Im Verein mit seinem Freunde G. Rießer, welchen man den O'Connel des Ju-

denthums genannt hat, und der schon vor einigen Jahren aus einem ähnlichen Gefühl der Mißstimmung seine Verhältnisse in Hamburg aufgab und sich in Bockenheim bei Frankfurt am M. ansiedelte: hat Dr. Steinheim sehr viel dazu beigetragen, in unserer Zeit zur sittlichen und geistigen Erhebung des Judenthums zu wirken. Auch in der Entfernung von uns ist er thätig gewesen und hat in Heidelberg seine neue Ausgabe der „Gesänge des Obadiah" gearbeitet, deren Vorrede unter Anderm treffliche Bemerkungen über solche Carikaturen der Zeit, wie die berüchtigten „Klagen eines Juden" enthält. Auch sein Freund Rießer, der sein ausgezeichnetes Talent leider immer nur in Gelegenheitsschriften spielen läßt, hat kürzlich in einer neuen Brochure sich vernehmen lassen, und zwar über das Denkmal Lessing's, für das er besonders die Theilnahme der Juden anzuregen sucht, was in mancher Beziehung wünschenswerth erscheint, einmal in der pecuniairen, in welcher die Juden noch am meisten den alten Segen ihres Stammes empfinden, und dann in der großen geistigen Beziehung, die Lessing selbst, als Verfechter der Glaubens- und Denkfreiheit, als Dichter des Nathan und als Freund Moses Mendelssohn's, zu dem Judenthum darstellt. Mag nun das Judenthum unserer Zeit noch so bedeutende Fortschritte in seinen innern sowohl wie in seinen bürgerlichen Verhältnissen machen, so wird es doch immer nur mit einer gewissen Resignation seinerseits innerhalb des modernen Staatenlebens zu bestehen vermögen. Wohin der Jude auch auswandern mag, überall wird ihn noch das tragische Geschick treffen, daß sich die Volksvorurtheile nicht mit ihm aussöhnen können und

selbst in dem aus Indifferenz vorurtheilslosesten Lande der Welt, in Frankreich, dürften die Spuren davon noch nicht gänzlich verwischt sein. Es wäre thöricht, wenn die Juden sich vergeblich abarbeiten wollten gegen eine Schranke, der sie nur durch eine würdige Haltung trotzen können. Wenn also ein Mann, wie Steinheim, mit resignirter Fassung wieder in seinen gewohnten heimischen Berufskreis zurücktritt, um dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist, so achten wir ihn nur um so höher als einen wahren Weisen im Wandel, Thun und Dulden. —

* s. *

— In dem Nachlasse des hier vor einiger Zeit verstorbenen Redacteurs des „Altonaer Merkur", Dr. Poel, muß sich manches Reichhaltige und Bedeutende befinden; besonders dürften seine Tagebücher und Lebensskizzen ein eigenthümliches Interesse darbieten. Mehreres davon hat Poel schon bei seinen Lebzeiten in den Jahrgängen des Altonaer Merkur fragmentarisch mitgetheilt, aber es läßt sich annehmen, daß er von seinen reichen Erlebnissen und Erfahrungen bei weitem mehr niedergeschrieben als er davon der Oeffentlichkeit überlieferte. Um so mehr ist zu bedauern, daß seine Erben und Hinterbliebenen seinen Nachlaß mit der Absicht an sich genommen zu haben scheinen, ihn jeder Publicität zu entziehen. Möchten sie darin auf die Anforderungen der Zeit hören, die jede Ausbeute eines originellen Charakters, eines tüchtigen strebsamen Gemüths, als der Welt angehörig in Anspruch nimmt! —

Berlin. — Man hat hier kürzlich eine neue Methode gefunden, Mumien zu machen. Ein junger ge-

schickter Arzt, Dr. Hohlfeldt, ist der Erfinder, aber seine Art der Bereitung soll ziemlich kostspielig sein und eine geraume Zeit erfordern. Wir rathen daher Jedem, der es angemessen und nützlich erachten sollte, sich in unserer Zeit als Mumie einbalsamiren zu lassen, lieber einen wohlfeileren und kürzeren Weg dazu zu wählen und einige Wochen lang streng nach den Grundsätzen des hiesigen Politischen Wochenblattes und der hiesigen Evangelischen Kirchenzeitung zu leben, wo es ihm dann nicht fehlschlagen kann, binnen kurzer Frist als wohlconditionirte Mumie sich in unser Intelligenzblatt setzen zu lassen.

— Das Neueste ist, daß Professor Steffens nicht „Geheimer Regierungs-Rath" geworden, sondern, wie jetzt an den Tag kommt, noch immer Professor Steffens ist. Man hatte nämlich vor einiger Zeit durch alle Journale verbreitet, daß mit dem Verfasser der Revolution jene Titelerhöhung vorgenommen sei, und zwar aus Anerkenntniß seines neuen Romans, an welchem letzteren Zusatz man schon gleich den satirischen Beigeschmack hätte erkennen können; die Wahrheit aber soll sein: daß der Titel eines Geheimen Regierungsraths, der jetzt häufiger, statt des früher üblichern Hofrathstitels, unsern ausgezeichneten Gelehrten beigelegt wird, auch für Herrn Steffens schon seit längerer Zeit in Vorschlag gewesen und auch neuerdings wieder in Anregung gekommen, aber bisjetzt noch nicht durchgegangen ist. Sein Revolutionsroman hat übrigens weder in hohen noch niedern Kreisen hier irgend einen Anklang gefunden, nicht um der Principien willen, sondern weil es ein mittelmäßiges und langweiliges Buch ist, das Niemand in der

Welt ohne Pein durchzulesen vermag, weshalb es auch bereits gänzlich verschollen.

— Hier hat sich vor einiger Zeit eine seltsame Geschichte ereignet, die charakteristisch ist für die Sinnesart der hiesigen Volksklassen. Man hat sich in der Kirche versammelt, um einer Trauung beizuwohnen, der Prediger hat seine Rede gesprochen und der verhängnißvolle Augenblick ist da, wo die Braut das Jawort, wie üblich und schicklich, aussprechen soll. Aber sie bleibt stumm, es entsteht eine allgemeine Pause, eine unheimliche Verwirrung in der ganzen Kirche, und da die Braut durchaus nicht zum Reden gebracht werden kann, verläßt der Prediger den Altar, ohne die Trauung vollzogen zu haben. Später, als die Hochzeitsleute unverrichteter Dinge wieder zu Hause angelangt waren, erklärte sich der Vorgang. Braut und Bräutigam waren bis zur Kirche in größter Eintracht neben einander im Wagen gefahren. Als aber der Wagen vor der Kirchthür hielt, hatte der Bräutigam das Unglück, seiner Braut beim Aussteigen auf die Schleppe zu treten; sie blickte sich um und wies ihn zurecht, worauf er sich die schicksalsvolle Aeußerung erlaubte: „Ochse, was hast Du Dir denn?" Dies trennte für immer den Bund der beiden Liebenden. Das Mädchen ist noch dazu die Tochter eines Schlächters. Die lakonische und schneidende Kürze, mit der sie sich blos durch Schweigen ihres Bräutigams entledigte, der gewissermaßen ein Opfer des Schweigens wurde, ist merkwürdig und würde vielleicht im Alterthum als ein großartiger Charakterzug verherrlicht und in die Mythenwelt versetzt worden sein!

— Am 13. Januar kam auf der hiesigen Hofbühne

Karl Immermann's neue Tragödie: die Opfer des Schweigens zum ersten Mal zur Aufführung. Es handelt sich auch in diesem Stück um Liebe und Schweigen und um eine tragische Combination dieser beiden Elemente. Je mehr sich die Bühne in letzter Zeit der eigentlichen Literatur entfremdet hat, mit um so größerer Geneigtheit zu einem günstigen und befriedigenden Eindruck begaben wir uns ins Theater, froh, daß es endlich einmal wieder einem unserer besten neueren Dichter und Schriftsteller gelungen, sein Musenwerk zur öffentlichen Ausstellung zu bringen. Wir gestehen, es war die Ehre der Literatur, die uns den besten Erfolg von der theatralischen Aufführung dieses Stückes wünschen ließ. Das neue Trauerspiel erwies sich aber leider als die schwächste und kraftloseste Arbeit Immermann's, die bisher von ihm bekannt geworden, und er hat darin sogar seine Zuflucht zu dem Reizmittel lebender Bilder genommen, die in dem zweiten Akt, man weiß nicht warum, als modische Zuthat eingelegt sind und gelehrte Forscher zu der Untersuchung veranlassen mögen, ob man schon im sechszehnten Jahrhundert, am Hofe der italienischen Fürsten, diese Vergnügung gekannt habe. Die Aufführung des Dichters Guarini und die Erwähnung des Pastor fido giebt nämlich dem Stücke die erwähnte Zeitbestimmung; die Hofhaltung eines Fürsten Tancred von Salerno, wo sich die Handlung begiebt, gehört keiner bestimmten historischen Zeichnung an. Der Grundgedanke des Stücks ist nicht gewöhnlich, bietet sogar interessante Anknüpfungen und Beziehungen dar, aber er hat sich nicht in dem Dichter zu einer ächt schöpferischen Gestaltung weder in Charakteren noch Ver-

hältnissen belebt. Ghismonda, die Tochter des Fürsten, hat einen eigenthümlichen Grundzug ihres Wesens, woraus ein bestimmter Charakter hätte geschaffen werden müssen. Sie steht in ihrer eigengearteten Seele in Opposition mit der sie umgebenden Gewohnheit des Daseins, mit der abgerichteten und übereingekommenen Gesinnung des Hoflebens. Sie soll herkömmlich heirathen, sie sagt es dem Herzog Manfred in ihrer edlen Offenheit voraus, daß sie ihn nicht liebe, aber sie ist entschlossen, ihm ihr: Ja zu sagen, sobald es gefordert wird. Mittlerweile kommt ein junger Mann an den Hof, Guiscardo, in dem sich der Prinzessin zum ersten Mal eine Gestalt nähert, die ihrer ganzen Sympathie unwiderstehlich sich bemächtigt, obwohl Rang und Stand sie in eine unerreichbare Ferne von ihm rücken. Eine mit lyrischer Ueberschwänglichkeit, obwohl mit ziemlich abgenutzten und verbrauchten Farben ausgemalte Liebeserklärungsscene findet zwischen Beiden statt, und die Prinzessin, in phantastischer Weise zu einem Uebermaß heroischer Reinheit sich hinaufschraubend, gebietet dem Geliebten ewiges Stillschweigen über den geheimen Bund ihrer Herzen. Beide sind aber belauscht worden und der alte Fürst, der schon in den vorangegangen Akten mit seinem eigenen Jähzorn schrecklich gethan, läßt den Guiscardo zu sich rufen. Man vermuthet gleichwohl eine fürchterliche Scene, wenn auch Fürst Tancred alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen sich selbst trifft, die darin bestehen: daß er seine Waffen ablegt, sich den friedfertigeren Schlafrock anzieht, und sich ein Glas Wasser in Bereitschaft stellen läßt, aus dem er auch mehrmals Züge thut, um seine ihm selbst wohlbekannten Leidenschaften

abzudämpfen. Unter diesen für eine Tragödie seltsamen Zurüstungen kommt die entscheidende Scene heran. Aus Rücksicht für seinen alten Jugendfreund und Waffengefährten, dessen Sohn Guiscardo ist, will ihn der Fürst bloß mit Verbannung bestrafen, aber er soll zuvor Alles bekennen, was zwischen ihm und der Prinzessin vorgegangen. Guiscardo schweigt. Allen Fragen, Toben und Wüthen des Alten setzt er das Ghismonden gelobte, verhängnißvolle Schweigen entgegen, worauf der Fürst, von seiner Leidenschaft fortgerissen, ihn mit einem Dolch niedersticht. Mit der Wendung, die jetzt im Gemüth der Prinzessin selbst erfolgt, beginnt ein charakteristischer Umschlag der ganzen Dichtung, der aber keineswegs in einem so lebensvollen und pragmatischen Bilde sich ausprägt, wie man es sonst wohl in Immermann's Stücken sieht. Ghismonde verlangt eine feierliche Leichenbestattung ihres Geliebten, dem dabei alle fürstlichen Ehren erwiesen werden sollen, es wird ihr endlich der Wunsch gewährt und sie erklärt sich an seinem Sarge öffentlich als seine verlobte Braut, worauf sie sich ihm selbst durch den Tod vermählt, indem sie Gift nimmt. Eine marionettenartig herbeigezogene Empörung gegen den Fürsten bildet vorübergehend eine Art von Volkshintergrund, der aber dürftig und wirkungslos genug dasteht. In dem ganzen Drama vermißt man Kraft und Originalität der Anschauung wie der Behandlung, der in seinen früheren Stücken oft mit Ueberkühnheit auftretende Dichter speist sich hier selbst mit dem Gewöhnlichsten und Alltäglichsten ab, und selbst das zuweilen plumpe und grobkörnige Element in Immermann's Anfangsdichtungen möchte man dieser glatten Gewöhnlich-

keit vorziehen, zu der er sich jetzt verstanden hat, und worin er nicht einmal die raffinirte Trivialität von Raupach erreicht. Dabei überläßt sich Immermann auf der Bühne zu vielen literarischen Reminiscenzen und Anspielungen, die selbst in seiner Diction stereotyp werden und die Mehrzahl des Theaterpublicums von vorn herein erkälten, von dem Dichter selber aber das Zeugniß ablegen, daß er nicht aus dem Vollen und Unmittelbaren einer poetischen Natur zu schöpfen versteht. Von unsern Schauspielern werden solche Stücke gewöhnlich schlecht gespielt, weil ihnen Vieles, was sie zu sagen haben, unverständlich ist. Die Aufführung dieser Tragödie aber auf unserer Hofbühne war mittelmäßiger, als wir es seit lange gesehn.

— Der preußischen Staatszeitung ist von ihrer Behörde untersagt worden, künftighin Theaterrecensionen zu liefern, vielleicht weil man dies der Würde eines doch mehr oder weniger officiellen Organs nicht mehr für angemessen erachtet. Gleichwohl hat man seitdem noch einen Artikel dieser Art in den Spalten der Staatszeitung gefunden, Spontini's Agnes von Hohenstaufen betreffend, ein ohne Zweifel unter höheren Auspizien verfaßter Aufsatz, der auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung durch eine besondere Veranstaltung wieder abgedruckt worden. Es ist ein Zugeständniß an die Bedeutsamkeit und den um sich greifenden Einfluß der Tageskritik, daß man sich so viele Mühe giebt, einen Ruhm, der durch Journalrecensionen in den letzten Jahren so sehr gelitten, auch durch Recensionen wiederherzustellen.

— Das Repertorium des hiesigen Königsstädtischen Theaters für das abgelaufene Jahr enthält aus der ge-

wandten Feder des bühnenkundigen Hrn. Alexander Cosmar einige biographische Nachweisungen über den verstorbenen Schauspieler Heinrich Schmelka, die für alle Freunde dieses unvergleichlichen Komikers, der eine unerschöpfliche Laune mit dem feinsten Charakterspiel verband, von Interesse sein werden.

— W. Alexis verheirathet sich mit einer jungen Engländerin.

— Der talentvolle Schriftsteller A. Rebenstein beschäftigt sich mit einer neuen Philosophie der Geschichte, deren Grundsätze er auf wenigen Bogen zusammenzudrängen und nächstens dem Druck zu übergeben denkt.

— Die durch den Tod des verdienstvollen Dr. Karl Büchner erledigte Redactionsstelle der „Literarischen Zeitung" nimmt gegenwärtig Dr. Eduard Meyen ein, ein junges, bisher in der Stille gereiftes Talent, das tüchtige wissenschaftliche und philosophische Grundlage und eine freie unverkümmerte Lebensanschauung in die Kritik mitbringt und sich heilsam für das heutige Literaturwesen entfalten wird.

— Der Aufwand für das gesellige und gesellschaftliche Leben ist in Berlin seit Kurzem in einer außerordentlichen Steigerung begriffen und hat auf die Eleganz der häuslichen Einrichtung einen großen Einfluß. Die Gesellschaften, die man jetzt hier veranstaltet, werden zunehmend mit immer ansehnlicheren Kosten gegeben, während sonst die berliner Gesellschaftswelt wegen ihrer anspruchslosen und oft dürftigen Einfachheit bekannt war und darin gegen andere Städte ziemlich abstach. Demgemäß vermehrt sich auch in den Häusern der Glanz und der Com-

fort der Haushaltungen auf eine früher nicht gewohnte Weise.

— Es befindet sich gegenwärtig hier in Berlin ein interessanter Mann, Andresen Siemens aus Helgoland, seiner Kunst ein Schiffsbauer, der durch Charakter, Sinnesart und die eigenthümliche Stellung, die er auf seiner Insel bis jetzt behauptet hat, merkwürdig geworden ist. Man wird mehr von Andresen Siemens erfahren, wenn Wienbarg's längst angekündigtes „Tagebuch aus Helgoland", der ihm darin einen besonderen Abschnitt gewidmet hat, endlich erschienen sein wird. Siemens steht nämlich seit Jahren in einer beständigen Opposition gegen das englische Gouvernement auf Helgoland und hat seine Conflicte mit demselben mehrmals vor die höchste Instanz nach London getragen. Seine Klagen betreffen besonders den Mangel aller Theilnahme und alles rechtlichen Beistandes, welchen er dem englischen Gouverneur gegen die Bevölkerung der Insel beimißt und der ihm um so schreiender däucht, als es die Lage Helgolands ihm zu erheischen scheint, daß man auf die Eröffnung neuer Hülfsquellen für die Bewohnerschaft denke. Mit jedem großen Sturm, der über ihren nackten Felsen herfährt, müssen nämlich die armen Helgolander befürchten, daß ihre einzige bedeutende Erwerbsquelle, das Seebad, (das Siemens zuerst einrichten half) in den Wellen des Meeres spurlos versinke! Mit jedem Sturmwind nimmt die der Insel Helgoland gegenüberliegende Düne, welche das Seebad möglich macht, an Umfang ab, die Hoffnung, daß sie sich auch nur noch ein Jahrzehnt dazu brauchbar erhalte, ist ungewiß, und sie kann heut und morgen schon durch

den heftigen Orkan einer einzigen Nacht verschwinden. Wer, wie Siemens, vor der Einrichtung des Seebades den Zustand der Bevölkerung auf diesem gänzlich hülflosen und unwirthlichen Felsen gekannt hat, muß natürlich von lebhaften Besorgnissen für die Zukunft erfüllt werden. Siemens trägt sich aber noch mit ganz andern Sorgen, welche manche Unbill in der heutigen Gesellschaftsordnung zum Gegenstand haben und die er in einer eigenen Schrift, mit deren Abfassung er gegenwärtig beschäftigt ist, niederlegen will, wovon ohne Zweifel etwas sehr Originelles zu erwarten sein wird, da dieser tüchtige Mann seine Bildung lediglich durch das Leben und manche herbe Erfahrung, und nicht aus Büchern sich gewonnen. Seine Schicksale sind von der Art gewesen, daß er namentlich die trügerische Gewalt, welche der Eid und die Beweiskraft habende Eidleistung in der heutigen socialen Welt erlangt haben, bitter zu empfinden Ursache hatte, indem sein Vater durch falsche Eide, die man gegen ihn leistete, unglücklich wurde. Auch über die falschen Eide in dem heutigen Leben will Siemens schreiben. Was seine politische Gesinnung anbetrifft, so nennt er sich selbst „liberal-monarchisch." Dieser Mann trägt sich mit den umfassendsten Plänen, die nur im Hirn eines einzelnen und vereinzelten Menschen Platz haben mögen. Er gedenkt sich von hier nach Petersburg zu begeben und hat hohe Ansichten von dem Geist des russischen Gouvernements. Ich sprach diesen bemerkenswerthen Mann einigemal bei Dr. M., mit dem er lebhaft und mit einer feurigen und heftigen Beredsamkeit, wie sie solchen Naturkindern eigen ist, über helgolandische und englische Ver-

hältnisse debattirte. Er ist nicht großer Statur, aber sein Gesicht und alle seine Bewegungen verrathen eine charakterfeste Entschlossenheit, mit einem Zug von Schlauigkeit gemischt. —

* **Berlin.** — Das Latein aus Rom hat uns, wie die geharnischte Sprache der Entgegnung des Geheimen Staatsministers von Altenstein bewiesen, keineswegs aus dem Concept gebracht und ist auf gut Deutsch von hier beantwortet worden; allem Anschein nach werden wir aber bald unsern Frieden mit der römischen Latinität geschlossen haben, während unsere Zeitungsleser sich schon in die Verlegenheit gesetzt glaubten, künftighin Scheller's Wörterbuch mit in die Cafés und Conditoreien nehmen zu müssen. Was können in einer Zeit und in einem Lande, wo päpstliche Bullen erst durch königliche Cabinetsordres sanctionnirt werden müssen (nach dem Concordat Preußens mit dem Papste) solche Zerwürfnisse bedeuten, die selbst in dem Theil unserer Provinzialbevölkerung, wo sie einen naturgemäßen Anklang finden könnten, nur ein künstlich genährtes und geschürtes Feuer sind, das bald spurlos verflackern wird! In unserer Zeitepoche, welche die Epoche der Macht der Weltlichkeit ist, wird sich auch der feuerfangendste geistliche Zunder niemals mehr zu einem Religionskrieg anblasen lassen, und nur ein so unhistorischer und seine Zeit verkennender Kopf, wie der Erzbischof von Cöln, konnte sich solchen schwachsinnig fanatischen Hoffnungen hingeben, wie er zuerst schon in seinem Buche über die Religionsfreiheit der Katholiken angedeutet und später durch sein amtliches Verfahren, das allen bestehenden gesetzlichen und vertragsmäßigen Staatszuständen

Hohn sprach, in Ausführung zu bringen gesucht hat. Die edle, würdige und gediegene Haltung, mit der von hiesiger Seite in dieser Angelegenheit zu Werke gegangen worden, hat ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung nicht verfehlt, und man muß lächeln, wenn es Einige hier und da versuchen wollen, den Freiherrn von Droste zu Vischering als einen tragischen Repräsentanten des alten Katholicismus hinzustellen. Für eine solche altmodische Tragödie hat die Zeit auch nicht das geringste Interesse mehr und es fehlen ihr alle Elemente des lebendigen Antheils daran. Im preußischen Staat ist es der Geist der Wissenschaft, der das Versöhnungswerk zwischen den katholischen und protestantischen Glaubensmeinungen zu übernehmen gestrebt hat, in einem protestantischen Reiche sieht man hier katholisch-theologische Facultäten errichtet, und wenn die hochkatholische familia sacra Westphalens in der Person des Erzbischofs von Cöln den Wahn alter Zeiten wieder heraufzubeschwören und mächtig zu machen gesucht hat, so können die Nachtheile davon nur auf das eigene Haupt dieser Partei zurückfallen, die glücklicherweise früh genug beweist, was bei einer Hegung aristokratisch-pietistischer Tendenzen in der Mitte des modernen Staatslebens herauskommt. —

— Auch hier sind bekanntlich Subscriptionen umhergegangen, um den sieben göttinger Professoren eine Genugthuung der öffentlichen Meinung auszudrücken. Da aber Das, was unter den Professoren der hiesigen Universität dafür geschehen sein soll, durchaus keinen Charakter von Oeffentlichkeit und öffentlicher Demonstration an sich trägt, so ist eine deshalb ergangene Nachforschung sofort

wieder eingestellt worden. Unter den Professoren, welche Beiträge für ihre vom Lehrstuhl verwiesenen Collegen unterzeichnet, soll sich auch Herr von Savigny mit einer ansehnlichen Summe befinden, der sich hier mit Herrn Professor Gans friedlich zu einem und demselben großsinnigen Zwecke begegnete. Die von Herrn G. Reimer unter den hiesigen Buchhändlern in Anregung gebrachte Subscription hat geringeren Anklang gefunden. Es hat sich aber bei dieser Gelegenheit in allen Sphären der hiesigen Gesellschaft eine so erfreuliche ächt deutsche und gemeinnützige Gesinnung an den Tag gelegt, daß das unglückliche Ereigniß in der That nur dazu gedient hat, das Nationalgefühl in unserm deutschen Vaterlande wieder einmal zu stärken und ihm einen edlen Ausdruck zu leihen.

Bunzlau. In der rüstigen und verlagslustigen Appun'schen Buchhandlung hierselbst wird eine Uebersetzung des Secrétaire intime von George Sand durch eine in Paris lebende junge Deutsche, Louise Claudé, erscheinen. Dieser vortreffliche und in Deutschland so wenig bekannte Roman der Madame Dudevant hatte längst eine Uebertragung verdient; es gehört freilich zu solchen Arbeiten ein sinnreicher Fleiß und eine gewisse Congenialität, die außerhalb des Bereichs der gewöhnlichen Uebersetzerindustrie liegt. Deshalb ist es auch nicht zu verwundern, daß sich noch Niemand an die Uebertragung der Lettres d'un Voyageur von G. Sand begeben, die einen Uebersetzungskünstler erfordert, welcher der Dichterin selbst fast gleichstehen müßte in der hohen Vollendung des Stils und jener harmonischen Klarheit, die in ihrer Darstellung

mit so freier und leichter Grazie den tiefsinnigsten Inhalt zur Anschauung bringt. Unsere jungen deutschen Schriftsteller sollten sich von Zeit zu Zeit mit solchen Uebersetzungen beschäftigen, um die höchste Kunst des Stils daran zu studiren. — In Appun's Buchhandlung, durch welche Schlesien eine ganz neue Bedeutsamkeit für den Büchermarkt zu erhalten anfängt, sind auch die Memoiren von Friedrich Laun in drei Bändchen herausgekommen. Diese Lebenserinnerungen des alten Romanschriftstellers, die sich in anspruchlosester Form darbieten, kann man nicht ohne Interesse und Vergnügen durchlaufen. Der Verfasser, der in seinen eigenen schriftstellerischen Leistungen keine besondere Originalität, wohl aber immer einen hellen, muntern und gesunden Sinn an den Tag gelegt, erweist sich demgemäß auch im Leben als ein freundlich contemplatives Gemüth, das jederzeit zum Aufnehmen des Guten und Schönen, das es um ihn her gibt, bereit und empfänglich ist. Aus seinem Leben spricht eine frische Leutseligkeit, die Manchem etwas hausbacken und vielleicht philisterhaft erscheinen mag, welche aber auch ihr Anmuthiges und Schätzenswerthes an sich hat und von den freundlich Gesinnten dergestalt aufgenommen werden wird. Freundlich gesinnte Leser muß aber Jeder, der sein Leben selbst beschreibt, nothwendig voraussetzen; wer einer biographischen Erzählung antipathisch zuhört, dem wird Alles daran in einem falschen Lichte erscheinen. Laun ergeht sich während seines harmlosen Lebens in einer bunten Gestaltenreihe, mit der er auf die harmloseste Weise sich in Berührung setzt, die gemüthlich-geselligen Kreise und Gruppen in Dresden und Leipzig geben eine beson-

ders reichhaltige Ausbeute für einen so umgangslustigen Sinn, freilich erscheint ihm daran Manches bemerkenswerth, was dem größeren Publikum höchst gleichgültig verbleiben mag. Seine Charakteristiken und Schilderungen berühren meist nur die gefällige Oberfläche der Erscheinungen, oder vielmehr Das, was an ihnen gerade gefallen oder nicht gefallen hat, ganz in jener gesellig seichten, aber gutmüthig plaudernden Weise, wie die flüchtige gesellschaftliche und conventionnelle Berührung im Leben sie mit sich bringt, aber man sieht doch daraus, wie diese oder jene bekannte Gestalt gerade in dieser Art sich bewegt und gegeben hat. Wie uns in der Literatur die zähe Unermüdlichkeit des Verfassers einige Bewunderung abnöthigen konnte, so ist es in diesen seinen Lebensmemoiren die unermüdliche Lust, mit Menschen umzugehen und sich ihnen offen hinzugeben, was wir am meisten daran bewundern. — Unter der Presse befindet sich hier ein neuer Roman des talentvollen Schriftstellers Theodor Mügge, unter dem Titel: „Tänzerin und Gräfin." —

Hamburg. — Der nebst seinem Herausgeber hieher übersiedelte Telegraph fängt an, eine gewisse Localbedeutung für Hamburg zu erlangen, indem er sich bereits hier ein nicht unbeträchtliches örtliches Publikum gewonnen. Das übrige journalistische Treiben, das seit Kurzem Hamburg mit einer argen Vielthuerei überschwemmt hat, ist freilich zumeist so armselig und widerwärtig, daß man sich zu der Erscheinung eines ausgezeichneten Literaten hier Glück wünschen kann. Mit den Probeblättern des Telegraphen, was die darin enthalte-

nen politischen Artikel, über den Erzbischof von Cöln und die göttinger Professoren, anbetrifft, ist man jedoch hier nicht ganz einverstanden, da man in Hamburg im Ganzen radicaler über diese Angelegenheit denkt und Gutzkow sonderbarer Weise zum Theil versucht hat, das Mitleid und die Rührung für den abgeführten Erzbischof zu erwecken. Hoffentlich wird der Herausgeber des Telegraphen sich nicht in einen langweiligen Doctrinarismus verlieren, denn Nichts könnte mehr dazu beitragen, seine literarische Erscheinung zu einer abgeschwächten und unwirksamen zu machen. Sein rüstiges Streben für die Literatur beweist übrigens schon der Umstand, daß er eine Uebersiedelung hieher bloß deshalb vorgenommen, um seine journalistische Wirksamkeit erhöhen zu können, und wenn man bedenkt, wie wenig gegenwärtig die Zeit dazu ist, von der Führung eines deutschen kritischen Journals Früchte, Lohn und Dank zu erwarten, so muß eine solche mitten im Winter vorgenommene Veränderung des Wohnorts rein als Aufopferung erscheinen. Eine Aufopferung ist es um so mehr, da unser rauhes Klima, besonders im Winter, dem Fremden fast unerträgliche Unbehaglichkeiten bereitet, und außerdem der Sinn der Bewohnerschaft Hamburgs, das seine frühere literarische Bedeutung schnell vergessen, keineswegs den fremden Literaten, die sich hier ansiedeln, günstig ist.

— Die vertrauten Briefe über Hamburg in Mundt's Delphin, und was hier darüber unbegreiflicher Weise gesprochen und gedruckt worden, beweisen es ebenfalls, wie wenig man sich hier noch in literarischen Urtheilen und Darstellungen zurechtfinden kann, wenn sie das

eigene Wesen betreffen. Man hat dem Herausgeber des Delphins in dem hamburger Correspondenten einen recensirenden Matrosen oder Krahnzieher auf den Hals geschickt, um ihn mit plumpen Fäusten derb abzuführen, daß er sich erlaubt hat, einige nachtheilige Scherze über manche Eigenthümlichkeiten Hamburgs zu machen. Dabei ist noch zu sagen, daß wir unseres Wissens keinen einzigen Schriftsteller kennen, der im Ganzen so günstig über Hamburg geurtheilt hätte, als gerade der Verf. der vertrauten Briefe. Uebrigens muß jedem Reisenden, der eine Stadt besucht und darin sein schweres Geld zum Besten der Einwohner verzehrt hat, freistehen, in seinem Reisejournal anzumerken, was gerade seine Ansicht ist. Ich bin zufällig von dem Entstehen jenes grobfäustigen Matrosenartikels gegen den Delphin unterrichtet, und dies ist der Grund, weshalb ich Ihnen hier eine Bemerkung darüber schicke. Jener Artikel ist auf Veranlassung einiger hiesigen Damen entstanden, die wohl mit Recht einiges Aergerniß an den „vertrauten Briefen aus Hamburg" nehmen konnten, weil deren Verfasser, der doch sonst eben kein Frauenverächter ist, über die Hamburgerinnen doch gar zu ungalant abgeurtheilt hat. Nun aber werden Sie gewiß ausrufen: „was, um des Himmels willen, müssen das für Damen sein, bei denen man sich durch eine Polemik von solchem Ton und Anstand einen Dank erwerben konnte!" Allerdings scheinen beinahe die Darstellungen des Verfassers der vertrauten Briefe dadurch sich gerechtfertigt zu erweisen. Aber gemach, gemach, es sind oft die liebenswürdigsten Hamburgerinnen, die über derbe Späße lachen, und derb genug hat es jener

Beurtheiler des Delphins gewiß gemacht, indem er sogar die Worte anwendet:

Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Essen zu raisonniren. —

Dies ist gewiß ein schöner Ton, um sich in jedem Damenboudoir beliebt zu machen. Les beaux esprits se rencontrent. —

— Die Vergrößerung und Erweiterung der hiesigen Neuen Zeitung, mit einem literarischen Feuilleton, das interessante Artikel von Wienbarg und Dr. Wille verspricht, muß allen Zeitungslesern willkommen sein. Nur wäre zu wünschen, daß Druck und Papier noch mehr die Lectüre begünstigten. —

— Der Roman von dem hier lebenden Schriftsteller Friedrich Clemens (Gerke) „Bei Nacht und Nebel“ (Güstrow, b. Opitz), welcher eine seltsame Hermaphroditengeschichte behandelt, erregt großen Scandal unter den Romanlesern. In dieser Darstellung spukt eine wahre Hottentottenphantasie, die mit Kopfabbeißen liebkost, und sich unerhörte Gräuel beim Spazierengehen wie zufällig aus den Zähnen stochert. Der Verfasser (der auch ein „Manifest der Vernunft“ geschrieben) ersinnt die seltsamsten Geschichten, in seinen Romanverhältnissen kommen noch wilde Mädchen vor, die er vergeblich zu zähmen versucht, wandernde Schneidergesellen, die fast vor Hunger umkommen, beschäftigen sich bei ihm mit Kant's Kritik der reinen Vernunft, und einem Philosophie studirenden Hermaphroditen, der trotz seiner physischen Unmöglichkeit die größten Ausschweifungen begeht, wird bei lebendigem

Leibe von seinem Busenfreunde der Kopf abgeschnitten, indem er eben im Begriff ist, sich seine Grabschrift zu dichten. Trotzdem ist eine gewisse Genialität und außerordentlich viel Talent bei dem Verfasser nicht zu verkennen, aber man sinnt vergeblich darauf, was man ihm anrathen solle, um einem so verirrten Trieb der Phantasie wieder eine geregelte und vernünftige Richtung zu geben. —

Jena. — In Ermangelung des Neuen, wovon zu melden Sie mir aufgetragen, theile ich Ihnen anbei etwas ganz Altes mit, das aber in gewisser Hinsicht, wie ich glaube, mit einer neuen und interessanten Beziehung zu dem Leben der Gegenwart in einem Journal auftreten kann. Mir sind nämlich hier vor einiger Zeit Blätter aus dem Tagebuche K. L. von Knebel's in die Hände gefallen, die von den Herausgebern seines Nachlasses damals unbenutzt geblieben, wegen Rücksichten, die wohl aus mancher ängstlichen Spannung der letzten Jahre erklärlich waren. Dies sind Knebel's, des Weisen von Jena, Ansichten über das Christenthum, die mir, als ich sie auf den zerstreuten Papierblättern las, deshalb so frappant aufgefallen sind, weil sie gewissermaßen als Vorläufer von Bestrebungen erscheinen, die in unserer Zeit namentlich durch Strauß einen systematischen Charakter angenommen haben und in dem neuangekündigten Werk von Gfrörer (Geschichte des Urchristenthums) noch eine besondere Nüancirung zu gewinnen scheinen. Bedenkt man, wie die Ansichten des alten Knebel vom Christenthum, unabhängig von jedem Contact mit dem Gifte der Zeit, ganz in der Stille seines letzten Einsiedler-

lebens und gewissermaßen in naiver Weise sich entsponnen haben, so erscheinen dieselben um so merkwürdiger. Da Sie meine theologische Richtung kennen, so habe ich nicht nöthig, Ihnen dabei zu bemerken, daß ich diese Ansichten des alten lucrezischen Thomas unerbaulich genug erachte, aber ich empfehle Ihnen, diese Tagebuchsblätter möglichst vollständig zum Abdruck zu bringen, indem sie als Belege für die psychische und subjective Stimmung des Jahrhunderts, aus der auch Erklärungen für die allgemeine Richtung der Speculation abgenommen werden müssen, hingehen können. — y —

1822.

Den 11ten Juli.

— „Es ist eine Religion nöthig, die gewissermaßen durch eine göttliche Autorität das Volk binde, und von ausschweifenden Phantasieen zurückhalte.

Unter allen, die wir kennen, wäre wohl die christliche hiezu die geschickteste, wenn sie nicht durch eigene Schwäche und durch wunderhafte Erzählungen und Geschichten Gelegenheit zur widrigsten Verunstaltung gegeben hätte.

Erstlich ist sie ganz und gar auf jüdische Grundlage und Erzählungen erbaut, und doch in der Hauptsache gewissermaßen mit diesen im Widerspruch.

Es ist nemlich nicht zu leugnen, daß die jüdische Religion alle Argumente ihrer Lehren auf das jetzige Leben bezieht, da der christliche Glaube uns gleichsam ganz von dieser Welt hinwegweist, und allen Grund unsers Lebens

auf ein Dasein hinlegt, das wir nur — und kaum — mit der Phantasie erreichen mögen.

Diese schwache Seite der christlichen Lehre hat unendlichen Verirrungen und Ungestalten Platz gemacht. Das Schwärmerische, das schon in ihr liegt, war ein Zunder zu ungeheuern Ausschweifungen empfänglicher Gemüther. Man wollte hier durch Qualen und Büßungen einer erträumten Glückseligkeit sich zu versichern suchen, und dort, wo man listiger auf die Güter dieser Welt gestellt war, bediente man sich eben dieser Mittel, um sich der Gewalt irdischer Dinge zu bemächtigen.

Der Mensch lebt gern in Extremen. Mäßige Klugheit will ihm selten gedeihen, wann Leidenschaft oder Phantasie mit ins Spiel kommt. Wir sehen es überall. Ueberfluß oder Armuth, Schwelgerei oder Privation — der Papst oder der Bettler — ein ewiges Leben oder gar kein Leben. Hiezu konnte der Aberglaube am kräftigsten behülflich seyn; denn da er am stärksten auf die Phantasie wirkt, so ist sein Reich gleichsam unbegrenzt.

Dieses wußten die Männer früherer Jahrhunderte wohl zu gebrauchen; denn was vorerst fromme Einfalt zur Verachtung alles Irdischen, selbst zur Gleichgültigkeit gegen Schmerzen und Tod, bewegte, desselben bedienten sie sich nun zur Erhöhung geistlichen Ansehens und irdischer Gewalt. So erwuchs aus dem hölzernen Kreuz die dreifache Krone, die Herrschaft über die Welt. Entblößt von aller irdischen Rücksicht wurde die fromme Unschuld Mutter der fürchterlichsten Greuel.

Das ist der Zustand, unter welchem wir anjetzt seit Jahrhunderten die Religion, die Menschen zur Glück-

seligkeit des Lebens führen soll, bei besserm Bewußtsein verständiger Menschen, erblicken müssen."

„Wie wir nun gesehen haben, so war das Christenthum zuerst auf ein gedrücktes niedriges Volk gewandt, dessen Vorsteher selbst von der Herrschaft der Römer verhöhnt wurde. Unter diesem Zustand erhob sich ein leuchtendes Licht, ein wahrer Gottessohn, der die allgemeine Niedrigkeit und Bedrängniß durch eine höhere Ansicht erheben wollte. Er schuf die Niedrigkeit selbst zum glänzenden Vorzug, und bereitete ihr ein überirdisches Reich. Daß er seine eigene Gestalt damit erhöhen mußte, lag in der Sache. Nicht daß er selbst die Mährchen, die man von seiner Geburt und andern Umständen herumtrug, sollte verbreitet haben; aber er gab Gelegenheit dazu, indem die wundersüchtigen Juden nur alles auf diese Art zu verherrlichen suchten.

Die besten Jahre seines Lebens brachte er ohne Zweifel in der Betrachtung zu, wie er sein Volk von seiner Niedrigkeit erlösen möchte. Er fand kein anderes Mittel dazu, als durch seine Lehre und sein Leben Geduld, Sanftmuth, Demuth, Strenge und Heiligkeit der Sitten auszubreiten, und dabei auf die Hoffnung eines künftigen bessern Zustandes hinzuweisen. Er erreichte solches zum Theil, und besiegelte es mit seinem Tode.

So war er ein wahrer Wunderthäter. Aber die irdischen befangenen Menschen suchten auch noch sinnlichere handgreiflichere Wunder, um seine wahre Göttlichkeit damit zu bestätigen.

Daher und aus der rohen sinnlichen Natur der Men-

schen sind alle jene Mährchen und Wunder entstanden, die sich sogar noch auf den heutigen Tag fortpflanzen möchten.

Diese nun allein sollen als Gründe und Beweise der Wahrheit des Christenthums dastehen, da es schon für sich allein ungeziemlich und albern scheinen möchte, wann ein Gott mit seiner Natur Spiele treiben wollte, und seine Kunst darin zeigen, daß er, um irgend einer menschlichen Absicht willen, ihre ewigen Gesetze auch verändern könne.

Solche abgeschmackte Begriffe haben doch auch große und vornehme Männer der Gottheit nicht unwürdig annehmen können!

Wir überlassen daher den Juden, und überhaupt den Morgenländern, Fabeln und Mährchen zu erdichten, um die Thaten und das Lob ihrer Helden dadurch zu erhöhen. Sie mögen auch manches Gute und Lehrreiche dadurch bezwecken; nur sei es uns erlaubt, von dem Höchsten einen höhern Gesichtspunkt zu fassen, und den Schöpfer der Welten nicht zu gauklerischen Vorstellungen herabzusetzen.“ ....

„Wann wir mit aufmerksamem Auge den Lauf und Zusammenhang der Natur und ihrer Schöpfungen betrachten, so finden wir, der Mensch schätze sich in derselben zu hoch. Man nimmt zu wenig darauf Acht, wie sich die Göttlichkeit seines Geistes auch schon in dem Göttlichen der übrigen Naturen offenbare.

Wir wollen nichts von dem Instinkte der uns so verwandten Naturen der Thiere sagen, schon jedes Blatt,

jede Blume zeigt etwas Wunderhaftes, und nähert sich gewissermaßen unserm Geiste.

Das große All! — Was ist es? — Wer kann es erforschen, wer begreifen! — Tiefgebeugt neigt sich der nur am Rande verweilende Geist — und versinkt wie in einen Abgrund. Was ist möglich? — was ist nicht möglich? — Hier schwindelt der Verstand.

Sagst du, dieß sei das große Werk der Schöpfung! – Aber wo ist der Geist, der dieß alles erfüllt? —

Hier, bete an, und schweige! — Dieß sei dein Tempel! dieß der Gott, den du verehrst! das Unendliche! .... Er ist es in dem kleinsten Blatte! Er in den Welten! — Auf Scherz und Spiele versteht er sich nicht; auch nicht auf die geschriebenen Schriften; sein Spiel sind die Welten, seine Handschrift die Gestirne. —

Nun, Mensch, nun messe! — Was bist du? — der Hauch eines Augenblicks. Die Folge unzähliger auf einander folgender Wesen, die immer ihre Gestalt verändern. Nur der leiseste Uebergang zu dem Nächstfolgenden, eben so vergänglichen.

— Und doch trotzest du auf deine Natur, und willst sie dem Ewigen, Unvergänglichen gleich messen! —

Nur eine Ahnung ward dir vom Ganzen — und diese laß zu deinem Glücke genug seyn! ....

Wann wir von dieser Höhe herab auf das blicken, was die Menschen beginnen und thun, und was sie sich zur Vorstellung ihres Daseins und Glücks, und dieser Welt gemacht haben, so erscheint uns selbst der kleinste Ameisenhaufe noch wie ein großes Gebäude."

Den 14ten Juli.

— „Was braucht es Offenbarung? — Ist die Welt, die vor uns steht, keine Offenbarung? — Aber des Menschen kindischer Sinn will immer das Unermeßliche — das er nicht kennt, und nicht zu untersuchen sich bemüht — nach seiner kleinlichen Weise abmessen, und bildet sich zu jeder Erscheinung einen seiner Natur angemessenen Werkmeister. Diesen verlangt er nun auch in körperlicher Gestalt vor sich zu sehen. Und da er dieses nicht kann, so bildet er sich ein Wesen, das ihm gleich sei, und setzt ihm seine Eigenschaften in einem unaussprechlichen Grade zu. Damit sind alle sogenannten heiligen Schriften erfüllt, und sie mögen in gewisser Art gut seyn, um dem blos sinnlichen Menschen irgend ein Vorbild zu geben. Aber hier geht die Einbildung leicht in Täuschung über, und wie diese die Vorstellung, nach verschiedener Sinnesart, verzerrt, verwirrt, ja sogar widrig und abscheulich macht, davon können uns die Religionsgeschichten nur zu deutlichen Beweis geben.

Der Mensch muß etwas haben, woran er sich in seinem Glauben halten könne. Das Unendliche, Unerforschliche, drängt sich von allen Seiten auf ihn ein. Er findet es in jedem Gegenstand, in sich selbst, wenn er fähig ist nachzudenken. Was soll er thun? Er nimmt zu jedem Gegenstand, der mächtig auf ihn wirkt, seine Zuflucht — und betet zuletzt einen Götzen an.

Wer hat nicht seine Götzen? — Und welcher weise Mann hat nicht zuletzt das Unendliche selbst sich zum Götzen gemacht? —

So stehen wir vor dem Unendlichen da, mit kindischer

Vorstellung! — Ein Blick in die sternenvolle Nacht könnte uns von unserm Dasein einen überzeugenden Begriff geben. Aber der Himmel ist umsonst für uns ausgespannt, und wir suchen ganz andere, unbegreiflichere, Dinge hinter ihm. Nur seine niedere Gegenwart denkt und begreift der Mensch, und malt sich Dinge aus, die nie sind, und nie seyn können. — Was für ein Wust von augenscheinlichen Widersprüchen liegt nicht in unsern Vorstellungen — gegen den klaren Himmel!" ....

„Laßt uns nun weiter gehen! Ist denn nichts in der Natur, das den Menschen über seinen eigenen Zustand zufrieden stellen und beruhigen könne? —

Diese Frage kann verschieden beantwortet werden. —

1823.

Den 13ten August.

Es ist wohl zu denken, daß die Unwissenheit und Rohheit in den ersten Jahrhunderten das Christenthum zu einer kräftigen Schutzwehr gegen die Unvernunft der Menschen machte. Etwas Aberglaube war vonnöthen, um die Menschen aus ihrer rohen Willkühr zu schrecken.

So thaten Teufel und Hölle gute Dienste, und die himmlischen Freuden, so plump sie auch mochten geschildert werden, gaben einige Erweckung. Auf diesen Grund baute nun die Kirche fort, und sie hielt auch in den mittlern Zeiten die rohe Uebergewalt der Großen und Mächtigen in einiger Zucht. Je mehr sich aber die Menschen zur Vernunft aufklärten, desto mehr mußte auch das Ansehen der Kirche schwinden, und sie mußte, um solches einigermaßen zu erhalten, auf äußere Mittel denken, sich Glanz und Ehrfurcht zu verschaffen. Da kam ihr in den folgenden Zeiten das Erwachen der Künste und Wissenschaften sehr zu statten. Sie brauchte von den erstern zur Pracht und Schmuck ihrer Tempel und Altäre so viel sie

nur konnte, und von den letztern was ihr Uebermaaß der Erkenntniß vor den übrigen gab. So wuchs die große Gestalt, und deckte ihre innere Unkraft mit imposanten und herrlichen äußerlichen Zurüstungen." —

Königsberg. — Man spricht davon, daß die Uebersendung der Doctordiplome, mit denen die hiesige Universität die göttinger Professoren Albrecht und Wilhelm Weber zu ehren beabsichtigte und geehrt hat, nicht ganz ohne Verkümmerung hingegangen sei. Bekanntlich aber sind die Universitätsfacultäten in der Verleihung ihrer Grade und Ehrenbezeugungen durchaus unabhängig gestellt und haben dabei nur ihrer eigenen Würde und Rücksicht zu gehorsamen. Ich kann Ihnen auch die Versicherung geben, daß diese von einer preußischen Universität ausgehende Auszeichnung für Männer, welche die Ehre der Wissenschaft mit ihrem Rechtsgefühl in Einklang zu bringen gesucht haben, und dadurch ihre bürgerliche Stellung opferten, durchaus im Sinne der Mehrzahl der hiesigen gebildeten Bevölkerung ist, außerdem aber dem allgemeinen und ursprünglichen Prinzip unseres Staates durchaus entspricht. Auf unserm entlegenen Terrain hören wir nur spät den Wellenschlag des Tageslebens rauschen, aber er trifft uns dann mit um so geschärfterem und klarerem Bewußtsein, er wird uns nicht so leicht hinreißen und verschlingen, doch wir werden ihn ruhig in seiner ganzen Bedeutsamkeit aufnehmen. In der That beseelt die edelste Freimüthigkeit hier fast alle Kreise der Gesellschaft und dieser rege humane Antheil an den Fragen des Tages, so wie der gesellige Geist, welcher Königsberg von jeher ausgezeichnet hat, machen das Leben an unserer etwas rauhen Küste so heimlich und behaglich. Sie begegnen hier auch einem sehr lebhaften Antheil für die Literatur, es wird in Königsberg sehr viel gelesen und der deutsche

Buchhandel dürfte ohne Zweifel bei uns stets auf einen wesentlichen Absatz seiner Neuigkeiten zu rechnen haben. Die hiesige Hartung'sche Zeitung, obwohl sie keine Bedeutsamkeit irgend einer Art in Anspruch nehmen kann, wirkt doch durch die Art, wie sie die tagesgeschichtlichen Thatsachen hervorhebt, in naivster Weise liberal und behauptet dadurch einen erfreulichen Charakter. Der Universitäts-Professor Karl Rosenkranz hat mit seinem beweglichen Geist auch auf die literarische Bildung der hiesigen Gesellschaft zurückgewirkt, sein hoher Beruf ist überhaupt die Popularisirung des Wissenschaftlichen, in welche Arbeit sich jetzt so viele ausgezeichnete Geister in der Zeit theilen, und in dieser Weise haben die Vorlesungen, die Rosenkranz hier vor einiger Zeit vor einem gemischten oder wenn man will gewählten Publikum gehalten, genug des Anregenden auch gesellschaftlich verbreitet. Ein anderer hier lebender, reichbegabter Schriftsteller ist Alexander Jung, der durch frühe Unglücksfälle und tragische Geschicke, die ihn betroffen, sich mehr zur Zurückgezogenheit vom Leben als zum Hervortreten aufgelegt fühlt. Aus einer solchen Richtung sind auch manche Irrthümer erklärlich, denen er in seinen kürzlich herausgegebenen „Briefen über die neueste Literatur" sich hingegeben. Sein Hinstreben auf das Positive und die christliche Beruhigung ist darin wohlthuend und bemerkenswerth, da es mit einer so feurigen Hingebung an die bewegenden Interessen der Gegenwart sich verschwistert zeigt. Im Ganzen aber rechtfertigen diese Briefe, die auch zu einer großen Einseitigkeit hinneigen, die Erwartungen nicht, die man nach früheren Talentproben des Verfassers von ihm hegen konnte. —

Ich füge noch einen Bericht über eine kleine Schrift von Rosenkranz bei, die vielleicht nicht die Bekanntschaft des größeren Publicums machen wird, weshalb ich es angemessen erachte, Ihnen für den Freihafen das Wich-

tigste daraus hervorzuheben. Dies ist die Rede „über den Zweikampf auf unsern Universitäten", die Professor Rosenkranz bei Gelegenheit eines beklagenswerthen Studenten-Duells, das hier vorgefallen, gehalten. Nachdem der Verf. einige treffende Bemerkungen über Zweck und Begriff des akademischen Lebens, über akademische Freiheit und über die Freiheit als die Poesie des Lebens gemacht, geht er zu der Behauptung über, daß der Zweikampf wesentlich ein germanisches Institut sei, und daß es zugleich in den Unzulänglichkeiten der bürgerlichen Verfassung des Mittelalters gelegen, den Zweikampf supplementarisch zur Beendigung solcher Zwistigkeiten herbeizurufen, welche nicht durch den gewöhnlichen Gang des Rechtes gehoben werden konnten. Der Verf. bemerkt, das Duell habe sich unter den Studirenden noch am meisten in dem rein germanischen Geist erhalten, so daß selbst ein Professor, ein geborener Scandinavier, Henrik Steffens, in seiner Schrift: die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, dem Duell eine glänzende Apologie gehalten habe.*) Der supplementarische Charakter des Duells aber, bemerkt der Redner weiter, hat aufgehört, da eine solche Berechtigung nicht mehr in den heutigen bürgerlichen und gesetzlichen Zuständen liegt. Man habe von dem Mysticismus in der Ehre gesprochen, der nur durch das magische Medium des Blutes sich befriedigen könne, allein es sei anzunehmen, daß die jetzige Zeit die

---

*) In der That, man bekommt Mitleid mit dem Professor Steffens, wenn man bedenkt, was sich Alles aus seinen früheren Schriften ableiten und demonstriren läßt! Noch interessanter wäre es, aus seinen „Carikaturen des Heiligsten" die Stellen wieder abdrucken zu lassen, wo er leidenschaftlich für die Preßfreiheit ficht, auch in Bezug auf Preußen. Psychologisch merkwürdig aber sind seine früheren Aeußerungen über das Duell, da ihm selbst, nach seinen eigenen autobiographischen Geständnissen, die Natur den persönlichen Muth versagt hat.

Capricen des sogenannten point d'honneur, diese spanischen Grillen, hinter sich habe, und daß die Ehre, ihrer Unendlichkeit unbeschadet, mit einem geheimnißvollen Dunkel nichts zu thun hätte. Manche Gesetzgebungen hätten daher auch schon angefangen, den überlebenden Duellanten zur Erhaltung der Familie des Getödteten zu verpflichten. Das jetzige Duell aber sei, wenigstens auf den Universitäten, meistens ein Spiel, da der mittelalterliche Ernst, der sonst eben mit ihm versöhnt habe, daraus entwichen sei. Nichtsdestoweniger sei das Spiel ein gefährliches, und das Sprichwort warne, den Teufel nicht an die Wand zu malen. Es sei aber durchaus dem heutigen Standpunct der öffentlichen Meinung angemessen, den socialen Zwang zum Duelle aufhören zu lassen, und die Studirenden müßten davon abstehen, den Zweikampf fernerhin zum höchsten Kriterium der sittlichen Tüchtigkeit zu machen. Der Redner schlägt vor, bei Ehrenfällen eine besondere Jury zu bilden, deren Ausspruch sich die strittigen Parteien zu unterwerfen hätten. Vortrefflich sind seine Bemerkungen über die Landsmannschaften und Burschenschaften auf den Universitäten. „Die Burschenschaft, sagt der Verfasser, war ernst und edel; es wäre Unrecht, es wäre Verrath an der Geschichte, ihr um ihrer politischen Ausschweifungen willen diese Anerkennung zu versagen; sie bleibt eine der denkwürdigsten Erscheinungen, und nur in einem Volke von so tiefem Gemüth und so wenig diplomatischem Talent, als das Deutsche, ist eine solche Schwärmerei, ein solches Idealisiren der Zukunft und ein solch verkehrtes Anfassen der Gegenwart möglich gewesen." — Darauf wird hervorgehoben, daß die Burschenschaften dem Mißbrauch des Duells ein Ehrengericht entgegengestellt hätten. „Die gänzliche Auflösung aller Studentenverbindungen, fährt der Verf. fort, ist die Periode, in welcher wir gegenwärtig leben. Doch glaube ich, daß die Zeit des dumpfen Mißtrauens, des vergiften-

den Verdachtes, der politischen Unbesonnenheit und Frechheit, des Spiels mit dem theuersten Gut der Menschheit, mit der Freiheit, die Periode der Verschwörungen und anderer erhabener und beweinenswerther Lächerlichkeiten schon vorüber ist und daß wir wieder wahrhaft heitern Zeiten entgegengehen!" — Gegen den Schluß hin heißt es sehr treffend und zeitgemäß: „Der Student wird sich der großen Verschmelzung aller Stände, die in unserer Zeit durchdringt, nicht entziehen können. Die mittelalterliche Sonderung, die schroffe Scheidung der Stände verschwindet, während die innere Eigenthümlichkeit sich vielleicht sogar noch steigert, denn mit der Freiheit des Ganzen wächst auch die Selbstständigkeit des Einzelnen, und ein oberflächliches Nivellement der ständischen Unterschiede, ein nur äußerliches Durcheinander würde der Idee des Staates wenig genügen. Sie sollen also Ihre Eigenthümlichkeit dem Zwecke des Staates nicht opfern, wohl aber sollen Sie innerhalb Ihrer Individualität der Humanität sich befleißigen!" —

Leipzig. — In dem diesjährigen Taschenbuch **Urania** befindet sich eine Novelle, **Biondetta** betitelt, die sämmtlichen deutschen Kritikern viel zu schaffen gemacht hat, und es war possirlich mit anzusehen, wie sich die meisten in ihren sogenannten Recensionen damit herumquälten und sich vergeblich abmühten, aus dem anonym gebliebenen Verfasser klug zu werden. Wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob die Verlagshandlung oder der Einsender dieser Novelle sich absichtlich den Spaß gemacht haben, es auf eine Mystification des lesenden und kritisirenden Publikums abzusehen, indem sie die alte Quelle verschwiegen, aus der sie hier geschöpft haben. Als Spaß ist dies nicht übel, und der Ausgang hat gelehrt, daß man bei dieser Mystification seine Leute gekannt hat, denn fast kein einziger unserer gelahrten und gestrengen Recensenten hat etwas gemerkt. Die meisten

freuten sich, in dem Verfasser der Biondetta ohne Zweifel einen jungen Mann von vielversprechendem Talent kennen zu lernen, einige ahnten die Nachbildung eines ausländischen Originals, blieben aber bei dieser Vermuthung stehen, während Andere von Hoffmannischer Manier zu reden anfingen. Am sauersten hat es sich der sonst sinnreiche und gescheidte Referent über die Taschenbücher in den Blättern für literarische Unterhaltung werden lassen; dieser Mann ist ganz außer sich, daß er über den Ursprung der in jedem Betracht geheimnißvollen Novelle nicht klar zu werden vermag und er wittert sogar etwas von einer Mystification. Um so grausamer ist es, daß die Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung, welche zugleich die Redaction und Verlagshandlung des Taschenbuchs Urania ist, ihren Referenten so sehr hat schmachten lassen, da es ihr doch, wenn sie selbst im Besitz des Geheimnisses gewesen, eine Kleinigkeit sein mußte, ihrem armen Mitarbeiter einen Fingerzeig zu geben, was schon um der kritisch gelehrten Würde ihres eigenen Journals willen, wie es uns wenigstens scheinen will, erforderlich gewesen wäre. Oder war vielleicht die Verlagshandlung selbst durch den Einsender mystificirt? Oder wollte sie bei dieser Gelegenheit einmal ihren Referenten in den Blättern f. l. Unterh. auf den Zahn fühlen, wie weit es dieselben in der Literaturgeschichte gebracht? Genug, die Novelle Biondetta ist nichts Anderes als eine weltbekannte Erzählung von Cazotte, le diable amoureux, die der Urania wahrscheinlich aus dem Tieck'schen Kreise in Dresden bescheert worden. Diese Erzählung ist aber auch bereits durch mehrere deutsche Uebersetzungen bei uns verbreitet gewesen, namentlich hat sie Professor Meyer in Bramstedt auf eine sehr gelungene Weise übertragen. Ein Freund, mit dem wir uns über dieses seltsame Unglück des heutigen Recensirwesens unterhielten, behauptete: man sehe aus diesem Vorgang, daß sich heut

zu Tage die Tageskritik fast gänzlich in den Händen des jungen Nachwuchses befinde, der ohne eigentliche literarische Basis und ohne alle Kenntniß darauf loswirthschafte und von der Hand in den Mund lebe! — In der That, man könnte es heut dreist darauf wagen, Herder, Lessing und manchen Andern, ohne Namen neu abdrucken zu lassen, die meisten unserer jämmerlichen und gottverlassenen bellettristischen Journale würden den Ursprung nicht ahnen, und Lessing würde vielleicht unter das junge Deutschland geworfen werden! — Die in allen Dingen noble und gediegene Zeitung für die elegante Welt war die einzige, welche diese lächerliche Klippe umgangen und das Richtige ahnete. —

Die Leipziger Allgemeine Zeitung hat sich in der letzten Zeit ein lebhafteres Interesse zu gewinnen verstanden und ist durch das neue Fahrwasser der göttinger und cölner Ereignisse etwas mehr flott geworden. Dies Journal läßt es sich jetzt besonders angelegen sein, aufgeregten katholischen Umtrieben gegenüber die Stimme des protestantisch-liberalen Geistes zu erheben, doch ist schwerlich anzunehmen, daß sie sich dadurch auf die Dauer beliebt machen und Dank erwerben werde, da der weitverzweigte und tief wurzelnde Pietismus unserer Zeit am Ende wieder die Oberhand erlangen wird und es in diesem Pietismus Elemente giebt, welche dem Katholischen nur allzusehr verwandt sind und es lebhaft begünstigen. Zum Verdienst aber gereicht es dieser Zeitung, daß sie über das den Nachdruck und das literarische Eigenthumsrecht betreffende Bundestagsgesetz einen Artikel hat laut werden lassen, worin die ungünstigen Resultate, welche dasselbe für Autoren und Buchhändler darbietet, einer freimüthigen Beurtheilung unterliegen: unseres Wissens der einzige Zeitungsartikel, in welchem diese Lebensfrage der deutschen Literatur unter diesem Gesichtspunct besprochen worden. Nachdem das musterhaft aus-

gearbeitete preußische Nachdrucksgesetz publicirt worden, in welchem die Frage des literarischen Eigenthumsrechts in einem weit umfassenderen und größeren Sinne gelöst erscheint, drängt es um so mehr, zu wünschen, daß auch die allgemeinen deutschen Bestimmungen nach demselben günstigeren Maßstab sich erweitern möchten. Der Paragraph des Bundestagsgesetzes, welcher den Schutz des geistigen Eigenthums auf zehn Jahre hin verheißt, erschien anfänglich so wenig evident abgefaßt, daß bald nach der Publication desselben Manche der Meinung waren, das literarische Eigenthumsrecht eines Werkes solle überhaupt nur zehn Jahre lang eines gesetzlichen Schutzes in den deutschen Bundesstaaten genießen. Dagegen lag nun freilich schon die Voraussetzung zu Tage, daß diese Frist nur die Jahre nach dem Tode des Urhebers oder Eigenthümers betreffen könne, und das preußische Gesetz hat diese Frist der Berechtigung auf zwanzig Jahre mit klaren Ausdrücken festgestellt. Es mag immerhin großartig erscheinen, daß die Werke eines Autors so bald schon an die ganze Nation zurückerben und daß diese gewissermaßen seine hinterbliebene Familie ausmache, der er sein eigenstes Eigenthum zum beliebigen Verbrauch überläßt, aber nimmt man nicht für die deutsche Literatur und den deutschen Buchhandel den Gesichtspunct zu hoch an, wenn man es auf solche Großartigkeiten anlegt?? In Frankreich, wo der Autor schon bei seinen Lebzeiten an seinen Werken ein baares Capital erworben haben kann, das er den Seinigen hinterläßt, gewinnt dieser Verfall seiner Bücher an die Nation einen andern Anstrich und eine größere Berechtigung. Die französischen Literaten nehmen gemeiniglich so viel Geld ein, werden bei ihrem Leben von der Nation so gehegt und gepflegt, daß nach ihrem Tode ihr Land allerdings ein gewisses Anrecht an ihre geistige Hinterlassenschaft erworben zu haben scheint und man dort mit Recht fragen kann: wozu noch nach ihrem

Ableben ein mercantilisches Monopol darauf fortdauern solle? In unserm Deutschland aber, wo man die Literatur haßt, verfolgt, ihr in jeder Weise das Athmen erschwert und im besten Falle sie gering achtet und eben nur duldet, in Deutschland, wo dieser gehetzte Opferstier, den man Schriftsteller nennt, bei seinem Leben nur die Qualen der Autorschaft empfindet und die Seinigen mit ihm; wo er, wenn er nicht von den höhern Interessen, denen er sich opfert, wahrhaft beseelt wäre, lieber Holzhauer sein möchte, als geistiger Lehrer einer durch ihr Naturell undankbaren und wegen ihrer Geldarmuth peniblen Nation: hier will man dem Literaten, wenn er nun nach seinem Tode endlich größere und unbestrittenere Anerkennung findet, und sich für die Duldung und Verbreitung seiner Werke Alles günstiger gestaltet, hier will man ihm noch die Freude und Genugthuung rauben, daß er den Seinigen, die mit ihm gelitten und gerungen haben, ein Capital, ein Eigenthum hinterläßt, das sie vor Elend und Mangel schützen kann?? — Auch für die innere Fortentwickelung der deutschen Literatur ist die kurzgemessene Ausdehnung des literarischen Eigenthumsrechts eher zerstörend als förderlich. Der Buchhandel wird sich dadurch von kostspieligen Unternehmungen neuer Werke, für die er ein ansehnliches Honorar bewilligen soll, mehr oder weniger abgewandt fühlen, und sich allmählig in ein bloßes Nachdrucker- und Kleinkrämergeschäft verwandeln. Es läßt sich aber erwarten, daß, besonders von Preußen aus, der Literatur doch endlich zu ihrem Sieg werde verholfen werden, da es eine klare Thatsache ist, daß die Ruhe, Würde und Ordnung unserer modernen Staaten mehr dadurch gewinnt, daß man die Literatur begünstigt, als daß man sie untergräbt. —

Paris. — Das unter der Leitung des Herrn Savoye hier angekündigte Panorama de l'Allemagne wird vom Februar d. J. an in vierzehntägigen und spä-

ter in wöchentlichen Lieferungen erscheinen und außer dem darstellenden Text eine Reihe von Kunstbeilagen jeder Art geben, in welchen nun Deutschland, das alte sowohl wie das moderne, nach allen seinen Richtungen hin, in seiner physischen sowohl wie in seiner geistigen Natur, beschrieben, beurtheilt, abgebildet und verherrlicht werden soll! Hr. Savoye weiß genau, was man den Parisern bieten kann und muß, um einen Erfolg bei ihnen davonzutragen, außerdem hat er sich mit der deutschen Heimath in die unmittelbarste und lebendigste Verbindung gesetzt, und es sind ihm auch bereits Zusagen der erfreulichsten Art von den bedeutendsten jetzt lebenden Schriftstellern Deutschlands zur Unterstützung dieses Unternehmens eingelaufen, so daß man hoffen kann, es werde das **Panorama de l'Allemagne** durch seinen Erfolg die Schmach und die Obscurität rächen, welche bisher auf allen germanistischen Unternehmungen dieser Art hier in Paris gelastet. Das **Panorama** wird besonders dadurch ein eigenthümliches Interesse behaupten, daß es größtentheils nur Originalaufsätze, von deutschen sowohl wie von französischen Schriftstellern, mittheilt, und deshalb auch in Deutschland ein antheilnehmender Leserkreis dafür zu erwarten sein dürfte. Die Politik hat der Herausgeber gänzlich ausgeschlossen, und es müßte auch komisch sein, den Franzosen von deutscher Politik lebendige und inhaltsreiche Darstellungen zu liefern. Hr. Savoye, so viel wir wissen, ein Rheinbaier von Geburt, gehört zu den wenigen Deutschen, die in Paris mit deutscher Sprache und Literatur Glück gemacht und sich ein dankbares Publikum dafür zu verschaffen gewußt haben. Das erste Erforderniß dazu, das so vielen hier lebenden Deutschen abgeht, ist aber vor allen Dingen im Besitz des Hrn. Savoye, nämlich eine dem Geschmack der Franzosen angemessene Persönlichkeit, eine imponirende Haltung, vollkommene Herrschaft über die Rede, schönes Organ u. dgl. Auf die

Franzosen macht ein tiefes Organ mehr Eindruck als der tiefste deutsche Aufsatz unserer neuen speculativen Genies. Mit welcher Meisterschaft übrigens Savoye die französische Sprache handhabt, beweist unter Anderm seine vor einiger Zeit im Feuilleton des Temps erschienene Uebersetzung von Varnhagen von Ense's „Fest des Fürsten Schwarzenberg in Paris". Man hat sich in deutschen Blättern gewundert, wie viel ein französisches Journal in einer einzigen Nummer an Stoff verschlucken könne. Jene Uebersetzung des Varnhagen'schen Aufsatzes hat aber mehrere Auslassungen. Seltsam ist, daß das französische Blatt einige Namen des deutschen Originals nicht ausgeschrieben, sondern nur mit den Anfangsbuchstaben hat andeuten wollen. —

— Sie wollen wissen, wie ich Heine hier gefunden habe? Er lebt gegenwärtig mitten unter diesem pariser Getümmel in großer Zurückgezogenheit, obwohl er sich dieselbe angenehm und behäbig eingerichtet zu haben scheint. Den Franzosen ist er ziemlich wieder aus dem Gesicht gekommen, ich werde oft von französischen Literaten gefragt: ob Monsieur „Eene" noch in Paris sei, und es ist natürlich, daß eine, noch dazu fremdländische, Celebrität, die nicht alle Tage etwas Neues auf den Markt zu führen sich beeifert, in Paris bald für verschollen gelten muß. Heine's Persönlichkeit gefiel mir schon gleich auf den ersten Anblick sehr wohl, obgleich man mir vorher in Deutschland gesagt hatte, er sei fett geworden und habe alle Jugendfrische eingebüßt. Ich fand dies keineswegs bestätigt, sein Aussehen ist selbst noch jugendlicher als es seine Jahre nöthig machen, denn Heine kommt doch nun bald in ein Alter, wo man es für Schmeichelei halten muß, zum „jungen Deutschland" κατ' ἐξοχήν gerechnet zu werden. In seinem Sprechen hat er einen eleganten Ausdruck, der angenehm in die Ohren fällt. Sein Auge ist scharf, zustechend, aber die

Schärfe verwischt sich in der Hingebung des Gesprächs wieder in mildere Uebergänge. Seine Figur ist eher klein als groß, aber keineswegs schwächlich. Wir sprachen viel über die letzten deutschen Literaturangelegenheiten und deren Conflicte mit den Autoritäten, in welcher Hinsicht sich Heine in einem sehr versöhnlichen und klugen Sinne äußerte. Er meinte, was ihm großen Schaden gethan, sei, daß es jetzt keine Wirth's und Siebenpfeifer's mehr gebe; nun diese fehlten, halte man leider Schriftsteller, die es bloß mit ideellen Interessen zu thun gehabt, dafür. Heine äußerte auch, er begriffe nicht, wie er dazu komme, in Deutschland demagogischen Richtungen zugezählt zu werden. Er habe den größten Respect vor den Autoritäten, und werde sich hüten, dieselben zu erbittern, denn er sei kein Rechthaber, und das Forciren liege schon gar nicht in seiner Tendenz. Von einem andern hier lebenden jungen Deutschen erfuhr ich, daß Heine auf den Gedanken gekommen sei, eine deutsche Uebersetzung der sämmtlichen Werke von George Sand zu veranstalten und eine umfassende Einleitung dazu als Vorrede zu liefern. Es wäre allerdings von großem Interesse, Heine über diesen Gegenstand zu vernehmen, aber ich zweifele an der Ausführung, und glaube, daß auch dies eine der vielen Notizen ist, die sich Heine in der letzten Zeit über seine Thätigkeit zu verbreiten den Spaß gemacht und die dann die Runde durch die neuigkeitsarmen deutschen Blätter antreten. Womit er jetzt eigentlich beschäftigt sei, ist schwer zu sagen. Schon seit längerer Zeit zeichnet er Erinnerungen aus seinem Leben auf, die sich wohl zu einem Ganzen ausrunden werden, aber es dürfte schwerlich in seiner Absicht liegen, dieselben in der nächsten Zeit zu veröffentlichen. Eben so möchte die Gesammtausgabe seiner Schriften, für die er eine bedeutende Ausfeilung verheißt, noch einige Jahre anstehen dürfen. Mit einer fixen Idee aber scheint sich Heine zu tragen, wenn er noch

immer glaubt, daß Wolfgang Menzel die Herausforderung, die er ihm über den Rhein zugesandt, noch einmal bei Gelegenheit annehmen könne. —

— Der in der Revue de Paris erschienene Aufsatz des Herrn Marquis von Custine über Madame de Varnhagen hat für Deutsche vieles Interesse, obwohl er für das französische Publikum nicht ausreichen möchte, ihm von der ganzen Erscheinung und Bedeutung Rahel's eine anschauliche und prägnante Vorstellung zu überliefern. Die darin enthaltenen Uebersetzungen einiger Briefstellen Rahel's fließen keineswegs natürlich und geben einen Begriff von der Schwierigkeit, diese Gedanken dem französischen Naturell anzuschmiegen. Der Aufsatz selbst ist reich an einzelnen vortrefflichen Bemerkungen und Andeutungen und ist mit einem gewissen Sentiment und einer geistvollen Einfachheit geschrieben, wie man es seit mehreren Jahren an den Aufsätzen der Franzosen nicht mehr gewohnt war. Dies liebenswürdige Sentiment, das darüber ausgegossen, ist dem subtilen Geiste des Marquis von Custine eigenthümlich. Aber es fehlt eine Gesammtanschauung von Rahel, und Custine hätte Das aufnehmen sollen, was die neueste deutsche Kritik bereits über diesen Gegenstand geleistet. Uebrigens geht er in seiner Beurtheilung von einem sehr umfassenden Gesichtspunct aus, indem er gegen den Anfang hin sagt: „Diese außerordentliche Frau kennen lernen, heißt Deutschland selbst studiren, und vor allen Dingen Preußen, in einer Epoche, welche zugleich die glänzendste seiner geistigen Entwickelung und die unglücklichste seiner Geschichte war: im Beginn dieses Jahrhunderts". Custine lernte Rahel zuerst im J. 1814 in Wien während des Congresses kennen und brachte zwei Jahre später einige Zeit in ihrem Umgange in Frankfurt am Main zu. Interessant ist es, wie er das Eigenthümliche in der Unterhaltung Rahel's charakterisirt, indem er sagt: „Das Gespräch

mit Rahel bestand nicht etwa in einer mehr oder weniger glänzend ausfallenden Unterhaltung: es war vielmehr eine beständige innere Bewegung und Handlung bei ihr, die jedoch stets unerwartet war, weil sie durch die Anregung und Stimmung der Person, die sich mit ihr unterhielt, hervorgebracht und motivirt wurde; unterhalten ist aber nicht das rechte Wort, denn Alles, was man der Frau von Varnhagen sagte, klang unwillkürlich wie Bekenntniß und Beichte, bald freiwillig abgelegt, bald nicht. Ihre Art, wie sie den Andern anhörte, war im Stande, die Lüge selbst in Vertrauen umzuwandeln, und in das Herz des Leidenden drang ihr klarer Blick wohlthuend, wie man es selten gesehen". Bemerkenswerth ist, was der Marquis von Custine über den damals in Deutschland in seiner Blüthe stehenden Göthecultus anmerkt, der ihm in seinen Uebertreibungen etwas lächerlich erscheint und worüber er mit Rahel in einige Differenzen geräth. Der Brief, welchen er an die letztere über sein Zusammentreffen mit Göthe und dessen Persönlichkeit geschrieben, und den er zum Schluß mittheilt, verdiente in Deutschland allgemeiner bekannt gemacht zu werden. —

— Dr. Guhrauer, der durch seine Bemühungen um Leibnitz rühmlich bekannte junge Gelehrte, befindet sich seit einigen Monaten hier und arbeitet fleißig auf der Bibliothek und in den Archiven. Die Ausbeute seiner hiesigen Forschungen ist gewiß nicht unbedeutend, sowohl für Leibnitz selbst und manche mit dessen Leben und Schriften zusammenhängende historische und philosophische Gegenstände, als insbesondere für erörternde Ausführungen des Memoires über die Eroberung Aegyptens, womit sich Dr. Guhrauer lebhaft beschäftigt. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Der Freihafen.

Zweites Heft.

Inhaltsverzeichniſs.

VII. Correspondenzblätter.

I.

Von Pillnitz bis Sonnenstein.

Von

H. Koenig.

Man sollte nichts Erhebliches ohne Losung, ohne bedeutsame Parole unternehmen, wie kein vorsichtiger Wanderer ohne Hakenstock das Gebirg betritt. Solch' ein Wort dient glückaufwärts zur Stemme, abwärts zum Halt; dient als Haken, das Entfernte heran zu ziehen, als Hammer, das Gewonnene zu prüfen. — Ich hatte weder eine Losung noch einen Hakenstock, als ich von Dresden nach der sächsischen Schweiz fuhr. Doch sah der Himmel bedrohlich genug aus, und der Weg nach Pillnitz war schmutzig, beides von den heftigen Regengüssen des gestrigen Gewitters. Die hohen Halme des weiten, fruchtbaren Thals nickten mir indeß mit dem frischen Morgenwinde, und links über die Elbe herüber winkten die Weinberge mit den hellen Häuschen, Finlatters Wirthschaft und das Schlößchen vom Königsweinberge. Eine Losung aber fehlte mir, bis wir in das freundliche Dörfchen fuhren. An einer Hausecke stand Tolkwitz angeschrieben, und der Kutscher rief mir „Tolkwitz" zu. Die englischen Worte talk wit und das deutsche Gauwort talken fiel mir ein. Also: Sprich Witz, talke

Witz! — Ein solcher Zuspruch am offnen Wege nach einem königlichen Sommerlager konnte einem Dahinfahrenden als guter Rath, dem Rückkehrenden zur Herzenserleichterung dienen.

Bald war ich in einer königlichen Fähre über die Elbe gesetzt, und durch eine breite Allee, durch ein langes Dorf zum goldnen Löwen gelangt, wo ein verpflichteter Führer mich und meinen Reisesack übernahm. Mein Hakenstock war ein Regenschirm, Tolkwitz mein Wahlspruch, beides auf launenhaftes Wetter deutend. — Wir werden noch nicht viel Gescheites im Gebirg antreffen, meinte mein Führer, die schönen Tage kommen dieses Frühjahr sehr spät. — Doch stand eben schon ein hübscher Mann reisegerüstet am Ufer der Elbe, und sah zum langen Altane des Schlosses empor, auf welchem fürstliche Kinder spielten. Die geschwungne Treppe, die hinauf führt, ward von einer Schildwacht gehüthet. — Es sind die Kinder des Prinzen Johann, sagte mein Führer; da unser König kinderlos ist, so kann wohl jener kleine Prinz einmal König werden. — Der nahestehende Fremde hörte dieß, nahm seinen Hut ab, faltete die Hände und bog ein Knie. Es war ein stattlicher Mann von feinem Gesicht, schmaler Nase, blasser, kranker Farbe, etwas wirren Blicks, die Haare hingen ungekämmt um die Schläfe, und der Bart mochte wol seit einer Woche nicht abgenommen sein. Der Anzug paßte nicht ganz zu dem vornehmen Aussehen des Fremden.

Wie die Kinder auf dem Altane jubelten, so natürlich, wie Bürgerskinder! Was konnte ich ihnen Beßres gönnen, als diese weiche Juniluft und den Blick über den nahen Strom, über die gesegnete Ebene nach Dresden hinab.

Unter ihnen, an das Ufer gefesselt, tanzten königliche Prachtgondeln, roth und grün von Farbe. Sie sollen im Innern schön bemalt sein; wir durften sie aber nicht so frei betreten, als die Hofkapelle, in welcher eben zu einer Messe die Kerzen angesteckt waren. Indem ich Vogels Wand- und Deckengemälde betrachtete, auf denen die königliche Familie ihre Physiognomien den Personen der heiligen Geschichte geliehen hat, trat Prinzessin Auguste mit kleinem Gefolg ein. Prinzeß Amalie war auf Reisen; sonst hätte ich vielleicht auch die Dichterin gesehen, die wir nicht genug schätzen können. Denn sie steigt von ihrer schroffen Höhe in unsere bürgerlichen Verhältnisse nieder, um uns wenigstens poetisch zu begreifen. Sie braucht keine originelle Erfindung, keine kühne Ausführung ihrer Lustspiele zu haben: die Gunst des Besuchs ist Alles werth. Wie weiblich knüpft und zieht sie den Faden, wie prinzeßlich scherzt und beglückt sie! Der Landmann kann sich ihrer Vorliebe freuen. Und wenn ihre Gestalten auch nicht mit uns Bürgerlichen gelebt haben; wie schön ist es doch, daß die hohe Dichterin von uns träumt! Wie belehrend ist es für uns, zu erfahren, daß wir uns auf fürstlichen Höhen so wunderlich und oft verwahrlost ausnehmen! —

Ich erfreute mich nicht an dem chinesisch-japanischen Aussehen der weitläuftigen Schloßgebäude mit den wunderlichen Schornstein- und Lukenthürmchen. Der Venustempel steht nicht mehr, in welchem einst die Bildnisse der königlichen Favoritinnen aufgestellt waren; der Garten hinter dem Bergpalaste ist aber noch durch die Kryptogamen ausgezeichnet, die hier viel Vorliebe und Pflege gefunden haben. Das Dorf war von hin- und herwandeln-

der Hofdienerschaft belebt. Da und dort blickten aus kleinen Fenstern feine, welke Mädchengesichter, die wie gelöste Räthsel aussahen. Da ich nichts Blühendes an ihnen wahrnehmen konnte, so ließ ich sie auch für — Kryptogamen gelten.

Gleich hinter dem Dorfe öffnet sich der Pillnitzer Grund. Wir kletterten aber auf den Schloßberg, und setzten uns an den Ruinen, wie die Anlage heißt, um die schöne Aussicht über Schloß und Thal zu haben. Ich achtete wenig auf das, was mir der Führer von den Schöpfungen des einst begünstigten Grafen Marcolini erzählte: mein Blick ruhte auf dem tief unten liegenden Schloß. Die welthistorischen Augusttage des Jahres 1791 fielen mir ein, als hier der Kaiser Leopold, der König Friedrich Wilhelm II., Graf Artois und andre Fürsten versammelt waren. Das erste Bündniß wurde gegen die Revolution geschlossen, die man vorher als einen vermeintlichen Selbstmord des gottlosen, erbfeindlichen Frankreichs nicht ungern gesehen hatte. Im August, diesem königlich-benamsten Monate der Auguste, kam die Reaction zur Welt, und wurde mit Elbwasser getauft. Diese Minerva ist so alt wie ich, — meine hohe Zeitgenossin. Sie wird älter werden, als ich; doch beruhigt es mich zu wissen, daß sie bloß einer Majestät den Steigbügel hält, der auch ihre Gegner huldigen. — Welche Prachtblüthe flüchtiger Feststunden ging damals unter der Augustsonne dort unten auf! Wie mag, von diesem Sitze gesehen, in jener Nacht sich der Tempel ausgenommen haben, der mit der Inschrift: Concordia Augustorum brannte und im Spiegel der Elbe widerglühte! Bald darauf rief der Herzog von Braunschweig: Meine Herrn Offiziere,

nur nicht zuviel Gepäck, es gilt bloß einen militärischen Spaziergang nach Paris! — Es sind nun 46 Jahre her, und die Reaction geht immer noch dorthin spazieren.

Wir brachen auf und fanden einen sorgfältig bereiteten und unterhaltnen Waldweg. Er heißt „Poetenweg", und wer weiß, was die Höflinge, für welche er gemacht ist, hier nicht Alles erdichtet haben. Herrliches junges Laubholz! und dazwischen die schlanksten jungfräulichen Fichten, die uns umschatten und umflüstern. Man geht trocknen Fußes über die Rinnen eines schlummernden Wasserfalles, der, wenn er aus Sparteichen geweckt wird, die Ehrerbietung hat, sich 500 Fuß tief hinab zu stürzen.

Bald erreichten wir die Einsiedelei des Borsberges. Die Grotte im Gipfel des Berges ist so behaglich eingerichtet, bunte Sprüche, von farbigen Fensterchen erhellt, locken so süß italienisch und französisch, daß ein liebendes Paar sich auf der Stelle entschließen könnte, hier zusammen einen Einsiedler zu machen. Auf dem Scheitel dieser Einsiedelei ist eine Altane angebracht, auf der man sich nah an 800 Fuß hoch über dem Elbspiegel befindet. Man überschaut das Elbthal von Meißen bis Königstein, und kann bei heiterm Wetter 10 Städte und 274 Dörfer zählen. Für uns war heute das Rundgemälde wahrhaft lebendig geworden; denn an den fernen Gipfeln des Meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges zogen die Regenwolken auf und nieder, schlossen hier und öffneten dort eine Fernsicht, oder warfen den Schleier eines Sprühregens über die tiefern Hügel, und schossen wieder Sonnenblicke durch ein geschwungnes Thal, über ein einsam Gehöft, einen dunkeln Wald. —

Von der Kuppe herabgestiegen, um unter einem hölzernen Zelte oder einem überhangenden Baum ein Frühstück einzunehmen, fanden wir jenen blassen Fremdling vom Pillnitzer Schloß eben angekommen an einem Tischchen. Er ließ es sich schmecken, und rühmte die köstliche Butter, die er zwischen Zunge und Gaumen auf hörbare Weise zerdrückte. Jetzt konnte meine Neugierde mit ihm anbinden. — Gras und Kräuter dieser Berge, sagte ich, sind in diesem verspäteten Frühling noch urkräftig für das Milchvieh, und dieselben Berge haben auch heute schon in der Frühe mit ihrer Luft und Steile unsern Appetit angeregt. Reiz und Befriedigung, Bedürfniß und Gewährung begegnen sich wol selten auf so gemeinsamem Grund und Boden, wie hier.

Der Fremde sah mich schief und scheu an. Ich fragte ihn, ob er nicht mit mir einverstanden sei. Nein, sagte er. Ihre Ansicht ist mir zu jung. Ich glaube nicht, daß es unser Verdienst ist, wenn uns diese köstliche Butter schmeckt, oder uns dieser rothe Landwein erquickt, dem der Sommer 1834 die Gnade des Geistes und der Süßigkeit verliehen hat; sondern das liegt in diesen Gottesgaben allein.

Dabei könnte ich mich schon beruhigen, versetzte ich; denn da ich mit Ihnen über die Güte beider Naturgeschenke einverstanden bin, so muß ich wol ebenfalls der Gnade gewürdigt sein, die ihnen beiwohnt.

Das ist mir lieb, antwortete er seltsam lächelnd. Ich hielt Sie schon für einen der Wirrköpfe, die uns jetzt auf allen Wegen begegnen. Die wollen Alles in Staat und Kirche auf Vertrag und Uebereinkunft gründen. Heillose Prinzipien, die unsägliche Verwirrung anrichten! Ich dachte,

Sie wären eben einer neuen Verfassung auf der Spur, und wollten mir diesen königlichen Geschmack der Butter durch einen Vertrag Ihrer müden Beine mit der Hoheit dieses kräuterreichen Berges auf der Deputirtenbank Ihrer Zunge construiren. Wir sind in alle Wege ohne eignes Verdienst gegen König und Kirche, gegen den geistigen Wein der Oberherrschaft wie gegen die Milch und Milde der Kirche.

Ich bat ihn, mir in seiner Weise Staat und Kirche zu construiren, und er versetzte mit geschmeichelter Zufriedenheit: der Staat ist nur aus der Schöpfung zu erklären; er ist eine Abspiegelung der Schöpfung in der Atmosphäre des Menschengeistes; was dort die Gottheit, ist im Staate der Herrscher; was dort die Allmacht, ist hier die Allgewalt. Die Kirche aber entspricht der Erlösung. Diese ist zwar später, steht aber über der Schöpfung; denn die Erlösung ist eigentlich eine Emancipation des Menschengeistes von der Schöpfung. Der Kirche gehört die Verwaltung der Gnade, wie der Staat das Recht handhabt. Obschon daher die Kirche innerhalb des Staatsgebietes existirt, wie die Erlösung innerhalb des Schöpfungsgebietes vorgegangen ist, so steht sie doch über dem Staate, und der Heiligkeit des Papstes ist jede Majestät und Hoheit unterthan.

Ich sagte ihm, das sei ganz erstaunlich. — O, antwortete er, das geht Alles viel nachdrücklicher aus unserm Wochenbett hervor.

Aus Ihrem Wochenbett?

Ja wol, aus dem Berliner.

Jetzt verstand ich ihn, indem ich ihn mißverstanden zu haben einsah. Er sprach nämlich manche Buchstaben mit schwerer Zunge aus, besonders das zwischen Zunge und

Gaumen zu zerdrückende l. — Ich fragte ihn, ob er aus Berlin komme, und er versetzte nicht ohne Verlegenheit: Ich komme eigentlich gar nicht, ich — bin eigentlich da. Aber ich war früher in Berlin, wiewol ich nur die höhern Kreise der Gesellschaft kennen gelernt habe. Allein welche Begeisterung für die höchsten Interessen des Lebens und der Literatur findet man nicht dort! Welche Theilnahme an Kunst und Wissenschaft, am Volksleben und Fortschritt! Das ist eigentlich das Gebiet der Prinzipien, die in der Tiefe ungesehen das bürgerliche Leben gestalten.

Wir waren, vom Borsberg absteigend, auf feuchtem, abschüssigem Wege kämpfend, oft unterbrochen worden. Auf der fruchtbaren Ebene an Kleingraupe vorüber, konnte sich indeß mein Unbekannter über die Emancipation der Frauen mit aller Bequemlichkeit erbittern. Ich ließ ihn gewähren, und hoffte ihm bei jedem Wort auf die Fährte zu kommen. Gewiß war er ein Mann von hohen Verbindungen, und aus seinem heftigen Eifer für die Kirche schloß ich auf irgend einen neubekehrten Katholiken. Denn Solchen, die einen langen Irrglauben gut zu machen haben, ist keine rechtgläubige Meinung toll genug. Unerwartet brach er aber seine Zornrede ab, um über die Wesenitzbrücke die Richtung nach dem Doberzeiter Kohlberg einzuschlagen. Mein Weg ging nach dem Liebethaler Grund.

Dorf Liebethal zeigt sich mit seinem Kirchthurm hoch oben zwischen Baumgipfeln über steilen, vielfach zerrißnen Sandsteinwänden. Von dieser Wand ist eben nach monatelanger, gefährlicher Arbeit ein „Satz" losgehauen. Die Steinbrecher ziehen zu einem fröhlichen Gelag; denn nun ist es für lange Zeit ein leichtes Tagewerk, den Block zu

verarbeiten. — Am Ufer der Wesenitz liegen, wie kolossale Geldrollen, die guten Mühlsteine an einander, weithin begehrt, weil sie nicht stäuben, und das fromme Korn ohne eigne Zuthat zermalmen. Ein Sprühregen treibt uns in die vorderste Mühle. Behaglich sitzt der Müller am breiten Fenster mit einem Zeitungsblatt, und die nahe Felsenwand schielt mit sanft tröpfelndem Gesträuch, wie mit thränender Wimper, durch die Scheiben über des Müllers Schulter herein. Die ewig Gefesselte liest wehmüthig mit, was in der Ferne die unstäte Welt treibt. —

Wie der Regen nachläßt, erklimmen wir die steile Wand links unseres Eingangs in das Thal. Ein anmuthiger Weg führt uns am buschigen Rande hin; das Gesträuch öffnet sich hier und dort auf einen Felsenaustritt, und läßt uns einen Blick in die schaurige Schlucht hinein thun, bald wo sich die Mühlen und der Mühlsdorfer Thurm hinter einander erheben, bald wo die Lochmühle, zwischen den Felsen eingeklemmt, den schäumenden Bach aufnimmt. — Nun senkt sich ein künstlicher Mühlenweg wieder in die Schlucht hinab; wir gehen durch die Mühle und schauen, auf einem Stege schwebend, die wilden Felswände an, die sich vor uns an der sogenannten Rabenteufe zusammen drängen, und nur die brausende Wesenitz durchlassen. Auf der andern Seite über hundert fünfzig Stufen am Felsen hinaufgestiegen, befinden wir uns in heitrer, ebener Landschaft. Die Wolken rollen sich auf, und die Sonne bricht hervor. Wie süß athmet sich diese Frühlingsluft, die von waldigen Höhen herab über feuchte junge Saaten und Wiesgründe, und von einem wieder versöhnten Himmel durchsonnt, uns umfächelt! — Bald erreichen wir das Städtchen Lohmen.

Wir betrachten die freundliche Kirche und das Schloß, dessen Erkerhöcker im Rücken sein Alter verrathen. Es besteht aus zwei Hauptgebäuden, zwischen denen ein hoher Felsen den verbindenden Altan trägt. Auf einer eingemauerten Tafel steht zu lesen, wie einst ein junger Landmann, auf diesem Altan eingeschlafen, über den 56 Fuß hohen Felsen hinabgestürzt und doch mit dem Leben davon gekommen sei.

Es war Mittagzeit, und das stille Gärtchen des Gasthauses stand einladend offen. Ein Harfenmädchen lag schlafend auf dem Sopha des Pavillon. — Nanni! rief mein Führer. Da fuhr sie auf, lachte beschämt und verschwand. Doch nur, um ihre Harfe und eine Mitspielerin zu holen. Und kaum waren meine bestellten Forellen gebracht, so erklang auch vor dem Gartenhäuschen im Schatten eines spät blühenden Apfelbaums Lied und Saitenspiel.

Süße Müdigkeit, balsamische Luft, dunkelroth gefüllter Pokal, und ihr auf Saiten tanzenden Mädchenstimmen — welchen Akkord eines unbeschreiblichen Friedens ruft ihr nicht in meiner Brust hervor! Ja doch, ihr ruft hervor, ihr seid es nicht selbst, die ihn geben. Der heimlichste Mittag brütet auf meinem Herzen: ich weiß nicht, was in dieser Tiefe sich regt, und zu welchen Flügen es sich befiedert. Welche Unergründlichkeit wohnt in diesen engen, schlagenden Kammern! Was ich fühle, was ich ahne und in heiligsten Augenblicken erschwinge, — du gefleckte Forelle hast es nicht aus deinem reinen, kühlen Bergwasser mitgebracht, nicht in den rothen Beeren auf den Mittagshöhen der Elbe ist es gegoren; meine Füße haben es nicht erklettert, ihr preßt es nicht aus euern heißern Kehlen, Sängerinnenpaar, staubiges Wegebreit, und vergebens schwingen die Saiten

eurer Harfen darnach. Und doch, wie kömmt es, daß ihr zusammen solch' eine selige Stimmung in mir hervorbringt? —

Ich war noch in dieser räthselhaften Gefühlstrunkenheit versunken, als hinter den schweigenden Sängerinnen her sich eine sanfte weibliche Stimme in weicher Mundart laut rufend hören ließ: Fahrt doch fort, ihr Mädchen! Singt noch was Lustiges! Wem spielt ihr denn auf? und wenn ihr Nachtigallen seid, wen lockt ihr? —

Die Sängerinnen mochten nach meinem Pavillon gewinkt haben; denn mit den Worten: „So? Ist Jemand da?" blickte sie herein. Sie, die ich aufspringend mit der unüberlegten Frage begrüßte: Ha, mein Gott, Sie? Suchen Sie etwa die Sixtinische Madonna hier?

Laut lachend, und mit anmuthiger Unbefangenheit in die andre Ecke meines Sopha sinkend, versetzte sie: Wahrhaftig, Sie haben es auch bemerkt! Wie vielmal trafen wir uns vor dem Bilde?

O wenigstens sechsmal!

So? Also fünfmal in aller Unschuld; denn das sechste Mal, gestehe ich Ihnen, kam ich bloß, um zu sehen, ob auch Sie zum sechsten Mal kämen.

Ich muß Ihnen sagen, wie es zuging, erzählte ich. Beim Eintritt in die Dresdener Gallerie erblickte ich nur den Menschen, der mir das Buch zum Einschreiben meines Namens vorlegte. Nun schwankte ich, ob ich mich rechts oder links in die Säle wenden solle, um vor Allem zur Sixtinischen Madonna zu kommen. Ihr galt meine heutige Wallfahrt. Ich wende mich um, und da hangt das göttliche Bild dicht vor mir an der Wand. Ich schrecke ordent-

lich zusammen. So bleibe ich nun den Eintretenden lange genug im Wege stehen, und muß mich endlich zwingen, weiter in die Säle vorzuschreiten. Da ist denn nun ein erstaunlicher Reichthum über und neben einander ausgebreitet. Es wird mir schwindlich zu Muth. Wie soll ich das Alles bewältigen, oder wo das Ansprechendste heraus finden? Dazwischen sehe ich auch nach den Frauen, die in den Fensternischen copiren, nach den Herrn, die auf hohen Gerüsten nachmalen. Aber ich kann kein Bild aus der Unzahl recht in's Auge und Herz fassen; immer zieht es mich wieder nach dem Eingangsälchen vor meine Madonna; ich bilde mir ein, die vom Glanze der Himmelskönigin links abgewendete heilige Barbara sehe sich nach mir um. Und jedesmal finde ich auch Sie wieder da. Hatte es Ihnen etwa der alte Papst Sixtus angethan, wie mir die schöne Barbara?

Lachend versicherte die Fremde, es sei ihr auf's Haar eben so gegangen. Also sechsmal, rief sie aus, und doch verstehe ich das Bild eigentlich nicht.

Mir kam es zuerst wie eine himmlisch wunderbare Pflanze vor, erklärte ich. Zu unterst sitzen die zwei Keimblättchen von Engeln; denn die Menschheit erwächst aus Engeln. Höher hangen die beiden schon entfalteten Blätter Sixtus und Barbara, jener aufwärts, diese abwärts gerollt. Endlich bleibt unser Blick an der obersten Blume gefesselt, an der Jungfrau mit dem Kinde. Hier ist das Göttliche auf unbegreifliche Weise aus dem Menschlichen erglüht, wie sich auch die feuerrothe, die himmelblaue Blüthe aus grünem Stengel geheimnißvoll entfaltet. Ueber dem aufblickenden Sixtus schwebt Maria, die durch Gnade erhobene; über der niederblickenden Barbara das göttliche Kind, das ja zur

Menschheit niedergestiegen ist. Die Augen dieses Kindes, durch die man in die Ewigkeit hinein schaut, verschlingen unsere Seele: wir wissen nicht, in welche Schauer der Erlösung, in welche Ahnungen einer nahen Seligkeit wir untersinken, bis wir endlich wieder aus den Augen der Mutter mit dem Gefühle der gläubigsten Ergebung und einer unbegriffnen Begnadigung auftauchen.

Das haben Sie sich so geträumt, versetzte die Fremde, was aber hat der Mahler bei dem Bilde gedacht? Der gemahlte Vorhang ist ja aus einander gezogen, da kann wol kein Geheimniß sein!

Das sagen Ihnen die Gelehrten, meine schöne Reisegefährtin, versetzte ich. Wir Andern erlauben uns unsere eignen Gedanken. Die Hand des Genius stößt nur irgend einer menschlichen Situation den Boden ein, mit welchem sie auf der Unendlichkeit ruht. Und was da ein Jeder schöpft, ist seine Wahrheit und Erkenntniß. — Jetzt aber lassen Sie Ihren Braten nicht kalt werden!

So waren wir im traulichsten Gespräch, ohne einander zu kennen, denn in der Gallerie hatten wir kein Wort gewechselt. Sie war ein anziehendes Wesen, Frau oder Mädchen, schlank gewachsen mit jener Weiße der Haut, die sich bei röthlichen Haaren findet, und die in blauen Augen und fast durchsichtigen Zähnen widerscheint. Sie ging in phantastischem Reisegewand hoch aufgeschürzt, und die grauen Ueberstrümpfe schlossen um die niedlichsten Knöchel und über den schmalsten Fuß. Von Dresden aus über Pirna und Königstein gefahren, war sie eben in Lohmen zu Wagen angekommen, um mit dem alten Führer, den sie bei sich hatte, einige Partien zu Fuße zu machen. Wir kamen überein, die

Bastei zu besteigen, und brachen auf, als eben eine gemischte Gesellschaft den Garten betrat. Lachende Scherzworte, die ich im Vorübergehen erhaschte, schienen auf den Unbekannten gemünzt, der mich an der Wesenitzbrücke verlassen hatte. Er schien also in der Nähe zu sein, und ich eilte, ehe er sich uns vielleicht anhäkeln möchte. —

Wir folgen unsern Führern über eine wohlangebaute Ebene, — vor uns in der Ferne die Hochburkersdorfer Linde, seitwärts die Höhen um den Borsberg, und im Rücken das Erzgebirg in dämmeriger Weite. In einer halben Stunde sind wir am Dorf Ottowalde, und steigen 140 Stufen in die Schlucht hinab.

Wir hatten auf die schmalen, oft wankenden Trittsteine zu achten, und empfingen daher unten beim ersten freien Umblick den unzerstückten Eindruck dieser imposanten Felswände. Meine Gefährtin setzte sich auf ein vorspringendes, mit feinem Gras umwachsenes Felsstück nieder, überwältigt von den, über hundert Fuß hohen, wie gepanzert gegen einander stehenden Felsen. Dieß ist im Allgemeinen der Charakter der Ottowalder Schlucht; dennoch wird das schweifende Auge des Wanderers unaufhörlich durch wechselnde Einzelheiten beschäftigt; wie nämlich diese ungeheuern Massen, auf das Mannichfachste zerklüftet, da und dort überhangen, oder schroff hervortreten, auf dem Scheitel mit mächtigen Buchen, in der Spalte mit schlanken Fichten, tiefer herab mit Strauchwerk und Farrenkraut, und wo sie kahl sind, mit schwefelgelben Flechten bewachsen. Am Fuße der in Reihe und Glied stehenden Felsen wachsen blühende Stauden; langhaariges Gras legt sich über die nackten Zehen dieser steinernen Riesen. Zwischen denselben, wie das versöhnende Gebet

eines Einsiedlers, murmelt ein Bach, und liebkost die Felsblöcke, die hier und dort abgestürzt, ihm und dem Wanderer den Weg sperren. Man möchte sie für die Helme oder für die Nasen und Arme dieser starren Kämpen halten, die an stürmischen Tagen, wenn Nebel oder Wolkenbruch sich zwischen sie herab senkt, blind gegen einander losschlagen und sich zerstücken. Heut aber stehen sie ruhig mit kühlen Füßen am Bach, und strecken stolz Helm und Federbusch, die von der Sonne vergoldet sind, in den blauen Himmel empor.

Nicht wahr, diese Felsen wissen sich in Respect zu setzen? fragte ich meine stumme und blaß da sitzende Gefährtin.

Ich weiß nicht, habe ich einmal von diesem wilden Grunde geträumt, oder ist er nur das Abbild eines frühern Seelenzustandes, einer peinigenden Lebenslage, die ich durchgemacht, antwortete sie sehr ernsthaft. Wenigstens fällt mir lebhaft genug die Pein meines Metzer Pensionats ein. —

Sind Sie in Metz erzogen? —

Ich war wenigstens Jahr und Tag in einem dortigen Convent der Damen des heiligen Herzens.

Sie schwieg ein Weilchen, hieß dann die Führer vorausgehen, und reichte mir zum Aufbruch die Hand. Emancipire sich Eine! lächelte sie. Ihr Männer geht so allein durch die Welt, und ärgert euch, daß die Polizei fragen darf, wer ihr seid. Uns Frauen fällt es jetzt erst ein, selbständig zu reisen; vielleicht gerade darum, daß doch hier und dort auch einmal von Amtswegen nach uns gefragt werde. Sie, mein werther Gefährte, haben mich auch noch keinen Augenblick darauf angesehen, daß ich so allein reise. Ihre

Anerkennung meiner Selbständigkeit freut mich. Sie lassen gewiß auch unsere Emancipation gelten. Dennoch kann ich mich noch nicht recht hinein schicken, ungekannt mit einem Unbekannten zu Fuß zu reisen. Vielleicht, wenn ich den Männeranzug dort aus meinem Reisesack anhätte —! So lassen Sie uns denn ein wenig bekannter werden! — Ja, ich war in Metz vor einigen Jahren. Ich bin aus Münster gebürtig, und als mein Vater gestorben war, hielt meine Stiefmutter für gut, daß ich in einem Nonnenconvente zu Metz das Französische recht „los bekäme." Eigentlich war ich ihr zu ausgelassen, und ärgerte gern die heimlichen Mönche, die aus der Schweiz, aus Belgien und wer weiß woher noch, fleißig genug bei uns einsprachen. Für die Ausgelassenheit war mir nun freilich in Metz gethan! Denken Sie sich ein weitläuftiges Gebäude ganz entlegen aus dem belebten Theile der Stadt. Und nicht einmal in diese todte Straße konnten wir sehen; die Fenster waren vermauert, wie in einem Gefängnisse. Unsere Wohnungen sahen in den Garten; doch durften wir uns in diesem nicht bis an die hohe Gartenmauer wagen, weil hinter derselben die Kaserne der Genie-Offiziere liegt, aus der man uns hätte zurufen können. Jede Stunde war streng gemessen, dem Lernen und Beten zugetheilt. Plaudern in der Zwischenzeit ist verboten, blinde Unterwerfung das höchste Verdienst. Wer sich darin auszeichnet, wird Ange, und erhält das Bild eines Engels mit einem blauen Band um den Hals. Auf einer zweiten Stufe der Auszeichnung wird man enfant de Marie, indem man ein Marienbild am blauen Bändchen tragen darf. Leistet man nun in Frömmigkeit und Gehorsam noch mehr, so wird es mit einem

breiten blauen Bande ausgezeichnet, das man quer über die Schulter trägt. Mit solchem ruban tritt man auf die unterste Stufe der Klosterhierarchie; man erhält ein Amt. Denn keine zwei Pensionärinnen dürfen selbst in den Erholungsstunden oder im Garten wandelnd zusammen plaudern, ohne daß ein ruban in ihrem Geleite sei. Freilich haben junge Französinnen weniger Bedürfniß, gemüthlich zusammen zu plaudern, als vielmehr einen angebornen Trieb zur Intrigue. Daher jene seltsamen Erziehungsprinzipien. Eine Lehrerin tändelte eines Abends mit einigen Pensionärinnen, jungen Mädchen, die sich munter und herzlich an sie schmiegten. Des andern Tages wurde sie vor die Oberin beschieden, und unter scharfen Verweisen mit einer Versetzung in einen andern Convent bedroht, sobald ein solches Aergerniß noch einmal vorkommen würde. — Wir schliefen in großen Sälen unter Wache der Lehrerinnen. Die Betten waren durch hohe Zwischenwände gegen einander abgesperrt, wie in einem Pferdestall die einzelnen Stände. Durch das Zusammenklappen eines hölzernen Buches wurden wir zu allen Pflichten des Tages aufgeboten, — zum Aufstehen und Ankleiden, zum Kirchengang und Frühstück, zu den Lern- und Eßstunden, zum Spiel im Garten und zum Abendgebet. Jede Bewegung des Lebens geschah nach dieser hölzernen Mahnung. An Festtagen hatten sich die Lernstunden in Betstunden, das Sitzen in Knien verwandelt. Weltliche Menschen kriegten wir nur Donnerstags nach Mittag zu sehen, wo Freundinnen des Klosters und Verwandte einheimischer Pensionärinnen zu Besuch kamen. Man versammelte sich im Salon. Wir saßen steif, und wurden bei jeder Annäherung einer Besuchenden scharf

bewacht, damit wir kein Brieſchen erhielten oder abgäben. —

Je traulicher meine Gefährtin ſprach und ich zuhörte, deſto mehr wetteiſerten die Führer, uns auf die Felsumgebung aufmerkſam zu machen. Dort waren verſteckte Höhlen zu ſehen, worin die Bewohner der Umgegend während der Kriegszeit ihre geflüchtete Habe geborgen hatten; hier war ein nächtlich verirrter Wanderer, einem Lichtſchimmer aus dem jenſeitigen Orte Wehlen zueilend, vom hohen buſchigen Felſen herab in die Schlucht geſtürzt. — Nun drängen ſich die feindlichen Wände eng zuſammen; zwiſchen ihnen ſind abgeſtürzte Felsblöcke hangen geblieben. So bilden die handgemein gewordenen Felſen drei Durchgänge eines langen, niedrigen Thores, unter dem wir, von unſerer Phantaſie beängſtigt, hindurch eilen. Jetzt nöthigen uns die Führer gar, unter ſchweren Felſen hin zu einer Höhle zu kriechen. Halb aufgerichtet ſehen wir da durch zuſammenſtoßende Felſen einen hohen Schornſtein gebildet, und mitten aus dem tiefherabhangenden Stein fällt wie durch Zauberkraft ein Waſſertropfen um den andern. Das iſt die Teufelsküche — mit Recht ſo genannt. Wir eilen aber gebückt hinaus, um keine Teufelsbraten zu werden.

Die Schlucht iſt lang, und hier, wo ſie ſich wendet, an dunkler kahler Felswand, bietet ſich unvermuthet eine kleine Wirthſchaft an. Der Fels hat einen Keller für Getränke, eine Höhlung für des Wirthes Bett. Aber „die Wand iſt noch zu kalt und feucht,“ ſagt das kleine Schenkmädchen; „wir ſind noch nicht eingezogen.“ — Tiſche und Bänke aus einfachen Brettern für Gäſte und niedliche Schächtelchen, mit Felsmoos, Steinchen und Schneckchen

gefüllt, stehen zum Verkaufe da. — Doch, unruhig wie wir sind, eilen wir weiter; die Schlucht theilt sich, und wir wenden uns links hinauf. — „Die Hölle," rufen uns die Führer den Namen dieser grausen Stätte zu. —

Wie sollte ich nun aus meiner Klosterhölle kommen? fuhr die Erzählerin fort. Ich versah es täglich und in allen Stücken, im Beten durch Zuwenig, im Plaudern durch Zuviel. . Ein enfant de Marie zu werden, war keine Hoffnung da, ja nicht einmal einen Engel an den Hals zu bekommen. Dabei verdroß mich noch Manches, z. B. die geheimnißvollen Anstalten, wenn man einmal mehr als Gesicht und Hände waschen wollte, ferner die ewige Andacht zu Heinrich dem Fünften und die über Louis Philippe ausgegoßnen Bitterkeiten. Ich beschwor meine Stiefmutter, mich zurück zu nehmen. Allein Alles, was ich zu meiner Rechtfertigung schrieb, wurde immer erst im Convent gelesen und erhitzte die Dames du sacré coeur. Sie begleiteten meine Briefe mit ihren Beschuldigungen, und so fand meine Mutter die strenge Zucht heilsam, unter der ich seufzete. Mußte ich mir da nicht endlich selber helfen?

Das Thal stieg jetzt leichter auf; die hohen Bäume kamen tiefer herab; Gras und Kräuter streckten sich ihnen entgegen; die Felsen versteckten sich hinter Wald; die Sonne schien bis zu unsern Füßen herein, die Vögel flatterten.

Wir hatten einen Geistlichen, Jaquemot, der uns in der Klosterkirche die tägliche Messe las, unsere Beichte hörte und die Kommunion spendete. Jünger und hübscher war Père Martin, der aber nur zuweilen bei uns predigte. Wir wußten, daß er Jesuit war, ohne daß darüber gesprochen wurde. In diesen stellte ich mich nun verliebt. Ich schrieb seinen Na-

men auf alle cahiers und in den Sand des Gartens. Ich nannte verstohlen seinen Namen und seufzete dabei. Ich war zerstreut, und wenn man mich anredete, fuhr ich auf und rief: Père Martin? Nicht lange, so ward ich vor die Oberin beschieden und auf Geständniß angegangen. Ich bekannte nichts und läugnete nichts. Erst erhielt ich Ermahnungen, und da sich mein Zustand nicht besserte, folgten Pönitenzen. Ich wurde in die Kapelle gesperrt, man ordnete Betstunden an, und zuletzt ward der Beichtvater Jaquemot in's Geheimniß gezogen. Aus Klugheit verschwieg man ihm aber den Namen des Geistlichen, in den ich verliebt sei. Der gute Jaquemot nahm nun seine Ermahnungsstündchen mit mir vor, und unterließ nicht, vor allem auf den Namen des Geistlichen zu examiniren. Wie er dabei schmunzelte und liebäugelte, merkte ich gleich, welchen Namen er zu vernehmen hoffte. Mein verlegnes Schweigen mochte er sich günstig genug auslegen; er suchte die Dames du sacré coeur meinetwegen zu beruhigen, und kam seinetwegen so oft, daß es mich in Verzweiflung setzte. Beides ging gegen meine Berechnung. Ich mußte der Sache ein Ende machen, und sagte daher eines Nachmittags, als er mir wieder zusetzte, ihm den Namen zu nennen: Verlangen Sie das nicht, frommer Vater! Ich werde diesen Namen in meinem Herzen begraben. Das Einzige, was ich Ihnen zur Beruhigung sagen könnte —. Nun, Mademoiselle? rief er, während ich einhielt, um mich an seiner fast athemlosen Erwartung zu ergetzen — wäre, daß Sie es nicht sind, versetzte ich lächelnd; worauf er, alle Fassung verlierend, entrüstet wegging. — Das half. Jaquemot war so beschämt und erbittert, daß er Alles that, mich wegzuschaffen. Die

Damen bestanden auf meiner Entfernung, und ich wurde abgeholt. — Sie werden an Elise von Graberg denken! lachte sie.

Lachend hatten wir den Grund verlassen, und befanden uns auf einer waldigen, aufsteigenden Ebene. Die Führer lockten uns in die Gebüsche, um uns in den felsenzackigen Hirschgrund und in die Vogeltelle hinabblicken zu lassen, die einem tiefen See versteinerter Wellen gleicht. Erst hatten wir unter überragenden Felsen gebangt, nun ergriff uns ein unterschlächtiges Grausen.

Der Wald lichtete sich. Links lagen die Gebäulichkeiten, wo die Fuhrleute ausspannen. Es ging nun steiler empor, bis an das Gasthaus und die wirthschaftlichen Anlagen. Eine tiefe, ferne Gegend taucht von weitem auf. Wir eilen aus dem Buschwerk auf das schmale, mit einem brusthohen Eisengeländer umschützte Felshorn hinaus, und schweben nun schwindelnd 600 Fuß hoch über der unter uns hinziehenden Elbe, staunend über eine wunderbare, durchsonnte Landschaft. — —

Lange irrt unser träumender Blick unstät hin und her, bis er nun betrachtend von einem zum andern Punkte schweift. Links reiht sich die Felsenhöhe der Bastei an eine etwas tiefere Wand, zu der eine schwebende Brücke trägt. Hier stand vormals eine unzugängliche Raubburg und beherrschte die Elbe, die sich heute noch in altem Schreck vom Fuße dieser Felsen abkrümmt. Hinter dieser Wand steigen die großen Gansfelsen hinauf nach dem Dorfe Rathen, und lenken nordöstlich, wo die wilden Felsenwarten des Hohnsteiner Forstes mit dem Schloß, und die Berge bei Neustadt

sich am Horizont verlieren. Vor uns etwas links, als fernster Höhepunkt, zeigt sich der böhmische Rosenberg, weiter rechts führen der Schneeberg und Sattelberg aus Böhmen nach dem sächsischen Erzgebirg hinüber, dessen Höhen am dunstigen Horizont verdampfen. Von Böhmen herein, rechts und links vertheilt, rücken immer näher und füllen den Mittelgrund der vor uns ausgebreiteten Landschaft — die Winterberge, die Kaiserkrone, der Zirkelstein, die Kuppelberge, die Korischfelsen, der Papststein und Pfaffenstein. Noch näher und jäh aus dem flachen Boden steigt der Lilienstein und die Festung Königstein. Tiefer herab und an die beiden Krümmungen der Elbe treten die Rauensteine und die Bärensteine. — Idyllischer nimmt sich unmittelbar unter uns die Landschaft aus. Jäh hinab vom Knie des Felsen, auf dessen Nase wir hocken, wälzen Zwerggestalten von Menschen Steine nach dem Ufer der Elbe; Boote halten am Gestad und Menschenstimmen kommen matt herauf. Eine Gondel schwebt den Strom herab, bunte Tücher winken herauf, und wir grüßen mit geschwenkten Tüchern. Am Strome hin liegen einzelne Häuser, ein Gärtchen ist auf freiem Felsen angelegt, und wird auf einer Treppe bestiegen. Leinen ist zur Bleiche ausgespannt. Jenseits des Stromes ziehen Saatfelder längs dem Ufer hin, und nicken wogend der wogenden Nachbarin Elbe zu. Wechselnd schimmert das Grün der verschiednen Beete bis zum Walde hinauf, in welchem versteckt wir ein Häuschen liegen sehen zur Zuflucht bei Ueberschwemmungen der jetzt lachenden Gewässer erbaut. —

Inzwischen beginnt Musik und Gesang unter den Bäumen vor dem Wirthshause; wir sitzen mit dem Rücken an

das Eisengeländer lehnend und lassen unsere Gedanken lustig schwärmen, wie die Mückchen in der Abendsonne, bis die verschiednen Reisenden sich in das Buschwerk an die Wirthstische verlieren.

Also Elise von Graberg! sagte ich mehr ausrufend, als fragend. —

Ja, lächelte sie. Und jetzt heiße ich Elise von Spahl. Meiner Stiefmutter war es ganz recht, daß ich mich in einen Jesuiten verliebt hatte; denn sie dachte nun dieser Empfänglichkeit meines jungen Herzens einen Mann unterzuschieben, der zu ihren frommen Versammlungen und, wie ich jetzt glaube, zur römischen Propaganda gehörte. Er sollte mit mir mein Vermögen theilen, und mich seines eifrigen Glaubens theilhaftig machen. Sobald wir nun getraut waren, fand ich auch einen Philosophen an ihm, und zwar einen, dem nichts zu gering ist, um es nicht unmittelbar an die Schöpfung und an die Erlösung anzuknüpfen. —

Mein Gott! rief ich aus, ist der Ihr Gemahl?

Kennen Sie ihn? —

Ich habe heut am Borsberg neben ihm gefrühstückt. Er ist in diesen Bergen. —

Elise erhob sich und ward unruhig. Irren Sie auch nicht? fragte sie, und ich beschrieb den Mann. Es blieb kein Zweifel. Sie selbst rief endlich lachend: Nun ja, es ist mein Gemahl! — Ich fragte, ob sie etwa geschieden seien. — Sie verneinte, und setzte nach einigem Bedenken hinzu: Wir waren ein Jahr lang in ewigem Wortwechsel. Hanns Guido, mein Gemahl, gerieth immer starrer und tiefer in die Schöpfung und in die Erlösung hinein; so daß

ich zuletzt zu ihm sagte: Laß uns theilen, werther Freund! Nimm die Hälfte meiner Renten und laß mir die Hälfte deiner Weisheit. Du bist der ältere, behalte also die Schöpfung, und laß mir die Erlösung! — Hiermit ließ ich es gut sein, und ging mit meiner Kammerfrau auf Reisen. Seitdem habe ich nichts von ihm gehört; denn ich habe meinem Geschäftsführer verboten, mir von ihm zu schreiben, und die Verwandten zürnen und schweigen. Gestern verrenkte sich meine gute Beate den Fuß, und so trat ich heut allein diese Bergpartie an. Für irgend einen Nothfall habe ich einen Mannesanzug bei mir. Was bleibt einer Frau an meinem Platze übrig, als sich zu emancipiren?

Sie gehen in allen Stücken sehr entschieden zu Werk! bemerkte ich ihr. — Sie sah mich stutzig an, und fragte: Haben Sie den Felsen untersucht auf dem wir hier stehen?

Ich verneinte, und verstand sie nicht. Sie fuhr lebhaft fort: Eben so plötzlich, als wir aus dem feuchten, ängstlichen Ottowalder Grunde hier auf dieses Felshorn herauf gelangt sind, war ich aus dem Metzer Pensionat in den Salon meiner Stiefmutter versetzt worden. Die Aussicht in die Welt war so herrlich, wie sie nur immer hier unter uns liegt, und die offenen Arme des Herrn v. Spahl nahmen sich so sicher aus, wie uns hier das Eisengeländer schützt. Ich war damals siebenzehn Jahre alt. Sie sind wol ein Vierziger. Ich hatte noch keine unglückliche Ehe beobachtet, während Sie drunten so viel abgestürzte Felsnasen gesehen haben. Dennoch treten Sie hier heraus, ohne zu prüfen, ob wir auch sicher stehen, und wollen doch mir vorrücken, ich handle zu rasch, soll heißen — unbesonnen. O Sie —! Wie heißen Sie denn?

Ich heiße Koenig.

Was? H. Koenig? — der da — nun, wie heißt das — Dings geschrieben hat? Es hat mir sehr viel Spaß gemacht. Nun, das freut mich. Jetzt nehme ich auch eine Tasse Kaffee von Ihnen an und ein Stück Kuchen.

Wie ich ihr den Arm bot, sie nach dem Wirthshause zu führen, stand der Fremde, stand Herr v. Spahl vor uns. — Man denke sich die Ueberraschung! Ich selber war Elisens wegen betroffen. Sie schien fast weniger über die unerwartete Begegnung, als über das Aussehen ihres Mannes betreten. Wenigstens musterten ihn ihre Augen mit dem Ausdrucke des Befremdens. Beide rückten sich nach der ersten Begrüßung mit leisen Vorwürfen und Anzüglichkeiten näher. — All' unsere Zerwürfnisse, sagte er, rühren von deiner mißverstandnen Freiheitsliebe her. Die Freiheit ist ohnehin, was man sonst die Erbsünde genannt hat. Aber hat denn nicht Gott selbst gleich bei der Schöpfung die Frau dem Manne untergeben? Und welche Freiheit wollt ihr noch mehr, als die euch durch die Erlösung zu Theil geworden ist, seit der ihr nicht mehr Sklavinnen, sondern Genossinnen, Gefährtinnen des Mannes seid?

Am Ende liefen alle Erklärungen des Herrn v. Spahl darauf hinaus, daß Elise mit ihm zurückkehren sollte, und daß sie sich versöhnen wollten. Wir fahren gleich fort, sagte er: drunten hält eine Retourchaise.

Sie lehnte das entschieden ab; worüber der Gemahl sich so sehr ereiferte, daß er die Aufmerksamkeit der Umherwandelnden erregte. Stehen Sie mir bei! wendete er sich an mich. Sie sind ein Mann, der mich versteht. Sie

haben wahrscheinlich meine Frau hier eben getroffen, und kennen sie noch nicht. Sie ist eine Närrin und hat die fixe Idee, sich zu emancipiren, ihren Ehemann los zu werden. Sie ist von der allgemeinen Tollheit angesteckt. — In der That war aber Elise so wenig emancipirt, daß sie über die Neubegierde der Umstehenden in sichtbare Verlegenheit gerieth. — Es sei denn, lieber Guido, sagte sie. Wenn der Herr uns bis Schandau begleiten will —! Sie sah mich an, und fuhr dann fort: Ich wünsche einen Zeugen unserer neuen Uebereinkunft, einen Mittler unseres Verständnisses. Und Sie kennen ja den Herrn!

Herr v. Spahl ließ sich den Vorschlag gefallen, und wir gingen nun dem Wirthshause zu, weil Elise sich ein wenig umzukleiden verlangte. An der Thüre nahm sie ihrem Führer den Reisesack ab, übergab ihn einem Kellner, und ließ sich ein Zimmer anweisen. Den Führer schickte sie hinab nach der Ausspann, um den Rückwagen in Beschlag zu nehmen und dort zu warten. — Herr v. Spahl blieb indeß nicht ohne Mißtrauen: er stellte sich der Treppe gegenüber, die nun seine Gemahlin rasch hinauf gegangen war. Fremde und Kellner liefen auf und ab. Bald kam auch ein zierlicher junger Mensch die Treppe herunter, der ein buntes Tuch über Nase und Mund hielt. — Hinter Spahls Rücken drückte er mir ein Kärtchen in die Hand; ich las verstohlen die Worte: „Morgen Mittag in Schandau." Nicht lange darauf übergab ein Kellner dem Herrn v. Spahl ein ähnliches Kärtchen mit der Inschrift: Elise p. p. c. — Was? rief er, wo ist die Dame, die ihm das gegeben?

An der Ausspann; sie fährt eben ab.

Wie ist das möglich! rief Herr v. Spahl, und eilte

den Berg hinab; ich folgte, um etwaniges Schlimme zu verhüten. Wie ich sie aber aus dem schon dahinrollenden Wagen von Weitem mit geschwungnem Tuche grüßen sah, eilte ich zurück, um dem gereizten Gemahl aus dem Wege zu sein. — Ich ließ mich von meinem Führer durch das ganze wilde Gebiet der ehemaligen Raubburg schleppen; wir kletterten von einer Felsenzacke zur andern, und krochen durch Höhlen und Winkel, um in irgend einen grausenhaft benamsten Abgrund zu blicken; bis die schöne Landschaft sich der bunten Tagesgewänder entkleidete, um das silbergrauseidenschimmernde Nachtkleid des Mondlichtes anzulegen. —

Inzwischen waren die Fremden vor der Abendkühle in den Speisesaal gezogen. Ich fand einen Platz neben einer freundlichen Dame, die mit einem ältlichen Mann und zwei Töchtern von Dresden gekommen waren, und bei Mondschein wieder zurückfahren wollten. Sie freuten sich sehr auf Berlin, wohin sie unter Wegs waren. — Es ist eine schöne Stadt, sagte ich, in weiten Stadtmauern, und zuweilen ist sie auch großartig. Wenn man z. B. an einem heitern Sonntage nach einem sanften Frühregen vom alten Schloß bis ans Brandenburger Thor geht; dann zieht das linke Trottoir entlang ein buntes Gewind von Menschen, schlanken Männern mit geistreichen Gesichtern, schönen, schüchtern einherwandelnden Frauen mit schwarzen Augen und einem sanften Anflug von Bärtchen, als Niederschlag der militärischen Atmosphäre. Dazwischen rollen die herrlichsten Equipagen, und unter den Linden brauset es von Menschen. Oder gegen Abend vor der Oper auf demselben Schauplatze, wenn die Menschen in entgegengesetzter Richtung aus dem Thiergarten durch das Brandenburger Thor hereinkommen,

und die schönen Reitpferde dazwischen an den Bäumen entlang tanzen. Auch Sonnabends Nachmittag, wenn man im Museum oben auf der Treppenbrüstung lehnend durch die mächtigen Säulen herabschaut. Unter der hohen Treppe um die kolossale Granitschale spielen die Kinder und Kindermädchen; der Stral des Springquells, vom Winde getrieben, besprüht die sandigen Kreuzwege des Gartenplatzes; links am Dome hin schwärmt das Auge nach dem altehrwürdigen Königsschlosse hinüber, durch dessen offene Thore und Hof hindurch man das Treiben der Menschen nach der Brücke und Königsstraße erblickt; rechts am Quai des Sprecarms prunkt die ziegelrothe Bauschule.

Nun verrieth es sich, daß der Mann ein Verehrer von Varnhagens Schriften war und die Dame ein Interesse für Rahel hegte. Mit einiger Befangenheit sagte sie: Ich weiß nicht, wie Sie davon denken! O, rief ich aus, ich trete von Zeit zu Zeit gern wieder an diesen Sprudel einer so seltnen weiblichen Seele. — Und da der Mann lächelte, fuhr ich fort: Briefe, Memoiren oder beide verschmolzen mag ich von so begabten Frauen gern lesen, — Alles was erlebt, empfunden, aus Geist und Herzen dringt. Dichtungen und was man eigentlich Erzeugnisse nennt, eignen allerdings nur dem Manne, jene Schriften möchte ich aber lieber Geburten nennen, die ja der Natur der Frauen nicht widersprechen. Ich lese daher nur Rahel und Bettina, wenn auch letztere nicht wiederholt.

Ei, lächelte der Fremde, es werden ja aber mit jedem Tage neue Schriftstellerinnen flügge!

Nun ja, versetzte ich, ich freue mich auch über alle diese edeln Seelen, die sich in unserer egoistisch-kalten Zeit warm

befiedern können, und wer ihre Federn etwa zu einem Fuß-
deckchen in kühlen Nächten brauchen kann, mag sie auch
rupfen. Neben so vielen edeln Frauenherzen, welche gegen
die Einflüsse einer zu materiellen Zeit Schutz suchen, mögen
auch manche dieser meist unvermählten Schriftstellerinnen
besonders empfänglich für die reifen Keime der Bildung
sein, mit welchen unsere geistige Atmosphäre übersättigt ist.
Meistens kommen aber diese Loth- und Staubperlen der
Novellen und Gedichtchen aus kranken Muscheln. Aerzte
erzählen uns von Versetzung gewisser Functionen und Stoffe
in andre nicht dazu bestimmte Organe des menschlichen
Körpers. Vielleicht giebt es ähnliche geistige Metastasen;
so daß manche Frauendichtung als Product einer Versetzung
der Mutterschaft in das Hirn angesehen werden könnte.
Auch dann muß der Menschenfreund sich über eine so heil-
same Ausscheidung des Krankheitsstoffes freuen.

Erst jetzt ward ich inne, daß die Dame bei meiner Aus-
einandersetzung sehr verlegen um ihre Töchter war, bis ihr
Gemahl mit der Frage einfiel, ob Varnhagens Persönlichkeit
so wohlthuend, wie sein Styl sei.

Für mich war sie es allerdings, gab ich zur Antwort.
Ich fand dieselben sanften, harmonischen Bewegungen, die-
selbe reine Heiterkeit, die gleiche Art des Leuchtens und
Wärmens in beiden, und beide versetzen mich in ein gleich
inniges Behagen. Die Art, wie er das Leben ansieht und
behandelt, regt mich auf, um mich in höherm Selbstbewußtsein
zu beruhigen. Varnhagen vergißt auch das Salz nicht: nur
aber um das Wohlthuende auch schmackhafter zu machen.
Wenige Schriftsteller in Deutschland sind an so bedeutsamen
Lebensstationen vorübergewallfahrtet, wie er, und noch

Wenigere haben eine so günstige Stellung eingenommen, mit dem Kopfe nämlich in der diplomatischen — mit dem Herzen in der bürgerlichen Region. Diese magnetische Lebenslinie Varnhagens, in deren Indifferenzpunkt seine literarischen Leistungen fallen, kann aber nicht bloß durch äußere Gunst, ohne innere Begabung dafür, gedacht werden. Ja ich halte diese Durchdringung und Aufhebung jener beiden Lebenspole für Varnhagens literarische Mission, und finde darin das Eigenthümliche seines Styls und seiner geselligen Persönlichkeit begründet. Ich will es — das Humane nennen, in welchem Hofleben und bürgerliches Leben neutralisirt sind. Und wie mir in den wenigen Stündchen, die ich mit Varnhagen zubrachte, so viel Wohlthuendes widerfahren ist, so finde ich hierin sein frühestes Metier, nur vergeistigt wieder, und der körperlich Kränkelnde möchte wol Manchem ein rechter Geistesarzt werden können. Nach all' diesen Betrachtungen aber mußte ich mich im Stillen freuen, die Hände, die einst mit Schwert und Feder in schwierigen Weltlagen gedient haben, noch so leicht und launig zu finden, um Bilderchen in schwarzem Papier auszuschneiden und aus bunten Papierstriemchen zierliche Bänder zu flechten.

Wir sprachen noch mancherlei über Berlin, bis die freundliche Familie zur Rückkehr nach Dresden aufbrach. Ich wünschte ihnen glückliche Reise, und suchte, müde von meinen heutigen Wanderungen, meine Stube auf, die von duftiger Waldluft erfüllt war. —

Als ich bei anbrechendem Tag erwachte, vernahm ich ein fernes, seltsames Geschrei. Ich hielt es anfangs für ein Jodeln und Jauchzen fröhlicher Waldwandler, für einen Wechselruf früher Arbeiter; doch bald errieth ich, daß es Eulen und Uhu waren, die in den nahen, unzugänglichen Felsthälern horsten. Ich öffnete der Morgenluft die Fenster. In solcher Höhe hatte ich noch nie geschlafen: ich blickte auf die nahen Gipfel der Waldbäume, die sich aus tiefer Schlucht herauf nach meinem Fenster streckten. Ich eilte hinaus, um die Sonne aufgehen zu sehen. Die Luft war kühl, der Himmel blau. Auf die Bastei hinausgetreten erblicke ich ein Nebelmeer das Elbthal entlang und über die nächsten Waldhöhen, über die Rauen- und Bärensteine hinweg bis an den Lilienstein und die Festung Königstein. Diese liegen wie am Saume des Sees, und leuchten im Stral der Morgensonne. Wie die Nebel wallen und wogen, und mit den Lichtern des Tages spielen! Die Festung Königstein, von den Nebeln berannt, versinkt bald, bald hebt sie sich wieder siegend hervor. Der Lilienstein mit seinen schroffen, wie Lilienblätter ausgezackten Felsen taucht in den leuchtenden Nebelschaum, um sich auch lilienweiß zu färben: aber dunkel schießt jedesmal wieder die kolossale Steinblume hervor. Jäh unter mir hallen aus dem Nebel die Stimmen der Elbschiffer dumpf herauf; Steine rasseln an einander, wahrscheinlich die einzunehmende Fracht. Ich fühle mich einen Gott, der über den Wolken, die schwer auf dem Tagwerke der Sterblichen lasten, sich in reinem Lichte freut. Da schlägt hinter mir der Kukuk aus dem nahen Felswald eine lange Reihe seiner Waldgrüße, und flugs bin ich wieder ein Sterblicher, der abergläubig die ihm geweissagten

Jahre zählt. — Höher empor und dunkler wallet das Nebelmeer; hier und dort bersten seine Wogen, und wie durch einen Trichter erblickt man ein Stück Saatfeld oder einen Streif der Elbe. Bald flüchten sich in die engen Schluchten hinein die Nebel und bergen sich vor der aufsteigenden Sonne. —

Der Führer hat sich indeß eingestellt, der verschlafne Wirth bereitet das Frühstück, und wir steigen nun frisch und fröhlich nach Rathewalde hinab. Wir gehen den Amselgrund vorüber, weil er mit Nebel erfüllt ist. Ueber die thaufunkelnde Hochebene, nicht weit von der Hohburkersdorfer Linde vorüber, gelangen wir bald zum Hockstein, der sich mit zwei dünnbewachsenen, breiten Gipfeln aus einer Waldhöhe steil empor hebt. Nach mühsamem Steigen kömmt man auf einer künstlichen Treppe zum niedern Gipfel, und schreitet dann über eine hochschwebende Brücke zur höhern, hundert Schritte langen Kuppe. Wir ruhen auf einem kanapeeartigen Felsensitze, unter welchem 380 Fuß tief der Polenzbach zwischen wildbewachsenen Felsen rauscht. Auf der andern Seite dieser engen Schlucht liegt Hohnstein, das Städtchen mit einem Felsenschloß. So sitzen wir auf alten Sagen, und vor uns liegen alte Hofgeschichten. Dort im Seitenbau am Thurm saß die Gräfin Kosel, die Geliebte Königs Friedrich August, in Haft, — erzählt mein Führer, — von dort feuerte sie ein Pistol auf den König, entfloh später nach Holland und ward eine Jüdin. Aber die Geschichte dieser leidenschaftlichen Frau, die sich so kühn emancipirte, ist im Munde des Volkes sehr entstellt worden.

Friedrich August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, war einst von Warschau nach Dresden gekommen,

und brachte einen lustigen Abend unter männlichen Gästen zu. Sein Lieblingsthema von Frauengunst und Liebesabenteuern ward verhandelt. Der Minister v. Hoym rühmte, wahrscheinlich in Ermangelung lustiger Erlebnisse, die Reize und den Geist seiner Frau, die er bisher aus Eifersucht auf einem Landsitze gehalten hatte. Er bedachte nicht, wie gefährlich so etwas bei Friedrich August war, der zur Betrübniß seiner schönen und anmuthigen Gemahlin, ungesättigt durch seine vorehlichen Liebeshändel in Spanien und Italien, immer noch verschwenderische Buhlschaften wechselte. Der König und der Fürst von Fürstenberg spielten die Zweifler gegen den Minister, und trieben den Halbberauschten zu einer Wette von tausend Dukaten, daß seine Frau am Hofe so schön und geistreich würde gefunden werden, als er sie beschrieben. Frau von Hoym wird an den Hof gebracht, der König verliebt sich in sie, Fürstenberg bezahlt die verlornen tausend Dukaten, und erhält vom Könige 10,000 Stück zur Entschädigung. Nun wirbt bei verschwenderischen Festen mit allem Zauber der Galanterie König August um die Gunst einer Frau, die schön von Gesicht und Gestalt, aber weniger angenehm als lebhaft ist. Nach langem Widerstand unterhandelt Frau v. Hoym über die Bedingnisse, unter denen sie sich ergeben will: der Monarch soll ihre Ehe mit dem Minister auflösen, seine bisherige Mätresse verstoßen, ein Heirathsgelöbniß für den Fall des Ablebens der Königin an die neue Geliebte ausstellen, ihr 100,000 Thlr. Jahrsgehalt aussetzen und die etwanigen Kinder als Prinzen anerkennen. — Sobald die Uebereinkunft getroffen ist, kündigt sie selbst ihrem Gemahl die Ehe auf, und — entbindet ihn seines Eides. Alle Vorstellun-

gen und Vorwürfe des guten Ministers, der nun noch die Wette verliert, finden keinen Eingang. Die aus der Ehe Getretne nennt sich Gräfin Kosel, wird Reichsgräfin und erhält einen Zauberpalast mit besondern Zimmern für jede Jahreszeit. — Die Gräfin weiß einen so wankelmüthigen König zu fesseln, indem sie ihn mit Eifersucht beschäftigt, und ihren Eigennutz mit einem gewissen Stolze übergoldet. Sie entfernte, wer ihr verhaßt ward, und selbst Grafen und Fürsten, wenn sie sich halten wollten, mußten ihr huldigen. Sie verfügte über Gnaden und Ehrenstellen, und sah daher hübsche Männer, die solche suchten, zu ihren Füßen. Neun Jahre behauptete sie sich in des Königs Gunst und hielt Polen und Sachsen unter ihren Launen. Obschon die Gräfin, als sie einst eine neue Neigung des Königs zur Tochter eines französischen Weinhändlers in Warschau merkte, ihn mit einem Pistol zu erschießen drohte, falls sie das Loos der frühern Mätressen theilen müsse: so blieb ihr dieß Letztere doch nicht aus. Ihre Feinde waren verschworen, sie zu entfernen, und fädelten daher den König in eine Leidenschaft zur Frau von Denhoff, einer geistlosen Schönheit, die dem König keine Intriguen machte, aber ihn zu Gunsten einer bettelhaften Familie mehr als jede andere Geliebte kostete. Frau v. Kosel ward nach Pillnitz gebracht, um in dem Venustempel zur Erkenntniß zu kommen, und ihre süßen Erinnerungen zu opfern. Sie sollte des Königs Eheversprechen herausgeben, entfloh nach Berlin und, da sie hier keine Gunst fand, nach Halle, ward auf Augusts Verlangen ausgeliefert, abermal nach Pillnitz und zuletzt auf ein Gut des Grafen v. Friese, ihres nachmaligen Tochtermanns, gebracht. Hier wohnt sie zurückgezogen, aber frei,

und das Geschick gewährt ihr die Gunst, — alle ihre Verfolger und das Glück ihrer Nebenbuhlerinnen zu überleben. —

Wir betraten jetzt das Sagengebiet dieser Felsen. Indem wir nämlich in eine im Gestrüpp verborgne Telle des Gesteins hinabsprangen, standen wir vor einer muschelförmig gespaltnen Felsenwand, und traten durch die Oeffnung in einen Schlund, in welchem man bald auf eingehauenen Trittchen, bald auf Sprossen einer Leiter, bald auf quergelegten Holzstückchen, indem man nach vorn und seitwärts sich an die Felsen lehnt, tief und tiefer hinab steigt, bis man zuletzt durch eine horizontale Erweiterung des Felsendarms aus dem Gestein heraus in's Freie tritt. Man glaubt, es sei ein Hain der Unterwelt, in welchem man sich jetzt befindet, und der von bewachsnen Felshöhen umfaßt mit lichtem Gehölz nach einer neuen offenen Schlucht hinab hängt. Hier sind wir nun in Samiels Reich gestiegen. Hier ist nämlich das Revier des fabelhaften Freischützen, und wir sind in aller Unschuld durch die Wolfschlucht gedrungen. Ueber diese Felszacken und hohen Baumwipfel, die jetzt so heimlich in der Morgensonne glänzen, fährt Nachts das brausende wilde Heer. — Einst war das Revier von überhandnehmenden Wölfen bewohnt. Sie zu vertilgen zogen tägliche Jagden aus; überall fand man die Fährte der Wölfe, nur nirgends einen Wolf, bis man endlich wahrnahm, daß diese Wildfänge sich in der Höhle versteckten, durch welche wir nun wieder emporsteigen, und die damals noch mit einem, jetzt zum Aus- und Einsteigen behauenen Felsenstücke verdeckt war.

Bald schreiten wir nun auf der Landstraße nach Schan-

dau. Es ist ein annuthiger Gang. Die Berge wechseln ihre Stellung zu einander, und unvermuthet bietet sich rechts oder links eine schöne Thalsicht. Zuweilen lockt der Führer in ein Gebüsch, um mir eine heimliche Felsenlaune oder eine wunderliche Schlucht zu verrathen. Dann und wann steigen vor uns die böhmischen Berge auf. Die Sonne ist heiter; Luft und Gefild gar frühlinghaft. Wo man bei Waltersdorf hinab in die Thäler und gleich wieder bei Porschdorf über den Lachsbach empor nach den Höhen blickt, nimmt sich Alles ziemlich schweizerisch aus. Mühselig klettern, den Stock einsetzend, baarfüßige Dirnen mit ihrer Last auf dem Rücken den gewundnen Steinpfad empor; rechts auf hohem Bergwege zieht ein Ochsengespann den beladnen Karrn einem einsamen Hause zu, das mit niedrigem Dach unter Obstbäumen liegt; links um den runden, mager bewachsnen Berg weidet mit Schellen behangen eine Herde Rinder; einzeln um den Abhang und immer denselben Pfad wandelnd, treten sie dem Berge sichtbare Kreise ein. —

Wir folgen dem Laufe des Lachsbaches, doch nicht ganz bis zur Mündung desselben in die Elbe. Dort lassen wir rechts das Dorf Wendischfähre liegen, so genannt von der Fähre, die in frühern Zeiten die Wenden aus der Oberlausitz hinüber trug, wenn sie zu dem wunderthätigen Bilde in Papstdorf wallfahrteten. Drüben strecken sich der Papststein und der Pfaffenstein, um herüber zu blicken, wo die Gläubigen bleiben, die sonst mit dem Lachsbache kamen. Aber freilich ist jetzt weiter zurück, hinter der Porschdorfer Mühle, — ein Lachsfang angelegt.

Links hinab sehen wir nun, von zwei Bergreihen eingeklemmt, das freundliche Städtchen Schandau. Hier wur-

den in frühern Zeiten die österreichischen Regenten, wenn sie nach Dresden zu Besuch kamen, mit einer Jagd empfangen, und aus jenen waldigen Gipfeln über die buschigen Halden und jähen Felswände herab stürzte das gescheuchte Wild in die Elbe, und wurde schwimmend erlegt. Jetzt brechen diese Sandsteinfelsen zu Bausteinen und gehen mit Holz aus den nahen böhmischen Wäldern elbabwärts; Getreide begegnet diesen Schiffen elbaufwärts gehend, und in diesem Verkehr hat Schandau seine betriebsamen Hände. Die erquickende Luft der Berge, der gesunde Hauch der Nadelhölzer weht herab, und neue Quellen steigen aus unterirdischen Felsapotheken herauf, um Nervenleiden, Verdauungsschwäche, Hämorrhoiden, Krämpfe und weibliche Krankheiten zu heilen.

Durch ein üppiges Thal schritten wir dem Badhause zu, das mit einigen Anlagen umgeben ist. Es war Vormittagsstille; nur einige Gäste saßen um ein Tischchen unter der auf Pfeilerbogen frei schwebenden Halle vor dem Hause. Eine bekannte weibliche Stimme lachte. Es war Frau von Spahl, die zwischen einem ältlichen Herrn und einem hochaufgeschoßnen Fant sitzend, eine Cigarre zu rauchen versuchte. Als ich heran trat, legte sie den Blätterstengel rasch weg; eine gewisse Blässe verrieth auch schon die Uebelkeit, die sie sich zugezogen hatte. — Ich habe Sie erwartet, sagte sie, und inzwischen die Herrn da von einem Ausfluge nach dem Lilienstein dort unten abgehalten. Nun, meine Herrn, wenn Sie die Partie noch machen wollen — ! — Sie faßte meinen Arm, um weiter zu gehen. Der junge Mensch ließ seine Empfindlichkeit ziemlich vernehmbar aus. Ich sah mich um, ob er etwa mich meine. Da war der alte Herr auf-

gestanden und kam auf mich zu. Ei wir kennen uns ja! Waren Sie es nicht, bei Tieck, — Dienstag Abend, als er Shakespeares Heinrich V. vorlas? — Wirklich war es der Präsident aus Riga, neben welchem ich jenen Abend gesessen hatte. Wir verabredeten eine gemeinschaftliche Partie auf den Nachmittag, und ich bat nun um Erlaubniß, der gnädigen Frau Nachricht von ihrem Gemahl zu bringen.

Elise war empfindlich, daß ich sie mit ihrem Manne entschuldigt hatte. — Bedenken Sie doch, versetzte ich, daß der lange Mensch, der noch ein wenig nach dem überwachsenen Buben überhangt, auf dem Punkte war, Sie zu fodern. Ich weiß ja nicht, ob Sie Ihre emancipirten Waffen mit sich führen.

Schweigen Sie mir von Emancipation! rief sie. Das Wort ist ein Spott und eine Verachtung geworden. Darum aber ist es nichts Schlimmes, was ich verlange. Ich will frei sein von Einflüssen, die mich auflösen oder doch schief ziehen. Ich bin doch allerwenigstens ein Mensch, wie jeder Andere, und kann mithin nicht bloß da sein, um in einem andern aufzugehen. Und kein Mann kann sich eine Frau nehmen, um sie in seiner hohen Selbständigkeit aufzuschlucken. Ich will auch meine Selbständigkeit haben, und mich nach meiner Vernunft bestimmen, nicht bloß vom Herkommen, von Vorurtheilen, von den Statuten der hundertfältigsten Bornirtheit bestimmen lassen. Ich will meine —

Cigarre rauchen, wie ein Jeder? fiel ich ein. Nun ja! Ist es Ihnen denn wieder besser? Ist Ihr Magen wieder wohl? —

Ein rascher Aerger Elisens, der nicht gleich Worte fand, löste sich in ein Lachen auf. Ich aber fuhr ganz ernsthaft

fort: Ich an Ihrem Platze würde auch mein Schnurrbärtchen haben wollen. Dem langen Menschen, der Ihnen die starke Cigarre gegeben hat, steht seines gar nicht übel.

Ich setzte mich auf eine schattige Holzbank; sie aber wollte weiter gehen, und schalt mich unartig gegen Damen. — Wie? rief ich aus. Sie wollen die sittlichen Schranken der Frauen verlassen, und doch ihre Vorrechte behalten? Lassen Sie mir auch meinen Vortheil. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß Frauen, die sich eine männliche Stellung nehmen, sogleich den Tribut der Huldigung verlieren, und daß wir ihnen sogar die Schuld der Achtung versagen?

Das ist eben euer Unrecht! rief sie.

Verzeihung! sagte ich. Die Männer thun es ohne Absicht, aus Instinkt. Wenn die Gottheit aufhören könnte, Gottheit zu sein, so würde die Anbetung augenblicklich aus der Welt entfliehn.

Sie setzte sich, und verlangte, ich solle mich jetzt ein für alle Mal ganz aussprechen, damit wir dann zu was Anderem übergehen könnten.

Sie haben gestern einmal das Wort Polarität fallen lassen, sagte ich.

Ich danke Ihnen, daß Sie es aufgehoben haben! versetzte sie. Ich fuhr aber fort:

Sie kennen also den Wechselverkehr, der in jeglichem Natur- und Geistesleben zwischen zwei selbständigen Wesen entsteht, die in Berührung treten. Viele sagen, es sei der Kampf der Selbsterhaltung, aus welchem Eins als Sieger hervor gehe und sich das Andre unterordne. Sehen Sie, das nenne ich ungalante Philosophie. Warum soll denn immer das weibliche Wesen unterliegen? Ich sage, weil es eben

weiblich ist; denn es findet sich, daß schon vor jedem Kampfe beide Wesen verschieden organisirt sind, das Eine mit Wirksamkeit, das Andre mit Empfänglichkeit ausgerüstet. Lassen Sie mich also lieber sagen, es wiederhole sich in jedem Augenblicke des Daseins und in jeder Regung physischen und geistigen Lebens der Urakt der Liebe, in welchem vor aller Zeit die unendliche Selbstgenüge der Gottheit sich theilte, um auf einer Seite leistend, auf der andern empfangend zu werden. So entstand die Welt aus der Gottheit, und feiert nun in jedem Moment jedes einzelnen Bestehens das Urgeheimniß der Schöpfung. Daß nun das schöpferische Wesen walte, das empfangende sich hingebe, darüber ist gar nicht mehr hinauszukommen. Oder glauben Sie, bei den Menschen sei bloß ein Unterschied in der körperlichen Organisation, und diese selbst rühre nicht vielmehr aus der innersten, tiefsten Geistesverschiedenheit her? Ja, die Vermögen des Geistes, die sittlichen Kräfte und, aus beiden hervor gehend, die Anschauungen des Lebens, die bürgerlichen Pflichten sind ursprünglich männlich und weiblich verschieden. Glauben Sie aber ja nicht, daß darin ein Unterschied des Verdienstes oder des Glücks beider Geschlechter liege. Nein, das Empfangen und Nähren ist nicht weniger eine Gottheitshälfte, als das Ausströmen und Beleben; auch sind beide aus der ursprünglichen Selbstgenüge der Gottheit hervor gegangen, und haben daher Jedes seine eigenthümliche innerste Befriedigung.

Was soll ich nun mit dieser Weisheit anfangen? rief Elise ärgerlich. Sie glauben wol, das sei auch, wie die Quellen dort, ein Gesundheitssprudel für ein weibliches Uebel? Mein Mann hat Sie angesteckt; Sie wollen bloß der

Schöpfung auf die Sprünge kommen. Wissen Sie denn nicht, daß ich mir die Erlösung zu meinem Theil genommen, Sie ungalanter Philosoph!

Nun komme ich, mit Erlaubniß Ihrer Geduld, auf diese, fuhr ich fort. Wovon wollen sich denn die Frauen erlösen? Die Natur hat sie zum empfangenden Antheil der Liebe gebildet. Die Embryowochen, die Säuglingsmonde, die Kinderjahre halten sie im Hause fest. Wollen sie sich von diesem Naturberuf emancipiren? Leider fangen schon gar zu Viele damit an, daß sie die eigne Mutterbrust vertrocknen lassen, und eine fremde suchen müssen, die eben auch durch einen Akt der Emancipation ergiebig geworden ist. — Bürgerlich aber ist wieder das Haus der empfangende Schooß der Weltwirksamkeit des Mannes; hier nährt Frauensinn den Embryo des wachsenden Glücks. In beiden Sphären bethätigen sich nun die geistigen Kräfte, die sittlichen Tugenden. Jene sind in der Regel eben so weiblich gemessen, wie die Organe des Körpers. Mißgriffe, Zwitterbildungen der Natur können krankhafter Weise vorkommen, und, verzeihen Sie! — ich kann mir eine Frau von productivem Talente nie ohne regelwidrigen Zustand ihres Schooßes vorstellen. Was aber die sittlichen Tugenden betrifft, so liegen sie in dem Gebiet der Freiheit; so daß Weltbildung und Zeitgeschmack vieles verdrehen und verderben können. Die Emancipationssucht der heutigen Frauen ist nur in der sittlichen Sphäre entstanden. Und, genau besehen, was wollen sie eigentlich? Erlauben Sie mir einmal, gnädige Frau, daß ich aus Achtung vor Ihrer Emancipation mit Ihnen wie mit einem Manne rede. Glauben Sie, wenn die Frauen einmal in der Geschlechtsliebe auf

den Gedanken kämen, die Angreifenden, die Unternehmenden und Werbenden zu sein, daß sie damit auch die harte Mutterschaft auf uns wälzen, und Väter ihrer Kinder würden?

Elise sprang auf und ward ernstlich böse. Ich aber fuhr ruhig fort:

O das wäre nicht toller, als manches andre geistige und bürgerliche Verlangen, nur daß ein solches, wenn es sich einmal geltend gemacht hätte, nicht so leicht und in bestimmten Monaten korrigirt werden dürfte, als es die Vormünderin Natur mit jenem Versuche machen würde. Die vielen unglücklichen Ehen, die es heute mehr als je gibt, widerlegen mich nicht: dieselben zeigen nur, daß man es heute weniger versteht, richtig zu heirathen. Die Berührungspunkte des menschlichen Lebens haben sich vervielfältigt und vervielseitigt, die Reizbarkeiten der Bildung haben sich vermehrt und verfeinert: nur unsere Einsicht und Weisheit ist nicht mit fortgegangen. Ja wir wissen nicht nur nicht richtig zu freien, sondern überhaupt nicht richtig zu leben. Woher käme denn sonst diese allgemeine Unzufriedenheit, da ja Alle und Jedermann aus seinem Kreise hinaus in's Ungemessne strebt? Wollen wir denn lieber behaupten, Alles in der Welt sei verrückt, als daß wir Einzelne uns ganz insgeheim ein wenig eingeständen, daß nur wir verrückt sind? Wann aber war noch eine Zeit, da man so viel Bildung hatte, und so wenig erzogen war, da man das Glück auf so thörichten Wegen suchte, da man die Kindereien und Verwöhnungen des Tages um Seelenfrieden und Behagen anbettelte und die Juwelen des Lebens bei der Narrheit und Genußsucht verpfändete? Und bei allem diesem, welche Zeit

hat noch jemals ihrer Einsicht so wenig mißtraut und ihrer moralischen Kraft so wenig zugemuthet, als unsere emancipationssüchtige?

Also gar nichts wollen Sie uns — gar nichts zugestehen? rief Elise sehr mißmuthig.

O nun, versetzte ich, wer das Gleichgewicht zu halten weiß, kann viel schöne und freie Bewegungen machen. Der Hüftenbau des Weibes ist zu gewaltsamen Sprüngen nicht geformt, und doch, wie schön tanzen die Frauen! Gewiß, wenn sie bürgerlich und sittlich im lebhaften Gefühl ihrer Bestimmung sind, können sie sich von mancher Engherzigkeit und Prüderie losmachen und das Leben von verschiednen Seiten anschneiden, ohne daß der gebildete Mann sie bloß an das Küchenmesser verweisen dürfte. Und sicherlich werden auch die bürgerlichen Gesetze zu Gunsten der Frauen sich ausdehnen, wird die Meinung der Welt elastischer werden, sobald die Frauen die richtigen Sprünge thun, die von ihrer Naturbestimmung erlaubten, die ja für uns gesetzgebenden Männer so — hinreißend sind.

Elise brach stillschweigend auf, und auch ich ging eine Strecke stumm neben ihr her. Endlich fragte sie nach ihrem Gemahl. — Ach Gott, seufzete sie, wie sieht der Mann aus. Das ist gar nicht sein Anzug. Etwas ist mit ihm vorgegangen. Ich glaube, er ist in's Wasser gesprungen gewesen, und herausgezogen worden. Dieser Gedanke hat mir die ganze Nacht keine Ruhe gelassen. Mein Gott, wenn ihn meine damalige Flucht in diesen trostlosen Zustand versetzt hätte! Lieber wollte ich doch —! Ich vergebe ja keiner Frau etwas, wenn ich mich für meine Person in den fürchterlichen Zwang finden will —. — Sie bat mich dann

um Rath und Beistand. Wir sprachen die Lage der Sache durch, und ich übernahm es, mit ihrem Gemahle zu reden, und vor Allem zu hören, was wol seit ihrer Flucht mit ihm vorgegangen sei. —

Der Präsident und sein Sohn warteten schon auf uns. Ein kleiner Imbiß war bald eingenommen, ein Boot zur Rückfahrt aus den Bergen bei Herniskretschen bestellt, und nun fuhren wir auf einem offenen Wagen aus. Gleich hinter dem Bade öffnet sich das enge Thal, die Kirnitsch rauscht uns entgegen, mit Floßholz aus den Hohnsteiner Forsten beladen. Es ist ein wildanmuthiges enges Thal; zu beiden Seiten treten hier und dort zwischen reichem Waldwuchs jähe Felsen in grotesken Gestalten, vielfach zerklüftet, mannichfach überhangend hervor, und schimmern mit schwefel- und goldfarbigen Flechten. Rechts ziehen die Ostrauwände, über deren waldige Kuppen einige Häuser des Dorfes Ostrau hoch herab ins enge Thal schielen; auf der linken Höhe zieht die Straße nach Lichtenhain. — Bald erreichen wir sanft anfahrend die $1\frac{1}{4}$ Stunde entfernte Heidemühle in reizender Wildniß, von dem Heidemadstein überragt. Der Präsident nimmt einen Esel, wir aber steigen, jetzt auf der andern Seite der Kirnitsch, am Abhange des Berges auf dem sogenannten Münzwege, nach der Waldmünzpflanze so genannt, steiler empor. Hochwald beschattet einen breiten Pfad, auf dessen abwechselnde Windungen die heiterste Mittagsonne durch frischgrüne Wipfelwogen herein fällt und den Wald mit wankenden Lichtern durchquickt. Den Berg des Kuhstalls, den jäh ansteigenden, erleichtert ein Geländer. Ein ausgehauener Weg, von hohem Nadelholze eingefaßt, öffnet sich, und vor uns liegt

eine kolossale Felsenhalle, durch welche wir hinaus in eine weitabgesunkene waldige Felsenlandschaft blicken. —

Wer kann sagen, zu welchem Triumphe die Natur diese erstaunliche Ehrenpforte aus wunderbar gefügten Steinmassen erbaut hat? Gewiß nicht zum späten Obdach des im 30jährigen Kriege hierher geflüchteten Viehs, obschon seitdem der unfläthige Name „Kuhstall" an dieser Riesenpforte haften geblieben ist. Jetzt treiben sich Reisende unter dieser weiten Halle um, betrachten das Steingefüg und bemitleiden die unzähligen Thoren, die an der Decke und den Wänden ihre kindischen Namen eingeschrieben haben. Tische mit kleinen Waaren stehen da, im Felsenkeller hält sich ein Labetrunk kühl, und die Stimme einer Sängerin zur Violine ihres Begleiters verdient die Aufmerksamkeit des ruhenden Wanderers. Treten wir aber unter dem Gewölb hervor, so senkt sich die schroffe Felsenwand des majestätischen Thors in eine tiefe, wellenförmige, waldige Fläche hinab. Nur der kleine Winterberg erhebt sich nicht weit vor uns auf zackigen Wänden. — Und nun müssen wir freilich auch das Thor selbst besteigen. Es juckt den Führer, uns von der Burg Wildenstein zu erzählen, die einst auf diesen Thormauern gestanden haben soll. Allerdings zeigen sich Spuren ehemaliger Befestigung, sobald wir durch eine Wölbung des Thors auf schmalem Steig um die schroffe Felsenwand emporklimmen und durch einen Spalt auf den Gipfel gelangen. Diese Steine erzählen Unglücksgeschichten. Jenes Felsengewölbe heißt heute noch das Wochenbett, weil einst hier kriegsflüchtige Mütter in Angst und Noth geboren haben. Enger ist dort das Schneiderloch, und barg einst einen geächteten Räuber. Diese Oeffnung, das Pfaffenloch

genannt, erinnert noch daran, daß einst die hussitisch gewordne Gemeinde Lichtenhain ihren entflohenen katholischen Pfarrer in der Höhle auffanden und durch die Oeffnung in die Felsenkluft hinabstürzten. Wild genug liegt unter uns der Kirnitschgrund, und die nach allen Seiten hin aus Wald und Thal aufstürmenden Felsen verrathen uns, daß jene rohen Zeiten versteinert hier stehen geblieben sind. Denn horch nur! Wie wir rufen, werden hundert rauhe Stimmen laut, und gewölbte Felsenohren recken sich aus dem Gebüsch, ob die Losung zum Aufbruch gegeben werde. —

Am schattigen Eingang des Thors führt ein steiler, durch Stufen erleichterter Weg in eine Schlucht hinab, durch die man in den Habichtsgrund gelangt. Von unten schauen wir zurück, und der kaum verlaßne Kuhstall erhebt sich dreihundert Fuß über uns. Auf gut gehaltnen Waldwegen sind wir in einem Viertelstündchen am kleinen Winterberge; aber wie mühsam ist er im Zickzack zu ersteigen! Athemlos erreichen wir das Winterhaus, dessen Wände uns mit Inschrift ein Jagdabenteuer des Kurfürsten August aus dem Jahre 1558 erzählen. Der fürstliche Jäger stand einem bis zum höchsten Gipfel gescheuchten Hirsche auf schmaler Stiege gegenüber, und warf mit einem glücklichen Schuß das Thier in den Abgrund, als es eben mit einem Verzweiflungssprung seinen gnädigen Landesvater hinabstürzen wollte. Die umliegende Landschaft sieht so wild aus, daß sie selbst Rebellen einschüchtern könnte.

Der südliche Abfall des Berges ist sanft und flach, so daß man nach dem großen Winterberge hin erst gemächlich über Basaltstücke ansteigt, und dann unter hohen Buchen bequem zum Gipfel gelangt. Der Weg begünstigt die Un-

terhaltung, und der Präsident, auf diesen sanften Wegen vom Esel gestiegen, erinnert mich an den Abend bei Tieck. Sie waren vor mir da, sagte er. —

Ich kam vor 6 Uhr, erzählte ich, nicht eingeladen, sondern den Dichter zu begrüßen. Die dunkelste Treppe hinter Krämergeräth, Fässern und Ballen führt zu einem kaum helleren Gang, aus welchem ich fast geblendet in ein von der Abendsonne erfülltes Sälchen trete. Aus diesem Nimbus und einer gemischten Gesellschaft tritt mir der Dichter entgegen, von der Gicht gebeugt, aber von den Grazien der Bewegung nicht verlassen. Waagen mit Familie nimmt eben Abschied zur Rückkehr nach Berlin, Tiecks Töchter begleiten sie zur Post, und nach ihrem Abgang sammelt sich um Tieck und die Gräfin Finkenstein nach und nach eine Gesellschaft von Frauen und Herrn. Tieck stellt mir einen Pastor Sederholm aus Moskau vor. Wie erfreulich, den Mann hier zu finden, dessen ich in meinen eben unter die Presse gegebenen literarischen Bildern aus Rußland Erwähnung gethan hatte. Auch Agnes Franz, die bekannte Dichterin, tritt ein. Tieck, der neben mir saß, fragte mich, was sie geschrieben habe. Leider kann ich ihm die schalkhafte oder prüfende Frage nicht beantworten; allein ich überzeugte mich bei Agnesens Erscheinung, daß ich wol, wenn ich die verschiednen Dichterinnen persönlich kennen lernte, mich mit ihren Federn versöhnen könnte. Die Meisten scheinen doch einigen Flugs und viel Schmucks zu bedürfen, indem die Natur sie nur innerlich begabte. Und wirklich, aus diesem Innern loderte, während Tieck, wie Sie wissen, nach dem Thee Heinrich den Fünften von Shakespeare vorlas, etwas von dem schönen Wahnsinn des Dichterauges in Agnesens

Blick, und ihren Mund verschönerten einige Zofen der Grazien mit Lächeln.

Was sagen Sie zu Tiecks Vorlesen? fragte der Präsident.

Die Natur hat Tieck mit zwei kostbaren körperlichen Dichtergaben ausgestattet: mit dem schönen dunkeln Auge, das nicht so groß und feurig wie Goethes Auge war, doch viel schalkhaft-liebesüßer ist, und mit dem heitern Munde voll starken und biegsamen Klanges. Er liest fünf shakespearische Akte mit aller Leidenschaft, ohne kaum einmal leis zu räuspern, er ein Sechziger. Ueber die Art seines Lesens selbst waren meine Empfindung und mein Urtheil nicht ganz einig. Jene folgte der hinreißenden Declamation, doch diesem schien es hintennach die rechte Weise nicht. Der Vortrag erschallt wie vom Theater, und doch sitzt der Lesende im Zimmer hinter dem Pultchen, zwischen zwei Lichtern, von der sorglichen Freundin vor Luftzug aus dem anstoßenden Zimmer gehüthet. In den ernsthaften Partien des Drama kann man doch, selbst bei ziemlicher Vorkenntniß des Stückes, die verschiednen Personen nicht hinreichend auseinander halten und erkennen, da Tieck die Sprechenden niemals mit ihrem Namen anmeldet. Aber in den komischen Theilen des Schauspiels sind Tiecks Mittel reicher, und es gelingt ihm, ein ganz Halbdutzend närrischer Kerle durch Wechsel der Stimme, der Aussprache, der Betonung unterscheidbar zu charakterisiren. Er bringt einen wirklichen Theatereffekt hervor. Doch dachte ich mir immer, das bloße Lesen eines Schauspiels gleiche nur umrissenen Zeichnungen, die man nicht zu coloriren pflegt, und nur der wirkliche Schauspieler liefere ein Gemälde. Am folgenden Abende

las Tieck Calderons standhaften Prinzen; doch Versart und Ernst des Stückes begünstigten den Leser weniger. Uebrigens sind Sie gewiß einverstanden, daß Tiecks Erscheinung und Persönlichkeit durchaus poetisch ist. Sein Kopf ist sein Styl — anmuthig in reinen Verhältnissen. Die schalkhaften, zauberischen Phantasien seiner Novellen, so wie die gaukelnden Waldlichter seiner frühern Romantik spielen in seinem Auge; der Nachtigallenschlag und Kukukruf seiner Diction nistet in seinem heitern Munde. Und je mehr Vorliebe für wunderliche und bizarre Gestalten Tieck gewann, desto mehr zog ihn selbst seine Krankheit mit sarkastischer Ironie zu einer verschrobenen Gestalt, die aber nicht weniger, als jene dichterischen Figuren, sich mit einnehmender Heiterkeit gebehrdet. —

Wir sehen und hören schon ein fröhliches Weben um den Gipfel des großen Winterberges, der sich 1720 pariser Fuß über das Meer erhebt. Einige Hütten hangen an der steilen Kuppe; Tische und Bänke stehn umher, Kramlädchen halten feil, Kellnerinnen warten mit naiver Munterkeit auf, Spielleute und Sängerinnen lassen sich hören. Von einem Altan auf der Basaltkuppe hat man eine unbeschreibliche Aussicht, die aber in dieser Stunde sehr ungünstig mit einem höhrauchigen Gasflor überdeckt liegt. Das Panorama ist umfassender, aber nicht so überraschend und charakteristisch, als die Landschaft unter der Bastei.

Während wir um eine kleine Erfrischung sitzen, vom Lärm des engen Platzes umsurrt, kommen wir auf die Bilder in Dresden und Berlin zu reden, und Frau von Spahl rühmt sehr einen Murillo im Museum zu Berlin, — einen heiligen Franz, der das Jesuskind liebkost. —

Mich wundert, sagte ich, daß Ihnen eine Judith entgangen ist, eine Frau, die sich schon in frühster Zeit auf die großartigste Weise emancipirt hat.

Elise erröthete vor dem Präsidenten; ich aber schüttelte leise den Kopf und fuhr ernsthaft fort: Das Bild ist aus der Zeit des Mazzolino und der feraresischen Schule. Kenner werden freilich viel daran auszusetzen haben, besonders wenn sie an die zurückgeschlagnen Aermel der schönen Frau kommen. Und was mich am Bilde so ergriffen hat, ist vielleicht gerade das Verfehlteste daran, — etwas Sentimentales, das gar nicht in die Zeit der Belagerung Bethulias gehört. Die schöne Witwe des Manasses, der in der heißen Gerstenernte gestorben war, kömmt eben von ihrer Heldenthat, und das Haupt des Fürsten Holofernes wird ihr von der Magd Abra nachgetragen. Und, denken Sie, ein unendliches Thränenleid liegt auf ihren Augen, eine unsägliche Wehmuth zuckt um ihre Lippen. Sonst malt man die Heldin gern mit der Miene, mit welcher sie das Schwert des Feldhauptmanns von der Säule seines Feldbettes geholt — oder mit welcher sie in der Frühe den Mauern Bethulias als Siegerin entgegen geblickt haben mag. Und doch, wie menschlich wahr ist auch wieder die Auffassung des feraresischen Meisters! Schon ein großer Entschluß und die Anspannung, mit welcher man ihn tagelang verheimlicht und die gefährliche Ausführung vorbereitet, muß — wenn die That nun gelungen ist — in Abspannung und Wehmuth umschlagen. Und nun die bittere Erinnerung Judiths an die nächtlichen Stunden, da sie „mit köstlichen Wassern gesalbt" im Zelte des Holofernes zubrachte, und er zechend „fröhlich mit ihr war", bis er, weniger bild-

lich, als schon so mancher Verliebte, — den Kopf verlor. Sehen Sie, solche Emancipationen haben kein Gesetz und keinen Maßstab. Schwerlich würde heut zu Tag eine Judith so discrete Bürger finden, als die Nachbarn in Bethulia waren. Denn die schöne und kühne Witwe, wie es in der Bibel heißt — „ward hochgeehrt im Lande Israel." Aber sie heirathete nicht wieder. —

Unser Weg geht nun durch Wald auf holperigen Pfaden, über welche die Baumwurzeln, von dem Felsen zurückgestoßen, wie Schlangen hinlaufen. Wir sind ins Böhmische eingetreten, und auf allen Wegen empfängt uns Musik. Ueber Strecken, wo das überflüssige Holz fault, gelangen wir bald an die Felsenwand des dunkeln Prebischgrundes, der über 600 Fuß hinabfällt. Rechts und links hin zieht eine erstaunliche Felsenmauer, über welche hinweg die böhmische Landschaft von ganz verschiednem Character, mit runden, bewachsnen Bergen, zu erblicken ist. Nur da und dort schießen in dieser freundlichen Landschaft einzelne schroffe Felsen, wie Wurzelsprossen der ins Sächsische laufenden Bergstämme empor. Auf dieser merkwürdigen Wand steht nun das Prebischthor mit einer 65 Fuß hohen Wölbung. Es ist leichter und luftiger erbaut, während der Kuhstall eher einem schwer gewölbten Festungsthore zu vergleichen wäre. — Da steht nun vor uns, mit schön angebautem Gebäude geschmückt, der gestern von der Bastei aus in so duftiger Ferne geschaute, hohe Rosenberg.

Doch wir vergessen die Landschaft zu durchschwärmen; indem wir in jene dunkle Zeit zurückräthseln, als diese Gebirge mit ihren wunderlichen Gestalten hervor getreten sein mögen. Mittelst einer Karte machen wir unserer interessan-

4*

ten Gefährtin Böhmen als einen weiten und tiefen Kessel begreiflich, dessen hohen Rand das Erz- und Riesengebirg, der böhmische Wald und das mährische Gebirg bilden. Die vielen Gewässer, die rings von diesen Gebirgen in größern und kleinern Flüssen zur Elbe und mit dieser dem großen Kessel entströmen, mußten ihn füllen, ehe die Elbe das Gebirg, wo sie jetzt rinnt, durchbrochen hatte. Damals waren denn auch diese, bei der Bildung der Erde aus ruhigen Niederschlägen entstandnen Sandsteinmassen, an deren Grenze wir hier stehen, überfluthet. Nach und nach, wie die Elbe, über den Kamm des Gebirges hinweg, sich ein Bett auswusch, zerklüfteten die nacheilenden Gebirgswässer den Sandstein, tiefer und tiefer leckend, bis zuletzt die siegreich durchgedrungne Elbe die Gewässer des böhmischen Kessels entführte. Da entblößten die nacheilenden Fluten diese kahlen Steinwände, Böhmenland trat an die Sonne, die regelmäßigen Ergüsse des umringenden Viergebirgs liefen in bestimmten Strombetten, und in den Schluchten dieses sächsischen Gebirges blieben sieche Bächlein zurück.

So begriffen wir denn auch, daß Prebischthor und Kuhstall als Siegespforten betrachtet werden müssen, von den hindurchgebrochnen Wassern, den brausenden, schäumenden, ihrer Befreierin Elbe erbaut. Ein neues Theater für den menschlichen Geist war gewonnen, für das Drama der Geschichte, so wie für die Kämpfe der Bildung, und heut machen wir eine Lustreise zwischen ein paar Coulissen dieses Theaters. —

Wir stiegen jetzt von dem Thor herab, dessen Schlußstein 60 Fuß lang ist, erklommen noch andre Wände, und kletterten dann, nachdem wir uns ausgeruht und erfrischt

hatten, durch das Harzgründel steil und tief hinab. Ehe wir uns aber in den tiefen Bielgrund verlieren, sehen wir noch einmal zurück, und staunen an der riesigen Felswand und dem imposanten Prebischthor hinauf, die über himmelhohe Tannen emporragen.

Der Bielgrund mit seinem breiten Bache führt uns an mahlerisch gelegnen Mühlen und Wohnungen vorüber in den Kamnitzgrund, wo die Kamnitz den Bielbach aufnimmt. Am Ausgange dieser nicht weniger wilden Schlucht liegt der Ort Hirniskretschen an der Elbe. Fröhlich betreiben die Einwohner ihren Getraide-, Holz- und Steinhandel, beim Anblicke der Felstrümmer, die herabgestürzt vor ihren Wohnungen liegen, ohne Bangigkeit vor den noch überhangenden, die Tag und Nacht die schwachen Hütten zu zermalmen drohen.

Unser vorausgeschicktes Boot erwartet uns. Die Sonne sinkt schon hinter den Bergzug des linken Elbufers. Schattig liegt die eine, — abenddämmerig die andere Uferseite, an deren Steinbrüchen wir vorüber gleiten. Dunkler wird der Strom; hinter uns steht der Mond am blauen Himmel, vor uns in gelbröthlichem Abendglanze erhebt sich der Lilienstein. Mit der Nacht landen wir bei Schandau an. —

Fremde, besonders Russen, waren im Bad angekommen. Aus dem Speisesaal ebener Erde vernahmen wir die heftige Stimme des Herrn v. Spahl. Elise eilte daher die Treppe hinauf.

Sie war still und wehmüthig, — des Umherirrens müde, wie sie sagte, und zu einer Uebereinkunft mit ihrem gleichfalls umirrenden Gemahle geneigt. Doch fürchtete sie wieder, in ihrer jetzigen Stimmung zu nachgiebig zu sein,

und wünschte daher eine Zusammenkunft mit ihm in Dresden, jedoch in meinem Beisein, um entweder zu einer Aussöhnung oder, wenn es nicht gehen wollte, zu einer förmlichen Scheidung zu kommen. Ohne Eins oder das Andre habe sie doch keine rechte Stellung, ja keine Heimath in der Welt. Ich sollte daher meine morgige Wanderung fortsetzen, und sie Nachmittags in Pirna erwarten, wohin sie, nach hinlänglichem Ausruhen, über Königstein, um hier die zurückgelaßne Kammerfrau mitzunehmen, gegen vier Uhr kommen wollte. Im Gastzimmer traf ich Herrn v. Spahl in dem seltsamsten Zustande. Er rannte an der langen Wand, von welcher die Stühle an die Gasttafel weggenommen waren, gedankenvoll und mit den lebhaftesten Gebehrden auf und nieder. Einen Kellner, der mit Selbstgefühl eine Anzahl Bratenportionen auf Tellern zwischen den Fingern nebst einem Sauce-Näpfchen vorbeitrug, hatte er angestoßen; die ganze Bescherung war niedergeprasselt, und ein Fettstrom floß über die Dielen. — Ich nahm den Wirth bei Seite, der sehr verdrießlich war. — Es ist mir ein fataler Gast, der —, sagte er. Er ist zum dritten Mal hier; seit acht Tagen spukt er im Gebirg. Ich traue ihm nicht über den Weg; denn da die Polizei die Reisenden im Gebirge gern gewähren läßt, so ziehen sich wol zuweilen verdächtige Menschen herein. Gewiß ist er ein Liberaler oder aus einem verbotnen Bunde. Und doch, wenn man ihn wieder reden hört, sollte man es nicht glauben. Er scheint an allen Höfen bekannt zu sein. Sie hätten ihn vorhin hören sollen! Er rühmt besonders Baiern; wie sehr dort die Mahlerei in Aufnahme sei und wie weit man es schon in braunen Schatten und täuschenden Perspectiven

gebracht habe. Von Constitutionen scheint er kein Freund zu sein. Er meint, die deutschen Völker sollten sie sich nur in Gottes Namen nehmen lassen; die sichersten Bürgschaften hätte ein Land in dem ungestraften, ich will sagen — unsträflichen Wandel seines Regenten. Ich sage Ihnen, er spricht ganz erbaulich, bis er auf das politische Wochenbett kommt. Dann verstehen ihn die Fremden nicht, sie lachen, und nun ist der Teufel los.

Herr v. Spahl erblickte mich jetzt, und starrte mich an. Wie er mich erkannte, fiel er in Anzüglichkeiten gegen die Anwesenden aus. Ich führte ihn weg, und wandelte mit ihm auf dem Platze vor dem Bad im Mondschein hin und her; indem ich ihm die Absichten seiner Gemahlin eröffnete. Dieß lenkte seine Stimmung ab. Er war mit einem Mal artig, umarmte mich, dankte mir, erklärte aber, daß er nicht nach Dresden gehe. Ich schlug ihm vor, er möchte dann in Pirna mit seiner Frau einen andern Platz der Zusammenkunft verabreden. Doch nach Pirna wollte er noch weniger gehen. — In des Kukuks Namen! rief ich ungeduldig aus. Dann reist ihre Gemahlin weiter; ich kann sie nun nicht mehr sprechen! — Spahl lief unruhig hin und her, und faßte endlich meine Hand: Wohlan denn, sagte er, ich komme morgen nach Pirna in das Gasthaus oben an der Straße nach Töplitz. Dort sind stets Fremde. Ich komme Schlag vier Uhr, und wir fahren auf der Stelle weiter, um nähere Verabredungen zu treffen. Lassen Sie den Wagen angespannt halten, damit wir gleich fortkommen!

Früh am Tage brechen wir auf, und gehen durch das thauige Thal auf dem Wege, den wir gestern gekommen sind, bis hinter die Porsdorfer Mühle zurück, wo wir am Lachsfang vorüber über die Polenz gehen, und den tiefen Grund betreten. Eine morgenfrische, waldige, würzige Luft regt uns an. Das Thal ist eben breit genug für den Polenzbach und einen Fahrweg; enger und wilder, im Charakter dieser Schluchten, erheben sich dann die Sandsteinklippen, bis wo wir rechts zum so genannten Brand, erst mühsam durch Fichtenwald, und dann zwischen dem Spalt einer Felsenwand auf kurzen Windungen ganz steil emporklimmen. Oben verathmend blicken wir in ein enges Waldthal, aus welchem die sogenannten Habersacksfelsen aufsteigen, — hohe Felsenkegel, die oben wie zugedrehte Säcke mit Falten und Butzen endigen. Nun links durch Wald fortschreitend, kömmt man an einer Mooshütte für eine kleine Wirthschaft, an einem Bretterhaus für Gäste, und an freien Tischchen und Sitzen entlang auf die freie Stirne des Berges, wo sich eine prachtvolle Aussicht aufthut. Man sieht die Landschaft in die Breite, die man von der Bastei in der Länge erblickt. Vor uns liegt der Lilienstein und hinter ihm der Königstein, links herüber der Pfaffenstein und Papststein, die Korischfelsen und Kuppelberge, der Zirkelstein und der Rosenberg. Unter uns am Dörfchen Weißig schimmert ein Stück Elbspiegel, und jäh hinab schwindelt der Blick in das Thälchen des Pohlenzbaches. —

Dieß schöne Gemälde im Morgenlicht sog ich in mich hinein auf einem Sitze, dessen Rücken aus altem Krummholze eine Lyra bildete, mit fünf weißen Birkenstäbchen als Saiten durchzogen. Jetzt erst werde ich eines ältlichen

Mannes am nächsten Tischchen inne, der mich aufmerksam betrachtet. Wir erkennen uns wieder, als vor Kurzem Zimmernachbarn im russischen Hofe zu Berlin, und gerathen in flüchtig wechselndes Plaudern. Nun, frage ich ihn, haben Sie einen Blick in die Redaction des Berliner Wochenblatts gethan?

Ach, der Storch! lacht der Alte. —

Gut gesagt! Ich erinnere mich, daß der Storch gewöhnlich nach Fastnacht ankam, also nach abgelegten Masken und während der Fastenzeit der Freiheit.

So meinte ich es nicht, versetzte mein Nachbar; ich sagte Storch — seiner langen Beine wegen; denn dieser politische Storch steht mit einem Fuß in München, mit dem andern in Wien. Und geben Sie Acht! Er klappert zwar klüglicher Weise hinter dem preußischen Adler: sollte er aber einmal zu Preußens Ehre laut werden, so fallen ihm gleich die beiden Füße ab, die freilich in faulem Moor stehen. — O lieber Mann! rief er aus, könnten wir erst in die nächste Zukunft einen so heitern Blick thun, wie da hinab in die sonnige Landschaft, in der vor 24 Jahren Napoleon seine letzten deutschen Züge that, und matt wurde. Neue, widerliche Verwicklungen stehen uns bevor. Wer hätte wol gedacht, daß uns nach glücklichen Befreiungskämpfen die Eulen noch einmal zu schaffen machen würden, die Dämmervögel! Ich darf mich nicht näher aussprechen; aber es läßt sich die ganze Verwicklung in ihrem äußersten Bezug mit einem einzigen Gedanken andeuten: die Materien der Civilisation gewinnen täglich mehr Macht und Freiheit, und gerathen nun noch einmal, und gewiß zum letztenmal, mit der eifersüchtigen Kirche in Conflict, die einst mittelst ihrer

Materien die Welt beherrscht und gefesselt hat. In diesen Wirren wird die Politik gewiß manche alte Sympathie aufgeben und hoffentlich auch über jüngere Antipathien einsichtiger werden. Und wenn unser Deutschland doch die Mission zu haben scheint, die religiöse Freiheit Europas durchzusetzen: so wird natürlich die Civilisation von jenem Lande vertreten werden, wo sie bei uns am weitesten vorgerückt ist, und die Kirche wird dort ihre heftigen Verfechter werben, wo die Civilisation am weitesten zurück und noch im Gleichgewichte mit den Mönchskutten ist. —

Der alte Herr war aufgestiegen, reichte mir die Hand und eilte fort, als habe er einen erstaunlichen Verrath an der Zukunft begangen. —

Ueber eine schmale Schlucht des Brand kömmt man auf einer Brücke zu einer andern Felsenkuppe, auf der man eine Einsiedelei findet. Durch ein Fensterchen mit einer gelben, blauen und purpurrothen Scheibe kann man hier die sonnige Landschaft bald schneewinterlich, bald südlich brennend, bald in geheimnißvollem Gluthdunkel erblicken. Eine versteckte Grotte hat der alte Thümmel einrichten, und mit der Inschrift versehen lassen:

O wohl mir, daß noch unverwöhnet
die Lockung der Natur gefällt!
Solch' eine Gegend, Freund, versöhnet
uns mit dem Ueberrest der Welt.
Man wird des Lebens überdrüßig
bei aller Ebb' und Flut der Stadt;
doch hier, geschäftig oder müßig,
wird Keiner seines Daseins satt.

Man sieht es schwerlich diesen Versen an, welch' eine tiefe Rührung sie in mir hervor brachten. Alle Saiten

meines Herzens tönten. Was von theuern Menschen mir fern war, schien herbei gezaubert; alle schmiegten sich auflächelnden Auges an meine Brust. Jeder Wunsch, jedes Interesse, jeder Lebensbezug regte sich, um welchen man alles Andere „den Ueberrest der Welt" nennen konnte. Mir ward auf Augenblicke das selige Gefühl zu Theil, das in frühen Zeiten so manchen Einsiedler an seine verborgne Felsengrotte fesselte, der vom lebendigen Glauben an das Ewige umschauert einer durchkämpften Vergangenheit nachlächelte und die Menschen so innig liebte, die er aus seiner Ferne verklärt und ohne die tausend Gebrechen schaute.

Von so vielfacher Wehmuth bewegt, wandelte ich auf sanft absinkenden Rasenpfaden nach Hohnstein hinab, und in meinen feuchten Blicken verschönerte sich der anmuthige Wald, der mich eine lange Strecke mit seinem jungen Grün begleitete.

Ich fand kein Interesse an dem Städtchen und Schloß Hohnstein, an dem wir vorüber kamen, noch an den Geschichten meines Führers von dem Bärengarten in den Abgründen des Schlosses, und von dem tragischen Tode des letzten hier gehegten alten Bären, der nach dreitägigem Heulkampf mit Liebeswerbung endlich die spröde alte Bärin zerrissen hatte und dann selbst aus Kummer und Reue verendet war. — Träumend folge ich meinem Führer hinter dem gestern bestiegnen Hockstein bergab, waldaufwärts und über die lange Hochebene bis an den Ort Rathewalde, an dessen untersten Häusern wir durch sanft absinkendes Buschwerk in ein Thal steigen, das plötzlich rauh und wild abstürzt. Man kömmt an dem Amselfelsen und an den Am=

selwänden vorüber; einzelne Fichten, aus den Steinspalten schlank empor schießend, strecken sich, dem messenden Auge gleichsam zur Elle dienend, an den erstaunlichen Massen hinauf. Der Pfad wendet sich um das mit Buschwerk umwachsne Gefels und sinkt noch einmal jählings hinab. Da stehn wir nun plötzlich in einer etwas ausgeweiteten Telle vor einer 10 Fuß hohen und 5 Fuß breiten Felsengrotte, an der eine kleine Wirthschaft eingerichtet ist. Tief und kühl geht es in die Höhle, die sich unter zusammengebrochnen, in einander gestürzten Felswürfeln gebildet hat; in der Grotte selbst liegen kleinere, durchgefallne Blöcke. Welche Erschütterungen haben diese gewaltigen Massen gebrochen und durch einander geworfen! Jetzt ruht sonnige Mittagstille auf der hoch überhangenden Waldung, deren Wipfel sich auf dem feuchten Boden abschatten. Des hingestreckten Wanderers Blick schweift vergnügt an den dunkeln Felsen hinauf in den blauen Lenzhimmel. Kein Lüftchen säuselt, aber vor mir an die Felswand gelehnt, spielen zwei Musikanten Geige und Harfe. Der blinde alte Harfner singt einen rührenden Baß, und lockt dazwischen aus zusammengefaltetem Papier sanfte Waldhorntöne. Wie erquickend schlürft man den Trunk mit Waldluft ein! Nun steigt noch für zwei Groschen der Wirth über die Felsen der Grotte, verschwindet hinter dem Gestrüpp, und bald rauscht es schäumend zwischen den Felsen hervor, und plötzlich schießt in einem breiten Bogen, dreißig Fuß hoch über die Oeffnung der schwarzen Höhle herab, ein funkelnder Wassersturz, rinnt um meine Füße her, um sich hinter mir über kleineres Gefäll abstürzend zu verlieren.

Von dieser wilden heimlichen Stätte läuft der Grund wieder waldig und heiterer fort. Die Felsen treten zurück, bis die hohen Steinkuppen des Lammes, des Kameels und rechts die Felswände von Neurathen und die Nase der Bastei über die Waldgipfel hervortreten. Das Thal erweitert sich, wir stehen an der Elbe. Aus der Tiefe, zu der wir am ersten Abende von der Bastei niederschwindelten, sehen wir nun staunend zu ihr hinauf. —

Doch unverweilt schlagen wir den Weg nach Pirna ein. „Eile, eile, hier dräut Gefahr!" rufen uns die aufgesteckten Schilde zu, und geblendet sehen wir über Steingebröckel zu den weißen Brüchen hinauf, an denen die Mittagsonne brennt und abprallt. Bleich, aus dem stäubenden Sandstein frühen Tod athmend, brechen die jungen Arbeiter eben auf, und wandeln lustig dem nächsten Dorfe zu, um Mittag zu halten oder vielleicht auch frühen Feierabend zu machen; denn es ist heut Sonnabend. — Weiter abwärts setzen wir an das linke Ufer über, und sehen nach langem, heißen Wandern das freundliche Pirna vor uns. Rechts und links läuft hier das enge Thal der Elbe auseinander. Die rauhen Felsenberge des rechten Ufers verlieren sich über Pillnitz hinab in heitre Weinberge. Das linke Ufer erhebt sich noch einmal über dem Städtchen und zeigt das Schloß Sonnenstein, in welchem eine berühmte Anstalt für heilbare Seelenkranke und Geistesirre eingerichtet ist. Hinter diesem Irrenhause ziehen sich die Berge zurück, so daß ein fruchtbares Breitthal nach Dresden offen liegt.

In dem verabredeten Gasthause an der Straße nach Töplitz fragte ich nach Frau v. Spahl. Sie war noch nicht angekommen. Ich setzte mich an ein Tischchen zwi-

schen Reisenden, die sich hier erfrischten, während draußen die Pferde gefüttert wurden. Ein ansehnlicher Mann trat mich sehr höflich an, und fragte, ob ich auch Herrn v. Spahl erwarte, oder bloß dessen Gemahlin, und ob ich ihm nicht sagen könne, wo sich dermal Herr v. Spahl aufhalte. Ich sagte ihm, daß derselbe um vier Uhr hier ins Haus kommen werde, ohne zu verweilen. Er entfernte sich unter höflichem Dank. Eben fuhr Frau v. Spahl an, ich meldete ihr, wie es mit ihrem Manne stehe, und bewog sie, auf ein paar Augenblicke auszusteigen, um ihn zu erwarten. Die kranke Kammerfrau wollte indeß im Wagen bleiben. — Kaum haben wir uns gesetzt, und Frau v. Spahl mustert die reisenden Frauen, die ab- und zugehen, als im Zimmer selbst Lärm entsteht. Ich sehe, wie jener ansehnliche Mann einen eben herein gekommenen Menschen packt. Näher tretend erkenne ich Herrn v. Spahl in einer bäuerlichen Verkleidung. Einige Polizeidiener bringen ihn fort. Ich wende mich betroffen an einen alten Herrn, der zwar in Polizei-Uniform aber ohne amtliche Theilnahme dasteht, und bitte ihn, mir zu sagen, was Herr v. Spahl verbrochen habe. — Ei, sagt er, wissen Sie denn nicht, daß er vor acht bis neun Tagen dem Irrenhause entsprungen ist, droben vom Sonnenstein? —

Und wird nun wieder hinaufgebracht? —

Nach Sonnenstein? Bewahre! Der kommt nun nach Waldheim. Denn es hat sich gezeigt, daß er zu den unheilbaren Narren gehört, und die werden bei uns in Waldheim verpflegt.

Ich bot dem redselig aussehenden Manne ein Glas Wein an, und bat ihn, mir als Fremden doch etwas Nähe-

res über den wieder festgenommenen Mann mitzutheilen, dessen Familie ich kennete. — Der Alte nahm sein Glas und setzte sich mit mir in ein heimliches Eckchen. — Im tiefsten Vertrauen kann ich Ihnen sagen, versetzte er, daß es eine eigne Sache mit dem v. Spahl ist. Ich habe Manches in verschiednen Verhören erlauscht, was ich selbst noch nicht recht im Zusammenhang begreife. Es wird damit sein, wie mit den andern politischen Verbrechen in Deutschland, die gerade darum so wichtig sind, weil sie keinen Zusammenhang haben. Sehen Sie, man ist längst einem Complott auf der Spur; es ist die Rede von einem politischen Wochenbett, und nun denken Sie, was dabei heraus kommen kann! —

Aber ich bitte Sie, Männer und Wochenbett! rief ich aus.

Der Alte legte mir die Hand auf den Mund, und flüsterte, sich umsehend, weiter: Es ist ja von keinen Männern die Rede! Es ist ja die Rede von einem italienischen Weibsbilde, von einer gewissen Signora, — nun warten Sie — Signora Propaganda. Die soll niederkommen; aber nicht eigentlich mit einem ordentlichen Kinde, sondern mit einer bloßen Nachgeburt. Sie haben gewiß von den neuen Mönchen gehört, die sich jetzt wieder da und dort zeigen. Meinen Sie denn, das wären richtige Mönche, was man so demüthige, fromme, etwas einfältige Gemüther nennt? Ach nein! Das sollen lauter vermummte Hebammen sein. Und hinter all' den Spuk hat man endlich kommen wollen, und da der Herr v. Spahl eine Menge Verbindungen hat, besonders auch mit einem römischen Professor in München, der deutsche Bücher schreibt —.

Der Alte wurde eiligst abgerufen, — für mich ein großer Verlust. Ich eilte zu Frau v. Spahl, die in der qualvollsten Unruhe saß. Wir stiegen in den Wagen. Ach wie unangenehm war diese Fahrt nach Dresden an einem so heitern Abende, durch eine so herrliche Landschaft!

Als ich am andern Morgen Frau v. Spahl zur Messe in die katholische Kirche abholen wollte, fand ich sie viel gefaßter, und entschlossen, gleich nach der Kirche abzureisen, um sich mit ihren Verwandten zu versöhnen und mit ihnen zu überlegen, ob etwas zu Gunsten ihres Gatten zu thun sei. — Es war ein seltsam durchnebelter Morgen; die schönen Ufer der Elbe waren mit Höhrauch umsponnen. Die herrliche Brücke, die Brühl'sche Terrasse wimmelten von Menschen, und gegen elf Uhr drängte sich die Menge in die an der Brücke gelegne katholische Kirche, um die musikalische Messe zu hören. — In der Kirche mußte ich mich von Elisen trennen; die Frauen knien nämlich links, die Männer rechts in den durch einen Gang geschiednen Bänken. Seltsam gekleidete Kirchen-Lakaien halten mit ihren langen, silberbeknopften Stäben Ordnung und Ruhe, wobei es natürlich ohne Unruhe nicht abgehen kann. —

Die Messe begann. Musik und Gesang hoben mit anschwellender Flut mein Herz. Zwar der Kastraten-Sopran störte mich; nach der Wandlung aber war dem herrlichsten Tenor die Hauptpartie zugetheilt. Ich war in meine gläubige Kindheit entrückt. Ich hörte wieder **Da pacem** singen. Diese Stimmen, diese Geigen und Flöten entrückten mich der Gegenwart. Die Wände der Kirche,

die langen Säulenreihen erweiterten sich, und nahmen Alle auf, deren fröhliche Blicke sich von Menschenliebe zu neuen, lebendigen Kerzen entzündeten, deren Herzen mit einfach aufdampfendem Glauben sich zu warmen Opferschalen weihten. Da war alle Zweifelspein und Höllenangst verschwunden; die Streitworte der Eiferer, die Breven des Oberpriesters fielen als Weihrauchkörner und Myrtenzweige auf den Einen Altar nieder, an welchem Alle beteten und alle Paare getraut wurden. Der Petersfels durchleuchtete sich zu einem Weltkrystall, den die Ewigkeit durchsonnte, und an welchem jede gläubige Ueberzeugung widerleuchtete. Ueber die starren Glatzen, auf welche ein himmlischer Strahl fiel, hoben sich die Kutten und Kapuzen, und spannen sich in bräunliche und lichtgraue Abendwölkchen aus. Es war Sonnabend vor der Auferstehung des Herrn. Lau brütend lag die Luft auf jungen Saaten, Lerchen schwebten empor, ein wunderbares Licht zückte über die Gipfel der Berge, und aus allen Thälern sang es: Da pacem!

II.

Louise Herzogin von Bourbon.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Ein französisches Buch, in Barcelona während sturmvoller Kriegsjahre gedruckt, ohne namhaften Verfasser, nicht öffentlich ausgegeben, sondern nur in wenigen Abdrücken an Freunde verschenkt, und außerdem eines höheren, von den Richtungen der Zeitläufte ganz abgewendeten Inhalts, — ein solches Buch war gewiß bestimmt, ungekannt und unbeachtet an seinen Zeitgenossen vorüberzugehen. Die große Seltenheit, welche sonst wohl zum Anreiz wird, sogar Werthloses aufzusuchen, verbarg diesmal auch das Werthvolle wirklich, und entzog der ohnehin anders beschäftigten Aufmerksamkeit einen Stoff, auf den sie in manchem Betracht wohl hätte begierig sein können.

Nicht ohne freudiges Genügen, wie es der eifrige Sammler empfindet, dem ein langegesuchtes Stück endlich zu Theil geworden, seh' ich diesen litterarischen Schatz vor mir ausgebreitet, schon den Blicken ein Wohlgefallen, noch mehr aber dem forschenden Sinn, der in den merkwürdigen Inhalt vertrauter einzudringen strebte. Durch glückliche

Sorgfalt eines Freundes ist jahrelangen fruchtlosen Nachfragen und Bemühungen endlich der Erfolg gewährt, und eine hohe und eigenthümliche Erscheinung, von der bisher nur einzelne Schimmer durchgedrungen, tritt in hellerem Lichte hervor, an welchem, ich zweifle nicht, manches Auge sich erfreuen, manches innre Gedeihen sich weiterbilden wird. In dieser Voraussetzung möge folgender Bericht und Auszug hier seine Stelle finden.

Der Titel des Buches, von dem die Rede ist, lautet wie folgt: „Correspondance entre Mad. de B... et Mr. R... sur leurs opinions religieuses DCCCXII.“ Der Druckort ist nicht angegeben, allein es steht außer Zweifel, daß derselbe Barcelona sei, Papier und Lettern bezeugen die spanische Ausstattung, und kleine Ungenauigkeiten und Irrungen des Textes die spanische Setzerhand. Zwei Bände, jeder gegen fünfhundert Seiten stark, dem Drucke nach in Oktav; dem breitrandigen Papier nach aber in Quart, lassen schon in diesem Aeußern ein Werk erkennen, bei welchem buchhändlerische Rücksichten nicht vorwalteten. Nur wenige Abdrücke wurden genommen, und darauf die Formen zerstört. Einzig für einen engen Kreis gleichgesinnter Freunde bestimmt, konnten doch nicht alle Abdrücke so bewacht werden, daß nicht in der Folge einige auch in fremde Hand gerathen wären. Daher konnte die französische Zeitschrift „Chronique religieuse“ von dem Buche reden, die spanische Inquisition im Jahre 1819 davon Kenntniß nehmen, der Bischof Grégoire in seiner Histoire des sectes religieuses darüber Bericht geben. Schwerlich ist des Buches noch an andern Orten, als diesen dreien, irgend gedacht worden.

Herausgegeben, und dem größern und bedeutendern Theile nach geschrieben, hat diese beiden Bände die Herzogin von Bourbon, eine Prinzessin, deren Name schon längst allen Freunden Saint-Martin's theuer und verehrt war, der sie als seine Freundin und Glaubensverwandte gepriesen hatte. „Zwei Wesen giebt es in der Welt — sagt er an einer Stelle — in deren Gegenwart Gott mich geliebt hat; und wiewohl eines dieser Wesen eine Frau ist (meine B.), so habe ich doch beide so rein lieben können, wie ich Gott liebe, und sie folglich in der Gegenwart Gottes lieben können"; ein Lob, welches, jemehr man darüber nachdenkt, an Bedeutung wächst, und in Saint-Martin's Munde zur unwidersprechlichen Bürgschaft wird, daß die schönste und reinste Blüthe höheren Menschenlebens in seiner Freundin erschlossen war. Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die äußern Lebensumstände dieses eigengearteten Wesens, dem an geistiger Lieblichkeit und Stärke schwerlich viele aus so hohen weltlichen Sphären dürften gleichzustellen sein.

Louise Marie Therese Batilde, Tochter des Herzogs von Orléans, war geboren am 9. Juli 1750, und hatte als Prinzessin von Geblüt eine zwar sorgfältige, aber zugleich beschränkte und vorurtheilsvolle Erziehung erhalten, deren nächster Zweck dahin ging, ihr vor der Welt soviel als möglich persönlichen Glanz und Ansehn zu geben. Allein das von innerem Drange bewegte Gemüth bedurfte höherer Richtungen und Gegenstände, und wandte sich, nach schnell vorübergegangenem Anreiz der großen Welt und ihrer Leidenschaften und Kämpfe, zu den Gebieten der Religion und der Wissenschaft. Da ihr Geist jedoch beide in einem andern Sinne nahm, als damals gewöhnlich war, ihre Fröm-

migkeit sich ohne düstern Eifer und dumpfen Wahn zeigte, ihre Forschung nicht bei oberflächlichen Ergebnissen dünkelhaften Witzes stehen blieb, so war sie den Frommen wie den Weltgesinnten unverständlich. Dem Aufsehn, welches ihre Geisteswendung hätte machen können, entging sie durch den natürlichen Hang, ihr Leben still nach innen zu richten, und das Aeußere leicht aufzugeben oder harmlos hinzunehmen, indem sie durch launige Heiterkeit den Widerspruch ausglich oder milderte.

Ihre Verheirathung mit dem Herzoge von Bourbon, Sohn des Prinzen von Condé, war ohne beiderseitige Neigung und Wahl erfolgt; in den Verhältnissen der königlichen Familie schien die Verbindung vortheilhaft, und man übersah dabei sogar, daß der Herzog, um sechs Jahr jünger als seine Gemahlin, gegen sie fast noch ein Kind war. Anfangs lebten beide in zärtlicher Eintracht, und dem noch nicht siebzehnjährigen Gatten gebar die Herzogin am 2. Aug. 1772 einen Sohn. Die Mutter litt achtundvierzig Stunden bei der Niederkunft, und sie selbst und das Kind schwebten in größter Gefahr, letzteres, kaum athmend, mußte durch Umschläge von Weingeist aufgereizt werden, und gab nun erst Lebenszeichen. Gleich darauf setzte ein Lichtfunken die weingeistgetränkten Tücher in Flammen, und nur die schleunigste Hülfe rettete den Prinzen, der aber wieder durch ein Entzündungsfieber noch längere Zeit tödtlich bedroht wurde. Diese Umstände und Vorgänge mußten auf das Gemüth und Gedeihen der Mutter trübend einwirken. In diese Zeit fiel zugleich der Anfang der Erkaltung und Entfernung, welche zwischen dem jugendlichen Herzog und seiner Gemahlin seitdem stets bemerklicher wurde.

Wer auf die Sitten und Einrichtungen damaliger Zeit, besonders aber auf das Leben der höchsten Klassen zurückblickt, der wird nicht erwarten, daß die Herzogin einen Ersatz des häuslichen Glückes, dessen Anlagen hier täglich deutlicher fehlen mußten, in der Sorgfalt für das Wohl und die Erziehung ihres Sohnes habe finden können. Die Mutter hatte dabei wenig zu sagen, noch weniger zu thun; in vorgezeichneten Bahnen ging alles seinen Weg, und eine Prinzessin von Geblüt hatte andre Obliegenheiten und Aufgaben, als Wärterin oder Lehrerin eines Kindes zu sein, welches im Ueberflusse der zu Hofämtern und Dienstehren gewordenen Anstalten und Fürsorgen grade der mütterlichen Pflege am meisten entzogen war. Wundern wir uns daher nicht, daß dieses Verhältniß weder im Leben der Mutter, noch in dem des Sohnes bedeutend hervortritt! Die nächstfolgenden Ereignisse konnten nicht dazu beitragen, die getrennten Richtungen zu verbinden, im Gegentheil mußten sie zwischen Mutter und Sohn die Fremdheit nur vergrößern, ohne daß diese doch jemals einen bestimmten Ausdruck erhalten hätte.

Der Herzog von Bourbon, dem in so früher Jugend die sechs Jahre, um welche seine Frau älter war, nur als drückendes Uebergewicht erschienen, entzog sich mehr und mehr dieser Einwirkung. Er gerieth in den Strudel eines Weltlebens, das uns in zahlreichen Denkschriften genug geschildert ist, um hier keiner näheren Erörterung zu bedürfen. Ungezähmter Leichtsinn und leidenschaftliche Willkür brachten steigende Mißverhältnisse hervor, die endlich bewirken mußten, daß die Herzogin von ihrem Gemahl förmlich getrennt wurde. Sie konnte auch diesmal ihr Geschick nur

hinnehmen, nicht selbstständig dasselbe bestimmen oder ordnen. Dies geschah im Jahre 1781.

Zwietracht und Widerstreit herrschten auch sonst in der Königlichen Familie, und verursachten Unruhen und Schwankungen zu einer Zeit, wo mehr als sonst festes Zusammenstehen nöthig gewesen wäre. Die politische Gährung wurde stets bedenklicher, und als im Jahre 1789 die Stürme der Revolution losbrachen, zeigte sich die Auflösung am erschreckendsten in der Nähe des Thrones selbst. Der König hatte guten Willen, der aber auf keiner Seite durchgreifen konnte, dem Eifer der Königin fehlte Einsicht und Klugheit, die Brüder des Königs trennten sich von ihm feindlich, der Herzog von Orléans trat als entschiedner Gegner auf, und förderte die Revolution aus allen Kräften.

Die Herzogin von Bourbon, in ihrer stilleren Weise wenig beachtet und dadurch um so freier, hatte sich inzwischen ganz dem Hange hingegeben, den sie für die tiefere Erkenntniß der Glaubenswahrheiten fühlte. Ihr schwungvoller und kräftiger Geist war in das Gebiet mystischer Wissenschaft gedrungen und bald in deren Geheimnisse völlig eingeweiht. Sie hatte Saint-Martin kennen lernen, und in ihm einen geistigen Führer und Freund gefunden, der in ihr fortan auch getrennt immer gegenwärtig und wirksam blieb. Wir dürfen wohl sagen, kein edleres Geschenk habe der Himmel für den Menschen, als daß er sich ihm mittelst einer seelenverwandten Persönlichkeit offenbare. War auch die beiderseitige Freundschaft nicht zu solchen feurigen Empfindungen gesteigert, zu denen Frau von Guion und ihr Freund Lacombe oder später Fénélon sich erhoben, so bestand doch

eine höhere Gemeinschaft und Innigkeit, welche über Zeit und Leben hinaus schon den Felsenboden der Ewigkeit erreicht.

Die Zahl der Mystiker und Theosophen war in Frankreich damals nicht gering, die Art aber sehr verschieden; neben dem wunderbaren Martinez-Pasqualis und dem stillsinnigen Saint-Martin zeigten sich andre, zum Theil seltsam verzerrte Gestalten, die sich in abentheuerlichen Schwärmereien ergingen; unklare Naturwirker, wie Mesmer, begabte Gaukler, wie Cagliostro, fanden sich ein, Betrug und Wahnsinn ergriffen dieselbe Richtung, in welcher Unschuld und Weisheit strebten.. Diese Mischung des Hohen und Niedrigen, des Verehrungswerthen und Verwerflichen, bleibt niemals aus, wenn irgend eine große Geisteswirkung vorschreitet, und der gemeine, gehässige Sinn unterläßt dann auch nie, das Gute und Würdige nach dem Schlechten, das sich ihm anhängt, zu beurtheilen und nach diesem zu benennen. Kein Wunder, daß auch die Herzogin von Bourbon diesem Schicksal nicht entgangen ist! Ihre Gegner, deren sie in der französischen Oberflächlichkeit und Spottlust viele haben mußte, später aber auch in dem heftigen Partheigeiste der Revolution nicht wenige bekam, sind bemüht gewesen, jene ganze Richtung als eine Verirrung und Lächerlichkeit zu bezeichnen. Selbst der einsichtigere Grégoire enthält sich kaum dieses Urtheils, dem nur das viele Gute, welches er aus den Schriften wörtlich beibringt und redlich genug anerkennt, noch glücklich widerspricht.

Die Herzogin bekannte sich zur katholischen Kirche, allein sie unterschied die Wahrheiten des Christenthums von den Satzungen der Priesterschaft. Durch den Zustand der Religion, deren Diener in Ruchlosigkeit und Finsterniß ver-

sunken waren, mußte eine erleuchtete Frömmigkeit allerdings in Betreff der Lehren und Wege, die sie lieber in kindlichem Glauben angenommen und befolgt hätte, zu eigner Prüfung und Wahl hingedrängt sein; in diesem Sinne wird das Verderbniß der katholischen Kirche, wo dasselbe nicht den Glauben zerstört, jedesmal eigenthümliche Selbstleitung hervorrufen, die sich mehr oder weniger den protestantischen Richtungen nähern muß, sofern diese überall anzunehmen sind, wo Glauben und Geistesfreiheit einander nicht ausschließen. Wie sich die Herzogin hierin verhielt, wird später aus ihren eignen Aeußerungen erhellen, wir bemerken einstweilen die Thatsache, daß ihr guter Sinn nothwendig mit einem Zustand entzweit sein mußte, der nach allen Seiten nur Ausartung zeigte und einer verzerrten todten Gestalt den Werth anmaßte, dessen Ausdruck nur die lebendige sein konnte!

In dieser Stellung und Stimmung fand der Beginn der Revolution unsre Freundin; viele der anfänglichen Hoffnungen durften auch ihren Sinn, wie den so vieler edlen Männer und Frauen, ansprechen und verlocken, und großmüthig willigte sie ihrerseits in die Opfer, welche das Gemeinwohl auch von ihr fordern konnte. Ihr eigner Bruder, der Herzog von Orléans, dessen Absichten und Schwächen damals noch einen Anschein trugen, der ihre künftige Gestalt nicht ahnden ließ, verwandte seinen Einfluß und seine Hülfsmittel für die Sache des Volks. Als die Unruhen stiegen und die Gewaltthaten sich häuften, denen zu entgehen die meisten Mitglieder der Königlichen Familie, und mit ihnen ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit auswanderten, gehörte die Herzogin von Bourbon zu den we-

nigen Personen ihres Ranges, welche das Vaterland nicht verlassen und ihr Geschick auf keine Weise von dem seinen trennen wollten. Sie konnte freilich hierbei nicht vorhersehen, welche Schrecknisse und Gräuel ihr noch zu erleben sein würden, noch wie tief und hart sie selber von den ungeheuersten Schlägen mit betroffen werden sollte. Allein nur allzu schnell entwickelten sich die Ereignisse, und bevor ein Ueberblick des neuen Zustandes zu fassen, neues Wählen und Entschließen möglich war, lag das Königthum zertrümmert, schmachteten König und Königin im Kerker, und drohte grausamer Tod ihnen selbst wie allen ihren Anhängern, zu denen jetzt auch schon ihre Gegner, die ersten Freiheitsfreunde gerechnet wurden.

Die Rolle des Herzogs von Orléans in diesen Vorgängen wurde mit jedem Tage unglücklicher und entsetzlicher. In ihm lebten nicht die Grundsätze, welche ein höheres Heil zu erringen hofften, und um des Zieles willen den schrecklichen Weg nicht achteten; auch hatte weder sein Geist das Maß, noch seine Seele die Kraft, in der Verirrung innezuhalten, und Unwürdiges lieber zu leiden als zu thun. Als ein willenloses Werkzeug ließ er sich in den Strudel fortreißen, und er, dessen Ehrgeiz früher nach der Krone gestrebt, mußte bald ihn darein setzen, mit der rothen Mütze der Jakobiner auf dem Haupte den nahverwandten König zum Tode verurtheilen zu helfen, und für sich selbst jedem früheren Range und sogar dem eignen Namen zu entsagen. Die Herzogin von Bourbon sah mit Gram und Angst den Bruder in diesen Abgrund sinken, dessen Schmach ihn doch der forttobenden Volkswuth nicht entzog. Er hatte den Namen Citoyen Egalité angenommen; der Schwester, welche in ihrer

Zurückgezogenheit und Stille dem Eifer des Tages nicht entging, und nicht mehr Bourbon heißen durfte, wurde zugemuthet, nach dem Beispiele ihres Bruders gleichfalls einen neuen Namen zu wählen. Die Sache war ihr so lächerlich als schmerzlich, und mit guter Laune, die ihr fast in allen Lagen verblieb, äußerte sie, daß sie dann am liebsten Citoyenne Vérité heißen möchte, aber als solche wohl am wenigsten würde geduldet werden. Man nannte sie wirklich so, und der Namen blieb ihr, ohne sie jedoch zu schützen. Dem angeklagten Bruder folgte bald auch die Schwester in's Gefängniß nach, und wenn nicht ebenso auf das Blutgerüst, so schwebte sie doch geraume Zeit in dieser Gefahr.

Es bezeugt eine große Geisteshelle und Seelenstärke, daß die Herzogin durch diese Folge von Erschütterungen in ihren ursprünglichen Ansichten und Bekenntnissen nicht wankend wurde. Sie hielt an dem Christenthume fest, wofür sie jeden Augenblick den Tod erleiden konnte, und verwarf doch eben so wenig die Revolution, wiewohl eben daher Tod und Entsetzen auf sie eindrang. Sie fuhr fort, in jedem Ereignisse die göttliche Fügung zu verehren, welche überall, auch durch Leid und Strafe, nur Segen und Heil bereite. In Betreff dieser Ansichten ist ein kleiner Aufsatz merkwürdig, welchen die Herzogin gleich im Jahre 1789 entworfen, aber, wie der Schluß erkennen läßt, in späterer Zeit beendigt hat. Wir theilen ihn als ein Beispiel freier Selbstverläugnung mit, die sich in solcher Sphäre nicht häufig finden dürfte.

„Religiöse Gedanken über die französische Revolution.“

„Das Vaterland eines wahren Christen ist der Himmel; folglich müssen seine Gedanken ihn stets dahin zurückleiten, und seine Urtheile von einer tieferen, das heißt göttlichen, Wahrheit ausgehen, nicht von den politischen Wahrheiten. Ich verstehe nichts von diesen letztern, beschränkt wie ich bin an Geist und noch mehr an Kenntnissen.“

„Die Vorurtheile haben in mir den innern Sinn nicht verdunkelt, den jeder Mensch in sich fühlen würde, wenn die Begier alles zu genießen, was an diese Welt knüpft, denselben in ihm nicht fast erstickt hätte.“

„Ich bin mehr abgewendet als mancher Andre von der Welt, durch den Zusammenfluß der unglücklichen Ereignisse, die ich erduldet habe, demgemäß auch geeigneter, einfache und jener tieferen Wahrheit entsprechende Ideen zu empfangen. Die wesentliche Verschiedenheit zwischen den Ansichten der Menschen, und dem Benehmen Gottes in Betreff ihrer, besteht darin, daß jene wünschen hienieden glücklich zu sein, und daß Gott sie ewig glücklich machen will. Sie wissen nicht, was erfordert wird, um das große Werkzeug des Weltalls zu dem Ergebniß hinzuleiten, welches so viele Menschen als möglich, indem es sie gut und tugendhaft macht, für die Seligkeit gewinnen soll, und sie wollen nach ihrem engen und theilweisen Hinblicke die Ereignisse dieser Welt beurtheilen, welche insgesammt nichts anderes sind als Mittel, deren sich die Gottheit bedient, um jenen Zweck zu erfüllen.“

„Ich maße mir nicht an, die Gerichte Gottes zu ken-

nen, noch in seine Weisheit einzudringen, aber das unermeßliche und gewaltige Gebild, das sich vor den Augen meines Geistes entfaltet, wenn ich die geistliche Regierung der Seelen überdenke, erfüllt mich so mit Staunen und Schauder, daß ich darauf die politischen Gesetze als Kinderspiele ansehe, denn sie können die Laster und die Verbrechen nur zwingen sich zu verbergen, und ändern nicht das Herz des Menschen. So kann ich denn auch nicht der Meinung dessen sein, den ich vom Volke redend sagen hörte: „Man kennt nicht die Gefahr, den Bodensatz eines großen Gefäßes aufzurühren." Ist die Vergleichung richtig im rein moralischen und politischen Sinne, — denn, in der That, man weiß nicht, bis wohin eine so starke Kraft, als die eines von seinen Leidenschaften gelenkten Volkes ist, ihre Anordnungen steigern kann, — so dünkt mich das Gleichniß doch falsch, wenn Gott es ist, der das Wasser läutert, und der, indem er darauf einwirkt, alle Theile desselben flüssig macht."

„Ich kann mich daher nicht freuen, wenn ich annehme, daß die Laster nur betäubt sind, und daß sie im Grunde der Herzen ruhen wie der Schlamm zu Boden eines Gefäßes, sondern im Gegentheil, ich bin voll Hoffnung, wenn ich mich überzeuge, daß das Wasser von Gott aufgeregt ist, und die begonnene Wirksamkeit alle Verderbniß daraus scheiden wird."

„Ich hänge keiner Regierungsform mehr als der andern an: in allen walten Menschen, folglich Laster und Tugenden. Da mein wahres Vaterland himmlisch ist, so sehe ich meine wahren Landsleute überall, wo ich Wesen finde, die sich einzig mit der Sorge beschäftigen, möglichst

sicher dort anzukommen, und je mehr ich den Weg dorthin geebnet und gebahnt sehe, desto mehr empfind' ich Freude deßhalb. Wie Stacheln und Dornen erscheinen mir die Ehren, die Reichthümer, die Vorurtheile aller Art, welche die Menschen verblenden, und sie verhindern, die sanfte Stimme der Wahrheit zu hören, indem ihre Ohren durch den immerwährenden Lärm betäubt sind, den jenes wilde Gemisch um sie her verursacht. Ich fühle mich, sag' ich, beseelt von einem Hoffnungsstrahl, wenn ich zu sehen glaube, daß Gott sich derselben Arbeiten, mit welchen die Menschen ein Werk errichten, auch zu dessen Zerstörung bedient, sobald dieses weder rein ist noch der höchsten Weisheit gemäß. Sie sind zu sehr verderbt, zu weit von der Wahrheit ab, als daß sie auf sanfte und überredende Weise zu ihr zurückgeführt werden könnten; Gott muß sich der Bösen bedienen, die in seiner Hand zu Werkzeugen werden, wie die scharfen Messer in der Hand eines geschickten Wundarztes, um denen Hülfe zu bringen, die noch heilbar sind."

„Das Siechthum Frankreichs war um so mehr tödtlich, als dasselbe schon bis zum Herzen gedrungen war, womit ich die Unordnungen meine, welche bei den Dienern selber der katholischen Religion herrschten. Wir müssen also erwarten, daß durch göttliche und für Menschenaugen unsichtbare Behandlung Gott mittelst seines immer gleichen Wirkens dahin gelange, das verdorbene Fleisch zu verzehren, und die Wunden zu schließen, welche die Menschen sich selber schlagen; er läßt sie zu diesem Zwecke durch ihr eignes Unglück die Erfahrung gewinnen, daß nur er allein es ist, der sie für immer glücklich machen kann, und daß in ganzem Umfange die erhabene Sittenlehre zu befolgen ist,

welche er in seinem Evangelium vorgeschrieben und in unsre Herzen gegraben hat, damit wir ihn anbeten, wie er angebetet sein will, im Geist und in der Wahrheit."

„Wenn die armen Menschen noch lange zögern, diesen höchsten Willen zu erkennen, und wenn sie nur mehr und mehr sich in den Irrthum versenken, daß politische Gesetze hinreichen um so vielen Uebeln abzuhelfen, so ist es wohl möglich, daß Gott ihnen noch schrecklichere Plagen sendet; aber auch diese werde ich stets als von einer väterlichen und erbarmungsvollen Hand geleitete sehen, welche niemals schlägt, als um zu verzeihen, und welche den unschuldigen, unter ihren Streichen erliegenden Opfern reiche Vergeltungen bereit hält. Genug, wo ich das Wirken eines gegen den Verbrecher erzürnten Gottes sehe, da sehe ich auch das eines gerechten und erhaltenden Gottes; stets aber will ich lieber die bessernde Strafe als das Vergessen eines Vaters erleiden, der bewundernswürdig selbst gegen seine undankbaren Kinder verfährt.

„Das unermeßliche und gewaltige Gebild, ich wiederhole es, seiner göttlichen Weisheit in Regierung der Seelen, erlegt meinem Geiste Schweigen auf, und verbietet mir die Handlungen zu richten, welche jene Weisheit in dem weiten Plan ihrer Barmherzigkeit befiehlt oder zuläßt. Ich beschränke mich also darauf, inbrünstig für diejenigen zu beten, die mir der göttlichen Gnaden am bedürftigsten scheinen, ohne daß ich einen Tadel auszusprechen, noch ein voreiliges Urtheil über Ereignisse zu fällen wage, die vielleicht im Zusammenhange und Plan der Vorsehung Gottes unerläßlich, für meine zu beschränkte Geistesfähigkeit aber unbegreiflich sind."

„Diesen Worten Jesu Christi nach: „Seid unterthan der Obrigkeit, gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist;“ und: „Wisset, daß ich sanft und demüthig von Herzen bin, und daß man zum Himmel eingehet nur durch mich, denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;“ hab' ich also gefolgert: Wenn man nur durch Jesus Christus in den Himmel gelangt, so muß man ihm gehorchen, ihm ähnlich werden, seine Vorschriften durchdenken, sie zur Regel der Handlungen machen, und nach seinem Beispiele das Kreuz tragen; wenn er sanft und demüthig von Herzen ist, so muß man sich erniedrigen, gehorchen, leiden, um ihn nachzuahmen und ihm zu folgen; wenn er befiehlt, den Obrigkeiten unterthan zu sein, so muß man gegen jede Art von Macht, die uns regiert, die Unterwerfung in allem beobachten, was nicht gegen die göttlichen Gesetze ist.“

„Diese wohldurchdachten Maximen, lange Zeit durch meinen Geist ergründet und in mein Herz gegraben, welches schon der Welt überdrüssig kein andres Glück mehr suchte, als das kein Mensch ihm rauben konnte, diese Maximen, in Verbindung mit meinen beschränkten Kenntnissen, welche mir nicht gestatteten darüber zu urtheilen, welches die beste Regierungsform sei, — diese Maximen, sag' ich, waren die unwandelbare Regel meiner Empfindungen und meines Benehmens; überdies, in die Welt durch meine Geburt zum Befehlen, durch mein Geschlecht zum Gehorchen gestellt, und also nach freiem Willen zu wählen verstattet, habe ich geglaubt in meinem Vaterlande bleiben und mich den verschiedenen Gewalten unterwerfen zu müssen, die nach einander auf dem Schauplatz erschienen sind, ohne

daß ich zu prüfen suchte, ob ihre Regierung weltlich die rechte sei, und ihre Gesetze gut. Gott erlaubt, daß sie die Oberstelle einnehmen, dies genügt mir, sie darin zu ehren, denn Jesus Christus hat nicht besonders gesagt, man solle sich den rechtmäßigen Gewalten unterwerfen, sondern überhaupt den Gewalten."

„Geboren in Ueberfluß und Größe, sah ich mir durch die Revolution die Mittel dargeboten, mich zu erniedrigen, ich habe sie mit Beeiferung als christliche Frau ergriffen."

„Jesus Christus hat Wehe gerufen den Reichthümern, ich habe mit frohem Genusse mir das wegnehmen sehen, was mich von der Mitte des Lebens entfernen konnte."

„Schon empfange ich innerlich den Lohn meiner Opfer durch den ungestörten Frieden, den ich seit jenem Augenblick in mir besitze, ungeachtet aller Prüfungen, durch die ich gegangen bin."

„Zwar legt man meine Handlungen und meine Empfindungen ganz anders aus; doch was liegt daran, daß man mich, wenn ich gut handle übel beurtheilt, daß man mich meiner Freiheit beraubt, daß man mich Demüthigungen und tausend unverdiente Leiden erdulden läßt, — ist das nicht jenes Kreuz, welches man nothwendigerweise tragen muß, um auf den Spuren unsres Herrn zu wandeln und in das Reich der Himmel einzugehen? Der große Gesetzgeber, dessen Gesetze ich zu befolgen trachte, wird mir eines Tages alles Erlittene anrechnen, und dieser Tag ist nie fern für das längste Leben, wenn man dasselbe mit einer Ewigkeit vergleicht. Alsdann werden diejenigen, die mich beurtheilt haben, die Wahrheit erkennen ihrer oder meiner

Grundsätze, und welche von beiden das vollkommenste und dauerndste Glück sichere.“

Man kann diesen Ansichten mancherlei entgegenstellen, man kann sie besonders als nur hingeworfen tadeln, denen ein strenger Zusammenhang und erweisende Schlußfolgerung fehlt, allein die wahre Meinung der Schreiberin zeigt sich in ihnen klar genug, und man wird den eigenthümlichen Geist anerkennen, so wie die Gesinnung ehren und bewundern müssen, die sich darin aussprechen.

Die Herzogin, welche gezwungen worden war Paris zu verlassen, wurde in Marseille verhaftet, wo sie bis zum Jahre 1796 in Gefangenschaft blieb; eine Art von halber Freiheit, die für sie dann eintrat, gestattete ihr nicht gleich den Aufenthalt in der Hauptstadt, und sie lebte nun einige Zeit in Moulins, bis sie endlich nach Paris zurückkehren durfte. Jedoch gleich im folgenden Jahre erließen die Gewalthaber der französischen Republik die Verfügung, daß keinem Mitgliede der Familie Bourbon der Aufenthalt in Frankreich erlaubt sein sollte. Der Herzogin wurde angezeigt, sie habe sich zur Abreise zu bereiten; das Land, wohin sie geführt werden sollte, war Spanien. Gleichzeitig erhielten andre bisher verhaftete oder beaufsichtigte Personen dieselbe Bestimmung, und ein ganzer Zug von Deportirten setzte sich in Bewegung nach der spanischen Gränze hin.

Hier kehren wir nun zu dem Buche zurück, welches in diesen Reisetagen den Anlaß seiner Entstehung gefunden, und seinen ferneren Inhalt, der sich bald mit den wichtig-

sten Gegenständen befaßt, dem eben so aufrichtigen als anmuthigen Bericht über jene Wanderung anschließt.

Der erste, gleichsam zur Einleitung dienende Abschnitt ist überschrieben: „Voyage tragique et tendrement burlesque," und beginnt mit der Abfahrt, deren Schilderung wir in den Hauptzügen wiedergeben.

„Zwei Matronen, aus ihrem Vaterlande wegen Staatsrücksichten ausgewiesen, nahmen Platz in einer großen Reisekutsche, welche mit Paketen angefüllt, und übrigens in so schlechtem Zustande war, daß die Räder zum Theil mit Stricken zusammengehalten wurden. Eine Kammerfrau saß auf dem Rücksitz, und neben ihr ein junger Mann, der von der Behörde beauftragt war, diese Fuhre bis über die Gränze zu geleiten. Man brachte noch immer neue Pakete, die man nach allen Seiten aufthürmte, bis schon gar kein Raum mehr zu freier Bewegung war, und als endlich gar nichts mehr angebracht werden konnte, mußten die drei Frauen mit Bedauern noch manches ihnen Werthe zurücklassen."

„Es war Nacht, so daß man sich gegenseitig nur bei dem Schimmer einer fast erlöschenden Kerze sehen konnte, mit der man auf dem Hofe zum Herbeibringen der Pakete leuchtete. Nachdem unsre guten Damen von allen ihren Freunden und Dienstboten schmerzlich Abschied genommen, setzten sich die Wagen — denn es waren deren mehrere zu derselben Fahrt vereinigt — in Bewegung, und unsre armen Matronen, in Thränen gebadet, und von tiefstem Schmerz erfüllt, sahen sich aus ihrem unglücklichen Lande und aus den Armen ihrer theuersten Freundinnen fortgeführt."

„Lange Zeit dauerte das Schweigen, und wurde nur von Seufzern oder Thränen unterbrochen. Der Begleiter sprach kein Wort, und hielt sich in seiner Ecke, ohne daß .e sich zu regen wagte. Als aber der Frühschimmer die Gegenstände zu erhellen anfing, bemerkten die guten Damen (nicht ohne einige Zufriedenheit), daß ihr Begleiter ein junger Mann von blonden Haaren war, und aus dessen blauen Augen nur Sanftmuth blickte. Als man sich wechselseitig betrachtet und die drei Matronen (denn ich kann wohl auch die Kammerfrau so nennen, da sie, wiewohl einige Jahre jünger als die Herrschaft, schon über vierzig und Mutter von acht oder zehn Kindern war), also die drei Matronen sich überzeugt hatten, daß dieser junge Mann nicht von der blutdürstigen Art sei, die nur Mord und Zerstörung athmet, begannen sie ihm einige Höflichkeit zu erweisen. „Sind Sie nicht sehr beengt durch all' diese Pakete? — fragte ihn die minderbejahrte der beiden Damen, — man könnte sie vielleicht anders ordnen!" — Ich bitte, achten Sie darauf nicht, antwortete der junge Mann, indem er den Kopf vorbeugte, — ich bin so ganz gut. — Darauf sah man nach der Uhr, welche Stunde es sei, dann betrachtete man das Feld, auf welches die ersten Strahlen der Sonne vergoldend fielen. Aber weil man sich noch fremd fühlte, und unsre armen Reisenden von den traurigsten Gedanken erfüllt waren, so unterbrach man das Schweigen nur selten einmal durch irgend eine Redensart, die nicht viel sagen wollte. Jedoch stellte man Beobachtungen an, und fällte im Stillen sein Urtheil, was man von einander zu denken habe. So verging der erste Tag."

„Im Gasthof angekommen, wo unsre guten Damen

nur Ein Zimmer hatten, unterhielten sie sich einige Zeit von ihrem unglücklichen Schicksal, und jede beklagte dasselbe nach ihrer Weise; dann aber fiel das Gespräch ganz natürlich auf den jungen Mann, der sie begleitete. Die ältere, welche unverheirathet und noch ganz jungfräulich war, deren lebhaftes Aussehn und runde Formen aber genug Lebensfülle verriethen, sagte zur Andern: „Ich glaube wir haben da einen kleinen Pinsel mit uns, denn er spricht kein Wort;" — die Andre, scharfsichtiger, oder vielleicht nur aufmerksamer auf alle Regungen ihrer Nebenmenschen, versetzte: „Ich bin dieser Meinung nicht, und halte ihn für klug, grade weil er nicht gesprochen hat," — welches die Kammerfrau mit einem Kopfnicken bestätigte."

„Diese zweite Dame, klein und mager, hatte wenig verführerischen Anschein, nur hübsche braune Augen und ein ausdruckvolles Gesicht. Betrachtete man sie, so konnte man sie wohl für fähig halten, bisweilen noch das Feuer der Jugend sich in ihr wiederbeleben zu fühlen, trotz langwierigen Unglücks und einer aufrichtigen Frömmigkeit, die man ein wenig mit der Exaltation ihres Kopfs und ihres Herzens verknüpfen wollte, welches letztere niemals durch die eheliche Liebe völlig befriedigt worden war. Ich spreche nur von dieser, schweigen wir vom Uebrigen. Sie war damals untadlich, das ist mir genug, und Geschwätz veracht' ich." —

„Nun muß ich noch die kleine Kammerfrau kürzlich beschreiben, die ihrer Herrin beigestimmt hatte, als diese gesagt, der junge Mann sei nicht dumm. Diese Frau war in ihrer Jugend sehr reizend gewesen, ihre Züge waren noch jetzt von großer Feinheit, ihr Wuchs niedlich, ihre Arme

rund und voll, alles wohlgeeignet ein liebebedürftiges Herz einzunehmen. Man denke sich nun die Figur, welche diesen drei Frauen gegenüber ein junger Mann von zwanzig Jahren machen mußte; während eines Monats in demselben Wagen, und genöthigt alle seine Bewegungen möglichst zurückzuhalten! Doch enden wir diesen zweiten Tag."

Der Leser wird schon erkannt haben, daß in dem Bilde der kleinen und jüngern Dame unsre Herzogin sich selber geschildert hat, und zwar mit der heitern Billigkeit, die sich gar wohl die Wahrheit sagt, aber deßfalls auch Günstiges nicht verläugnet. Sie fährt nun fort, in kleinen, bezeichnenden Zügen die Sonderbarkeit eines so zufälligen und doch unausweichlichen Verhältnisses hervorzuheben, und erzählt die langsamen, schüchternen, aber ungestörten Fortschritte einer Bekanntschaft, welche für beide Theile täglich als unentfliehbares Lebenselement wiederkehrte. Für Personen andern Standes wäre die Lage nicht so ungewöhnlich noch neu gewesen; die Abentheuer jeder Postfahrt, eines Badeaufenthaltes, konnten Scherz und Ernst bunter zusammenmischen; für Prinzessinnen aber, mit denen hier in dieser Art zum erstenmal das Leben keine Umstände machte, mußte gerade das sonst Gewöhnliche den Reiz des Sonderbarsten haben, und es war sehr natürlich, daß inmitten verzweiflungsvollsten Unglücks, welches hier Personen des höchsten Ranges traf, das Uebergewicht des früheren Zustandes nicht völlig erlosch, und ein geübter Gesellschaftsgeist, — in galantem Scherz, höfischer Sicherheit und steter Theatereinwirkung aufgewachsen —, auch in diesem Falle neben dem Trauerspiel die sich darbietende Improvisation eines kleinen Liebhaberstücks harmlos nicht ablehnte. Hiebei wäre wenig

zu bemerken, dergleichen Spiel seltsamer Anlässe und Vorgänge bietet jede reichere persönliche Lebenserfahrung dar, nur daß meist das eigentlich Sprechende solcher Art als privates Geheimniß verschwiegen und verloren bleibt, sofern nicht ein Dichter es erfaßt. Die größere Merkwürdigkeit ist hier demnach die Lust und Offenheit, mit welcher die Herzogin, als seltne Ausnahme, das vertraulich Erlebte zu beschreiben wagt. Wir dürfen auch hiebei die Freiheiten und Scherzweisen, welche der Hof und die Nation in ihre höchste Bildung aufgenommen hatten, nicht übersehen, und müssen uns zugleich alles dessen erinnern, was die französische Litteratur von jeher in solcher Art dargeboten."

„Der junge Mann, welcher von Staats wegen die Damen zu begleiten hatte, war wie schon erwähnt etwa zwanzig Jahr alt, sanft und fein, von guter Erziehung; er hatte bei dem ersten Kriegsrufe für die Freiheit die Waffen ergriffen, mehrere Feldzüge mitgemacht, und endlich eine vierzehnmonatliche Gefangenschaft erduldet; geschwächt und noch leidend von so frühen Drangsalen, sollte er sich für jetzt schonen, und war deßhalb für den gegenwärtigen Ehrendienst ausersehen worden. Die Jugend in ihm errang bald ihre Rechte wieder, und stellte sein blühendes Ansehn her. Aber seine Bescheidenheit und Scheu waren so groß, daß bei der geringsten Berührung, in welche der Wagen ihn östers unerwartet mit den Damen brachte, er sogleich erblaßte, sich beschämt in die Ecke drückte, und nur verstohlen aufzublicken wagte. Jedoch in der täglichen und wachsenden Gewöhnung nahm er dergleichen bald leichter, und indem das Zutrauen sich mehr und mehr anschloß, wurde aus dem scheuen Beauftragten der Republik ein muntrer,

sehr naiver und fast kindischer Gesellschafter, den die um so viel älteren, aber gefühlvollen und aufmerksamen Damen nun auch ihrerseits als einen Freund und in vielen Dingen sogar als ein wirkliches Kind behandelten, ohne doch sein eigentliches Alter darum zu vergessen.

„Nach mehreren Bemerkungen und Schilderungen, in welchen die wechselseitigen Beziehungen sich deutlicher entwickeln, wird einer kleinen Fußwanderung gedacht, zu welcher die Damen, bei dem langsamen Fahren und den schlechten Wegen, sich gern bereit fanden. Sie sollten in Brive la Gaillarde übernachten, und waren etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als sie ausstiegen, um diese Strecke zu Fuß zurückzulegen. Doch wir geben die weitere Erzählung mit den eignen Worten:

„Es wurde schon dunkel. Der artige Führer bot der jüngern der beiden Matronen seinen Arm an, die ihn auch wegen des Schmutzes auf der Straße und wegen der Löcher, in die sie zu fallen fürchtete, gern annahm, denn Vorsicht ist löblich, und besonders am Abend. Das Wetter war mild, der Mond ergoß seine Silberstrahlen auf das Feld und verschönte alle Gegenstände durch sein sanftes Licht. Der junge stützende Gefährte der guten Dame, welcher sich vielleicht in diesem Augenblick einer der herrlichen Entzückungen freute, die man so oft in der Jugend beim Anblick einer schönen Nacht und der ruhenden Natur empfindet, sagte zu ihr: „Ich werde lange Zeit an Brive la Gaillarde denken, keine Stadt ist mir je reizender vorgekommen, und diese wird fernerhin mein Vergleichungspunkt für alles Angenehme sein; ich werde mir sagen: Bei Brive la Gaillarde war es schöner.“ Der Dame entging nicht, daß er auf

seine gegenwärtigen Bezüge anspielen wollte, und sie antwortete lächelnd: „Sie sehen den Ort bei der Dämmerung, morgen zeigt die helle Sonne ihn vielleicht anders.“ Der junge Mann richtete ohne Zweifel dergleichen galante Reden auch an seine andern Reisegefährtinnen, wenn der Zufall ihm Gelegenheit bot, sie unter vier Augen zu sprechen, oder ihnen den Arm zu geben. Aber davon ist nichts zu meiner Kenntniß gelangt, denn Aufrichtigkeit und Einfalt sind nicht gleicherweise in allen Seelen; übrigens war jedes als Frau gekleidete Wesen für unsern guten Jüngling ein Gegenstand der Anziehung, und ich glaube eine behaubte Katze hätte ihm für einen Augenblick den Kopf verrücken können, falls ihm nicht andre Gestalten zur Vergleichung vor Augen gewesen wären. Seine Naivetät in diesem Betreff, und die Bemerkungen, zu denen das Zusammensein schon veranlaßt hatte, erregten öfters die Lustigkeit der Wagengesellschaft, besonders aber der kleinen Matrone, der nichts entging, und die es jedesmal wahrnahm, wenn die Empfindsamkeit des jungen Mannes eine neue Richtung nahm, welches gewöhnlich drei- bis viermal im Tage sich ereignete. Sah sie von fern eine Stadt, so fragte sie ihn neckend, ob ihm diese nicht angenehmer schiene als Brive la Gaillarde, und dann lachten beide hell auf, woran genug zu erkennen war, daß sie einander verstanden, und daß die früheren Beobachtungen nicht getäuscht hatten.“

„Gleichwie die Sonne fortschreitend vom Aufgange zum Niedergange den ganzen Tag die ihren brennenden Strahlen ausgesetzte Erde erhitzt, eben so suchte unser feuriger Jüngling vom Morgen bis zum Abend die halberfrornen Herzen der drei guten Damen zu erwärmen, mit denen er

sich den ganzen Tag eingeschlossen fand. Diese sinnreiche Anspielung war schon ausgesprochen, als die Blicke unsres jungen Mannes in aufmerksamer Betrachtung des Profils der kleinen Kammerfrau betroffen wurden, und die ältere Matrone sagte dabei, in das Feld hinaus blickend: „Ah, die Sonne neigt sich zum Niedergang!" Er faßte den Scherz gleich auf, und lachte wie toll. Eine zufällige Berührung seines Ellbogens mit dem der Kammerfrau schien elektrisch zu wirken und ihn so zu begeistern, daß er einige Verse mit Zartheit herzusagen begann, worin die Worte vorkamen: „Ja, dein Profil entflammet mich!" Die Kammerfrau, wohl sehend, daß sie gemeint sei, zog schweigend ihre Tabacksdose hervor, und bot ihm sogleich eine Prise; denn ein Herz ist ja nicht von Erz, wie ehrbar und zurückhaltend es auch sei, und man weiß wohl, daß alles dienen muß, wenn die Sprache, aber nicht das Gefühl stumm ist. So war bald keine unscheinbare Handlung, keine zufällige Bewegung mehr, die nicht etwas zu sagen, zu bedeuten haben mußten. Für unsre Beobachterin war nichts komischer, als alle die kleinen Listen der menschlichen Empfindsamkeit, die niemand einzugestehen wagt, aber jeder wohl bei seinem Nebenmenschen bemerkt oder doch zu bemerken glaubt. Unsre kleine Matrone jedoch machte sich dergleichen zum Vorwurf, und wollte sich in dieser Art nichts erlauben; sie hätte den Andern eben solche Zurückhaltung gewünscht, als sie selber seit vielen Jahren sich auferlegt hatte; aber der Versucher ist so schlau, die Jugend so verführerisch, und die gegenwärtige Gelegenheit so fortgesetzt, daß ich nicht zu behaupten wage, sie habe die Würde ihres Alters während dieser grausamen Reise nicht etwas aufgegeben, und nicht auch bisweilen die

Tugendstrenge, deren sie damals sich rühmte, bei Seite gesetzt."

„Der junge Mann, so muthwillig als zärtlich, suchte jede von uns besonders zu bereden und glauben zu machen, sie allein sei es, und keine ihrer Gefährtinnen, die ihn beschäftige. Jüngere, als unsre Matronen, hätten sich vielleicht durch dieses Spiel täuschen lassen, aber ich glaube nicht, daß man billigerweise sie dessen beschuldigen könne." —

Doch wir tragen Bedenken, unsre wörtlichen Auszüge fortzusetzen, wobei wir dem guten Willen der Leser bei allem Vertrauen doch vielleicht allzuviel zumuthen müßten. Solcher kleinen, von idyllischem Reiz erfüllten, und keineswegs bedeutungslosen Vorgänge, die an manche Schilderung in Rousseau's Bekenntnissen erinnern, und an Zeichnung und Wärme ihnen nicht nachstehen, werden nach und nach mehrere dargestellt, und mit freier Munterkeit behandelt. Als ein Wunder wird der Wagen erwähnt, der in seinem jämmerlichen Zustande täglich die schlechtesten Wege durcharbeitete, und dabei trefflich hielt, ohne auch nur eines neuen Nagels zu bedürfen. Die heftigen Stöße und Rucke, die öfters die Gesellschaft gegeneinander warfen, dienten ihr zur Belustigung, und man meinte, ein guter Engel müsse für den alten Kasten besondre Sorgfalt haben, daß er nicht bei solchen Anlässen zusammenbreche. Die Herzogin rief im Schrecken immer den Engel Michael zu Hülfe, und da der junge Mann diesen als seinen Schutzpatron bekannte, so kam man überein, ihn selber als guten Engel zu bezeichnen, welcher Namen ihm dann, auch bei den ernsthaftesten und traurigsten Dingen, und bis in die

spätesten Jahre, verblieb. So natürlich und unschuldig war der Ursprung dieser Anrede, welche der Unverstand in der Folge mißdeuten und als Unschicklichkeit auslegen wollte, wie selbst Grégoire zum Theil noch thun möchte! Es kann nicht genug wiederholt werden, daß dergleichen individuelle Lebensäußerungen nur in ihrer eignen Sphäre anzuschauen und zu würdigen sind.

Führen wir aber auch einen großen Theil des in dieser Erzählung Auffallenden und Bedenklichen zu dem Gewöhnlichen zurück, das sich aus dem gemeinsamen Elemente des Zeitalters, der Nation und des Standes hervorgegangen zeigt: immer bleibt noch genug übrig, um diese Produktion auf dem Gipfel der Seltsamkeit zu erhalten, und sie als eine der reizvollsten, wunderlichsten, in spielender Anmuth ernsthaft gehaltreichsten zu bezeichnen.

Denn das Eigenthümlichste derselben ist, daß aller Scherz und alle Laune, die sich in der Sache wie in dem Vortrag finden, nur gleichsam die muntern Wellen sind, nicht nur der Anlaß und das Mittel, sondern sogar der Stoff selber, woraus die höchsten Erörterungen und der reinste Gewinn sich erheben. Mit der Heiterkeit und Laune ist die tiefste Frömmigkeit vereint, die hier unter solcher Hülle lebendiger und kräftiger wirkt, als unter der eines finstern Ernstes möglich wäre, der ohnehin nur immer eine niedre Stufe andeutet.

Der junge Mann hatte gleich von Anfang neben der Munterkeit, die seinem Alter natürlich war, sowohl die besten Gesinnungen überhaupt und einen aufrichtigen Hang zur Tugend, als auch eine so innige Liebe zu seiner Mutter gezeigt, daß man ihm auch jedes andre Gute zutrauen

durfte. Die Herzogin benutzte diese günstige Gemüthsart, um von den Gegenständen mit ihm zu sprechen, von denen sie stets erfüllt war, und die allein ihr wahrhafte Beschäftigung gaben. Die Wahrheiten der Religion ihm aufzuschließen, sie wenigstens ihm zu nähern und seinen Geist für sie zu bereiten, wurde ihr gleich Bedürfniß, und dieser Aufgabe widmete sie fernerhin mit seltener Beharrlichkeit den besten Eifer. Die verschiedensten Ansichten standen sich hier entgegen, und wurden freimüthig ausgetauscht. Der junge Mann bekannte sich als franken Deisten, dem das Christenthum ein leidiges Pfaffenwerk war, und nur in seiner reinen, von den Bekennern aber unaufhörlich entstellten und verläugneten Moral noch Werth hatte; in den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts war er wohlbelesen, und trug deren Meinungen mit Geläufigkeit vor. Dies erweckte jedoch keinen Unfrieden, und wenn im Widerspruche der Ernst die Freundlichkeit doch zu verscheuchen drohte, so führten Scherz und Neigung sie immer leicht zurück.

Indem wir dieses ganze Verhältniß uns lebhaft vorzustellen suchen, werden wir unwillkürlich auf die Bemerkung geleitet, daß fromme Innigkeit, je sichrer und reiner sie ist, um so leichter in kindliche Tändelei und spielenden Muthwillen übergeht, besonders wenn in zarten Gemüthern eine vornehme und feine Bildung fortwirkt; auf solche Weise sehen wir Fénélon und Frau von Guion einen vieljährigen, fast kinderhaften Briefwechsel führen, Zinzendorf in seinen Liedern bis in's Alberne verfallen, Saint-Martin frommen Witz aussprechen; auch sonst mag Lieblichkeit und Wärme des Herzens oft keine andre Aeußerung finden, als in Lustigkeit und Possen, wie dies an der edlen Gräfin

Agnes Stolberg sichtbar war, von der Goethe sagt: „Durchaus spielt sie die Stelle des Engels Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Fachs, in Verwunderung gesetzt hätte?“ Den Ausdruck „Engel Grazioso“ sprechen wir für unsre Herzogin bestens an, und fänden für deren Verhältniß und Benehmen vielleicht noch ein glücklicheres Gleichniß, wenn wir die Einzelheiten des Umganges der Fräulein von Klettenberg mit dem jungen Goethe aufweisen könnten.

In der That ist es schon auffällend genug, was Goethe von seiner frommen Freundin erzählt, daß er sie durch seine Zweifel und Widersprüche niemals erzürnt habe, und sie wegen seines Seelenheils in völliger Ruhe gewesen sei. Ganz in derselben Weise verhält sich unsre Herzogin gegen den jungen Deisten und Freigeist, und was er auch sagen mag, die für sie frevelhaftesten Aeußerungen nimmt sie gelassen auf, versucht sie als Irrthümer darzulegen, und Güte und Zuversicht für den Irrenden bleiben unerschüttert.

Freilich war sie auch selbst in dem Falle, solcher Nachsicht vielfach zu bedürfen, und ein strengkirchlicher Katholik würde ihren Glauben in vieler Beziehung mangelhaft gefunden haben. Doch für den jungen Deisten kam dergleichen nicht in Betracht, für ihn war sie die von dem Erlösungswerk innigst überzeugte und heiß durchdrungene Christin, und als solche ein Phänomen, wie ihm bisher nicht begegnet war.

Eine veränderte Anordnung des Reisezuges, welcher sich auf vernachlässigten Straßen, bei Pferdemangel, durch

Unsicherheit der Gegenden, und selbst wegen absichtlicher Zögerungen der Reisenden nur langsam fortbewegte, trennte unerwartet unsre Damen von ihrem jungen Begleiter, und da er mit einem Theile der Wagen zurückbleiben mußte, so wußte man nicht, ob man ihn je wiedersehen würde. Die zwei Tage voll Trauer, Unruhe, Besorgniß und Verlangen, welche in der Ungewißheit verstrichen, ließen schneller, als es das fortdauernde Zusammensein gekonnt hätte, die Empfindungen reifen und aufbrechen, welche man gegenseitig im Stillen für einander nährte. Als der junge Mann am dritten Tage wieder seinen frühern Platz einnahm, war auf beiden Seiten die größte Befriedigung sichtbar. Hiezu kam, daß die Herzogin den jungen Mann schon als ihren geistlichen Pflegebefohlnen betrachtete. Sie hatte ihn bei einer traurigen Erzählung in leidenschaftliche Rührung ausbrechen sehen, und sogleich die heißesten Gebete zum Himmel aufgesandt, daß sein Herz in diesem Augenblicke durch heiligende Gnade berührt werden möchte, die ihn zu Gott führen könnte. Sie empfing überzeugende Beweise, daß ihr Gebet erhört worden, und fühlte sich nun nur desto inniger angezogen, für die Rettung dieser Seele ferner thätig zu sein. In Perpignan, wo der Zug der Verwiesenen einige Tage verweilen mußte, und schon die bevorstehende Trennung auf unsre Reisenden betrübend einwirkte, nahmen auch die religiösen Unterhaltungen eine höhere Stimmung an. Die Herzogin hatte schon einige Tage früher unter dem Titel: „Ideen über den Menschen" für ihren guten Engel einen besondern Aufsatz niedergeschrieben, den jener hier schriftlich beantwortete. Der Gegensatz trat auf das schärfste hervor, die Entfernung zwischen beiden Theilen

schien unermeßlich, und das nahe Scheiden nahm schon jede Zeit und Gelegenheit der Erörterung.

Allein die zarte Neigung und das vertrauliche Wohlwollen, welche in beiden Herzen Wurzel geschlagen, hielten nur fester die Seelen verbunden, in welchen die Ueberzeugungen noch so weit auseinander lagen. Die letzten kleinen Vorgänge und Begegnisse, durch welche die Gemüther jene Neigung schon offner bekannten, und in denen das Vorgefühl der nahen Trennung dem früheren Scherz nun auch etwas leidenschaftlichen Ausdruck beimischte, lassen wir die Herzogin wieder selbst erzählen:

„Am Tage vor der Abreise, als unsre Reisenden mit den Beamten der Regierung zu Tische saßen, ließ einer derselben das Bild seiner Geliebten herumgehen, die sehr hübsch, aber etwas hoch in Farbe war; unsre kleine Matrone, nachdem man aufgestanden war, sagte dem guten Engel diese Bemerkung, und als er darauf erwiederte, der Mahler habe die Person gewiß in einem Augenblick aufgefaßt, wo das Feuer der Liebe für ihren Freund sie entflammte, so versetzte sie lachend: „Gewiß, das ist es, aber mir, ich gesteh' es, sind die Wangen lieber, die sich entfärben." Bei diesem Worte stützte er die Hand gegen die Mauer, an der er stand, und wurde blaß wie der Tod. Unsre arme Fromme fühlte aber zu spät, daß sie eine Unvorsichtigkeit begangen. Erröthete sie? erblaßte sie? ich weiß es nicht. Aber wie sich benehmen bei solch' unvorhergesehenen Umständen? Thun als bemerke man nichts, und für ein andermal die Uebereilung der Zunge besser zügeln! Dies that sie auch, und gelobte sich es für die Zukunft; wiewohl zu schweigen,

wenn man gewohnt ist laut zu denken wie die Kinder, nicht so leicht ist, als man glauben könnte."

„Tages darauf waren alle ihre Reisegefährten mit den Beamten der Regierung ausgegangen, und die kleine Matrone mit dem guten Engel allein geblieben, der sie sogleich fragte, was sie vorzunehmen wünschte. Obgleich das Wetter nicht besonders schön war, meinte sie doch, ein Spazirgang um die Stadt würde ihr angenehm sein. „Wollen Sie, fragte er, sie auf den Wällen umgehen?" — Recht gern! — Sie gingen. Aber sie nahm nicht seinen Arm wie in der Nähe von Brive la Gaillarde. Die Kammerfrau mit einer andern Dame der Gesellschaft befand sich grade auf einer Terrasse, und als sie jene beiden in der Ferne kommen sah, klatschte sie ihnen mit den Händen zu; Leser, wenn du scharfsinniger bist als ich, so wirst du mir den Grund sagen, ich hab' ihn nicht errathen können."

„Als unsre beiden Spazirgänger um die Stadt herum waren, schlug der junge Mann der Dame vor, ihren Gang noch etwas zu verlängern und den botanischen Garten zu besuchen, welches angenommen wurde. Aber unsre gute Fromme war sehr müde, und setzte sich an einer ziemlich ländlichen Stelle, wo sie die Berge und den Untergang der Sonne sehen konnte. Der gute Engel setzte sich neben sie, und hier unterhielten sie sich bis zur sinkenden Nacht, wie leid es ihnen sei, nur auf so kurze Zeit einander gekannt zu haben, und nun sich trennen zu müssen, um sich vielleicht nie wiederzusehen. Sie kamen überein, daß man durch einen Monat, so zusammen verlebt, täglich vom Morgen bis zum Abend, einander besser kennen lerne, als durch mehrere Jahre im gewöhnlichen Lebensgange, und wirklich darf ich

glauben, daß zwischen beiden eine wechselseitige, sehr zärtliche Beziehung, wie zwischen Sohn und Mutter, sich hätte bilden und fortsetzen können, wäre die durch die Umstände gebotene Trennung nicht so bald eingetreten."

„Während dieser lieblichen Unterredung kam die Nacht heran, und die kleine Matrone erhob sich rasch, indem sie sagte: „Aber es ist schon beinahe dunkel, und wir müssen zurückgehen." Als sie im Gasthof anlangten, trafen sie die ganze Gesellschaft versammelt, die von dem langen Spazirgange mit dem guten Engel denken mochte was sie wollte. Am andern Tage ging die Reise weiter, aber da man sich nun der Gränze näherte, wo man sich trennen mußte, so war alles traurig, und unsre armen Damen fühlten nur heftiger den Schmerz, ihr Land und ihre Freundinnen zu verlassen, jemehr der verhängnißvolle Augenblick, der sie völlig davon scheiden sollte, näher kam. Alles nahm nun für sie eine trübe und schwermüthige Färbung an."

Zuletzt erbat der junge Mann noch die Erlaubniß, bisweilen ein schriftliches Wort an die Herzogin den Briefen einzulegen, die er an eine andre Dame von der Gesellschaft würde zu schreiben haben. Dies wurde mit Vergnügen angenommen, und auch die Erwiederung zugesagt. Als unsre Matronen nun wirklich ihren Begleiter verloren hatten, fühlten sie die größte Leere und Traurigkeit. Bald aber wurden sie durch ihre christliche Philosophie aufgerichtet und getröstet. Besonders die Herzogin ergab sich der Gelassenheit, indem sie mehr und mehr der Welt abzusterben strebte, und diesen mystischen Tod als das größte Heil pries. Mit dem Ausdruck innigen Verlangens nach diesem Heil und einem in gleichem Sinne dem Leser gewidmeten Se-

genswunsche schließt sie ihren anmuthig seltsamen und in seiner Art einzigen Reisebericht. —

Nun folgen die Briefe, deren vom Jahre 1799 bis 1812 hundert und vierzehn mitgetheilt sind. Die Herzogin war in Barcelona glücklich angelangt, von den spanischen Behörden mit größten Ehren aufgenommen, und bewohnte ein herrliches Schloß, wo sie jedoch ein sehr zurückgezogenes Leben führte, und sich fast nur auf den Umgang mit einigen Schicksalsgenossinnen beschränkte. Das Andenken ihres guten Engels blieb ihr lebhaft gegenwärtig, und sie schrieb ihm zuerst, eifrig bedacht, seinen Geist auf das Heil zu lenken, das er zu empfangen berufen schien. Durch die Schuld der Umstände vergingen aber fast anderthalb Jahre, bevor ihm zu antworten möglich war; dann aber setzte sich der Briefwechsel mit geringen Stockungen regelmäßig fort. Die Herzogin schreibt mit Wärme, mit mütterlicher Zärtlichkeit, der Scherz tritt mehr und mehr zurück, der hauptsächliche und fast ausschließliche Inhalt besteht in religiösen Erörterungen, Winken, Bitten und Hoffnungen. Bewundernswerth ist die standhafte Ausdauer, die unermüdliche Geduld und Güte, mit denen sich die beglückende Ueberzeugung hier immerfort anbietet, ja aufdringen möchte, so wie der Verstand und Scharfsinn, welche gegen Zweifel und Widerspruch mit steigendem Vortheil kämpfen. Der junge Mann erkennt dankbar den liebevollen Eifer, die Güte und Auszeichnung, deren er gewürdigt wird; er antwortet mit zutrauensvoller und ehrerbietiger Neigung, aber auch mit einer Aufrichtigkeit in Betreff der Hauptsache, daß man lange Zeit für unmöglich hält, in dieser Denkart den Keim des Glaubens aufgehen zu sehn.

Die Herzogin, welche in dem Kopfe des jungen Freundes das Werk eines ganzen Jahrhunderts zu bekämpfen findet, den Witz, den Verstand, die Vernunftschlüsse der ausgezeichnetsten Geister, so wie den Trug und die Lüge im Innern der Kirche selbst, welche sie verwerfen und preisgeben muß, um die Wahrheit zu retten, fühlt sich dieser Arbeit doch nicht gewachsen, sondern verweis't auf einen Freund, der die Sache besser führen würde, auf Saint-Martin. Jeder Schimmer aus dem Leben dieses Mannes ist erfreuend und werthvoll, und so mögen die Stellen, wo seiner gedacht wird, hier Platz finden. Schon im neunten Briefe schreibt die Herzogin: „Ich kann auf das Einzelne mit Ihnen nicht eingehen, noch will ich Ihre Meinungen zu bekämpfen suchen: ich fühle mich dazu nicht fähig, besonders schriftlich, aber ich wünschte, daß Sie die Bekanntschaft eines Mannes machten, der ein Brunnquell natürlicher und geistlicher Wissenschaft, und dessen Aeußeres dabei das einfachste von der Welt ist; der die große Kunst besitzt, sich der Fassungskraft Aller, die mit ihm sprechen, anzuschmiegen, und der sogar Kind mit Ihnen sein wird, wenn Sie ihm bloß Kindereien vorbringen. Er vereinigt hiemit die sanfteste Gemüthsart, die liebevollste Seele, aber er scheut die Welt und ihre Gesellschaften, das macht ihn unumgänglich, und sehr widerspenstig gegen die Zuvorkommenheiten, durch die man ihn anziehen will. Ich benachrichtige Sie hievon, damit Sie sich nicht abschrecken lassen, wenn Sie meiner Aufforderung folgen. Durch ihn werden Sie Licht empfangen, er wird Sie Schritt für Schritt zum Glauben leiten, durch Ihre Vernunft selber als die einzige Fackel Ihres Weges; glauben Sie mir, und bewei-

sen Sie mir in dieser Nachforschung die unbedingte Ergebenheit, deren Sie mich am Schlusse Ihres Briefes versichern. Hier ist ein kleines Blatt, das Ihre Bekanntschaft mit ihm erleichtern wird, mit dem weisesten Manne auf der Welt, den die Unsinnigen für den thörichtsten halten. Stellen Sie Ihr Urtheil über ihn ein, bis Sie die Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens haben ergründen können, und dann werden Sie mir für seine Bekanntschaft danken, ich bin es gewiß."

Der junge Freund war indeß nicht allzu eifrig, und ließ durch untergeordnete gesellige Bedenken sich abschrecken, der empfohlenen Bekanntschaft nachzugehen. Die Freundin aber, welche mehr und mehr erkennt, daß hier die gangbaren Formeln der Kirche nicht ausreichen, sondern gegen die weltliche Philosophie die christliche Wissenschaft nöthig sei, läßt nicht ab, sondern wiederholt ihre Mahnung dringender. So schreibt sie nach einiger Zeit: „Die Furcht des gerechten Gottes muß der erste Schritt zur Wahrheit sein, der zweite ist die Erkenntniß des zu unsrer Erlösung menschgewordenen Gottes. — Wer sie nicht erfahren hat, kann diese Wahrheit bestreiten, aber wer sie empfunden hat, wie ich, vermag nicht mehr daran zu zweifeln. Ueber die Macht dieses Gottmenschen, und über seinen Ursprung, hierüber, mein Theurer, müssen Sie sich unterrichten lassen wie ein gutes kleines Kind durch diejenigen, welche weit entfernt dies zu belächeln, Ihnen mit der Zeit, und mit Gelehrigkeit von Ihrer Seite, die Dinge in einem ganz andern Lichte werden zeigen können, als Sie bis jetzt dieselben wahrgenommen haben. Ich glaube Herrn von Saint-Martin den Mann hiefür, aber man muß nicht ungeduldig gegen ihn

sein, nicht streitsüchtig, sondern sich unterweisen lassen; sonst zieht er sich zurück, wie die Schnecke in ihre Schale, und man bringt nichts mehr aus ihm heraus."

Endlich kommt die Bekanntschaft doch zu Stande, und der junge Freund berichtet darüber am 27. September 1800 wie folgt: „Ich habe Herrn von Saint-Martin vor vier Tagen gesehen; er hatte Ihnen, sagte er mir, eben Vormittags geschrieben. Ich hatte bis dahin gezögert, mich ihm vorzustellen, weil ich durch das einfache Blatt, das Sie mir für ihn zugefertigt hatten, mich nicht genugsam berechtigt hielt. Ich hätte einen versiegelten und anders begründeten Brief gewünscht, denn als ich ihm jenes Blatt überreichte, fragte er mich kalt: Welche Dienste kann ich Ihnen leisten, von welcher Art sind sie?" Ich war betroffen, und um aus der Verlegenheit zu kommen, war ich genöthigt ihm zu erzählen, welchen Umständen ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke, und welcher Art unser Briefwechsel ist. Da öffnete die Uebereinstimmung unsres Sinnes, und der wechselseitige Antrieb unsrer Herzen in Bezug auf Sie, zwischen uns das Vertrauen, und ich konnte mich frei aussprechen; wir kamen bald überein, daß jeder Mensch mehr oder minder fähig sei, die geheime Wissenschaft zu ergründen, welche zum Heile führt: daß jeder auch mehr oder minder Werth darauf lege, im Allgemeinen aber die Erfüllung der geselligen Pflichten schon genüge, um sein Tagwerk in dieser Welt zu vollbringen. Uebrigens, meinten wir, ist es fast unmöglich, daß in zwei so verschiedenen Lebensaltern, in welchen der Geschmack, die Ansicht und das Gefühl so entgegengesetzter Art sind, sich die Gegenstände unter demselben Gesichtspunkt darbieten. — Ich kam also

nach allem diesen mit Herrn von Saint-Martin überein, daß wir uns fürerst, wenn wir uns wiedersähen, auf das einfache Vergnügen des gewöhnlichen Gespräches beschränken wollten, und daß, wenn ich durch einen entschiedenen Hang oder durch solche Umstände, die so häufig auf unser sittliches Wesen einwirken, zu einem gründlichen Studium dieser Dinge mich bestimmt fühlte, ich dann mich an ihn wenden würde. Mir thut es leid, nicht so oft als ich es gewünscht hätte, seine lehrreiche Unterhaltung benutzen zu können, aber er sagte mir, daß er einen Theil des Jahres auf dem Lande zubringe. Er ist ein wahrhafter Weiser, dessen Umgang mir von höchstem Interesse gewesen wäre; er sprach mir vom Glück als ein Mann, der es kennt. Aeußerst gemäßigt in allem, scheint er mir als ein Muster aufzustellen."

Allein der junge Freund war für diesen Umgang noch nicht reif, und daher auch nicht begierig genug ihn fortzusetzen. Eine Wohnungsveränderung Saint-Martin's, ein Aufenthalt auf dem Lande, stellen sich als Hindernisse entgegen. Die Herzogin läßt seine Säumniß wenigstens nicht unbemerkt; sie schreibt ihm: „Was die bloße Erkenntniß der Vernunft und der erlernten Wissenschaften unvollkommen bewirken, das bewirkt der Glauben in Verbindung mit der geistlichen Wissenschaft sehr vollständig, und dies ist es, was Sie auf die Länge wohl hätten erlernen können, hätten Sie Herrn von Saint-Martin, an den ich Sie gewiesen, oft besuchen wollen." Zur Entschuldigung des Säumigen muß allerdings gesagt werden, daß er, durch seine Gesundheit und Sinnesart in ein ruhiges, mäßiges Amt gewiesen, bald auch nach Wunsch und Neigung verheirathet, und von diesen Verhältnissen erfüllt und beschäftigt, sich innerhalb eines

kleinen Lebenskreises hält, aus dem an Fremdes und Neues heranzutreten nicht leicht war.

Die Verhandlung religiöser Gegenstände konnte nicht fortschreiten, ohne bald auch die politischen anzustreifen, besonders in einer Zeit, wo die letztern in jedes einzelne Leben wie in die Gesammtheit der Gesellschaft unwiderstehlich eingriffen. Den Kern ihrer politischen Ideen hat die Herzogin uns in einem Aufsatz überliefert, den sie dem Freunde zu näherer Verständigung einsandte, und dem wir seine Stelle hier nicht versagen. Schon seine Ueberschrift ist bezeichnungsvoll.

„Hier ist meine Träumerei in Betreff des Regierungswesens, aber ich verzweifle, sie je verwirklicht zu sehen."

(Geschrieben im Jahre 1800.)

1. „Die Menschen tugendhaft und frei machen, aber den menschlichen Gesetzen wie Gott unterwürfig."

2. „Alles zum Leben Nöthige sei ihnen gegeben, und durch die Gesetze gesichert für den Fall, daß physische Unfähigkeit sie hindert, dasselbe durch sich selbst oder durch ihre Kinder zu erwerben."

3. „Kein Unterschied bestehe zwischen ihnen, als den die Tugend, der Geist, die Talente und die Kenntnisse begründen müssen."

4. „Jedem Menschen durch öffentliche Anstalten die Mittel geben, den Grad oder die Art der Unterweisung zu erlangen, welche seine natürlichen Fähigkeiten ihm zu erreichen gestatten."

5. „Es bestehe Freiheit der Religion, aber die Religion Jesu Christi sei die herrschende, sie werde öffentlich gelehrt

durch eifrige und reine Diener, die keine andre Regel, als das Evangelium und kein andres Haupt als Jesum Christum haben, die mit Einem Worte Apostel seien, einzig geführt und geleitet durch den Glauben und die Liebe, wie in den ersten Zeiten des Christenthums."

6. „Die Gesetze haben die Ueppigkeit zu beschränken, die Frechheit, die für die Sitten gefährlichen Vergnügungen, die großen Reichthümer; es sei eine Schande, zu reich zu sein und sich darin sehr hoch über Andre zu stellen. Die Furcht vor Mißachtung müsse darin jede Begier zügeln."

7. „Es ist nöthig, daß es Diener und Herren gebe, und daß derjenige, welcher Lohn empfängt, fühle, er werde hiedurch dem, der ihn bezahlt, untergeben, und sei ihm Ehrerbietung und Gehorsam schuldig, ohne daß der, welcher sein Herr ist, dies mit Strenge und Härte fordern dürfe."

8. „Es ist wesentlich, daß das Alter bei den jungen Leuten in Ehren sei: die Väter und Mütter müssen von den Kindern geehrt werden; die Uebereinstimmung der Herzen begründe die Heirathen, aber nie der Reichthum."

9. „Alle Stände seien gleicherweise ehrenhaft und geehrt, sofern man sich in ihnen nur redlich, gerecht und gesittet benimmt."

10. „Die Gesetze müssen das Verbrechen strafen, aber nicht durch den Tod, damit der Schuldige Buße thun und Reue üben könne; wenn er nur aus der Gesellschaft entfernt ist, und sie nicht mehr zu stören vermag, so ist die Gerechtigkeit der Menschen erfüllt, Gott allein darf über das Leben verfügen."

11. „Es ist höchst wichtig, daß die Richter unbestech-

lich seien, und daß Geld und Gunst nichts über ihre Entscheidung vermögen."

12. „Alle Staatsbürger seien geborne Krieger, aber nur um das Vaterland zu vertheidigen, nie um das Land Anderer anzugreifen; das Volk sei als friedenstiftend, mehr denn als kriegerisch, bekannt."

13. „Um nicht erkünstelte Bedürfnisse der Ueppigkeit und Weichlichkeit einzuführen, ist es wesentlich, daß die Gewerbe soviel als möglich nur die Erzeugnisse des Landes verarbeiten, denn um ein tugendhaftes Volk zu bilden, muß man dasselbe zu einem mäßigen, einfachen, arbeitsamen, keuschen und gerechten machen."

14. „Aber um dieses Ziel zu erreichen, müssen diejenigen, welche regieren, die Ersten sein, das Beispiel aller dieser Tugenden zu geben, und keine andern Wachen um sich haben, als die Liebe ihrer Mitbürger, und ihre unwandelbare Gerechtigkeit für alle ohne Ausnahme."

15. „Ich möchte, daß ihre Wahl durch das Volk geschähe nach einer Liste, auf der die Namen der tugendhaftesten und zum Regieren fähigsten Leute stünden, und daß diese Liste durch die Diener des Kultus angefertigt würde, welche ich als Wesen voraussetze von mehr göttlicher als menschlicher Art."

16. „Was die Form dieser Regierung betrifft, so hab' ich darüber gar keine Meinung, da ich viel zu unwissend bin, als daß ich einen Ausspruch wagen dürfte, welche von diesen Formen die beste sei. Aber mich dünkt, die Regierung, welche nur alle eben von mir aufgestellten Vorschriften in Kraft setzte, würde nothwendig eine gute sein, welches auch sonst ihre Form sein möchte; ein zur Tugend

gebildetes Volk würde leicht im Innern zu regieren sein, und sich von außen die Ehrfurcht aller andern Völker zuziehen."

Gewiß, diese Gedanken und Forderungen, wie sehr auch derjenige Staatsmann, dem nur daran liegt, die gemeine Gegenwart auszubeuten, nicht aber eine bessere Zukunft heranzuführen, darüber hinsehen und spotten mag, bezeugen ein warmes Herz und einen kraftvollen Sinn, der die ergriffenen Richtungen beharrlich festhält, und sich durch nichts irren läßt. Offenbar sind hier noch Grundsätze und Ansprüche von 1789 in vollem Leben, und zugleich schon Elemente sichtbar, die später in Fichte, Saint-Simon, Ballanche und Andern sich hervorgethan, und wenn wir bedenken, daß es eine Frau, eine Französin, eine Prinzessin von Geblüt ist, welche dergleichen in sich zusammenfaßt, so müssen wir die Auszeichnung, die sich hier kund giebt, nur um so größer anerkennen.

Der junge Freund, welchem der Aufsatz mitgetheilt wird, entgeht der Versuchung nicht, die sich bei solchen Gelegenheiten immer als die bequemste und wohlfeilste anbietet, und meint sehr weise zu sein, indem er die Ausführbarkeit verneint. Aber wie schön wird er zurechtgewiesen! Die Herzogin antwortet auf seine Einwürfe mit größter Ueberlegenheit:

„Ihre Prüfung meiner Regierungs-Träumerei sucht mir zu beweisen, was der Titel, den ich ihr gegeben, Ihnen schon genugsam als auch meine Ansicht zu erkennen giebt: denn hielte ich die Ausführung für möglich, so würde ich nicht den Namen Träumerei dafür gewählt haben. Aber, weil die Menschen zu blind, zu bösartig, zu selbstsüchtig sind,

um freiwillig auf alles zu verzichten, was sie so macht, ist das ein Grund für mich, ihnen Recht zu geben und sie nachzuahmen? Nein, ich werde meine Gedanken, meine Gefühle behalten, sollte ich mit meiner Meinung auch ganz allein stehen, ich werde muthig die Entbehrungen und die Demüthigungen ertragen, die sich für mich daraus ergeben können, und ich werde nie glauben, daß es, wie Sie es nennen, eine nutzlose Beschäftigung sei, gerechte und tugendhafte Ideen auf das Papier zu stellen und in mein Herz zu graben; denn dergleichen Entwürfe, wenn sie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Besondern gelten, und Wesen für den Himmel bilden, wo die Freuden nicht, wie in dieser Welt hienieden, bloß für einen Augenblick sind, noch die Wahrheit traurig und kalt, wie bei den weltlichen Seelen. Im Gegentheil, die Wahrheit allein ist es, die uns entflammt, und die Hitze unsrer Einbildungskraft vernichtet, wie die Sonnenhelle alle künstlichen Feuer verschwinden läßt, die uns während der Nacht unsrer Irrthümer leuchten; die Wahrheit dessen, was man wünscht, und dessen, was man hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und gesehen wird. Was Ihre Anführung des Spruches Jesu betrifft, wer tödtet sei des Todes werth, so muß ich Ihnen sagen, daß dies nicht die wahre Anwendung ist, wie mir scheint, die er davon hat machen wollen. Die Rede ist von dem Gesetze der Vergeltung, das in Kraft war im Gesetze Mosis, aber nicht im Gesetze Jesu Christi. Ich bleibe daher in meiner Meinung fest, und glaube, daß, je schuldiger einer ist, es um so unmenschlicher ist, ihn zu tödten, bevor er Zeit haben gekonnt Buße zu thun, weil dies ihn einem ewigen Tode überliefern

heißt: ich möchte sogar, daß die Sorge für die Gefangenen so weit ginge, ihnen Reue über ihr Verbrechen einzuflößen, anstatt in ihnen Verzweiflung und schreckliche Wuth aufzuregen, denn das heißt sie in den Fall setzen, ihrem Verbrechen neue Stufen hinzuzufügen. Doch was ich hier sage, kann nur eine Regierung angehen, die auf unerschütterlichen Grundlagen befestigt ist, nicht aber eine Zeit der Revolution, wie die, in der wir leben, und wo alles nur durch Gewaltthat und Erschütterung vorgeht, wo endlich die Verbrechen und die Schuldigen in so großer Anzahl sind, daß man sie weder abtheilen noch zählen kann."

In Wahrheit, es ist zum Frohlocken und Beifallrufen, wie sicher und leicht die zarte Frauenhand hier die gewichtigste Waffe führt, und wie tapfer und entscheidend ihre Schläge sind. „Dergleichen Entwürfe, wenn sie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Besondern gelten" und „die Wahrheit dessen, was man wünscht und hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und gesehen wird," dergleichen Aussprüche gehören zu der glücklichen Geistesbeute, in welcher sich Einfalt und Witz vereinigt haben.

Die Herzogin sagt in ihrer Antwort dann noch weiter: „Ich bin völlig Ihrer Meinung, daß Politik und Gerechtigkeit niemals synonym gewesen sind, aber ich möchte nicht hinzufügen, daß sie es nie sein werden, denn ich will lieber glauben, daß die Menschen endlich der Wahrheit ihr Herz erschließen, und fühlen und erkennen werden, daß es keine mächtigere Politik giebt, als sich durch gerechte Handlungen innig mit der ewigen Gerechtigkeit zu verbinden, von der ihnen das Wesen und die Macht kommt.

Zweifeln wir nicht, daß eine Regierung, deren Häupter sich durch Willen und That mit Gott vereinigten, um in seinen Händen nur das leidende Werkzeug seiner Absichten zu sein, in wenig Jahren ein merkliches Uebergewicht über alle andern erlangen würde." Die nächste Anwendung hievon, welche der Freund, einigen Aeußerungen in seinen Briefen zufolge, wohl geneigt sein möchte, voreilig auf Bonaparte hinzuleiten, will die Herzogin doch nicht so schnell gestatten. Sie sagt: „Ich will gern glauben, daß Gott auf diesen Menschen seine Blicke gerichtet hat, aber ich zweifle wieder an jedem Erfolge, so lange mir das Gemählde vor Augen steht, welches Sie mir von Frankreich entwerfen; denn da, „wo man seinen Vater verkaufen möchte, um reich zu werden"; da, „wo die Gewinnsucht überall eingreift, der Geldwucher auf seinem Gipfel ist, so wie die Ausgelassenheit der Sitten," da kann ich nicht diese göttliche und reine Macht als Bewegerin all dieser Dinge erkennen, die ihr im höchsten Grad entgegen sind. Ich werde also mehr und mehr an meiner Träumerei festhalten, wie unausführbar sie auch erscheine, und welches auch die Folgen der Revolution gewesen sein mögen. Ich werde niemals den Zweck tadeln, den man sich vorgesetzt hatte, wohl aber die Mittel, welche man angewendet. Einen tugendhaften und dafür erkannten Zweck nur einzig deßhalb aufgeben, weil seine Erreichung schwierig ist, kann nur aus einer feigen, kleinlichen oder selbstsüchtigen Seele hervorgehen, die mir weder Vertrauen noch Achtung einflößen würde; im Gegentheil, unablässig auf ihn hinarbeiten, alle mächtigen Mittel einer thätigen Tugend und eines von den Häuptern einer großen Nation unterstützten Beispiels dafür aufbieten, eine mehr barmherzige

als strenge Gerechtigkeit für Alle üben, und mit Einem Worte Kraft und Erleuchtung in Gott, nicht aber in dem menschlichen Stolze suchen, dies würde mich das Werk eines Wesens dünken, dessen Tugenden ich nicht aufhören würde zu bewundern und zu lieben, welches auch sonst die Ergebnisse sein möchten, die jedoch, ich darf es glauben, nur vortrefflich sein könnten, denn es ist der gute Saft, der den guten Baum hervorbringt."

Auch für ihre persönlichen Wünsche, die mit aller Lebhaftigkeit, welche der gottergebne Sinn für Irdisches noch haben kann, die Rückkehr in das Vaterland ersehnen, hofft die Herzogin nur zweifelnd, und nicht lange, auf Bonaparte's Gerechtigkeit; die Emigrirten, welche freiwillig und feindlich das Land verlassen hatten, rief er zurück, die Deportirten, gewaltsam aus der Heimath entführt, schloß er ferner aus. Sein ganzes Wesen flößte ihr kein Vertrauen ein; jedoch den furchtbaren Schlag, der sie bald von ihm treffen sollte, konnte sie nicht ahnden.

Schon frühe war die Herzogin, wie bereits erwähnt, von ihrem Gemahl getrennt worden, und die Ferne, in welche schon die Anstalten und der Gang der prinzlichen Erziehung den Sohn ihr rückten, konnte durch jenen Umstand nicht vermindert sein. Die Revolution brachte sie noch mehr auseinander, die Meinungen, Entschlüsse und Schicksale gingen weit auseinander. Der Prinz war blühend und kräftig herangewachsen, und unter dem Namen Herzog von Enghien schon als würdiger Sprosse des Hauses Condé rühmlich bekannt. Den Vater und Großvater in die Emigration begleitend, stand er feindlich gegen sein Vaterland, und führte in Deutschland die Waffen gegen seine Landsleute,

während die Mutter in Frankreich hatte bleiben wollen, und nur gezwungen jetzt nach Spanien verschlagen war. Ihre Zärtlichkeit war sich stets gleich geblieben, wenn auch jetzt, noch mehr als schon immer, in ihren Aeußerungen verhindert. Bald sollte dieses Gefühl in gränzenlosen Jammer sinken. Das Emporsteigen Bonaparte's an die Spitze der französischen Republik setzte persönliche Interessen an die Stellen der allgemeinen. Den Bourbon, welchen die Republik nur, sofern er ihren Boden betrat, als Feind tödten wollte, suchte der eifersüchtige Gewalthaber auch jenseits der Gränzen auf, um ihn herüberzuschleppen und umzubringen. Wir wollen die einzelnen Umstände des traurigen Ereignisses nicht wiederholen, das am 21. März 1804 der fernen Mutter den einzigen Sohn raubte. In ganz Europa wurde der Schlag empfunden, doch gewiß nirgendwo schmerzlicher als in Barcelona, wo dem Mutterherzen der letzte Trost erlosch, der ihm auf Erden noch geleuchtet hatte. —

In unserm Briefwechsel, der in diesen Zeiten schwerlich unentdeckt und dann nicht ohne Argwohn und Gefahr geführt werden konnte, besonders da eine furchtbare Spannung nach der Unthat noch länger fortwaltete, durfte diese Katastrophe von keiner Seite näher besprochen werden, doch finden wir einigemal deren erwähnt, von dem Freunde mit der Zartheit und Vorsicht, welche ihm geziemen, von der Herzogin mit dem Ausdrucke des Schmerzes, den auch die Tyrannei nicht verargen kann. Sie schreibt in der nächsten Zeit an ihren Freund: „O leiden Sie es, mein Kind, daß ich Ihnen diesen Namen gebe, der meinem Herzen so schrecklich und so theuer ist! Ich habe ein durch das Blut mir angehöriges verloren, lassen Sie mich ein andres in Ihnen

wiederfinden, dem Geiste nach. Ach! in Schmerzen gebar ich ihn, den Sohn: zu meinem Schmerze fern von mir ward er erzogen: er ging in Richtungen ein, die mir viele Schmerzen verursacht haben, und in Folge dieser Richtungen verlier' ich ihn unter den tödtlichsten aller Schmerzen! Sie, mein lieber Engel, waren seit den ersten Augenblicken unsrer Bekanntschaft eine Linderung meinem Schmerz; Ihre schöne Seele sprach zu der meinen. Ihre Briefe haben oft meine Schmerzen unterbrochen; was Sie mir zuletzt geschrieben, ist eine Art von Balsam auf die blutende Wunde meines Herzens; ich hoffe, daß das Ihre einst alle Schmerzen aus ihm scheuchen wird, denn welche Freude würde ich empfinden, wenn mir gelungen wäre, dem Herrn einen Geist zu gebären, der sein ewiges Heil mir verdankte, als dem treuen Werkzeuge der Einwirkung Gottes auf seine Seele! Welche Befriedigung für mich, wenn Ihre Seele so gewonnen wäre!" Der Freund hatte schon seit einiger Zeit angefangen, von seinen bisherigen Meinungen abzugehen und den Ueberzeugungen der Freundin sich zu nähern. Seine religiösen Ansichten und Gefühle gewannen täglich mehr Bestand, und verhießen, je größer und härter der Kampf war, einen desto reicheren Sieg. So gönnte der Himmel dem frommen Herzen in seiner tiefsten Nacht gleich wieder einen Strahl von jenseits, den einzigen, der hier auch die irdische Bahn noch erhellen mochte!

Die Herzogin hatte einen andern Verlust erlitten, den ihr Herz gleichfalls tief betrauerte. Saint-Martin war gestorben, von dem sie zwar schon längst getrennt gewesen, den sie aber stets gehofft hatte in Frankreich einst noch wiederzusehen, wie sie denn dem Wunsche, dahin zurückzukeh-

ren, nie ganz entsagen konnte. Von diesem ältern, dem schon hier durch höheres Wissen beglückten Freunde schrieb sie dem jüngern, strebenden: „Sie sollen wissen, daß in der Zahl derer, die mein Herz sehnend entbehrt, der gute Saint-Martin ist, an dessen Sorgfalt ich Sie hatte weisen wollen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr ich seit seinem Tod es empfinde, daß sein Geist sich mit dem meinen vereinigt und meine Fassungskraft steigert, daß ich seine Schriften verstehen lerne." Die letzte dieser, noch bei seinem Leben herausgekommenen Schriften war damals: „**Le ministère de l'homme-esprit**," welches Buch, oder vielmehr vorläufig nur dessen Einleitung, denn auch mit bestem Eifer dem jungen Freunde empfohlen wird, der sich aber für dessen Verständniß einstweilen noch unreif bekennen muß.

Aber die Herzogin läßt nicht nach, zuversichtlich und unermüdet sucht sie immer neue Wege, den Glaubenswahrheiten, von welchen sie durchdrungen ist, Eingang in die Seele des Freundes zu verschaffen, von allen Seiten greift sie das Werk an, jede Hülfe dazu ruft sie herbei. Sie sendet und empfiehlt Bücher; da dem Freunde die Schriften Saint-Martin's noch zu schwer sind, so wünscht sie, daß er Fénélon, Pascal, Bossuet lese, sogar die Protestanten Necker und Abadie. Auch an die Evangelien selbst weiset sie ihn. Unaufhörlich befeuert sie den oft nachlassenden Fleiß zur religiösen Betrachtung. Sie spricht die herzlichsten Bitten aus, die rührendsten Mahnungen, den liebevollsten Antheil. Wenn alles vergeblich scheint, rechnet sie auf Unglück, auf Krankheit und Lebensüberdruß, auf Alter und Todesnähe. Am meisten doch strebt sie durch Gedankenentwicklung, und Geisteseinsicht und Erkenntnißgründe zu wirken. Sie scheut

keinen Gegenstand, keine Erörterung, nimmt jeden Einwurf, jeden Irrthum auf, um bis in's Einzelne seine Ungültigkeit darzuthun. Im Ganzen folgt sie hierbei dem Lichte, welches den Weg Saint-Martin's bezeichnet, allein sie bewegt sich mit Freiheit und Selbstständigkeit. Auf Gott, auf die Liebe, auf den Erlöser weiset sie beständig hin, und auf das eigne Herz, die eigne Seele, als das lebendige Buch, worin alles zu lesen sei für den, der sehen wolle.

Weitläufige Bemühung hat sie mit dem Sündenfall, welchen der Freund nicht anzunehmen vermag, und dessen Gewißheit ihr unwidersprechlich feststeht. Mit eigenthümlichem Scharfsinn behandelt sie diese Lehre, und Grégoire bekennt, sie habe deren Wahrheit sehr gut dargethan. Das Werk der Erlösung steht ihr hiemit in engster Verbindung, und an Christus zu glauben ist ihr der Grund alles Heils. Der Glauben der katholischen Kirche ist der ihre, allein diese Kirche selbst ist ihr eine unsichtbare, wahrhaft allgemeine, von welcher die sichtbare Kirche, mit ihren Priestern und Anstalten, nur ein Abglanz und allzu oft nur ein Verderbniß ist. Sie glaubt die Wahrheiten der Religion in alle christlichen Bekenntnisse ausgestreut. Ferner schreibt sie: „Ich glaube mit Ihnen, daß die Weisen des Heidenthums, welche den Erlöser weder kennen noch verwerfen konnten, Theil haben werden an seinem Reiche ebenso wie die wahren Juden und die wahren Christen, aber alle durch sein Verdienst, und daß sie nicht eingehen werden als nur durch ihn, da sie nicht leben können als nur in ihm; dies bestätigt sich mir alle Tage mehr, je tiefer ich in den Schacht eindringe der unversiegbaren Wissenschaft, die meinem Denken aufge-

schlossen ist, und meinem Herzen so entzückenden Genuß gewährt."

Mit welcher Eigenheit und Kraft sie die Gegenstände zu verarbeiten und zu wenden weiß, jeden Bezug immer schnell und rein an das Höchste knüpft, davon sei hier als Beispiel das geistreiche Wort angeführt, durch welches sie das Wesen der Dankbarkeit darlegt: „Ich bewundre — sagt sie — den Menschen nur, sofern er sich ein Nichts glaubt und alles Gott beimißt. Glauben Sie mir, nur ein solcher ist fähig, das aufrichtige Gefühl der Dankbarkeit zu kennen, denn wer dankbar gegen seinen Schöpfer ist, verfehlt nicht es auch gegen die Werkzeuge zu sein, deren dieser sich bedient um ihm Gutes zu erweisen, dagegen wird derjenige, welcher vergißt, daß er alles Gott schuldig und nur der Verwalter seiner Gaben ist, ebenso vergessen, was er seines Gleichen schuldig geworden, und oft die Andern nur verpflichten, in soweit er einen Vortheil dabei für sich erwartet. Man macht also nicht Undankbare, aber man findet deren oft, weil man es selber gegen die Gottheit gewesen, indem man ihr jedes vorgezogen; hier liegt die wahre Ursache der Undankbarkeit des menschlichen Herzens, zerstören Sie diese, lehren Sie Ihr Herz sein eignes Nichts und seine völlige Abhängigkeit von Gott erkennen, so werden Sie es demüthig und unterworfen machen, denn es wird alsdann fühlen, daß es der ihm verliehenen Freiheit nur theilhaft geworden, um die Gesetze seines Herrn zu befolgen, und die Gaben desselben nach dessen Absicht verwende, ohne sich selber sie zuzueignen. Verliert er diese ewige Wahrheit niemals aus den Augen, so wird er keine Dankbarkeit fordern, und indem er sie nicht fordert, wird er sie den Guten einflößen, die der

Bösen nicht vermissen, und sich begnügt finden, seine Pflicht erfüllt zu haben, indem er so viel Gutes geübt als ihm möglich war, und ohne Eigenheit noch Vortheil für sich."

Eigne Gedanken hegt sie auch über das Abendmahl. Wie das Wort: „Seid fruchtbar und mehret euch!" durch alle Zeiten fortwirke, ohne daß seine Wiederholung nöthig werde, eben so wirke, meint sie, der Spruch bei Einsetzung des Abendmahls fort und fort, und die segnende Kraft sei nicht abhängig von dem Wiederholungsakte der Priester, sondern wer sein tägliches Brot im gläubigen Andenken jenes Segens genieße, der sei auch desselben unmittelbar theilhaft. Wenn daher die Priester der römischen Kirche, um dieser und anderer ihnen feindlicher Sätze willen, ihr die Theilnahme an dem Abendmahl der Kirche versagen, wie solches in Frankreich öfters und dann auch in Spanien der Fall gewesen, so ist sie darüber nicht beunruhigt, und hofft, der Erlöser werde sie deßhalb nicht verwerfen, daß sie nur auf ihn allein sich verlassen habe, und darum von den Priestern sei verworfen worden.

Der Freund, welchem all diese Beeiferung und Arbeit sich zuwendet, ist nicht leicht zu behandeln; er ist verständig, ehrlich, hartnäckig, vertheidigt jeden Schritt des Bodens, auf dem er steht, und wenn er nachzugeben scheint, ist es öfters nur, um desto heftiger wieder vorzudringen. Sein sanftes Naturell, sein gründlich guter Wille, seine Ehrerbietung und wahre Seelenliebe für die treue Gottesfreundin, lassen ihn oft wünschen, ihr auf ihren Wegen folgen zu können; er ist gerührt, bisweilen erschüttert, mehrmals überzeugt er sich von Wahrheiten, die er früher bestritt; herbe Verluste durch den Tod, frühe Kränklichkeit, unerfüllte

Wünsche, alles drängt ihn zum Troste der Religion, ja der Augenblick scheint öfters ganz nahe, in welchem er sich als Christ bekennen wird. Doch Zweifel und Widerspruch entfernen diesen Augenblick immer wieder; und die freudigen Hoffnungen der Herzogin wenden sich in düstre Trauer. Einmal ist der plötzliche Absprung so groß, daß die Aussicht eines Erfolgs fast verschwindet; nicht mehr der gute Engel kann der Freund heißen, sondern ein böser wird er genannt, weil er kaum eine bessre Sprache führe, als jene gefallenen, für die doch auch in der unendlichen Barmherzigkeit noch nicht alle Hülfe erloschen sei! —

Zwischen alles dieses treten widrige Unterbrechungen, durch Krankheit, durch Weltumstände. Die im J. 1808 in Spanien ausbrechende Kriegsverwirrung stört oft längere Zeit allen Verkehr. Es vergehen halbe Jahre und ganze, in denen unser Briefwechsel stockte. Dagegen ergreift die Herzogin den Gedanken, die bisherigen Briefe zu vereinigen, zu ordnen, für Freunde und Gleichgesinnte zur vertraulichen Mittheilung, aus der mancherlei Förderung hervorgehen könne. Der Freund, aus Bescheidenheit anfangs bedenklich, stimmt dem Vorhaben bei, und sendet die empfangenen Briefe, deren Urschriften er jedoch in keinem Falle verlieren will. Nur spät indeß kommt die Sammlung und Auswahl zu Stande; die Herzogin nimmt nur das Wesentliche auf, rechnet aber dahin auch das Persönliche, welches sich mit jenem verflochten hat. Sie fügt ihre kleinen Aufsätze hinzu, wie sie deren zu verschiedenen Zeiten, zur eignen und fremden Belehrung, manche entworfen hat, und läßt das Ganze, anstatt beschwerlich und unsicher durch Abschriften, durch den Druck vervielfältigen, doch nur als Handschrift, bloß

für den eignen und der Freunde Gebrauch. Wir danken es ihr, daß sie zum Behuf der engeren Mittheilung den Weg gewählt hat, aus welchem der Uebergang in größere Verbreitung minder schwer ist, und die Möglichkeit dieser darf niemals ausgeschlossen sein, denn was die Welt als gut und brauchbar begehren mag, darauf hat sie auch ein Recht.

Die späteren Briefe deuten schon entschiedner die Sinnesänderung an, welche dem standhaften Eifer und der tiefen Frömmigkeit doch endlich in dem Herzen des Freundes zu erwecken gelang. Der letzte Brief ist von der Herzogin im Anfange des Jahres 1812 geschrieben; eine Anmerkung sagt uns aber, daß der Briefwechsel damit noch keineswegs aufgehört habe, und daß die Fortsetzung nachgeliefert werden solle, sobald der Stoff sich auf's neue angehäuft.

Nach den Briefen, deren Schluß in den zweiten Band hineinreicht, folgen sodann, den meisten Raum desselben einnehmend, vermischte Aufsätze mannigfachen Inhalts und wechselnder Form, in welchen dieselbe Geisteswendung, wie in den Briefen, nur in manchem Betreff noch freier und schärfer als in diesen, sich ausspricht. Wir finden zuerst: „Fragments sur la morale chrétienne," deren Reihe eine allegorische Fabel über die Revolution eröffnet, dann Aufsätze über Irrthum und Wahrheit, über die Lüge, eine Schilderung der Liebe, Gedanken über den Schlaf, über die Musik, ein Bildniß der Sanftmuth, die Vergleichung des Gottesläugners und des Gläubigen, Fragen und Antworten über den Geist der Welt, ein politischer Katechismus über die Sittlichkeit der Völker und die Regierung der Mächtigen, und vieles verwandter Art, auch die schon von uns mitge-

theilten religiösen Gedanken über die französische Revolution. Der wichtigste Aufsatz dünkt uns eine Antwort an einen Theologen, der die Lehre der Verfasserin zu widerlegen suchte; hier findet sich ein beinahe vollständiges Glaubensbekenntniß, das mit Kühnheit auf die tiefsten Forschungen eingeht, mit bewundernswürdigen Geistesmitteln eine seltne Stärke der Ueberzeugung ausdrückt, mit der Frage schließt: „Bei dem dargelegten Widerspruche, in welchem sich die heutigen Priester mit den Worten des Apostels Paulus befinden, darf ich jene für die wahren Nachfolger der Apostel halten und muß man nicht vielmehr gegen ihre Unterweisungen im Allgemeinen und im Besondern sehr auf seiner Hut sein, wenn man ernstlich nach Wahrheit ringt?"

Sodann folgen „Petits contes moraux," größere und kleinere Erzählungen, mit Anmuth vorgetragen, sämmtlich religiösen Gehalts, oft an unsern Jung-Stilling erinnernd. Den Schluß macht ein Gemählde dreier Schwestern, oder vielmehr das dreifache Bild der Verfasserin selbst, wie sie von Vorliebe, von Abneigung, und von unpartheilicher Wahrheit gesehen wird. Den reinsten Spiegel ihrer selbst aber giebt, unsres Bedünkens, der unmittelbar vorhergehende Aufsatz, eine „Vergleichung des Glückes, das die Liebe zu fünfundzwanzig Jahren in der Natur genießen kann, mit dem, dessen dasselbe Herz noch zu fünfundfünfzig Jahren in der Gnade theilhaft werden mag." Wir bedauern, von diesen Aufsätzen, deren manche des Namens Saint-Martin nicht unwürdig wären, wie sie denn alle in seinem Geiste sind, hier größere Proben nicht füglich einschalten zu können. Eine Auswahl derselben dürfte vielleicht späterhin ihre Stelle finden.

Wir haben uns zu den Personen zurückzuwenden, mit welchen das vorliegende Buch uns in so vertraute Bekanntschaft gesetzt und schon zu nahe befreundet hat, um nicht ihre weitern Geistes- und Lebenswege antheilvollen Blickes zu begleiten!

Die Herzogin, von Krieg und Aufstand umgeben, blickte bald sehnsüchtig nach Frankreich, wohin sie stets wünschte zurückzukehren, wenn auch nur um in den Armen ihrer Freundinnen zu sterben, bald angstvoll auf größere Ferne, wohin neue Nöthigung und Flucht sie zu werfen drohten. Einsam, krank, abgeschnitten von allem, was ihr Leben erhellen konnte, fand sie nur Trost in völliger Gottergebung. So trafen die neuen Entwicklungen sie, zu denen die Weltereignisse sich entschieden.

Der Sturz Napoleon's, die Wiederherstellung der Bourbon's in Frankreich, machten sich der ganzen mitlebenden Welt fühlbar, um so mehr den Personen, deren Schicksal unmittelbar mit diesen Wandlungen zusammenhing. Die Herzogin kehrte nach Frankreich zurück. Ansehn, Glanz und Fülle boten sich ihr dar, konnten aber ihre Seele wenig reizen. Ihre unerschütterte Denkart, ihre Geistesfreiheit und Wahrheitsliebe konnten in den neuen Zuständen fast noch weniger ihre Stelle finden, als vormals in den alten. Im tiefsten Widerspruche mit der sie umgebenden Welt, zu Streit und Kampf nicht berufen noch fähig, dabei Frieden und Wohlwollen im Herzen auch für Andersgesinnte, erkannte sie, daß hier nur Meiden und Entsagen fromme. Der innerste Hang stimmte damit überein. Im Lichte höherer Erkenntniß, in gottseliger Andacht und Uebung ihre

noch übrigen Tage hinzubringen, erschien ihr als das reinste Glück. Sie zog sich daher völlig aus den Weltberührungen zurück, lebte mit wenigen geistesverwandten Vertrauten, beschäftigte sich nur mit Werken der Andacht und Liebe. Unbemerkt und vergessen zu sein, war ihr eifrigster Wunsch. Grade in diesem Betreff aber mußte sie eine Prüfung bestehen, welche grade zu dieser Zeit eine der ungelegensten sein konnte.

Die spanische Inquisition, mit der Wiederkehr Ferdinands des Siebenten auch ihrerseits aufzuleben versuchend, doch nur ein Schatten ihrer früheren Macht, welche, wie sonst gegen Leib und Leben, nur noch gegen Bücher wüthen konnte, suchte manches Versäumte nachzuholen, und warf ihren Grimm nachträglich auch auf das Buch der Herzogin, das als ein französisches, in Spanien ohne geistliche Erlaubniß gedrucktes, schon deßhalb feindlich dünken mußte. Die schnöden Diener unwürdigen Geisteszwanges fanden allerdings Gründe genug, ein Buch zu verurtheilen, das neben dem Glauben auch Geistesfreiheit wollte, und mit manchen Satzungen der katholischen Kirche nicht übereinstimmte. Das Buch wegen Irrlehren zu verdammen, mochten sie befugt sein; allein sie wollten ihr Opfer noch von einer andern Seite her treffen, und waren des Verwandes dazu schon habhaft. Auf den Grund einer einzigen Stelle des Reiseberichts, wo die Herzogin vielleicht zu aufrichtig, aber völlig arglos, eine Bemerkung einfließen läßt, die man freilich von Frauen nicht zu vernehmen pflegt, die aber geschrieben zu haben, nicht grade schlimmer ist, als so darüber zu lärmen, — auf diesen Grund hin erklärte die Inquisition,

durch einen Spruch im Jahre 1819, das Buch nicht nur für ketzerisch, sondern auch für unsittlich und schlüpfrig! Eitle Selbstsucht und heuchlerische Gleißnerei haben zu allen Zeiten grade diese Anklage als wohlfeile und bequeme Ergänzung jeder beliebigen Gehässigkeit gebraucht. Die Herzogin konnte durch diese Verurtheilung nicht gekränkt, ja kaum berührt werden, da Spruch und Gegenstand für die Welt wie nicht vorhanden waren, sie selbst aber in ihrem freien Geiste den rohen und blinden Eifer, der schon seiner eignen Ohnmacht erlag, nur bemitleidete. Sie hatte schon zwölf Jahre vorher, gegen solche Verurtheilung, die ihr damals aber nur im Stillen begegnete, in einer Briefstelle gesagt, sie glaube nicht, daß man die Priester zu fragen habe, um den Weg der geistlichen Unterweisung zu finden, sondern einzig den wahren Lehrer, der uns nie hintergehen könne. „Die Priester, fährt sie fort, werden schreien über Gefahr, über Fanatismus, und werden selber fanatischer sein und mehr in Gefahr, als diejenigen, welche sie ablenken möchten. Weil ich so denke, verdammen sie mich; allein die Ueberzeugung ist im Grunde meiner Seele so fest, daß ich jene beklage ohne ihnen zu grollen, noch mich einen Augenblick von dem Wege abzuwenden, den ich seit beinahe zwanzig Jahren wandle; vielmehr bestärkt sich mir täglich mehr seine Vorzüglichkeit, so wie die mächtigen Hülfen, die er mir bietet, um dieses mit Schmerzen und Prüfungen angefüllte Leben zu durchwallen."

Die französische Geistlichkeit, welche die Grundsätze der Herzogin genugsam kannte, um zu wissen, daß sie in vielen Dingen mit dem von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Glauben nicht übereinstimme, fand es der Klugheit gemäß,

die ohnehin vielfachen und bedenklichen kirchlichen Händel nicht durch einen neuen zu vermehren, und eine Prinzessin des Königlichen Hauses der Ketzerei zu beschuldigen; im Gegentheil nahmen sie die stille und erbauliche Frömmigkeit derselben, welche äußerlich keinen Widerspruch gegen die Kirche zeigte, sondern sich ihr mit allem Eifer anzuschließen suchte, gern als ein erfreuliches Beispiel auf, das den Triumph des katholischen Glaubens nur mehren mußte. Sie blieb also nicht nur von aller Anfechtung frei, sondern auch im Rufe der frömmsten Andacht, der in den letzten Jahren ihres Lebens bis zur Heiligkeit gesteigert wurde.

Ohne jemals ihre Grundansichten aufzugeben, kostete es die Herzogin doch wenig Ueberwindung, dieselben, um Aergerniß und Zwiespalt zu vermeiden, immer fester im Innern zu verschließen, ihre bisweilen anstößig gewesene Munterkeit, durch Alter und Schwachheit schon gemildert, noch mehr zu beschränken, und solchergestalt mit der Kirche im Frieden zu bleiben. Auch bei ihrer feststehenden Meinung von derselben, empfand sie doch die Gaben und Tröstungen von daher als höchst wohlthätige, und hätte, besonders in den letzten Jahren, da sie schwächer und hülfsbedürftiger wurde, solche nur schmerzlich vermißt.

In Andachtsübungen und Gebet sah sie mit Freudigkeit dem Augenblick entgegen, der sie von den irdischen Banden erlösen und einer Herrlichkeit zuführen würde, deren Unterpfand sie in der Seele trug. Sie hatte oft das Loos gepriesen und ersehnt, an geheiligter Stätte betend zu verscheiden. Dieses Loos wurde ihr zu Theil, am 10. Januar 1822 in der Kirche der heiligen Genoveva.

Ihr Freund war vor ihr dahingeschieden. Sie hatte das Glück, ihn zuletzt völlig als ihr geistliches Kind anneh- men zu können. Er war noch vor ihrer Wiederkehr nach Paris, nach wiederholten, tiefen Prüfungen, die auch in den Zeitereignissen mitwirkende Eindrücke fanden, hauptsächlich aber durch die Seelenpflege der Freundin, ein aufrichtiger Bekenner des Christenthums geworden. Seine letzten Jahre verlebte auch er in tiefer Frömmigkeit, und gab, als der Tod ihn früh, kaum in den Vierzigern, dahinraffte, ein hohes Beispiel gläubiger Zuversicht.

Die religiösen Ueberzeugungen sind das Eigenste des innern Lebens, und daher die Gestalten ihrer Entwicklung so mannigfach, wie das persönliche Leben überhaupt. Kein Weg, keine Hülfe ist hier auszuschließen, und jedes Gebild kann in seiner Weise wieder fruchtbar werden. Die Her- zogin von Bourbon und ihr Freund geben ein merkwürdi- ges Beispiel, wie sich das untere Leben zum Dienste des höheren krümmt und windet, und diese Darstellung grade trifft vielleicht manchen Sinn, der Anreiz und Leitung aus ihr empfängt! Die Religiosität der Herzogin erscheint als eine wohlthätige Flamme, welche aus geringen und trüben Anlagen den hellsten Gewinn läutert. Sie ist, wie jetzt alles höhere Geistesleben in der katholischen Kirche, schon halb protestantisch, doch ohne jene Form zu brechen, noch diese anzunehmen. Wir werden sie darum nur um so freundli- cher begrüßen, als eine Erscheinung mehr zu den schon vie- len, welche auf eine neue Stufe religiöser Bildung hin- deuten, wo jede Gestalt zugelassen, aber keine gefordert wird, nur in allen das Wesen. So weilt auch unsre Be-

trachtung hier nicht bei den Glaubenslehren, sondern vorzugsweise bei dem Lebensbilde; und welche Beruhigung gewährt es nicht, mitten durch die Strömungen wilder Gewalt und Zerstörung, zwischen Auf- und Niedergang der Völker und Reiche, einen Strahl stillen Friedens und höchsten Lebens wallen zu sehen! —

III.

Ueber die eigenthümliche Weltstellung des Islam.

Von

Karl Rosenkranz.

Am 18. Januar 1838.

Am Krönungsfeste Preußens in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg vorgelesen.

Es ist oft behauptet worden, daß zwischen dem Orient und Occident ein Wechselverhältniß existire. Wenn aber zum Wechsel unstreitig eine Gegenseitigkeit der Wirkung gehört, so wird man jene Behauptung dahin beschränken müssen, daß allerdings der Europäische Occident sich beständig mit dem Asiatischen Orient in Zusammenhang zu erhalten gesucht, ein Gleiches aber von diesem selbst nicht gesagt werden könne, denn der Orient hat niemals ein inneres Bedürfniß gehabt, sich mit dem Occident zu befreunden. Aus dem Handel mit ihm zieht er so viel Nutzen, als er kann, und einige seiner Kaufleute besuchen deshalb sogar die Leipziger Messe; sonst ist es nur der rohe Drang einer chaotischen Gährung, welcher die Söhne des Morgenlandes epochen-

weise in die unbestimmte Weite auch nach dem Westen hin getrieben hat. Sie wollten erobern. Selbst die Perser hatten im Kampf mit den Hellenen kein anderes Interesse, als ihre Herrschaft zu sichern. Die Europäer dagegen haben nicht blos aus mercantilischen oder politischen, sondern auch aus rein theoretischen Absichten ein Interesse an dem Orient genommen. Eine große Reihe von Reisenden läßt sich von den Griechischen Philosophen ab nennen, welche sich die Kenntniß des Morgenlandes ganz uneigennützig nur der Belehrung wegen zum Zweck machten. Alexander der Große wollte nicht blos erobern; er wollte Griechische und Orientalische Bildung vereinen. Die Byzantinischen Kaiser hatten bei ihren Feldzügen die Erhaltung des Christenthums im Auge und bei den Kreuzzügen war eben dieselbe der Kern, wie viel anderweitige, ja unreine Motive auch sonst in die Bewegung der ungeheuren Massen ganz unvermeidlich mit eintreten mußten.

In unseren Tagen dagegen scheint es, als wenn die Abstraction des Orients vom Occident sich vermindern werde, als wenn derselbe ganz im Stillen das Gefühl bekomme, aus der Europäischen Cultur sich die Mittel aneignen zu müssen, ihrer Macht widerstehen zu können: unsere Kriegskunst und unsere Druckereien finden überall Eingang. In Persien sind schon seit längerer Zeit Modificationen des Militärs im Europäischen Sinne gemacht; bei den Seikhs ist General Allard damit beschäftigt; in Aegypten folgt sich seit einer Reihe von Jahren schon eine Kette von Europäischen Officieren, namentlich von Ingenieuren, und in der Türkei sind in diesem Augenblick Preußische Krieger mit ähnlichen Einrichtungen beschäftigt. In Bengalen geben

die Brâmanen Zeitungen im Sanskrit heraus; in Kairo wie in Konstantinopel erscheinen officielle Journale. Wir stehen jetzt in der merkwürdigen Conjunctur der politischen Verhältnisse, daß in der That jede größere Veränderung innerhalb Asiens auch eine solche in Europa und umgekehrt voraussetzt. Preußen ist bis jetzt fast ohne alle maritime Bedeutung; es ist noch wesentlich Continentalmacht; dennoch ist davon die Rede, daß die Pforte in der Nordafrikanischen Frage auch seine Vermittelung ansuchen, ja, in Berlin einen Gesandten fixiren werde. Unter solchen Umständen muß der Islam als diejenige Religion, welche im nördlichen Afrika und vorderen Asien die verbreitetste und einflußreichste ist, unsere Aufmerksamkeit in erhöhetem Grade auf sich ziehen und es sollen hier einige der wichtigeren Puncte, auf welche es dabei ankommt, untersucht werden.

Zuvörderst ist wohl die ganz entgegengesetzte Ansicht zu berühren, welche über den Islam und seinen Stifter aufgestellt zu werden pflegt. Nach der einen ist der Islam nichts als das Werk eines Betrügers, der, von Herrschsucht, Habsucht und Wohllust getrieben, die Arabischen Stämme aufregte. Höchstens fügt man zu diesem harten Urtheil hinzu, daß der Betrügende allmälig sich selbst auch betrogen habe. Wir besitzen im Deutschen, so viel ich weiß, nur Eine vollständige Uebersetzung des Korân von Boysen, welche, von Wahl überarbeitet, vor einiger Zeit wieder erneuert ist. Wahl aber, ein mit dem Orient so speciell bekannter Mann, konnte sich nicht enthalten, in den Noten zum Text ein Mal über das andere Mohammed mit den ärgsten Schimpfwörtern anzufahren und jede Abweichung von der biblischen Tradition, jede der abendländischen Sitte fremde Einrichtung als

Verrath und Schändlichkeit zu bezeichnen. Unter den philosophischen Geschichtsforschern theilte Fr. v. Schlegel im Grunde dieselbe Ansicht. Sie stammt theils aus dem psychologischen Pragmatismus in der Geschichtschreibung des vorigen Jahrhunderts, der alle Thatsachen aus individuellen Lastern und Tugenden ableiten wollte und in die Aufspürung oder vielmehr nicht selten Erdichtung solcher psychologischen Motive seine Gründlichkeit setzte. Theils aber stammt sie aus einer befangenen Christlichkeit, welche einen polemischen Eifer zur Betrachtung der Geschichte mitbringt, der subjectiv recht ehrenwerth sein kann, objectiv aber die ruhige, rücksichtslose, genetische Auffassung stört. Bei Fr. v. Schlegel war in seinen letzten Lebensjahren eine solche Verstimmtheit eingetreten. Was würde er dazu gesagt haben, daß ein Oestreicher, ein Christ, Herr von Hammer-Purgstall, seine Uebersetzung der Divane Türkischer Dichter dem jetzigen Sultan gewidmet hat?

Gegen diese subjective Ansicht hat sich eine andere gestellt, welche eben so subjectiv ist, nur umgekehrt von günstigem Vorurtheil für Mohammed, wie jene von dem Verdacht des rohesten Egoismus ausgeht. Dem Princip nach kann man dieselbe also nicht höher stellen; sie betet in Mohammed das religiöse, legislatorische, militairische Genie an und will ihm deswegen das, was in seinem Leben als unleugbare Schlechtigkeit vorkommt, nicht so schwer anrechnen. Sie nöthigt zu der Anerkennung, daß ein Mann, der so wie der Stifter des Islam gestellt war, in vielen Fällen durch den Drang der Umstände zu Härten, zu Maaßlosigkeiten fortgerissen werden mußte. Oelsner hat, wenn ich nicht irre, durch seine bekannte Preisschrift über Mohammed

dieser apotheosirenden Auffassung seiner Genialität besonders Bahn gebrochen. Was für dieselbe von besonderem Gewicht sein muß, ist der Unterschied, der sich in den Suren oder Capiteln des Korân findet. Es zeigt sich nämlich, daß diejenigen, welche in früheren Jahren von dem Propheten zu Mekka verfaßt sind, ein ascetisches Ringen verrathen. Diejenigen aber, welche er später von Medinah erlassen hat, den Charakter tragen, die Gemüther für die Propaganda des schon gestifteten Glaubens zu entflammen. Die Oeffentlichkeit, in die er einmal eingetreten war, zwang ihn zu manchen Inconsequenzen und officiellen Schlechtigkeiten.

Welcher von diesen beiden aus demselben Princip entspringenden, sich entgegengesetzten Ansichten man beitreten möge, jener degradirenden oder dieser potenzirenden, so haben beide den Mangel an sich, den Islam mehr als den Einfall eines Einzelnen und somit als Zufall erscheinen zu lassen, obwohl die zweite auf dem Wege ist, der Objectivität im Handeln Mohammeds Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In der That wird man sich immer in Verlegenheit befinden, wenn man bei der Individualität Mohammeds allein stehen bleibt und aus ihr heraus den Islam deduciren will. Zwar soll damit nicht das Umgekehrte gesagt sein, aus den objectiven Umständen eine Individualität, wie die seinige, deduciren zu wollen, denn die Respectirung der persönlichen Eigenthümlichkeit gehört eben, so zu sagen, zu den Souverainetätsrechten der Geschichtforschung, welche sie gegen speculative Willkür festzuhalten hat. Allein das begreift man leicht, daß kein Mensch für sich eine welthistorische Gestaltung, wie sie unzweifelhaft im Islam vorliegt,

hervorbringen könne, sondern daß ein so großes Ereigniß eine tiefere Begründung haben, daß es, populär gesprochen, ein Werk der Vorsehung sein müsse. Zwar soll auch hiermit nicht jener rohen Weise der historischen Betrachtung Vorschub geleistet sein, welche die Extension als solche schon sich imponiren läßt. Die große Breite, in welche der Islam sich gedehnt, die lange Dauer, in welcher er sich behauptet hat, sprechen noch weiter gar nicht für ihn. Das Gesetz der Metaphysik, daß Intension und Extension Correlate sind, daß der Umfang immer auch dem Inhalt entsprechen müsse, wird durch solche Facta, daß der Islam viel mehr Bekenner zählt, als das Christenthum, nicht umgestoßen, denn in der Geschichte kommt es auf das Werden an. Es gehört Zeit zur Entfaltung eines Princips. Und da sehen wir den Islam, wie man sich ausgedrückt hat, von dem äußersten Südwesten der alten Welt, von Senegambien, bis zum äußersten Nordosten, bis Tungusien, annoch eine undurchdringliche Barriere bilden. Aber auf diese scheint er auch beschränkt, während das Christenthum mit seiner universellen Elasticität durch alle Zonen, in allen Welttheilen, auf allen bedeutenderen Inselgruppen das Zeichen des Kreuzes bereits aufgepflanzt und die Conturen seiner einstigen zuletzt auch dem Quantum der Bekenner nach überall siegreichen Weltherrschaft vorgezeichnet hat.

Was nun aber die objective Begründung des Islam anbetrifft, so liegt sie hauptsächlich in der religiösen und politischen Zerrüttung, in welcher sich das westliche Asien im sechsten Jahrhundert befand. Das Christenthum war hier zwar am Saum des Mittelmeers entstanden, hätte aber seine Strömung nach Abend zu genommen. Die Romanischen,

Germanischen Völker wurden seine Träger. Nach dem Orient zu entäußerte es sich immer seiner häretischen Elemente, die in der Entwicklung der Byzantinischen Kirche die dogmatisch bedeutendsten waren. Wie fremd erscheint nicht unserm kirchlichen Bewußtsein schon die Syrische Kirche! Hieraus erklärt sich auch bekanntlich die Corruption, in welcher die christliche Tradition im Korân auftritt. Es ist wahrscheinlich gemacht worden, daß Mohammed niemals die Neutestamentischen, ja auch nicht die Alttestamentischen Schriften gelesen, sondern nur durch Klosterlegenden hindurch sich von ihnen unterrichtet habe. Insbesondere war aber der Zustand Arabiens das bunteste Durcheinander von Religionen. Die Naturreligion des Sabäismus, der Parsische Magismus in Hira, das Judenthum, wie bei der Dynastie der Himjariden, versprengte Trümmer christlicher Secten, religiöser Skepticismus, wie bei den Zendisten im Stamm Koreisch, aus welchem der Prophet geboren wurde, standen unversöhnt neben einander und mußten einem kräftigen Verstande sich als Probleme aufdringen. Daß Mohammed Kaufmann war, begünstigte ein solches Nachsinnen, weil er auf seinen Reisen und durch seine Handelsverbindungen zur unmittelbaren Kenntniß jener verschiedenen Ueberzeugungen gelangen mußte. Der allgemeine Charakter Asiens in der Geschichte ist die Unterwerfung des Individuums unter die Einheit einer absoluten Substanz, deren Begriff selbst von den verschiedenen Religionen verschieden bestimmt wird, in Hinterasien pantheistisch, in Vorderasien dualistisch, bei den Juden als selbstbewußte Personalität. Alle Asiatischen Religionen knüpfen ihre Stiftung an bestimmte Individuen an: bei den Chinesen der nicht mit Fo zu verwechselnde Fo-

hi, der erste Opferer; späterhin Kong-fu-dsü; bei den Hindus Brama und Wishnu in ihren Incarnationen; bei den Buddhisten Buddha-Gautama; bei den Parsen Hom und Zerduscht; bei den Hebräern Moseh. Alle haben ferner Religionsbücher: die Chinesen ihre Kings, die Hindus ihre Veda's, die Buddhisten ihre Katechismen, die Parsen das Zendavesta, die Hebräer den Pentateuch. Alle diese Momente treffen wir auch im Islam wieder an. Daß Gott nur Einer ist und daß der durch Mohammed geoffenbarte Korân die authentische Darlegung seines allmächtigen Willens enthält, ist in der That der vornehmste Inhalt des ganzen Korân, der in den mannigfachsten Wendungen variirt wird.

Wir sehen also den inneren Zusammenhang des Islam mit den früheren religiösen Bildungen des Orient; allein es ist auch zu bedenken, wie sich die eben bemerklich gemachten Elemente in ihm darstellen. Der Begriff Gottes ist in ihm der eines widerstandlosen, willkürlichen Herrschers; der Gehorsam — Islam heißt Gehorsam — gegen ihn ist blinde Unterwerfung; die ganze Religion ein starrer Fatalismus, der im Handeln als Fanatismus sich ausprägt. Der Prophet ist von allem Nimbus mythischer Glorie entkleidet, eine nackt historische Person; der Mangel einer solchen Dämmerung, ihn aus dem Kreise der gewöhnlichen Beziehungen zu rücken, hat unstreitig den Anlaß zu gewaltsamen, theilweise abgeschmackten Fictionen gegeben, welche als ein Surrogat jenes unbewußt entstandenen Wunderbaren, das die anderen Religionsstifter umgibt, angesehen werden müssen. Der Korân selbst endlich zeigt überall die Spuren eines tumultuarischen, rhapsodischen, absichtlichen Hervorbringens.

Während die Religionsbücher der anderen Völker sich erst allmälig gebildet haben, während der Pentateuch selbst nur von den unwissenschaftlichsten Theologen Moseh allein zugeschrieben und ihm die successive Genesis abgeleugnet wird, während das Christenthum sich auch darin als die freieste Religion bewährt, daß es viele Jahre hindurch ohne kanonische Bücher existirte, zeichnet der Islam sich dadurch aus, daß er mit einem fundamentalen Codex, mit dogmatischen Ordonnanzen auftrat. Allerdings wurden dieselben auch gesammelt; allerdings existiren auch von ihnen verschiedene Recensionen mit den größten Differenzen; dennoch bleibt das Factum einer Untrennbarkeit Mohammeds vom Korân stehen. Wir wollen aus der ersten besten Sure ein Beispiel dieser Manier entnehmen. In der dritten zu Medinah eingegebenen Sure, das Geschlecht Amran betitelt, lautet der Eingang: „Es ist nur Ein Gott! Und das ist er, der Selige, der Selbstständige. Der hat Dir den Korân zugeschickt, ein wahrhaftes Buch, welches die ehemaligen bereits vor Deinen Tagen bekannten Offenbarungen bekräftigt. Er ist es, der das Gesetzbuch Mosis und das Evangelium Jesu den Menschen zur Unterweisung gegeben hat. Jetzt aber sendet er durch Dich den Korân. Da Gott mächtig und ein Rächer ist, so werden diejenigen gewiß eine schwere Strafe erfahren, die seine Offenbarungen verleugnen. In der That, Gott ist nichts von Allem verborgen, was auf Erden und im Himmel ist: er ist es, der euch im Mutterleibe gebildet hat nach seinem Wohlgefallen. Nur er ist Gott, der Mächtige, der Weise! Und er ist es, der Dir das Buch hat überliefern lassen u. s. w."

Der Islam muß als das letzte welthistorische Product

angesehen werden, welches der Orient hervorgebracht hat, denn nach ihm erscheint überall eine Erschöpfung desselben. Wie Rom die zerbröckelnden Völker und Dividualitäten der antiken Welt sich zu einem Scheinleben incorporirte, so ist der Islam ein Rahmen, der die äußerlich absterbenden Nationen des Orients zu einer losen Einheit in sich versammelt. Er ist die höchste Abstraction, bis zu welcher derselbe sein Princip steigern konnte. Aber in vieler Hinsicht ist er auch die oberflächlichste, weil er von Hause aus das Wesen eines Eklekticismus an sich trägt, wie er abgelebten Individuen und Völkern zusagt. Stellt man ihn mit dem Jüdischen Monotheismus zusammen, so hat er wohl eine größere Bequemlichkeit des Daseins, eine größere Leichtigkeit des Verkehrs nach Außen, eine größere Fülle des sinnlichen Genusses möglich gemacht; an Tiefe aber, an religiöser Würde steht er demselben unbedenklich nach. Das todte Glauben an Allah und Mohammed, das formelle Beten zu bestimmten Stunden, das Allmosen geben, die körperlichen Reinigungen, und, wenn es möglich ist, eine Wanderung nach der Kaaba, — wie unendlich steht dies Alles gegen die Schwere des Gesetzes zurück, unter welcher der Jude mit scrupuloser Gewissenhaftigkeit sich beugen, hinter dem Ernst der Innerlichkeit, mit welcher er die, wenn auch noch äußerlich gefaßte Sünde in sich bekämpfen muß. Der Hauch der Heiligkeit, der uns aus den Schriften des alten Testamentes anwehet, ist im Korân der Gedrücktheit eines knechtisch-stolzen Wesens gewichen, das für die Entäußerung seines eigenen Willens keine andere, als eine grob materielle Entschädigung kennt. Ohne dieselbe würde der Islam schwerlich dem versunkenen Orient eine so convulsivische Energie ein-

geflößt haben, als er es wirklich gethan hat. Freilich hat die Theologie der Meslemim die Verheißungen des Korân bildlich auszudeuten und so in das Mystische hinüberzuziehen versucht, allein diese Exegese ist nur die Correctur, welche der bessere Geist seiner Bekenner nothgedrungen gemacht hat und hinter welcher Wendung die Nemesis nicht ausgeblieben ist, indem nun viele erotische Dichter die Schlüpfrigkeit ihres Egoismus damit vertheidigt haben, daß sie behaupteten, es läge dem scheinbar Anstößigen ein tiefer speculativer, theologischer Sinn zu Grunde. Hafis z. B. ist so verfahren. Da dies sinnliche Element die Kehrseite des abstract-theoretischen, des unbedingten Glaubens und sich Unterwerfens an Gott ausmacht, da das Türkische Paradies sprichwörtlich geworden ist, so wollen wir zur Veranschaulichung desselben nur eine seiner mannigfachen im Korân enthaltenen Schilderungen anführen. In einer zu Mekka geoffenbarten Sure, der Unvermeidliche, die sechs und fünfzigste, heißt es, nachdem von den Schrecken des unvermeidlichen Gerichtstages die Rede gewesen und alle Sterbliche in drei Haufen getheilt sind: „Die Leute der rechten Hand, wie glücklich werden sie sein! Und die Leute zur Linken, wie unglücklich werden sie sein! Und die, welche Andern in Uebung guter Werke vorgegangen sind, sie werden auch vorangehn in die wonnevollen Gärten. Viel werden sein der alten und wenig der neuen Zeit. Auf Kissen werden sie ruhn, die mit Gold durchwirkt und mit Edelsteinen ausgeziert sind, einander gegenübersitzend. Jünglinge in ewiger Jugendblüthe werden um sie herumgehn, mit Humpen und Kannen und Bechern voll des immer zufließenden Labetranks, nach welchem ihnen weder der Kopf weh thun,

noch der Verstand benebelt werden wird; und mit Früchten, die sie sich nach Gefallen aussuchen können, auch mit Fleisch von Vögeln, welches nach ihrem Geschmack ist. Rehäugige Huri's, den Perlen gleich, die noch in ihren Muscheln liegen, sollen die Vergeltung für die guten Werke sein, die sie gethan haben. Kein schlechtes Geschwätz werden sie hören und keinen Vorwurf von Sünden. Hören werden sie hingegen die süße Stimme, die ihnen Heil zuruft. — Die Leute der rechten Hand, wie glücklich werden sie sein! Wohnen werden sie bei Sidrabäumen, bei in schönster Ordnung gereiheten Talhabäumen, die einen weiten Schatten werfen, bei einem beständig fließenden Wasser, unter dem Genuß vieler Früchte, die sich nie verringern und die ungehindert genossen werden können. Auf erhöhete Ruheplätze gestreckte Lagergenossinnen haben wir fürwahr in besonderer Art geschaffen und sie zu stets unbefleckten Jungfrauen gemacht, mit immer gleich bleibenden Reizen in gleichem Alter vermählt zu sein den Männern zur rechten Hand. Aber die Leute der linken Hand, wie unselig werden sie sein, im brennenden Wind, in siedender Fluth, unter dem Schatten eines schwarzen Rauchs, der weder kühlt noch erquickt u. s. w."

Nach diesen Mittheilungen wird der Schluß einleuchten, daß die eigenthümliche Weltstellung des Islam darin besteht, für Culturstufen, welche dem Princip nach unter ihm stehen, allerdings eine Emancipation, für höhere aber eine schroffe Ausschließung zu sein. Was er dort der theoretischen Anschauung des Göttlichen an Sinnlichkeit nimmt, das gibt er im praktischen Genusse dreifach wieder, macht dadurch aber hier den schneidendsten Widerspruch gegen sich rege. Wir können uns nun erklären, weshalb er allmälig

sowohl den Afrikanischen Fetischismus, als die Religionssysteme des alten Asiens, selbst, neueren Nachrichten zufolge, den Brämanischen Hinduismus in sich auflöst; weshalb der Buddhismus, das caput mortuum des Brämismus, ihm mit seinen weiten Abstractionen gewissermaaßen vorarbeitet; weshalb der durch Griechische Elemente schon verunreinigte Magismus des Perserreichs ihm nicht zu widerstehen vermochte und mit seinen letzten Anhängern in die Alpen Nordindiens flüchtete; denn in allen diesen Bildungen ist ein Naturelement, durch dessen Negation der Mohammedanismus sich mit Recht höher stellt und den in ihnen befangenen Nationen eine Erlösung von ihm und seinem Aberglauben bringt, wie er denn auch ganz in Uebereinstimmung mit dem alten Testament Zauberei, die einen wesentlichen Bestandtheil aller heidnischen Culte ausmacht, streng verbietet. Aber wir können uns nun auch erklären, warum das Judenthum und Christenthum für den Islam eine Grenze sind, obwohl er sich den Schein gibt, als wenn er das Wesentliche dieser ihm vorangegangenen Religionen in sich aufgenommen habe. Adam, Noah, Abraham, Moseh, David und Christus gelten bekanntlich im Korän als Mohammed untergeordnete Propheten. Selbst die Apostel gelten als Heilige, nur Paulus ausgenommen, was sehr merkwürdig ist.

Man hat schon mehrfach den Mangel des Islam in den Worten ausgedrückt, daß es ihm an Perfectibilität fehle. Fragen wir nun, wie man sich das endliche Schicksal der Nationen zu denken habe, welche von ihm ergriffen sind, so bleibt keine andere Antwort übrig, als daß sie, wie die altasiatischen Völker Hinterasiens, in sich so lange in dumpfer Stagnation fortleben müssen, bis sie entweder aus sich her-

aus eine neue durchgreifende Lebensform erschaffen, oder, was freilich schwer halten wird, das christliche Princip sich aneignen.

In Hinsicht des ersteren Falles walten allerdings nicht minder große Bedenken. Wir wollen dem Weltgeist nicht die Kraft absprechen, auch außerhalb des Christenthums noch ganz ungeahnte Gestalten erzeugen zu können. Sehen wir aber, daß im Islam selbst so oft schon Ansätze gemacht sind, seine Starrheit zu überwinden, der individuellen Lebendigkeit Raum zu schaffen, das tödtliche Nivellement des formellen Glaubens und einer stumpfen Werkheiligkeit zu entfernen, daß aber alle diese ohne eigentliche Resultate verschwunden sind, oder als Secten eine verkümmerte Existenz fortsetzten, so kann man ihn nicht mit dem Christenthum vergleichen, welches in der Griechischen, Römischen und Protestantischen Kirche nicht blos für die nationale Differenz der Slaven, Romanen und Germanen äußerliche Unterschiede aufstellte, sondern zugleich einen inneren Fortschritt erwarb und mit Männern, wie Athanasius, Justinian, Gregor VII. und Innocenz IV., Luther und Calvin, Leibnitz und Kant, das Abschließen bestimmter unter sich zusammenhängender Bildungsepochen bezeichnet. Im Islam ist nur ein Neben- und Nacheinander ohne Continuität der Momente. Wie der Wind der Wüste den eingetretenen Fußtapfen sogleich spurlos verwehet, so beginnt im Islam bald hier bald dort eine neue Bildung, um, wie alle übrigen, an denselben Hindernissen zu scheitern und resultatlos zu verschwinden. Propheten treten auf; Mönchsorden werden gestiftet; der Korân wird bald nach der Tradition supernaturalistisch, bald nach subjectivem Verständniß ratio-

nalistisch ausgelegt; dicke Commentare werden mit Talmudistischem Scharfsinn geschrieben. Aber Alles bleibt beim Alten; das Ganze kommt nicht einen Zoll weiter. Seitdem der Gasnevide Mahmud das nordwestliche Indien eroberte, hat der Islam beständig das Interesse gehabt, sich mit dem ihm in so vielen Puncten heterogenen Hinduismus auszugleichen. Er behandelte ihn mit der größten Toleranz, allein dies hat nicht genügt. Der Kaiser Akbar, der 1605 starb, verfiel auf den Gedanken, den Islam mit dem Parsismus und Brâmaismus in Ein System zu verschmelzen. Man hat Akbar dem Kaiser Julian verglichen; allein sein Synkretismus lag auch schon in der Grundformation des Islam, der in seinen besonderen Elementen durchaus eklektisch ist. Für den Brâmismus war Akbar durch den Dichter Fecsi gewonnen. Akbar hielt alle Freitage einen theologischen Abendcirkel, in welchem so lange über Religionsmaterien disputirt wurde, bis zuletzt Niemand mehr wußte, woran er eigentlich war. Den Sonnendienst wollte er als symbolischen Cult für den Einen Gott beibehalten, eine Menge sittenrechtlicher Reformen machen und die Glaubensformel dahin abändern: Es ist nur Ein Gott, und Akbar sein erster Priester. Von der Kenntniß des Christenthums versprach er sich anfänglich viel und schrieb sogar, seiner Urkunden vollständig habhaft zu werden, an den König von Portugal, der damals im Morgenlande ziemlich in eben so großem Ansehen stand, als im Abendlande der Priesterkönig Johannes, an welchen noch Emanuel seinerseits von Portugal aus Aufträge richtete. Allein die Geschichte Christi sagte Akbar's philosophischem Deismus nicht zu; er verwarf das Christenthum seiner thaumatischen Elemente wegen. Un-

ter seinem Sohn Jehon, der sich mit dem Ausbau von Delhi beschäftigte, während sein Vater Agra zur prächtigsten Stadt erhoben hatte, verfielen alle diese Reformen. Eine andere Synthese des Islam und Brämismus ward schon vor Akbar von Nanak Guru aus dem Volk heraus versucht. Aus ihr sind die Seikhs hervorgegangen, die jetzt unter dem Maha Radscha Rendschid Singh im Pendschab eine so große Rolle spielen. Aber schon daß diese Verbrüderung erst seit etwas länger als einem Menschenalter in die Geschichte mit einiger Bedeutung eingetreten ist, während ihr Stifter ihr so lange vorausging, begründet kein günstiges Vorurtheil für ihre Entwicklung, wäre nicht die Neutralisation jener Elemente an sich unmöglich und die Basis der einstweiligen Annäherung nur der materielle Egoismus, denn die Seikhs und die Maratten sind eben so continentale Raubstaaten, wie die Barbaresken maritime.

Wenn Mohammedanische Staaten sich selbst überlassen bleiben, so gerathen sie auf die Länge immer in Verfall, weil der Islam für die Entfaltung eigenthümlicher Lebendigkeit zu wenig Raum gestattet. Christliche Staaten haben dagegen das Charakteristische, daß sie progressiv aus jeder Epoche der Zerrüttung zu neuer Energie sich zusammennehmen. Nun könnte gegen diese Behauptung der Glanz der Khalifate, der Ruhm der Künste und Wissenschaften bei den Arabern angeführt werden. Um nicht zu weitläufig zu werden, wollen wir nur einige Hauptpuncte hierbei hervorheben.

Wie die allgemeine Weltstellung des Islam die ist, zwischen den Naturreligionen und der selbstbewußten Geistigkeit des Christenthums eine bewegungslose, nur in fana-

tischen Ausbrüchen momentan aufgährende Mitte auszumachen, so ist er auch in politischer Beziehung eine solche schlechte Mitte. Der Willkür des Despoten steht die Willkür des akephalen Pöbels gegenüber. Empörung ist die perennirende Form der Geschichte des Islam. Es existirt in ihm weder eine rein hierarchische, noch eine rein feudale oder demokratische Staatsform; am wenigsten, was den Europäischen Occident auszeichnet, ein fruchtbarer Gegensatz von Kirche und Staat. Vielmehr ist im Khalifat jedesmal die höchste kirchliche und politische Würde unmittelbar und erblich vereinigt. Ursprünglich hatte dies noch einen Sinn. Als aber nicht mehr nur Ein Khalifat bestand, als mit der Vervielfältigung desselben die Eroberung der Gewalt der Waffen das Heft der Entscheidung in die Hand gab, trat eine zwiefache Nothwendigkeit ein: erstlich mußte eine geschickte Administration für die eroberten Länder geschaffen werden; zweitens mußten stehende Heere, zunächst als Leibgarde des Khalifen, den Eroberern selbst beständigen Nachdruck geben.

In jener Beziehung haben die Mohammedaner viel geleistet; in der Municipalverwaltung, im Steuersystem, in der Polizei haben sie eine Menge kluger Einrichtungen ausgefunden, welche auch christlicher Seits in Spanien, im südlichen Frankreich, in Italien oft adoptirt sind. Es hing dies bei den Moslemim im Mittelalter mit dem blühenden Zustand ihrer Seiden-, ihrer Goldstoff- und Sammtfabriken, ihrer Metallarbeiten und schönen Steinschleifereien zusammen. — In der zweiten Beziehung aber hat sich die Geschichte aller Khalifate in einen Militärdespotismus aufgelöst, in welchem, wie immer in solchen Fällen, das ste-

hende Heer die Macht an sich riß und den Khalifen von sich abhängig machte. Die Geschichte des Aegyptischen und Türkischen Sultanats zeigt uns einen von der Willkür der Mameluken und Janitscharen stets in Schach gehaltenen Thron und die Begünstigung des Fremdländischen hat bei Mehemet Ali wie bei Mahmud keinen andern Zweck, als sie gegen solche Willkür nach Innen zu selbstständig zu machen. An ein eigentliches politisches Leben ist unter solchen Umständen gar nicht zu denken. Der Genuß der bürgerlichen Ruhe und Bequemlichkeit, der Harem, der Spazierritt, die Pfeife, das Schachspiel, das Opium u. s. w., das sind die Freuden des Muselmanns. Die Freiheit als solche sich zum Zweck zu machen, kommt ihm nicht bei. Er hat keinen Begriff davon, daß die Verfassung eines Staates darin besteht, für die Herrschaft des Gesetzes Garantie zu geben. Die Geschichte aller Mohammedanischen Staaten hat daher eine widrige Monotonie an sich, weil man gar keine eigentliche Entwicklung darin verfolgen kann, sondern immer nur von Neuem das Schauspiel von nichtswürdigen Verschwörungen, Empörungen und blutigen Thronstreitigkeiten vor sich hat, bei welchen nur die Figuren wechseln, der Inhalt aber der nämliche bleibt.

Kunst und Wissenschaft haben sich daher nicht aus sich selbst im Islam entfaltet, sondern sind theils nur eine Unterhaltung des Luxus, theils, in ihren größten Phänomenen, imperatorische Improvisationen gewesen. Das Letztere gilt vorzüglich von den imponirenden Bauwerken in Spanien, in der Levante und in Indien. Um nicht in ein ermüdendes Detail zu gerathen, will ich nur bemerken, daß die Impulse zur Kunst bei den Mohammedanischen Völkern be-

ständig aus ihrer Individualität oder von Außen her entsprangen, dem Korân selbst aber eine ästhetische wie scientifische Indifferenz am congruentesten ist. Ich will nur ein paar Thatsachen anführen. Vor dem Auftreten Mohammeds hatten die Araber eine theils lyrische, theils epische Volkspoesie, worin Liebe, Krieg und Gastfreundschaft das begeisternde Thema waren. Die Messe von Okkadh war der Punct, welcher die Sänger concentrirte und wo die besten Gedichte durch Preise geehrt wurden. Mohammed selbst war kein Dichter. Man hat vom Korân öfter die falsche Vorstellung, als sei er in Versen geschrieben. Dies ist nicht der Fall. Er ist ein Werk der rhetorischen Prosa; nur die Endzeilen der Suren sind Verse. Mohammed war kein Dichter und hatte selbst das Bewußtsein darüber, indem er gelegentlich aussprach, er brauche es auch nicht zu sein. Ein mit der orientalischen Literatur gründlich vertrauter Gelehrter, der sich für seinen Zweck längere Zeit in Kairo aufgehalten hat, der Dr. Weil, der treueste Uebersetzer von Schamschari's goldenem Halsband und von Tausend und Einer Nacht, hat in einer besondern Monographie gezeigt, wie mit dem Korân die Arabische Poesie in theologischer Dialektik, in enkomiastischer Hofdichtkunst und in Schulgelehrsamkeit verkümmerte. Er stellt die Sänger der Moallakât wenigstens eben so hoch, als Herr von Hammer den Motanebbi. Auch Tausend und Eine Nacht wird oft für eine Emanation des Islam gehalten. Allein es ist nun zur Genüge eingesehen, daß im Grunde der ganze Orient Einschlagsfäden zum Auswirken dieser bunten Arabesken geliefert hat. Die in Europa am bekanntesten gewordene Redaction ist allerdings eine Arabische, muthmaßlich unter der prachtlieben-

den Dynastie der Mamluken in Aegypten in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßte. A. W. v. Schlegel gab sogar als Fingerzeig für die Sonderung der ursprünglichen Elemente darin an, daß alle Erzählungen, in welchen Feen, Thierverwandlungen u. s. f. vorkämen, aus Indien stammten; solche, in denen leidenschaftlich zärtliche Prinzen die Hauptrolle spielten, Persisch, solche endlich, worin ein Vater den Sohn an eine Sclavin verheirathet, Arabisch wären, da natürlich eine solche Verbindung für die aristokratische Haltung der Indischen Kasten undenkbar sei. Der Korân verbietet ausdrücklich das Erzählen von Mährchen als ein loses Geschwätz und da er auch die Sculptur und Malerei auf die Bildung todter Gegenstände beschränkt, so kann man wohl mit Recht sagen, daß Alles, was sich von pantheistischem Tiefsinn in der Poesie der Persischen Secte der Ssufi's, von phantastischen Combinationen in den Mährchen, von Miniaturgemälden in den Handschriften, von Thierbildungen in der Sculptur, wie im Löwenhof der Alhambra zu Granada, vorfindet, eben so eingeschmuggelt ist, als die Heiterkeit der Persischen Weinschenken, für deren erquickende Würze der strenge Anhänger des Islam nur den leib- und seelverderblichen Genuß des Opiums besitzt.

Von der Wissenschaft wäre dasselbe zu sagen. Selbst in der Mathematik zeigen nähere Untersuchungen unserer Tage, daß die Originalität der Araber darin nicht so groß ist, als man gemeint hat. Der philosophische Eifer, mit welchem die Saracenen des Mittelalters bei den Griechen in die Schule gingen, ist längst verflogen und für die gründliche Beschreibung anderer Wissenschaften, deren Bedürfniß

man in neuerer Zeit gefühlt hat, der Koran eine fast unübersteigliche Grenze. Ich führe aus Taylors Geschichte des Mohammedanismus ein interessantes Document darüber an. Mehemed Ali ließ in Paris den Sheich Refaa studiren, um nach seiner Rückkehr in Aegypten die Europäischen Wissenschaften zu lehren. Refaa beschrieb seine Reise, umging aber in derselben Alles, was ihn in den Verdacht der Ketzerei bringen könnte, mit einer Geschicklichkeit, um welche ihn, wie Taylor meint, Galilei beneidet haben würde. Refaa's eigene Worte sind: „Die Franzosen zeichnen sich am meisten in den praktischen Wissenschaften aus, sind aber auch mit den speculativen wohl vertraut. Doch haben sie gewisse philosophische Grundsätze, welche von denen aller übrigen Nationen abweichen, wissen sie jedoch mit solchen Gründen zu unterstützen, daß sie einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnen. In der Astronomie z. B. sind sie sehr bewandert und haben ihren Instrumenten eine Vollkommenheit gegeben, welche sie die Alten bei weitem übertreffen läßt. Hiermit verbinden sie jedoch gewisse den heiligen Büchern widerstreitende Meinungen, wie z. B. daß sich die Erde um ihre Axe drehe u. s. w. und führen dafür schwer zu beseitigende Gründe an. Ich könnte noch viele dergleichen Sonderbarkeiten anführen und mache meine Leser vielleicht später damit bekannt. Jetzt nur so viel, daß ihre wissenschaftlichen Werke voll davon sind und der Muselmann, der Französische Bücher lesen will, muß erst in Lehren des heiligen Korân ganz fest werden, sonst läuft er Gefahr, seinen Glauben einzubüßen." Mit der größten Vorsicht fährt der Scheich nach Mittheilung richtigerer Ansichten fort: „ein gelehrter Europäer habe behauptet, die Bewegung der Erde

um sich selbst und ihre runde Form widerstreite der heiligen Schrift keineswegs, weil diese lediglich die moralische Bildung des Menschen bezwecke, und ihre Ausdrücke nicht nach wissenschaftlichen Bestimmungen, sondern nach den äußeren Erscheinungen wähle. Wenn es z. B. heiße, Gott habe die Sonne stehen lassen, so bedeute dies nichts anders, als, er habe das Verschwinden ihres Lichtes nur einige Zeit verschoben und deshalb die Erde in ihrer Bewegung wirklich aufgehoben. Das heilige Buch sage, die Sonne stehe still, weil es dem Auge so vorkäme, als wenn sich die Sonne bewege."

Fassen wir Alles zusammen, was uns bisher beschäftigt hat, so werden wir wohl geneigt sein, dem Urtheil eines feinen Beobachters unserer Tagesgeschichte beizustimmen, daß man in allen neuernden Reformen des Türkischen wie des Aegyptischen Sultans, welche im Orient unter dem Ausdruck Nizzam-Dschedid zusammengefaßt werden, nur von der Noth des Augenblicks aufgedrungene politische Maaßregeln, keineswegs eine Tendenz des Islam zu wahrhafter Civilisation, ein Streben über sich selbst hinauszudringen, zu sehen habe. Der Islam ist zu stolz, zu selbstgenügsam, zu denkfaul, als daß er mit der Humanität und deren progressivem Princip selbstbewußter Freiheit sich ernstlich vereinigen könnte. Das große Interesse, welches die Eroberung Algiers bei allen christlichen Nationen gefunden hat, ist unstreitig durch den Gedanken vorzüglich mitbedingt, daß damit der Anfang gemacht sei, die seit der Gründung der Khalifate in Nordafrika vorherrschende Dumpfheit des Islam zu vernichten. Was der heilige Ludwig, was Karl V. ohne dauernden Erfolg versuchten, was auch jetzt noch zweifelhaft

blieb, scheint nun, seit die dreifarbige Fahne von Konstantinehs grauen Kalkfelsen wehet, zur Wirklichkeit gelangt zu sein. Die Europäische Cultur hat seit dem Untergang des Römerreichs zum zweitenmal in Nordafrika einen festen Ausgangspunct genommen. Selbst die Lage Algiers als eines der mittleren Barbareskenstaaten zwischen den größeren Reichen von Marokko und Aegypten scheint in dieser Beziehung von Wichtigkeit und es ließen sich daraus für die Veränderung der Stellung, welche die Freiheit und ihre Cultur dem Fatalismus und der Starrheit des Islam in den nächsten Decennien abzwingen wird, bedeutende Folgerungen machen, würden nicht die schönsten Perspectiven dieser Art durch das mercantilische und politische Interesse der Engländer, den Primat im Handel und zur See zu behaupten, so oft und so schnell zu ephemeren Illusionen verwandelt. Allein von einem höheren Standpunct aus sind auch solche Retardationen der Humanität nur ephemer und die göttliche Nothwendigkeit der Freiheit bricht endlich siegreich durch alle Nebel des Egoismus. Vor den milden Strahlen dieser ewig leuchtenden Sonne der Menschheit wird auch die Trübheit des Islam einst verschwinden müssen!

IV.

Der alte Zigeuner.

Eine Skizze.

Von E. [illegible] f. Lit. u. Krit. Blätter d. Börsenhalle 1838, Nr 1602 S. 1184.

Wer einen schönen stattlichen Mann sehen will, der richte sein Auge auf unsern Oberhofprediger; der nette Fuß, die pralle Wade im Seidenstrumpf, der Brutuskopf mit den tausend krausen Locken, die feinen Lippen, der Anstand und die Würde seiner Haltung, alles verräth Dir den gebildeten Weltmann, der mit sinnigem Verstande in die dumpfe Geistlichkeit etwas von moderner Eleganz hineinzutragen wußte.

Ich liebte diesen Mann; er war einer von den Geistlichen, der weltlich genug war, um auch etwas geistig zu sein. Seine unschuldige Passion waren die Weiber; er verhehlte seine Vorliebe für sie nicht, sondern sprach natürlich und offen von natürlichen Dingen.

Ich muß vorbemerken, daß die Aufmerksamkeit, die unser Freund dem schönen Geschlecht widmete, rein platonisch war, daß durchaus nichts körperliches mit unterlief, und er sich hierin gerade von einigen pietistischen Amtsbrüdern unterschied, die in ihrem dunklen Herzen gewaltige Triebe verschlossen, die sich immer abmühten, die geheime Gluth zu dämpfen, und sich nicht der geringsten Versuchung aussetzten,

weil sie fühlten und fürchteten, ihr schwaches Fleisch werde unterliegen.

Mein Freund hingegen erzählte arglos, wie eine seiner christlichen Freundinnen eine besondere Vorliebe für seinen Brutuskopf empfände, wie sie es sich zur Sorge und Aufgabe ihres Lebens gemacht habe, diesen in schönster Fülle zu erhalten; er gestand frei, wie er oft der christlichen Freundin zu Füßen auf einer Fußbank sitze, sie sein Lockenhaupt zwischen ihren Händen halte und mit ihren Lilienfingern ein Löckchen nach dem andern wickele, brenne und aufs anmuthigste aufputze.

Freilich machten die Pietisten einen gewaltigen Lärm über dergleichen Dinge; sie konnten nur nach der heißen Sinnengluth ihrer Brust den Hofprediger beurtheilen und verdammten ihn ohne Weiteres, riefen Strafen und Flüche über sein Haupt herab, und hielten die Religion selbst für gefährdet.

Er hatte eine Frau und sieben erwachsene, ziemlich korpulente Töchter, also mußte jeder Verdacht schweigen. Die Wickelgeschichte geschah bei offenen Thüren, so daß alle Domestiken des Hauses als unpartheiische Zeugen seiner Tugend aufgerufen werden konnten.

An einem kalten November-Abend war ich bei ihm. Wir hatten eine Flasche Wein geleert; durch den Geist des Getränkes war unsere gegenseitige Mittheilung auch wärmer und geistvoller geworden; die hohe Astral-Lampe gab ein schönes Licht, der Kamin eine behagliche Temperatur, und der Gegenstand unseres Gesprächs uns ein wahres Vergnügen.

Die bleiche magere Frau des Predigers von ihren sieben hoffnungsvollen Töchtern gefolgt, stürzten zwischen unsere Unterhaltung und zerrissen den Faden derselben.

„Jesus Christus!“ — rief Pauker, wie ich ihn nennen will — „Weib, was geschieht, was soll geschehen?“

„Strafe von Gott!“ — seufzte die Frau; „Vater, was wir erleben!“ — zwitscherten die holdseligen fetten Mädchen durcheinander — „o, es ist schändlich, kaum zu sagen, schändlich!“

„Redet, redet, was ist's?“ donnerte der Hofprediger.

„Denke Dir, Vater“ — nahm die Frau das Wort — eine Herde braunschwarzer Heiden hat sich eingefunden und unter den Säulen der Vorhalle unserer heiligen Kirche ihr Sündenlager aufgeschlagen! Sei Gott uns gnädig, das bedeutet das nahe jüngste Gericht!“

Der Gottesmann gerieth außer sich vor Zorn, er maß mit großen Schritten die Stube, fuhr mit seiner runden blüthen-weißen Hand in die dunklen Locken und betrachtete sich im großen Spiegel, wie er sich in den Affecten der Wuth und des Zornes ausnehmen möchte.

Der Küster, der heftig eintrat, störte ihn in seiner prüfenden Selbstanschauung; der zweite Prediger folgte auf dem Fuße, stellte sich dem Hofprediger mit trotziger Gebehrde entgegen und rief mit Donnerstimme: „Da haben wir die Frucht unserer modernen Moral-Principien; das ist Gottes Hand die uns züchtigt, er sendet das Volk der Wüste gleich Heuschrecken zu uns, um die Säulen unsers Tempels zu schänden und zu benagen!“

Mein Freund maß mit großen Schritten die Stube;

er trat zum Kamin, fachte die Lohe stärker an und starrte schweigend in die Flamme.

Der Diakonus folgte ihm mit wüthenden Blicken und die Helle des Feuers und der Lampe brachte eine seltsame Beleuchtung auf seinem Gesicht hervor, das von Leidenschaft roth gefärbt, mit stark angelaufenen Adern an der Stirn die Bewegung und den Kampf seines Gemüths deutlich verrieth.

Als Alles schwieg und selbst die dicken Töchter des Oberhofpredigers, die, obgleich sie mit ihrer Zahl und ihrem körperlichen Dasein fast den ganzen Raum des Zimmers füllten, nur ganz leise, wie Grillen am Mittag, zu zirpen wagten, hob der Diakonus seine Arme hoch empor und rief mit seiner gewaltigen Stimme: „Ich sehe, es geschehen, wie zu Christi Tagen, täglich mehr Gräuel im Lande; Taubenhändler und Viehverkäufer siedeln sich an der geheiligten Stätte an; ja, nur noch einen Schritt, nur noch einen Fußbreit weiter: so siegt Heiden- und Judengeist ganz, und unsere heiligen Tempelsäulen brechen und begraben das kleine Häuflein ächter Jünger unter ihren Trümmern. Aber" — fuhr er mit erhöh'ter Stimme und geballten Fäusten fort, wobei alle sieben Mädchen sammt der Mutter mit den Augenlidern zuckten; — „so wahr ich Wolfzahn heiße, ich will Deine Säulen stützen, ich will Deinen Altar vom Gezüchte rein fegen, ich will das Vernunftlämpchen der Weibergötzen auslöschen und die Wahrhaftigkeit des Glaubens vertreten!"

Mit verhaltenem Zorn im Herzen, doch im Gesicht ein schwaches Lächeln, trat der Hofprediger zu ihm und sagte scharf: „Herr Bruder, wozu sich so sehr ereifern und mit Händen und Worten um sich schlagen! Das kann zu nichts dienen."

Der Diakonus war zu sehr erhitzt, um sich durch diese leise Weisung in seinem Texte stören zu lassen. Den festen Blick auf meinen Freund gerichtet, versetzte er: „Ich werde die Wahrheit vor aller Welt vertreten, keine menschliche Gewalt soll mich hindern so zu reden, wie ich denke und fühle! Unser ist die Schuld aller Gräuel unserer Zeit; wir haben es selbst vorbereitet; wir sind vom reinen Glauben abgewichen und haben hübsche poetische Bilderchen aus der kernigen, heiligen Schrift gewählt! Wir haben unsere Reden mit Blümchen bestreuet, um Lieblinge der Weiber zu werden und ihren Grillen und Launen nachzugeben! Anstatt von der Sonne der Wahrheit, wollen wir uns vom Lichte unseres Dünkels führen lassen! Anstatt des ewigen großen Gottes, haben wir einen Götzen ausgebildet, dem wir Weihrauch streuen! Daher die Strafen, daher der Unglaube der Zeit! Daher die Entweihung alles Heiligen, wie eben jetzt geschieht!"

„Still, stille!" — rief der Hofprediger mit Majestät und Würde — „hier in meinem Hause ist ein neuer Bußprediger nicht am rechten Orte; überhaupt aber ist kein Mensch, sondern allein Gott unser Richter, denn er ist es selbst, der im großen Weltleben neue Ideen, neue Grundsätze und Lebensansichten entwickelt; durch Fortschritt aller Künste und Wissenschaften reift der Menschengeist immer mehr seiner Vollendung entgegen und kein Fluch, kein Bannspruch kann ihn in den engen Schranken verjährter Vorurtheile einschließen. So scheint die Zeit sich auch zu nähern, wo wir mit aufgeklärtem Verstand über alle abergläubische Albernheiten lächeln werden!"

„Jetzt helfe mir Gott" — brüllte Wolfzahn mit schäumendem Munde — „Bibelwahrheiten nennt man verjährte

Vorurtheile! Schlägt nicht der Donner in das Haus und zermalmt den Wurm, der diese Lästerung gegen den Höchsten auszusprechen wagt!?"

Der Hofprediger biß sich auf die Lippen; seine sieben Töchter standen wie bleiche Marmorbilder längs der Wand, und blickten mit weinerlicher Gebehrde auf den Vater; die Frau zitterte am ganzen Leibe, und rang die Hände, wobei sie Wolfzahn mit flehenden Mienen anschaute.

Diese unheilschwangere Stimmung ward durch die Ankunft eines Boten unterbrochen, der den Diakonus aufsuchte und ihm die Meldung machte, daß sein schöner Lieblingskater Muzius von den gräulichen Heiden eingefangen, abgeschlachtet sei und jetzt am Feuer brate, um von ihnen verspeist zu werden.

Eine unaussprechliche Wuth drückte sich im ganzen Wesen des Diakonus aus; er ballte die Fäuste und stemmte sie trotzig in die Seiten, seine Stirn faltete sich in kleine Fältchen und seine Augen loderten wie Kometen in der Winternacht; er schien keines Wortes mächtig zu sein, denn der Anfang mehrerer Reden löste sich in ein unverständliches Gemurmel auf.

Zuletzt machte ein Fluch auf das sündliche Haupt der Heiden und ein Seufzer über den schmählichen Tod seines Katers seinem gepreßten Herzen Luft; er trat drei große Schritte zum Kamin, starrte in das Feuer und zerdrückte eine Thräne der Wehmuth, die sichtbar ward, in seinen Augen.

Der Oberhofprediger hatte sich jetzt gesammelt; er sagte mit sonorer Stimme: „Herr Bruder, unser Eifer führte uns ganz vom Gegenstande ab; wir müssen zu einem Entschluß schreiten, um die Kirche von dem Gesindel zu reinigen;

wäre es nicht zu spät, so würde ich aufs Schloß gehen, um den Befehl auszuwirken, daß das Regiment rother Husaren aus dem nahen Städtchen herbeordert würde; allein das kann jetzt vor Morgen nicht ins Werk gerichtet werden, und darüber bleibt das Volk die Nacht ruhig unter dem Verdache unsers Gotteshauses."

„Wir sind selbst genug, Herr Konfrater," — entgegnete der Diakonus wieder scharf und trotzig. — „Freilich, soll uns jetzt das Vernunftflämmchen erleuchten und schützen, so möchten wir erbangen und verzagen; aber hier beweist sich die Macht und Herrlichkeit unsers Gottes; seine Blitze sind unsere Diener, seine Donner unser Schild; unsre Worte werden Pfeile, die das Herz der Verbrecher durchbohren; ja, im Namen dessen der unser Herr und Vater ist, werden wir das ganze Höllenheer bändigen und verjagen."

Der Hofprediger mußte, so unlieb ihm die Geschichte war, am kalten stürmischen Herbstabend sich zur Begleitung entschließen. Er gab seiner Frau einen Wink, worauf die Sorgsame erst ein Paar dicke Wollstrümpfe herbeibrachte, welche das Eine der dicken Mädchen dem Vater über die Beine, und dieser darüber seine großen Jagdstiefeln zog, um sich auf jede Weise vor dem schädlichen Einfluß der Nässe zu schützen. Nachdem er auch einen tüchtigen Pelzmantel umgelegt und eine Pelzmütze mit Ohrklappen aufgesetzt hatte, trat er in Begleitung der beiden Männer, des Küsters und des Diakonus, den Weg nach der Kirche an. Die Mutter sammt ihren Töchtern vermochten ihre Angst nicht zu bewältigen, sie zitterten und blickten sich stumm mit großen Thränen in den Augen an, und die Jüngste, welche zuweilen an schwachen Nerven litt, wurde sogar ohnmächtig und mußte

von den Schwestern, die selbst vor Angst um das Wohl des Vaters einer Ohnmacht nahe waren, zu Bette gebracht werden.

Es war in der That auch eine der stürmischsten, unfreundlichsten Herbstnächte im nördlichen Deutschland; der Himmel, schwarz wie ein Bahrtuch, legte eine gleiche Finsterniß über die Erde. Im kalten Nordost-Winde rieselte ein feiner, dichter Regen nieder, und durch die Kastanienbäume, welche die Allee bis zur Kirche bildeten, saus'te der Sturm unheimlich und wild, stöberte die alten Blätter herab und warf die stachlichten Früchte klatschend zur Erde.

Wolfzahn in Eifer über den Mord seines Katers und die Entweihung der Kirche, schritt immer eine Strecke voran, und vermochte seine Ungeduld nicht zu zügeln. Mit verbiss'nem Grimm kehrte er von Zeit zu Zeit mehre Schritte zurück, um bei seinem geistlichen Vorgesetzten zu bleiben, der langsam mit Ruhe und Anstand fortschritt und dem Küster, dem seine Frau noch eine große Laterne mitgegeben hatte, befahl, hier und dort zu den Füßen des geistlichen Herrn zu leuchten, damit nicht irgend ein Stein oder eine schlüpfrige Stelle ihn zum Falle brächte.

Der alte Mann that mit gewohntem Amtseifer seine Pflicht; sein Rückgrad, das von achtzig Jahren krumm gebogen war, beugte sich noch tiefer, um Gefahr und Mißgeschick zu meiden; seine dürre, fast nur noch mit Haut bekleidete Hand zitterte am blanken Messingringe der Laterne, und die Kniee schlotterten ihm vor Frost. Kein Wunder auch; sein schwarzer Leibrock bestand aus dünnem, abgetragenem Tuche, aus Ehrfurcht vor dem Vorgesetzten trug er seine steife Lederkappe in der linken Hand, so daß der Regen auf

sein ehrwürdiges Haupt fiel, und der Sturm ihm das triefende Silberhaar um die Wange peitschte.

Sie näherten sich der Kirche und erkannten schon von Weitem eine dunkle, verworrene Masse, die unter den Säulen lagerte, und im dumpfen Geräusch sich bewegte.

Als sie nun dichter hinzutraten, fanden sie auf den Steinplatten der Vorhalle ein Feuer angezündet, das aber nur unsicher und schwach empor flackerte, da das Säulendach nicht so weit vorsprang, es gegen Wind und Nässe zu schützen.

Die Nacht lag kalt und todt über der Flur; die Bäume sausten im Sturm und der Regen klatschte von der Kirchenkuppel in stürzenden Güssen nieder. Im Hintergrunde und um das Feuer lagerten die Zigeuner in wilden grausigen Gruppen durch einander. Der Regen schlug von Zeit zu Zeit dermaßen auf das Feuer, daß tiefes Dunkel die Scene einhüllte und die Gluth zu verlöschen schien. Dann fachte ein frischer Luftzug die Flamme wieder an und warf ein zitterndes Zwielicht auf die bunte Gruppe. Hier lag ein halbbekleidetes Weib, mit Gesicht und Füßen zum Feuer gekehrt, den Säugling an der Brust; mit der einen Hand hielt sie das Kind, mit der andern einen Knochenrest, den sie begierig abnagte. Eine andere weibliche Figur streckte sich neben dieser, halb schon vom Schlafe betäubt; sie hatte das Haupt mit dem wild verworrenen Haar an eine der Tempelstufen gelehnt, und schien es nicht zu empfinden, wie der Regen ihren Kopf benäßte.

Ein paar Buben kauerten dicht daneben, und verzehrten, mit listigem Blick in den dunkeln Augen, einige Frösche,

die ihnen Zufall und Glück in die Hand und jetzt in den leeren Magen führte. Männer und Weiber und Kinder lagen bunt durcheinander, und schienen noch am Reste des Mahls zu nagen, oder im Halbschlafe sich zu wiegen. Ein Greis von sehr hohem Alter schritt allein aufrecht unter den Säulen auf und nieder.

Beide Prediger sammt dem alten Küster hielten einige Augenblicke an, um das Bild zu übersehen, und suchten sich zu einer passenden Strafrede zu sammeln. Wolfzahn indeß, der überhaupt von heftigem, jähzornigen Gemüthe war, erblickte nicht so bald die Knochenreste seines Katers im Munde der Zigeuner, als Mitleid sein Herz beregte, und er mit frischer starker Stimme rief: „He, Gesindel, Volk des Teufels, und Erbe ewiger Verdammniß! wollt Ihr Euch packen und das Haus unsers Herrn und Gottes nicht länger verunreinigen und entweihen!“

Die halbentschlafenen Zigeuner erwachten; alle Köpfe richteten sich auf Wolfzahn, und ihre klaren Augen sahen ihn kalt und ruhig an.

Der Greis allein, auf dessen Stirne hundert Lenze mit Hieroglyphen-Schrift Erfahrung und Weisheit geschrieben hatten, trat einen Schritt dem Prediger entgegen und fragte mit heiserer aber kräftiger Stimme: „Warum verlangst Du das, Mann?“

„Warum?“ — rief Wolfzahn erbittert — „Warum ich das verlange, fragt ihr noch? Gesindel! weil dies der Tempel unsers Gottes ist; weil ihr ein sündiges, verfluchtes Volk seid, das mit seiner Gegenwart unser Heiligstes entheiligt!“

„Mann,“ — antwortete der Alte ruhig — „wir haben kein Steinhaus und kein Obdach, kein Bett und keine Decke, keine Kleidung und keinen Ofen; es ist eine kalte rauhe Nacht, der Regen gießt aus den Wolken — laß uns gerne hier rasten, Dein Gott gebraucht diese Nacht seinen Tempel nicht und wird uns freundlich unter dem Vordache Schutz vor Sturm und Wasser gewähren.“

„Gotteslästerer!“ — schrieen beide Prediger wie aus einem Munde — „packt euch sogleich von hinnen oder man wird euch mit Ruthen fortpeitschen!“

Kein lauter Athem ward im ganzen Kreis der Zigeuner vernommen, alle Augen blitzten nur in einer unheimlichen Gluth, der Alte blieb starr und fest wie vorhin und rief laut die Frage: „Seid ihr Christen?“

Die einfache Frage setzte Wolfzahn in die höchste Wuth, er bebte vor Zorn und vermochte sich kaum von Thätlichkeit zurück zu halten; endlich rief er donnernd: „Im Namen unserer weisen und gerechten Landesbehörde befehlen wir euch, diesen Ort zu verlassen, eure Lumpen in den Wald zu tragen und nicht mit euren Teufels- und Thiermörderhänden diesen Tempel zu besudeln!“

„Packt Euch fort“ — rief der Oberhofprediger dazwischen — „wir werden sonst Gewalt mit Gewalt vertreiben müssen.“

Der alte Zigeuner regte sich nicht, er stand über den Häuptern seines Haufens an der Säule gelehnt, und schien den Augenblick abzuwarten, wo beide Gottesmänner schwiegen; als jetzt eine Pause erfolgte, wiederholte er seine vorige Frage.

Als er schwieg, erhoben alle Zigeuner im ganzen Kreise die Stimme und riefen die Frage nach: „Seid ihr Christen?“ Die Kinder, die auf den feuchten Stufen oder im Schooß und an den Brüsten der Mütter schliefen, erschraken vor dem lauten Schrei; ihr Lallen und Wimmern hallte schaurig nach.

Den Oberhofprediger schien diese Frage in mildere Stimmung zu versetzen, er trat einen Schritt näher und sagte mit gemäßigtem Ton: „Aber, guten Leute, die Pflicht unserer Religion, die Würde unseres Standes und die Heiligkeit des Ortes erlaubt es nicht, Euch hier zu dulden; deshalb seht die Sache von der rechten Seite an, es ist weder Willkühr noch Härte, sondern das Ansehn unserer Kirche gebietet uns sie zu schützen.“

„Gut, frommer Mann“ — versetzte der Greis — „so gieb uns eine Nachtherberge und ist sie auch nur in Deinem Stalle bei Deinem Vieh.“

Der Hofprediger blickte verlegen vor sich hin, er rieb sich die weißen Hände, ohne eine Antwort zu finden, und in der Beklemmung seiner Seele richtete er seine Augen flehend auf Wolfzahn. Der Diakonus, der sich nie um eine passende Antwort verlegen fühlte, rief fast höhnisch: „Ei, wie klug ihr seid und für wie dumm ihr uns haltet! beim Vieh wollt' ihr Euch einquartieren, damit wir bei dem Anbruch des Tages ein leeres Nest fänden? Ei, ei! eine recht pfiffige Diebes-Idee, die Euch wohl behagen möchte.“

Nach diesen Worten erfolgte von beiden Seiten eine Pause; man hörte nur das Klatschen des Wassers und des Sturmes in den Bäumen; ein junges Weib, das ein Kind an der halbnackten braunen Brust wiegte, sang eintönig

mit fremdem Accent: „Schlaf', Bub', der große Gott wacht über Dir, er macht Dich stark und härtet Dich ab, daß Du das Wasser aus Deinen Haaren schüttelst, wie die Schlange von der gefleckten Haut."

Der Greis war mehrere Male unruhig auf und abgeschritten, er stand zwischen den Säulen und sein ungebleichtes, nur dünne gewordenes Haar flatterte wild im Winde; mit seiner festen, tonlosen Stimme versetzte er: „Ich will Euch die Wahrheit sagen, Männer —, ihr habt einen Götzen und keinen Gott! euren Götzen verehrt ihr hier in diesen Steinhallen, denn er giebt euch Nahrung, Kleider und Ansehn."

„Hättet ihr einen Gott, so wäret ihr mild und menschlich, und Güte und Liebe wohnte in eurem Herzen und ihr achtetet den Menschen, denn Ein wahrer Gott ist unser aller Herr und Vater!"

„Aber die Götzen sind böse Teufel, sie haben, so lange die Welt steht, Leben und Blut, Glück und Gut der Menschheit gefressen; sie haben unschuldige Säuglinge zum Opfer begehrt und das Brod ganzer Völker verschlungen; sie streben allein nach Gewalt und Herrschaft und wandeln über Leichen zu ihrem Ziele."

„Seht, ihr Männer, mein Auge sah ein Jahrhundert in der Weltzeit vorüber wandeln, ich habe viel gesehen und erlebt und darf wohl ein Wörtchen reden; nie habe ich größeren Eigennutz als bei Götzen-Priestern gefunden."

Wolfzahn brüllte mit schäumendem Munde: „Am Pranger sollst Du diese Lästerung gegen unsern Herrn und Lehrer entgelten!"

„Gebehrde Dich nicht so wüthig, Mann" — strafte der Zigeuner den Diakonus mit ruhigen Worten — „ich kenne Deinen Christus besser als Du glaubst und trage seine guten weisen Lehren in meinem Herzen, darum habe ich nicht sein Wort auf den Lippen, darum stammle ich nicht gedankenlos seine Befehle nach; in mir leben sie und herrschen in meiner Brust, wie die Gottheit in der Natur."

„O Vater, strafe diesen schändlichen Lästerer, brenne mit Deinem Blitz sein Gebein zu Asche und streue sie in alle Winde" — betete der Prediger mit gefalteten Händen und fromm zum Himmel gerichteten Augen.

Der Greis stand mit einem sanften verklärten Lächeln im Gesichte; er erhub noch einmal seine laute Stimme und sagte: „Alle Güter des Lebens und der Welt habt ihr als Eigenthum in Besitz genommen; wir haben nichts wie das Leben selbst; die Lumpen, womit wir uns vor Kälte schützen, habt ihr weggeworfen, die von Euch ausgestoßenen Thiere nähren uns, jeder Bach reicht uns den Trank; aber deshalb tauschen wir doch nicht mit Euch, denn wir stehen über Euch an Erkenntniß und sehen Eure Blindheit in allen Dingen; weil ihr den Besitz an Euch gerissen habt, so verwechselt ihr das Leben mit dem Besitz, und Wahrheit mit Dünkel, Liebe mit Leidenschaft, und Leben mit Tod!"

„Aber hört noch meine letzten Worte und schreibt sie auf die Tafel Eurer Erfahrung: „Eine Religion, die nicht im Herzen des Menschen wohnt, nicht auf sein Leben und seine Handlungen wirkt, und ihn milder und nachsichtiger macht, die ist keines Tempels werth, und keines Priesters, denn sie ist nur eine Maske für die Lüge."

Die beiden Geistlichen standen schweigend, auch der Alte schwieg eine Weile, dann stieß er einen tiefen gurgelnden Laut hervor und trat unter die Horde.

In einigen Minuten gerieth der ganze Haufe in Bewegung, die Männer erhoben sich und bürdeten auf ihren Rücken die Bagage, Kinderstimmen tönten wirr durch den Ruf der Mütter und die Reste der in Asche verglimmenden Flammen beleuchteten nur schwach die dunkele Gruppe.

Nach wenigen Minuten war alles aufgeräumt; der Zug setzte sich in Bewegung und verschwand bald in der finstern Nacht.

Beide Prediger kehrten stumm zurück; Wolfzahn entfernte sich schweigend von seinem Amtsbruder und auch der alte, ganz durchnäßte Küster wurde gnädig entlassen. —

Nachdem mein Freund wieder in seinem Hause angelangt war und sich von der Strapaze erholt hatte, schien er sehr nachdenklich und von den Worten des Greises angegriffen.

Ich errieth seine Gedanken und gab ihm den Trost, daß jeder Mensch über den Stand und die Verhältnisse des Andern abspreche, ohne in seiner Stellung besser zu sein. „Setzen Sie, werther Freund," fügte ich lächelnd hinzu, „diesen Naturphilosophen in ein geistliches Amt, geben Sie ihm ein gutes Auskommen, und er wird eben so schnell seine Neigung zum Katzenfleisch, wie seine große weltbürgerliche Idee von der Religion verlieren." —

V.

Die Zerstörung von Jerusalem.

Von

M. Veit.

Als der Allheil'ge nun die Tempelstätten
Preisgeben wollte, sprach er dieses Wort:
Das Maaß ist voll, ich kann sie nicht erretten.

Doch weil, so lang' ich thron' an diesem Ort,
Der Feind nicht wagt, ihn frevelnd zu zerstören,
Wend' ich das Antlitz meiner Gnaden fort.

Und hier bei meiner Rechten will ich schwören,
Bis einst der Morgen der Erlösung tagt,
Zu meinem Tempel nicht zurückzukehren.

Zur selben Stunde stürzt in wilder Jagd
Der Feind herbei, der Tempel sinkt zusammen
Und seiner Priester Häuflein flieht verzagt.

Da wendet sich von den empörten Flammen
Aufwärts der Herr zu seinem ersten Throne,
Daraus die Engel und die Welten stammen.

Metatron aber flehte: Herr, o schone
Des eignen Heerd's und laß uns Engel weinen.
Und Gott: Gleichwie ein Mann, der seinem Sohne,

Dem Einz'gen, was ihm übrig von dem Seinen,
Die Hochzeit ausgerichtet und er stirbt,
So trag' ich Weh um die zerstiebten Meinen.

Mein Tempel ist es, der in Schutt verdirbt,
Der Heiden Schwarm, der sich durch meine Schlachten
Und Strafgerichte Preis und Ruhm erwirbt!

Ihr Engelfürsten, laßt uns jetzt betrachten,
Welch' einen Trümmerhaufen jene Heiden
Aus meiner süßen Ruhestätte machten.

So gingen sie, sich an dem Schmerz zu weiden.
Voran schritt Jeremias. Als sie kamen
Zum grausen Ort, sprach Gott mit bittrem Leiden:

Das ist mein Haus, worin sie meinen Namen
Lobpreisend sang'n: Wehe sei gerufen
Um meine Kinder, meiner Treuen Samen,

Um meine Priester an des Altars Stufen,
Um meine Freunde Wehe, die erschlagen
Am Wege liegen unter Rosseshufen!

Und sprach zu Jeremias: Deine Klagen
Sind leer und hohl um mich und um die Meinen,
Drum geh', es meinen Treuen anzusagen,

Daß sie vor Gottes Angesicht erscheinen,
Die Väter meines Bund's und mein Prophet
Und Diener Moseh. Die verstehn, zu weinen.

Und Jeremias: Herr der Welt, wo geht,
Verkünde mir's, der Weg zu Moseh's Grab,
Den noch kein sterblich Auge hat erspäht?

Zu Jordan's Ufer wandre du herab
Und rufe laut: Erstehe, Amram's Sohn,
Sieh nach der Heerde, die der Herr dir gab!

Und rüstig pilgert Jeremias schon
Und kam zur Doppelhöhl', in deren Tiefen
Die Väter fanden ihrer Tugend Lohn,

Wo sie den Schlummer der Gerechten schliefen.
Erwacht, erwachet, Gott der Herr gebeut!
Und warum heute? dumpfe Stimmen riefen.

Ich weiß es nicht, sprach er mit Scheu und Leid;
Er fürchtete des Vorwurfs Stachelworte:
Ergangen ist es so in deiner Zeit.

Und ging und kam zur offnen Grabespforte,
Zu Jordans Strand und rief: Jehovah spricht:
Ersteh', mein Knecht, von deinem Schlummerorte!

Und warum heut? Doch er: Ich weiß es nicht.
Als Moseh nun sich aus dem Fluthbett wandte,
So wie ein Strahl durch dunkle Wolken bricht,

Da ging er zu den Engeln, die er kannte
Vom Sinai, und rief: was ist geschehen,
Daß Gottes Zorn so sichtbarlich entbrannte?

Und sie: Hast du im Geiste nicht gesehen
Des Volkes Trübsal und des Tempels Brand?
Und er zerriß sein Kleid in Schmerzeswehen,

Und pilgert mit den Vätern Hand in Hand,
Bis er zur Stätte der Zerstörung kam,
Wo Gott der Herr mit seinen Schaaren stand.

Vor den Allheil'gen stellte Abraham
Sich klagend hin: Warum, o Herr der Welt,
Erkorst du mich zu solchem bittern Gram?

Und weinend bald hat sich ihm zugesellt
Der Engel Schaar, zu der Jehovah spricht:
Um wen seid ihr zum Klagen aufgestellt?

Um Abraham. Du aber hörst ihn nicht. —
Seitdem mein Liebling ruht in dunkler Klause,
Erschien er nicht vor mir im Himmelslicht,

Und nun, was will mein Freund in meinem Hause?
Da rief der Alte: Herr der Welt, warum
Ersahst du mich zu nie erlebtem Grause,

Und tilgst in Flammengluth dein Heiligthum?
Gedenkst du nicht, daß ich auf diesem Hügel
Den Sohn dir opfern wollte, dir zum Ruhm,

Und siegelst nicht mit deinem Gnadensiegel?
Doch Gott: Gesündiget hat Israel,
Zerrissen treulos des Gesetzes Zügel.

„Und wer, o Herr, bezeugt den sünd'gen Fehl?"
Zur Zeugin ist die Thora dort bereit.
Und sieh, die Thora zeugte sonder Hehl.

O, meine Tochter, denkst du nicht der Zeit,
Sprach Abraham, als Gott den Völkern allen
Dich vorgeführt, mit heißer Dankbarkeit?

Sie hatten nicht an deinem Joch Gefallen,
Da kam mein Volk aus seinem Bann zurück
Und nahm dich gastlich auf in seine Hallen,

Und ehrte dich. Und jetzt, da sein Geschick
Sich nun erfüllt, jetzt willst du es verklagen?
Da wandte sich die Thora, Scham im Blick.

Und Isaak sprach: Als ich den Vater sagen
Die Worte hörte: Gott hat sich erkoren
Das Lamm zum Opfer, sahst du mich verzagen?

Und Jakob sprach: O, wär' ich nie geboren!
Denn meine Kinder, die ich groß gezogen,
Wie junge Brut, sind ganz und gar verloren.

Viel Sorg' um sie hab' ich im Geist' erwogen,
Und nun erweckst du mich, ich muß sie sehen
Vom Strudel rettungslos hinabgezogen.

Und Moseh trat herzu, vor Gott zu stehen.
Er lallte nicht mehr; seine Rede floß
Ihm von den Lippen, stark wie Sturmeswehen:

Vor allem Volk, ein unermüdet Roß,
Lief ich voran, wohl vierzig Jahre lang,
Wo ich des Fluch's, des Segens nicht genoß.

Und als ich nun der Sehnsucht Ziel errang
An unsres Landes mir verschloßnen Thüren,
Da war's, wo ich verscheidend niedersank. —

Noch einmal will ich fort, sie heimzuführen!
Ich will doch sehen, wer sie halten kann,
Wenn sie die Kraft des alten Führers spüren.

Du, Jeremias, ebne mir die Bahn!
Und er: Der Weg ist angefüllt mit Leichen.
Doch Moseh rief: Was thut's, geh mir voran!

So gingen sie, die Stätte zu erreichen
An Babels Bächen, wo zu Schmach und Hohn
Das Volk erlag grausamen Ruthenstreichen,

Wohl Mancher sprach zum andern: Amram's Sohn
Erstand aus seinem Grab' und lös't den Fluch!
Doch eine Stimme kam vom Himmelsthron:

Von Gott dem Herrn ergangen ist der Spruch.
Und Moseh sprach: Er wird den Schmerz euch lindern,
Begnad' euch Gott, der euch in Fesseln schlug!

Den höchsten Willen konnt' er nicht verhindern
Und als er wieder zu den Vätern kam,
Da fragten sie: Wie geht es unsern Kindern!

Und Moseh weinte laut vor tiefer Scham.
Glücklich die Todten! Doch die übrig blieben,
Die einst so trotzten, sind nun scheu und zahm.

Sie wagen nicht, zu hassen und zu lieben.
Sie liegen nackt, dem Hunger preisgegeben,
Erfüllt ist Alles, wie ich's aufgeschrieben.

Die Ketten rasseln, feige Glieder beben
Vor Hitz und Frost. In kümmerlichen Sorgen
Verzehrt sich ihr ohnmächtig Sklavenleben.

Fluch dir, o Sonne, daß du nicht verborgen
Dein Antlitz, daß dir lüstete, zu tagen
Des Tempelbrandes schmachvoll blut'gem Morgen!

Die Sonne aber sprach: Wie magst du sagen
So böses Wort? Mann Gottes, weißt du nicht,
Daß ich, von sechzig Ruthen wund geschlagen,

Dem grausen Jammer leuchten ließ mein Licht?
Und wieder rief, von neuem Zorn durchdrungen,
Der hehre Greis: Herr, deine Lehre spricht:

So Rind als Schaf, das Thier mit seinen Jungen
Sollt ihr nicht schlachten beid' an Einem Tag.
Und sieh, der Feind, hat er nicht gar verschlungen

Den Säugling, der am Mutterbusen lag,
Zusammt der Mutter? Herr, mein Gott, und du,
Du schweigst von solcher offenkund'gen Schmach?

Da aus der Engel Mitte trat herzu
Rahel, die mütterlichste aller Frauen,
Und sprach des Herrn empörtes Herz in Ruh:

Als Jakob um mich warb, da mußt' ich's schauen,
Daß Laban ihm die Schwester zuerkannte;
Grausam getäuscht war Hoffen und Vertrauen.

Und weil mein Herz nach meinem Freunde brannte,
Gab ich ein Zeichen ihm, mich zu erkennen,
Daß uns des Vaters List nicht übermannte.

Doch ich bezwang die Gluthen, die wie Brennen
Der Eifersucht mir um die Seele schleichen
Und wohl den Menschen tief verwunden können.

Der Schwester übergab ich jene Zeichen,
Ja, in der Nähe hielt' ich mich verborgen
Und sprach für sie, das Herz ihm zu erweichen.

Ich führte Spott und kummerschwere Sorgen
Wie Wolken leicht ob ihrem Haupte hin;
Deß ward ich froh an ihrem Hochzeitmorgen.

So that ich, Allerbarmer, und ich bin
Ein sterblich Weib. Doch um die hohlen Götzen
Erglüht in Eifersucht, o Herr, dein Sinn?

Du ließest meine Kinder mir zerfetzen
Vom wilden Feind, auf unbetretnem Wege,
An ihrer Angst den Siegeshohn zu wetzen!

Da ward die Liebe des Allheil'gen rege.
Hör' auf, so sprach er, fernerhin zu trauern
Um deine Kinder, die ich lieb' und hege

Um deinetwillen. Meinen Geist durchschauern
Gesichte mir von einem späten Glück;
Mein Racheschwur, er wird nicht ewig dauern,
Und deine Kinder führ' ich dir zurück!

VI.

Literaturblätter.

1.

Niebuhriana*).

1.

Friedrich August Wolf, gefragt, was er denn von Niebuhr's römischer Geschichte halte, und besonders von der Behauptung, daß in den ersten Büchern des Livius ein altrömisches Epos stecke? antwortete in seiner kaustischen Weise: „Das altrömische Epos wird wohl ein moderner Roman sein." —

Ein andermal meinte Wolf, die Sachen, mit denen sich Niebuhr so abquäle, hingen an ganz andern Fäden, als der in Händen habe! —

---

*) Aus Anlaß des großen Interesse's, das der Name Niebuhr durch die bei Perthes erschienenen Lebensnachrichten und Briefe des großen Geschichtforschers neuerdings in der Literatur erweckt hat, stellen wir hier einige Anekdoten und Urtheile zusammen, die als charakteristische gelten können. Die Briefstellen am Schlusse bezeugen dieselbe unparteiische Anerkennung, die sich auch in einer bekannten Rezension ausgesprochen, und zwar einigen posthumen Ansprüchen nicht genügt hat, dagegen vielen wohlkundigen Männern, und darunter mehreren preußischen hohen Staatsbeamten, fast als ein Uebermaß von Gunst erschienen ist. Eine Anzahl merkwürdiger Briefe von Niebuhr selbst dürften wir in der Folge noch mittheilen.

2.

Niebuhr's römische Geschichte.

Neue, veränderte Auflage.

Neue Fratzen, statt der alten,
Die man sonst für wahr gehalten!
Gebt die alt- und neuen Fratzen,
Die den Hunden, die den Katzen!

A. W. von Schlegel.

3.

Niebuhr wollte die ganz neue Entdeckung gemacht haben, der heilige, im gemeinen Leben nicht erlaubte, aber doch wohlbekannte Namen der Stadt Rom sei Quirium gewesen, daher die Römer denn auch Quiriten genannt und diese abgeleitete Benennung allgemein üblich geworden, der Stadtname aber stets verpönt geblieben. Auf diese unhaltbare, durch nichts zu erweisende und auch unfruchtbare Hypothese hat A. W. von Schlegel ein komisches Lied gemacht, dessen Refrain:

„In Quirium, in Quirium,
Tra lirum, larum, lirium"

von ungemeiner Wirkung ist, und das den besten Chansons der Franzosen an die Seite gestellt werden kann. —

4.

Doppel-Anekdote von Niebuhr und Caraccioli.

Als Niebuhr in Rom preußischer Gesandter war, hatte er eines Tages einen Fürsten zu Gast, gegen den er in Ehrfurcht und Aufmerksamkeit beflissen war. Die Rede kam auf Palestrina, und der erlauchte Fremde richtet an Niebuhr die Frage, wer das sei? Niebuhr stutzt verwundert, und ruft dann lebhaft aus: „Palestrina?" — Ja, wenn ich recht gehört habe, Palestrina. — „Palestrina, Ew. Durchlaucht? wer Palestrina ist?" — Und so wiederholte er mehrmals mit zweifelndem Staunen, daß jemand das nicht wisse, sein fragendes „Palestrina"? Bis endlich der gütige Fürst ihm lächelnd sagte: „Ich sehe wohl, ich verrathe meine Unkunde, aber ich weiß es doch nun einmal nicht, wer Palestrina ist, also sagen Sie mir's nur lieber!" Diese Anekdote, für den Diplomaten und Weltmann ganz karakteristisch, wurde in Rom und dann auch in Deutschland berühmt, und in Bonn war niemand, dem sie nicht mit dem Namen Niebuhr zusammengehörte. Einige Freunde verabredeten in heitrer Stunde, daß jene Anekdote fernerhin nie allein, sondern immer in Verbindung mit dem glänzenden Gegenstücke erzählt werden solle, das einst der Marquis Caraccioli dazu geliefert hatte. Dieser lebhafte und gewandte Italiäner lebte als neapolitanischer Botschafter in Paris, und war durch seinen raschen Witz und sichre Geistesgegenwart berühmt. Um ihn in Verlegenheit zu setzen, oder auch aus Zerstreuung, fragte Ludwig XV. ihn eines Tages: „**Combien sont-ils au Conseil des Dix à Venise?**" Und ohne eine Miene zu ver-

ziehen: „Sire, quarante," antwortete Caraccioli mit tiefer Verbeugung. Die Antwort gab der Frage den Anschein der Richtigkeit, und Caraccioli zog sich als Meister aus der Sache. In dieser Doppelanekdote sind nun die heterogensten Menschen-Exemplare, Caraccioli und Niebuhr, für immer unauflöslich zusammengefügt! —

5.

Eines der größten Verdienste Niebuhr's ist, daß er Hegel's Berufung nach Berlin veranlaßt und betrieben hat. Seine Freunde, die zum Theil durch Hegel's Wirken in Berlin große Niederlagen erlitten und aus angemaßten Rollen (z. B. Schleiermacher aus der spekulativen) hinausgedrängt worden, haben ihm dieses Verdienst aber am wenigsten angerechnet, ja noch jetzt kaum vergeben. Ueberhaupt muß bei denen, die sich jetzt als Niebuhr's Freunde geben, wohl unterschieden werden, wer wirklich ein Freund der Person war; Manche sind es nur des Namens. Wir kennen von den Letztern einen und den andern, der sich, als Niebuhr lebte, in bittern Reden über ihn erging, ihn belächelte oder verlachte. Nicht alles ist vergessen, was man vergessen wünschte! —

6

Im Jahre 1810 war Niebuhr einer der Kommissarien für die preußischen Kriegszahlungen an Frankreich, und die damaligen Verwickelungen und traurigen Aussichten wirkten so niederschlagend auf ihn, daß er ganz, wie man sagt,

den Kopf verlor, und im Schrecken die seltsamsten Aeußerungen vorbrachte. So machte er unter andern in einer Denkschrift, die noch vorhanden ist, den abenteuerlichen Vorschlag, um dem französischen Kaiser jedes Mißtrauen zu nehmen und ihm freundliche Gesinnungen einzuflößen, solle Preußen alle seine noch übrigen Festungen schleifen! Zum Glück trat niemand dieser Ansicht bei! —

7.

Februar 1821.

Es war von Niebuhr die Rede: „Ach, der möchte jetzt selber am liebsten die Schmalzische Schrift, gegen die er ehemals gewüthet, schreiben!"

8.

Niebuhr hat in Rom an des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg Tafel gesagt, wenn Decazes gebraten würde, so möchte er sich ein Stückchen von ihm zum Verspeisen ausbitten. Derselbe hat einmal im Enthusiasmus für den Minister vom Stein zu einem Freunde gesagt: „Wenn Stein mir sagt, ich solle morden, so morde ich!" Seine natürliche Weichheit und Zagheit hätten ihn gegen die Ausführung solcher Gräßlichkeiten übergenug geschützt!

(Von Bartholdy erzählt.)

9.

Aus Briefen.

Bonn, März 1829.

— „Von 7 bis gegen 9 Uhr war ich bei Niebuhr. Zwischen mir und ihm war alles auf einem guten Fuß, keine böse Anspielung, alles mild und sogar zutraulich, er gab mir mancherlei Auskunft über Dinge, die mir wichtig sind. Er ist eine Mischung von Schleiermacher, Voß, Achim von Arnim und Oelsner. —"

*

— „Niebuhr erzählte aus dem Hochtory-Journal die Drohungen dieser Partei gegen Georg IV., daß die Nation, falls er die Katholiken zu emancipiren beharre, das Recht habe, ihn bei Seite zu setzen, und den nächsten Prinzen zum Könige zu machen; ob nicht diese Faktion, fragte er, sobald man ihr nicht allen Willen thut, die ärgsten Jakobiner wären? — Zuletzt verknitterte sich Niebuhr mit Professor von Walther in ein Allein- und Kleinigkeitsgespräch über einige baierische Adelseinrichtungen, die Wirthin blieb aus Artigkeit sitzen, überlang, ein Lächeln war kaum zu unterdrücken! Niebuhr, ohne alles Arg, brachte immer neue und ganz unerhebliche Redensarten, als wäre es die Aufgabe, nicht abzubrechen, sondern fortzusetzen, — genug, die Wirthin mußte doch endlich Gewalt brauchen; aber auch hierin gefällt mir ihre Nachsicht, und eben so die Arglosigkeit Niebuhr's." —

*

— „Wilhelm von Schlegel hat sich hier vor ein paar Jahren, in einer Mittagsgesellschaft von hiesigen Gelehrten,

herausgenommen, gradezu auf Goethe zu schimpfen, es sei erbärmliches Zeug, was der jetzt mache, das könne man im Schlaf, er selbst wolle gleich so hintereinander fortreden, wie jener schreibe, und dergleichen mehr. Man nahm ihn beim Wort, er fing an, und blamirte sich völlig, die ganze Gesellschaft zischte, scharrte mit den Füßen, und so weiter. Schlegel sagte zu seinem Tischnachbar Niebuhr: „Ich glaube, Herr Geheimer Staatsrath, Sie scharren nun auch!“ — Ja freilich! erwiederte dieser, ich habe gleich zuerst mit angefangen.“ —

*

— „Heute Mittag war Niebuhr höchst gescheidt und angenehm; — und Abends besuchte ich ihn wieder. — Seine unerschöpfliche Naivetät und jedesmalige Aufrichtigkeit macht gar leicht wieder gut, was er mit überscharfer Bitterkeit oft seltsam ausdrückt; es ist wahr, es kostet ihn gar nichts, von jemandem, den er hassen zu müssen glaubt, ganz gelinde zu sagen: „Wenn ich nur Einmal das Glück hätte, ihm in's Gesicht speien zu können, ihn mit Füßen zu treten!“ Aber im Grunde ist's nicht mehr, als eine ausdrucksvolle Redensart.“ —

*

— „Mit Niebuhr habe ich noch ein recht schönes Gespräch gehabt; er ist doch, alles wohl erwogen, der erste Mann in Bonn. —“

2.

Lebenserinnerungen von Münch.

Die „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien von Ernst Münch" sind schon an mehreren Orten kritisch besprochen und auch im Allgemeinen nach Verdienst und Werth anerkannt worden. Das Buch stellt ein tüchtiges Stück Leben vor Augen, deutsches Leben, und zwar aus einer Gegend von Deutschland, die sich, ungeachtet bedeutender von dort ausgegangener Erscheinungen, bisher im Einzelnen immer sehr abgeschlossen gehalten hat. Wenn die Münch'schen Denkwürdigkeiten nicht mit noch größerem Beifall und entschiednerem Eindruck aufgenommen werden, als bis jetzt geschehen, so liegt das wohl theils daran, daß viele deutsche Leser an der politischen Laufbahn und Denkart des Verfassers — doch gewiß mit Unrecht — irr geworden waren, theils an der großen Ungleichheit, mit der das Buch geschrieben ist. Unläugbar hat dasselbe hellere und dunklere Parthieen, sowohl in Betreff des Inhalts, als der Darstellung; die letztere verfällt manchmal in kleinliche, nicht genug verarbeitete und an allgemeinere Interessen herangeführte Züge, zuweilen auch in einen Ton, der nicht angenehm ist. Dies aber darf nicht hindern, die ausgezeichneten und glänzenden Parthieen in ihrem vollen Werth anzuerkennen. Hin und wieder ist dies auch geschehen; allein die deutsche Kritik ist darin sonderbar, daß sie in man-

chen Fällen grade das Beste vorübergeht, und sich an Mittleres hält. So erinnern wir uns nicht, daß irgendwo gebührend erwähnt worden sei, was wir für das Meisterhafteste in dem ganzen Buche halten, was uns glänzend überrascht und in wahren Enthusiasmus versetzt hat: die Schilderung des berühmten Theologen Hug in Freiburg, eine Schilderung, die wir zu dem Gelungensten rechnen, was in dieser Art je geliefert worden. So viel Markiges und Duftiges, Pathetisches und Ironisches, Schlagendes und Spielendes, ist hier vereinigt, wieder auseinander gezogen, durchkreuzt, so viel Bewunderung und Strenge, Hellung und Schatten, Milde und Gewalt, in dasselbe Gemählde zu harmonischer Wirkung zusammengebracht, daß man Stunden lang mit erhöhtem Vergnügen im Anschauen verweilt! Und damit das Bild noch höheren Werth empfinge, ist es gleich ein zwiefaches, und neben Hug haben wir auch Erasmus von Rotterdam in sprechender Wahrheit erschaut! — Auf diese preiswürdige Schilderung wollten wir doch aufmerksam machen! —

3.

Görres und die katholische Weltanschauung.

Nachdem die katholische Partei, welche, wie bekannt, in Baiern besonders durch Convertiten und Ueberläufer der Revolution sich vertritt, vergebens bemüht war, der cölner Katastrophe ein religiöses und volksthümliches Interesse einzublasen, sucht die von Philips und G. Görres neugegründete Zeitschrift für das katholische Deutschland uns die „historisch-politischen" Standpuncte in dieser Angelegenheit vor Augen zu rücken, und beginnt in ihrem Sinne mit einer Auseinandersetzung der allgemeinen Weltlage, die, wenn man will, als eine Manifestation katholischer Weltansicht überhaupt in Anspruch genommen werden kann. Es giebt aber heutzutage ebenso wenig eine ächte katholische, als es auf der andern Seite eine ächte protestantische Weltanschauung giebt, sondern die Einheit beider, nach der sie in der Zukunft hinzustreben haben, liegt fern von ihnen auf einer dunklen Höhe, die kaum noch durch ein leises Blitzen der Morgensonne am Zeithorizonte bezeichnet wird. Es wäre komisch, wenn der mit protestantisch-berlinischen Bildungsstoffen geschwängerte Philips, der durch einen frühern protestantischen Demagogen, seinen Schwager Jarcke gesellig zum Katholizismus gebracht wurde, uns

nun plötzlich als wahrhafter Repräsentant der ausschließlichen Kirche vollgültig erscheinen sollte. Ebenso komisch wäre es, alsob man in den neulutherischen Bekenntnissen von Scheibel und Steffens den wahren Protestantismus hätte auffangen wollen, oder alsob man in der Evangelischen Kirchenzeitung, die ein protestantischer Theologieprofessor in Berlin herausgiebt, den Kryptokatholizismus zu verkennen so blöde wäre! Die oppositionellen und staatsgefährlichen Elemente, welche das neue Lutherthum in schlesischen Dörfern und auf einigen versteckten berliner Böden vorübergehend gezeigt, hat Steffens nun letzthin in seinem Roman von der Revolution sattsam und offenkundig abgebüßt, und so können wir Euch auf unserer Seite die mit der Revolution versöhnte Reformation aufweisen, Ihr da drüben, die Ihr uns die „aufgeklärte Meute" scheltet! Das bemooste gothische Haupt des alten Görres hat uns dies Wort zugesprochen, und indem wir staunend in seinem Athanasius den letzten Durchgang dieses alten Revolutionairs durch den Katholizismus mitansahen, haben wir geglaubt klarer als je die heutige Weltlage zu verstehen. Zugleich hat Görres dort im Zusammenhange Das entwikkelt, was er die „katholisch-christliche Weltanschauung" nennt (Athanasius, 2. Aufl. S. 92—94), dieselbe unter Andern folgendermaßen umschreibend: „Freiheit und Gebundenheit, Herrschaft und Dienstbarkeit, Vorrechte und Leistungen im politischen; Berechtigungen und Pflichten, selbstständige Unabhängigkeit und gesetzliche Verbindlichkeit, Eigenwille und Unterwerfung im rechtlichen Gebiete; Anspruch der Gesammtheit und des Individuums, öffentliches Eigenthumsrecht und besonders ein Besitzstand: das Alles

konnte vermöge des Prinzipes in so glücklicher Mischung in dieser Ordnung sich verbinden, daß das Ganze in freiester Bewegung, und doch auf gewiesenen Wegen in seinem Kreise sich bewegen mochte, ohne gegenseitig sich zu stören und zu irren; und Alles zwischen gemüthlicher Anhänglichkeit an die Gewohnheit des Herkömmlichen und vorstrebender, keck ausholender Kraft, innerhalb eines bestimmten rhythmischen Maaßes festgehalten, auch nach Außen in seinen historischen Bahnen mit gemacher Eile vorschreiten konnte."

Dies Glück mittelalterlicher und katholischer Weltanschauung, wie es Görres zurücksehnt und neu erhofft, ist aber eine Phantasmagorie, es ist die Phantasmagorie einer Staatseinheit in katholischen und feudalen Elementen, die von der Geschichte selbst niemals in diesem Maße verwirklicht gewesen, und zu deren Verwirklichung auf solchem Grunde sie auch in der Zukunft jede Aussicht abgeschnitten, indem diese Elemente von der historischen Fortentwickelungslinie abgefallen sind. In unserer Zeit ist ein Prinzip gewaltiger geworden als die beiden Mächte des Mittelalters, Kirche und Staat, es jemals waren, dies ist das Prinzip der I n d i v i d u a l i t ä t, in deren Bereich auch die Religion immer mehr und mehr versinkt, nicht nur um sich dadurch unabhängig zu machen von kirchlichen wie weltlichen Einwirkungen, sondern auch über die traditionell gewordenen Schranken der Confessionen sich wahrhaft geistig zu erheben. Einen Schritt zur Anerkennung der Individualität im Gebiete des Religiösen hat Preußen schon vor Jahren durch die U n i o n der protestantischen Kirche gethan, unbewußt dazu getrieben durch den Beruf einer voranschreitenden modernen Macht, welchen die Geschichte diesem ihrem jugend-

kräftigsten Staat ausersehen. Es war natürlich, daß damals die neuen Lutheraner, denen es um den Buchstaben der christlichen Seligkeit streng zu thun war, eine allgemeine Erschütterung des kirchlichen Lebens oder schon die Aufhebung der Kirche selbst befürchteten und beklagten, und daß sie die unirte Kirche für keine Kirche mehr gelten lassen wollten. Sie erhoben gegen die laxe Observanz namentlich bei der Ertheilung und Auffassung des Abendmahls auf die nämliche Weise ihre Oppositionsstimme, wie jetzt es die stabilen und revolutionnairen Katholiken gegen die in den preußischen Landen üblich gewordene laxe Observanz bei den gemischten Ehen gethan. Es ist bemerkenswerth, daß die neuesten religiösen Wirren der modernen Menschheit gerade an den beiden christl. Sacramenten, Abendmahl und Ehe, welche am tiefsten in das Prinzip der Individualität eingreifen, zum Ausbruch gekommen sind. Durch die größere Freigebung dieser Sacramente an die Individualität und deren eigenthümliches Bedürfniß mag sich allerdings der sacramentale Charakter wenigstens in dem kirchlichen Sinne verwischen und wie die Union beim Abendmahl die religiöse Deutung der Persönlichkeit überläßt, so hat es hinsichtlich der Ehe ursprünglich im Gedanken der protestantischen Kirche gelegen, dieselbe als ein individuelles menschliches Band zwar heilig zu sprechen durch den Segen der Kirche, aber nicht die Individualität der Ehe in die allgemeine typische Nothwendigkeit des Sacraments aufzulösen.

Die harmonische Ineinsbildung der lebendigen Individualität mit den allgemeinen Mächten des Staats und der Kirche hat allerdings auch den verhüllten Kern katholischer Weltanschauung im Mittelalter gebildet, nur mit dem Unterschiede, daß die Individualität zu der liebevollen Frei-

willigkeit, mit der sie sich damals in die allgemeinen und vorgefundenen Begriffe auflöste, gewissermaßen gezwungen wurde durch die Hinweisung auf ewige Verdammniß oder Belohnung. Dagegen will in einer neuen Bildungsepoche der Menschheit die Individualität selbständig und frei aus sich die allgemeinen Zustände erzeugen, in denen sie ruhen und sich bewegen soll, oder sie will die Vernunft der Persönlichkeit in der Vernunft der Weltordnung wiederfinden und mit derselben im Einklang stehen nicht um jenseitigen Lohnes willen, sondern um das Reich Gottes in einer in sich selbst befriedigten und gesunden Realität auf Erden zu verwirklichen. Die harmonische Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden hat durch die katholische Weltanschauung nicht zu Stande gebracht werden können, weil dieselbe des freien Prinzips der Individualität ermangelte. In der katholischen Kirche war ein Gottesfrieden der Persönlichkeit gegeben, der unendlich viel Erquickung ausathmete, aber dieser Frieden war um Verlust der Freiheit gekauft und die Minneinbrunst, mit welcher die Individualität ihre Rechte hinopferte, gab doch nicht den vollen Genuß, dadurch an der allgemeinen Substanz der göttlichen Idee selbst sich zu ernähren. Der Katholizismus hat die vernünftige Harmonie und Durchdringung mit den weltlichen Lebenselementen nicht zu erreichen vermocht und darum war es ein falscher Frieden der Persönlichkeit, ein trügerischer Legitimismus, der aus dem Gedanken dieser Kirche hervorging, um die Gemüther mit formeller Beschwichtigung über den verflüchtigten Besitz der realen Lebensgüter zu trösten. Der Gottesfrieden der Persönlichkeit in der katholischen Kirche zerschellte auch wieder an den historischen und bürgerlichen Trennungen, welche

das beständig zweifelhafte und angefochtene Verhältniß von Kirche und Staat hervorrief. Görres empfiehlt uns freilich mit nachdrücklichen Worten das mittelalterliche Benehmen zwischen Papst und Kaiser als Muster, indem er im Athanasius S. 30 flgd. sagt: „Auf der Synode (von Chalcedon) wurde als Norm und Regel anerkannt, gegen die canonischen Verfügungen dürfe kein weltliches Gesetz gelten; die kaiserlichen Beamten hatten dem ihre Zustimmung gegeben und demgemäß hatte Marcian alle kaiserlichen Gesetze, die mit den Canonen im Widerspruch ständen, für erschlichen und ungültig erklärt. Wenn in der Folge in einzelnen Fällen die Kaiser Gesetze über disciplinarische Gegenstände erließen, dann erklärten sie ausdrücklich, wie sie nur in der Eigenschaft als Schirmherren der Kirche und Handhaber der alten Kirchenordnung solches sich erlaubten. Aus diesem Grunde waren daher auch Berufungen von Verfügungen der geistlichen Gewalt in solchen Angelegenheiten an die weltliche der Kaiser nicht gestattet; ein Synodalbeschluß aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts verordnet ausdrücklich, daß ein Geistlicher oder Bischof, der von seiner kirchlichen Behörde abgesetzt, sich noch an den Kaiser wende, nie wieder seine Stelle erlangen solle und den Kaisern fiel nicht ein, dagegen Einspruch zu thun, sondern sie handhabten die Kirche in diesem ihrem unbestreitbaren Rechte. Das sind Thatsachen, zu denen jede Kirchengeschichte die Belege liefert, und die, welche in solcher Weise die Autorität der Kirche innerhalb ihres Gebietes, im Gefühle, daß ihre eigene mit ihr stehe und falle, willig anerkannt, waren Gebieter, denen drei Welttheile gehorchten, und die, wenn sie nicht sich selbst bezwangen, und ihren Willen unter eine höhere Macht über

ihren Häuptern beugten, durch keine menschliche Gewalt gezwungen werden konnten."

Es fällt in die Augen, daß der katholischen Weltansicht ein Mechanismus zum Grunde liegt, der vergebens in der Geschichte danach gestrebt hat, organisch zu werden. Denn organisch kann man nicht nennen ein Verhältniß von Staat und Kirche, das, obwohl sophistisch ineinander überspielend, doch kaum zu einer illusorischen Einheit einen Moment lang gedeiht, jede Einheit in ihrem Schooße aber nur durch das Märtyrerthum der freien Persönlichkeit zu Stande bringt. Nachdem die Reformation der Individualität die Fesseln der Kirche abgenommen, erwachten auch auf dem politischen Gebiete die ersten Lebenszeichen der Revolution, denn die Reformation war bei weitem mehr ein politisches als ein religiöses Ereigniß. Es bildete sich eine protestantische Weltanschauung, in der sich der ganze Gesichtspunct der bisherigen Weltordnung nicht nur geistig sondern selbst physikalisch veränderte. Die Erde selber hatte eine andere Stellung zum Himmel angenommen durch Kopernikus und Keppler, die Sonne war in den Mittelpunct des Weltsystems getreten, und die Ideen der Menschheit, die traditionnellen sowohl wie die neu sich entwickelnden, trachteten ebenfalls nach Organisirung im vernünftigen Selbstbewußtsein. Wo die katholische Weltansicht zu mechanisiren gesucht, begann jetzt die protestantische das Organisiren, das aber, vermöge der Reactionen der kleinlichen menschlichen Natur, nicht rein und frei aus sich selbst zu Werke gehen konnte, sondern seinen Durchgang nehmen mußte durch die Revolution, die das Triebrad der neuen gesellschaftlichen Entwickelung wurde. Der Protestantismus, indem er das schwankende Verhältniß

zwischen Staat und Kirche völlig auflöste, gab den ersten Anstoß, die organischen Ideen im Staatsleben zu gestalten, und in diese gleichberechtigte Gliederung des Lebensganzen sollte auch die Kirche eintreten, mit Verlust ihrer hierarchischen Gewaltstellung. Man muß daher von der Annahme abstehen, daß die katholische Kirche innerhalb eines protestantischen Staats, in den sie unter Bedingungen und Concordaten eingetreten, noch die ächte katholische Kirche sei, wogegen den Katholischen auf der andern Seite die Behauptung überlassen bleiben mag, daß das Bürgerlichwerden der Kirche im Protestantismus gar keine Kirche mehr sei. Wenn aber auch die protestantische Weltansicht ihre Organisationsbestrebungen keineswegs vollendet und siegreich durchgeführt hat, so läßt doch ihre ursprüngliche organische Tendenz nicht mehr ein mechanisches Nebeneinanderbestehen von Kirche und Staat zu, in der Weise, wie etwa Görres (Athanasius S. 34) meint, daß die Kirche ihre eigene Sphäre gegen den Staat habe und darin schalten und walten könne wie sie wolle, wenn sie nur die Gränzen des Staats nicht berühre. Diese Ansicht ist durch und durch eine illusorische und wird nirgend mehr von den factischen Verhältnissen unsrer Zeit anerkannt. Sobald die Kirche sich in den Staat hat hineinleben müssen, ist sie auch mit demselben in einen gemeinsamen Ideenverkehr getreten, sie vermag individuellen und nationellen Beziehungen sich nicht zu entwinden, und selbst ihr Dogma kann den Einfluß eines socialen und politischen Begriffes gewinnen, weshalb es dem Staat nichts weniger als gleichgültig bleibt. Wäre es aber möglich, daß es in demselben politischen Verbande statt eines organischen Verhältnisses von Kirche und Staat ein bloß nachbarliches

geben könnte, so bedingt doch auch die bloße Nachbarschaft unter Umständen, wo gewaltsame Erschütterungen auf dem einen Gebiet vorgehen, ein Interventionsrecht. Die Kirche ist aber keineswegs etwas Ursprüngliches und Primaires gegen den Staat, wie die katholische Weltansicht sich gern überreden möchte und worauf Görres seine großartigen theokratischen Mucken stützt. Die Kirche als solche ist vielmehr aus den socialen Bedürfnissen hervorgegangen und hat die Anfänge in der Gesellschaft gemeinsam mit dem Staat.

Diejenigen, welche die Erneuerung der katholischen und protestantischen Gegenstreite in unsern Tagen aus einem religiösen Gesichtspunct ansehen, handeln gewiß ebenso unredlich als unrichtig daran; unredlich, weil sie eine Aufregung hervorbringen wollen, deren unsere Zeit in Sachen der Religion nicht mehr fähig ist, und unrichtig, weil sie dadurch die bedeutsameren weltlichen und politischen Interessen übersehen, welche an diesen Conflict der protestantischen Macht mit dem Katholizismus sich knüpfen. Nur ein alter verbrauchter Fanatismus, wie ihn Görres und die andern baierischen Klopffechter in die Schranken stellen, kann dieser Angelegenheit ein Interesse der Glaubensconfession aufnöthigen, während für den, welcher unbefangen nur die Bewegung einer Zeitfrage darin sieht, nicht die geringste religiöse Bedeutung damit verbunden sein kann. Der höhere Standpunct bei diesen Wirren ist daher keineswegs der confessionnelle, sondern der rein historische, der hier für den Katholizismus sowohl wie für den Protestantismus eine schneidende und ironische Warnung erkennt. Der Katholizismus hat schon längst die Zuchtruthe der Geschichte empfinden müssen. Ist es wahr, was selbst Görres von einer Ent=

wickelbarkeit der katholischen Kirche redet, so ist nicht einzusehen, warum es sie so schwer ankommt, Zugeständnisse an den historischen und socialen Fortschritt der Völker zu machen, und warum sie rationale Bewegungen auf ihrem eignen Gebiet, wie die von Hermes, so unnachsichtig verketzert. Da aber doch der wesentliche Charakter des Katholizismus in der Nichtentwickelbarkeit besteht, so könnte der gegenwärtige Conflict allerdings große Gefahren für die römisch-katholische Kirche darbieten, die aber der Papst wohl noch zur rechten Zeit abwenden wird, um einen erträglichen status quo aufrecht zu erhalten. Nach der zweifelhaften Weltstellung, welche einmal die Geschichte dem Katholizismus gegeben, lassen sich seine Ansprüche inmitten der modernen Staaten nicht anders als durch ein diplomatisches Hinundherwenden befriedigen, und in diesem Sinne kann die Spiegel-Bunsensche Convention hinsichtlich der Praxis bei den gemischten Ehen keinem gerechten Tadel unterliegen. Diese Convention, auf welche bei der Cölner Streitfrage Alles ankommt, ist allerdings nichts Anderes als eine diplomatische Ausbeutung des Breve's vom Papste Pius VIII., aber dies Breve scheint auch eigens dazu abgefaßt, um sich diplomatisch ausbeuten zu lassen, denn trotz des vielen Jammerns und Klagens, welches es darüber enthält, daß die katholische Kirche nun an die alleräußersten Gränzen ihrer Zugeständnisse geführt sei, gestatten die allgemeinen Redensarten darin den freiesten Spielraum der Anwendung.

Die empfindlichste Warnung aber empfängt in dieser Sache der Protestantismus, der in der letzten Zeit Richtungen hervorgerufen hatte, durch welche er fast die Rolle mit dem alten Katholizismus umtauschte. Der Protestantismus

war nach einer Seite hin reactionnair geworden und hatte die historischen Entwickelungskeime der modernen Welt, welche die Geschichte in ihn gepflanzt, in einem offenbar katholizisirenden Pietismus verschlammt. Der Protestantismus hatte sich in Reactionsbestrebungen verloren, ohne doch den Muth zu haben, sich geradezu und mit offener Tapferkeit dazu zu bekennen, wie es einst der Katholizismus in der Blüthenperiode seiner Gewaltäußerungen gethan. Es läßt sich nicht läugnen, daß durch gewisse Ausartungen des Protestantismus, wie durch Pietismus, Muckerthum und theologischen Verfolgungsgeist, auf unserer Seite eben so große Scandale vorgefallen und eben so heftige Uebel angerichtet worden sind, als jemals durch Clerus, Jesuitismus und Hierarchie auf der katholischen Seite. Es hat in unserer Zeit sogenannte evangelische Bestrebungen gegeben, die den besten Willen hatten, wahre Verheerungen in der von der Menschheit erworbenen Cultur anzurichten. Kunst und Poesie, die im Katholizismus Pflege fanden, wurden durch diesen Protestantismus als Sünden gegen den heiligen Geist angefochten, und Gewissensfreiheit und Denkfreiheit, auf welche sich ursprünglich die protestantische Weltansicht gegründet, wurden, wie es hieß, um der Religion und der Legitimität willen untergraben. Durch den pietistischen Schleim die auflösenden Grundprinzipien des Protestantismus zu consolidiren, war eine vergebliche Illusion, die zu einer ebenso vergeblichen Heuchelei hingeführt hat. Wie nun aber in manchen Perioden die tolle Geschichte Alles auf den Kopf stellt, als könnte sie nur dadurch die Welt auf die Füße bringen, so gebärdet sich dem Protestantismus gegenüber in diesem Augenblick der Katholizismus als revolutionnair, in=

dem er die abstracten Formen des heutigen Staates annagt, wie Görres im Athanasius mit seiner alten bewundernswürdigen Virtuosität und Schlagfertigkeit der Sprache und Ironie gethan. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, welche Stellung eine Regierung in diesen Wirren einzunehmen habe, um das weltliche und staatliche Element siegreich geltend zu machen gegen den ebenso verderblichen als unnützen Conflict der religiösen Confessionen. Dies ist der höhere historische Standpunct, zu dem man sich aufschwingen muß, da der katholische sowohl wie der protestantische Gesichtspunct jeder für sich allein nicht ausreichen eine Entscheidung zu liefern. Die Nichtigkeit des traditionnellen katholischen wie des abstracten protestantischen Standpunctes thut sich hier dar, und fordert auf, in dieser Angelegenheit nur im Interesse des allgemeinen Fortschrittes der Geschichte zu handeln, wo dann Ehre und Sieg nicht ausbleiben werden. Die protestantische Macht gewinnt hier noch den Vortheil, daß ihre Weltansicht in diesem Streit sich reinigt und läutert von den falschen Bestandtheilen, um verjüngt die rein geschichtliche Bahn zu betreten.

Wir haben gesehen, wie in dem gegenwärtigen Moment auf keiner Seite eine reine und ungetrübte Weltanschauung besteht, sondern die ehemals schneidendsten Gegensätze waren vielmehr bisjetzt im Begriff fast tumultuarisch in einander überzulaufen. Will man sich am Haß gegen den Protestantismus laben, so mische man sich unter die geheimkatholischen Protestanten, deren es selbst in den Reihen, die jetzt tapfer und einträchtig geschaart stehen sollten, eine große Anzahl giebt. Will man das Feuer gegen den Katholizismus geschürt sehen, so folge man, in den Systemen

der neukatholischen Philosophen, der speculativen Bewegungslinie, welche Geister, die sich dem ursprünglichen fortschreitenden und protestantischen Leben nicht entziehen konnten, mitten in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche hineingeleitet haben. Es bleibt nichts übrig, als daß eine energische und fruchtbare Staatsbewegung diese beiden zweideutig gewordenen Elemente neu zusammenfasse, um sie im nationellen und volksthümlichen Element des Staates als in ihrer höheren Einheit aufzulösen. Diese Einheit zu verwirklichen ist das eigentliche Ziel der neueren Geschichte, in dessen Erlangung ihr aber hinderlich sind sowohl die verwickelte Vielthuerei ihrer Bestrebungen als die selbst im befreundeten Lager unter tausend Formen sich einschleichende Intrigue der Reaction. In der Zeit liegen jetzt lauter leblose Conglomerate und Gruppen umher, Elemente genug, aus denen sich etwas bilden ließe, aber so erstarrt wie sie sind durch inneren Unfrieden oder durch äußere Lähmung, dienen sie gleich unverdaulichen Stoffen nur zur Beschwer des Entwickelungsprozesses. In allen Stücken herrscht eine Koketterie der Gegensätze, die polypenartig nach einander haschen. Hier hat der Pietismus den Aristokratismus an sich gezogen und beide handeln vereinigt gegen die Freiheit, trotzdem, daß sie revolutionnair wirken aus legitimen Absichten. Hier im Osten bringt die Aristokratie das Muckerthum zur Welt, während sie im Westen neue Majoratsprivilegien empfängt. Hier macht der Pietismus das auf den Fortschritt angewiesene Volk stabil, indem er ihm den jenseitigen Himmel als das wahre Vaterland predigt, und dort macht er den auf die Stabilität angewiesenen Aristokratismus revolutionnair und jesuitisch zugleich. Mit dem Christenthum hat das neu-

erwachte Judenthum zu wetteifern angefangen, und sich deshalb mit dem Liberalismus verbündet, der sonst zu den ächt jüdischen Principien als der allerfremdartigste Gegensatz sich verhält. Auf der andern Seite sieht man demokratische Richtungen, die mit einer katholischen Grundlage sich versetzt haben und in dieser Zwittergestalt auf dem politischen wie auf dem religiösen Gebiete das Unheil der Verwirrung ausbreiten. Auf diese Weise schlägt der Katholizismus auch in den Materialismus und Industrialismus hinein, indem er volksthümlich zu werden sucht durch Anschließung an die bürgerlichen und socialen-Interessen und durch ein fromm satanisches Liebäugeln mit der Armenfrage. Anderswo wechselt sich ein schöngeistischer Pantheismus mit materialistischer Weltansicht ab und der Spiritualismus verbrüdert sich mit dem Sensualismus durch einen geistreichen Sprung. In allem diesem unruhigen Herüberundhinüberbewegen hat die Wahrheit der Zeit ihr unendliches Leben zertheilt und preisgegeben, aber man weiß noch nicht, welche Richtung den Ausschlag geben wird, um dies große Chaos der neuen Weltepoche zur einigen Gestalt festzubilden. Vor allen Dingen müssen wir anfangen wieder einfacher zu werden, denn ein Einfaches ist es, das wir erstreben, die organische Einheit unserer Zustände. Jemehr man das Ziel seiner Angriffe und Eroberungen vereinfacht, desto leichter und vollständiger kann der Sieg werden.

Daß man in Berlin dem Katholizismus als solchem einen Todesstoß beabsichtige, ist eine schreiende Unkenntniß der Dinge, die sich Görres im Athanasius zu Schulden kommen läßt, wie er denn überhaupt in den preußischen Verhältnissen, selbst in den allgemeinen staatsrechtlichen,

auffallenderweise sich ganz fremd und unwissend zeigt. Vielmehr ist gerade an den Stellen, die Görres angreift, so viel Hinneigung für das Katholische, daß er dort klügere Insinuationen hätte versuchen können, um anzuknüpfen statt herauszufordern, wenn nicht bei aller schneidenden Schärfe des Athanasius doch auch so viel hierarchische Dummheit sich eingenistet hätte. Auf der andern Seite sind in Preußen, sowohl durch die Wissenschaft gestählt, als in der Gesinnung der Bevölkerung getragen, ächt protestantische Elemente vorhanden, die mit Leichtigkeit auf den Standpunct der edelsten und freiesten modernen Weltanschauung erhoben werden können. Im Allgemeinen aber muß man von Deutschland sagen, daß überall durch die wissenschaftlichen Interessen und durch die Literatur ein überwiegend protestantischer Geist des Lebens und der Anschauung sich erzeugt hat. Die deutsche Literatur ist vorherrschend protestantisch geworden, und die pantheistischen Elemente, mit denen sie seit der Reformation häufig versetzt erscheint, haben doch immer mehr die protestantische als die katholische Weltanschauung gefördert und gezeitigt. Der Katholizismus hatte mehr Neigung, eine lateinische Poesie in Deutschland hervorzubringen als eine deutsche, aber an der Wiege der neuhochdeutschen Sprache selbst stand der Protestantismus, für die neue Gedankenrichtung auch ein neues Ausdrucksorgan erschaffend. Die katholischen Sympathieen der modernen deutschen Literatur sind immer nur vorübergehende Anflüge gewesen oder haben blos durch die damit verbundene Erneuerung romantischer und äußerlicher Formen augenblicklich auf dem allgemeinen Literaturgebiet gegolten. Die Schule „neuer Blut- und Koth-Romantik" aber, mit welchem Namen Görres die lächer-

liche Kategorie des sogenannten jungen Deutschlands variirt, hat, wie sich jetzt an dessen eigener literarischen Verendung zeigt, genug schlechte, aus individueller Fäulniß und moralisch verwahrlostem Gemüth zusammengesetzte Stoffe in sich gehabt, um in religiösen Dingen mit Recht von beiden Parteien desavouirt zu werden. —

Th. Mundt.

4.

Die Verhältnisse der Protestanten in Ungarn.

von Mundt /. „Pilot" 1840, S. 591.

Bei dem Widerstreit protestantischer und katholischer Elemente auf einem und demselben Staatsgebiet hat man in letzterer Zeit vom religiösen Parteipunct aus besonders auf die Benachtheiligungen der katholischen Bevölkerung im protestantischen Staat vorwurfsvoll hingewiesen. Und doch ist eine bekannte Thatsache, die sogar aus den innern und dogmatischen Verhältnissen selbst entspringt, daß die Katholiken in protestantischen Staaten unter Rechten und Zugeständnissen leben, welche die Protestanten ihrerseits niemals in einem Staatsverbande, dessen herrschendes Bekenntniß das katholische ist, erlangt haben und dem Prinzip des Katholizismus nach erlangen können. Den Protestantismus hat seine wissenschaftliche Natur sogar soweit verlockt, katholische Facultäten auf protestantischen Universitäten zu gründen, während er von der ausschließlich kirchlichen Natur des Katholizismus niemals die eigentliche Anerkenntniß einer ebenbürtigen und berechtigten protestantischen Kirche erlangen konnte. Es ist von den Verhältnissen der Protestanten in Baiern kürzlich in den öffentlichen Blättern die Rede gewesen. Noch schneidender und in ihrer Negativität gewissermaßen normabgebend treten dieselben in einem Lande wie Ungarn hervor, wo der dritte Theil der ganzen Bevölker=

ung protestantischen Bekenntnisses ist. Trotz aller Anstrengungen, welche die Protestanten und die Katholiken von der liberalen Opposition auf dem Reichstage vom Jahre 1833 machten, hat es dort nicht gelingen wollen, auch nur die allerbilligste Emancipation der Protestanten zu Stande zu bringen, und zwar aus Gründen, die ebenfalls charakteristisch sind für die politische Zusammensetzung moderner Staaten. Recht zur Zeit ist jetzt eine Geschichte dieses merkwürdigen Reichstages der Ungarn, die in dieser Sache gepflogenen Verhandlungen mittheilend, erschienen, unter dem Titel: „Die Religionsbeschwerden der Protestanten in Ungarn, von Elias Tibiscanus" (Leipzig, W. Einhorn), woraus wir Stoff und Veranlassung zu einem kurzen Artikel entnehmen wollen.

Der ungarische Nationalcharakter beruht ursprünglich auf einem tiefwurzelnden religiösen Element, das aber bei der damit verbundenen Heftigkeit eines noch ungezügelten und zwistigen Naturlebens um so leichter in einen flammenden Fanatismus aufschlug, der gegen Andersgläubige nicht anders als in Haß entbrannte. Durch die auch in das Gesetzbuch eingetragenen Friedensschlüsse von Wien und Linz in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war zwar den Protestanten vollkommene Religionsfreiheit zugesichert worden, aber nichts destoweniger begannen die empfindlichsten Verfolgungen derselben schon unter Leopold I. und wurden unter seinen Nachfolgern rücksichtslos fortgesetzt. Es half den Protestanten sehr wenig, daß Joseph II. für die gesammten kaiserlichen Staaten das Toleranzedict erließ, da dasselbe kein verbindliches Gesetz war, und selbst die ihnen gesetzlich gemachten Freiheiten durch den bekannten 26. Artikel vom

Jahre 1791 unter Leopold II. wurden ihnen durch spätere kaiserliche Resolutionen wieder verkümmert, oder man verstieß in der Praxis gegen den Sinn der ihnen eingeräumten Rechte. Die Beschwerden der Protestanten in Ungarn betreffen aber im Wesentlichen folgende Puncte. Zuerst erschien im Jahr 1793 ein königliches Rundschreiben an die Behörden, wonach in gemischten Ehen der protestantische Mann vor der Tauung aufgefordert werden sollte, einen Revers von sich zu geben, daß alle Kinder in der katholischen Religion erzogen würden. Doch sollte hiebei kein Zwang angewendet werden. Obwohl dies Rundschreiben auf die Beschwerden des protestantischen Korpus in Ungarn wieder zurückgenommen wurde, so dauern doch jene Aufforderungen unter Drohung des Nichtcopulirens noch bis heut an sehr vielen Orten fort, und die ausgestellten Reverse werden als verbindend angenommen. Ferner ist der Uebertritt zur evangelischen Religion dermaßen erschwert, daß jeder Uebertretende sich erst bei einem katholischen Geistlichen einem sechswöchentlichen Unterricht unterwerfen mußte und erst nach diesem und nach der alsdann erfolgten Erlaubniß des Königs ihm gestattet war sein Bekenntniß zu wechseln. Aber die größte Last war, bemerkt hier Tibiscanus, daß es bei den sechs Wochen fast nie verblieb, sondern wer beim Uebertritt beharrte, nach den jemaligen sechs Wochen immer wieder für unbedacht und leichtsinnig erklärt wurde, so daß sich dieser Unterricht jahrelang verzog und es Fälle gab, wo der Jüngling unterdessen zum Greise geworden war. Ein solcher lebte dann gleichsam unter dem Kirchenbanne, konnte nicht getraut werden, indem er keiner Kirche angehörte, und starb er, so hatte er kein kirchliches Begräbniß zu erwarten.

Andere Beschwerden betrafen ferner das Verbot, Katholiken den Zutritt zu dem protestantischen Gottesdienst zu gestatten, was sonst in Ungarn häufig zu geschehen pflegte, den protestantischen Predigern aber unter Androhung von Strafe untersagt wurde. Dann auch durften protestantische Lehrer und Erzieher in keiner katholischen Familie angenommen werden, und den evangelischen Theologen ist nicht erlaubt, ausländische Universitäten zu besuchen, mit einziger Ausnahme der berliner. Ferner herrscht der obwohl durch kein Gesetz begründete Gebrauch, ein Ehepaar gemischter Confession, wenn es aus irgend einem Grunde schon durch einen evangelischen Geistlichen copulirt worden, durch den katholischen Priester nochmals zu verbinden oder zu recopuliren, folglich die protestantische Trauung schlechthin für ungültig anzusehen. Auch ist nach Scheidung von einer gemischten Ehe dem protestantischen Theil verboten, wieder zu heirathen. Ferner werden bei Errichtung evangelischer Elementarschulen den Protestanten Hindernisse in den Weg gelegt, und obwohl man nach dem bekannten 26. Artikel von 1791 den Protestanten gestattet hatte, Konsistorien zu errichten und Synoden zu halten, so liegen doch seit 1792 die betreffenden Acten zur Errichtung eines Konsistoriums unbeantwortet in Wien, so daß es für Ungarn keine geistliche Behörde und kein kirchliches Recht bisher giebt. Die vier Superintendenzen augsburgischer und helvetischer Confession hatten zwar jede ihre Distrikts- und allgemeinen Konvente, aber sie haben keine executive Macht, die politischen Behörden sind nicht verpflichtet sie ihnen zu leisten, und die oberste Berufung geschieht immer zur Statthalterei, welche daher auch das einzige Gubernium der Religionsangelegenheit der

Protestanten ist. Ferner bestehen für die Protestanten an mehreren Orten drückende Verpflichtungen, zur Erhaltung der katholischen Kirche beizutragen, und von neu erkauften Bauernsitzen die kirchlichen Lasten ihres katholischen Vorgängers zu tragen. Demungeachtet sind die Protestanten doch an manchen Orten Ungarns vom Ankauf von Grundstücken und von der Ausübung der Gewerbe ausgeschlossen, sowie von der Beerdigung auf katholischen Friedhöfen. Bei den Regimentern werden durchaus keine protestantischen Geistlichen angestellt, und in den Königreichen Kroazien und Slavonien können die Protestanten nicht einmal das Bürgerrecht erlangen.

Dieser unterdrückte Zustand eines so umfassenden Theils der Bevölkerung, nachdem er lange Jahre im Stillen und zum Theil im Widerspruch mit dem eigentlichen Landesgesetz gelitten, fand endlich auf dem Reichstage von 1833 bei der Ständetafel ein Organ, das die Anforderungen der Gerechtigkeit dagegen erhob, und darauf antrug, die ungarischen Protestanten auf einen gesetzmäßigen und ebenbürtigen Fuß mit den Katholiken zu stellen. Es bildete sich auch unter den Ständen, die sich in einem rühmlichen Geiste als Vertreter eines edlen Nationalbewußtseins zeigten, eine liberale Mehrheit, die fast für alle oben angeführte Religionsbeschwerden der Protestanten eine zur Hervorbringung eines rechtlichen und dem ursprünglichen Landesgesetz gemäßen Zustandes geeignete Abhülfe beschloß. Aber diese günstige Beschlußnahme der Stände fand bei den Magnaten einen Widerstand, der vorauszusehen gewesen war, und es erhoben sich an dieser Tafel, an der sich das starre aristokratische und katholische Element des Landes repräsentirt, unübersteigliche

Schwierigkeiten, an welchen die ganze Angelegenheit wieder zerschellen mußte. Zuerst standen im Magnatensaal alle Bischöfe gegen die Berathung überhaupt auf, indem sie die Ungesetzlichkeit des Zustandes der Protestanten in Abrede stellten, und auf die schlechtesten, obwohl zum Theil ächt katholischen Prinzipien gestützt, behaupteten, daß den Protestanten in einem katholischen Staat keine größere Selbständigkeit eingeräumt werden könne. Unter dem Torysmus Ungarns konnte aber ebenfalls keine liberale Mehrheit für die Sache der Protestanten zu Stande gebracht werden. Nach energischen Gegenvorstellungen der Stände gelangte man jedoch mit Mühe an der Magnatentafel dahin, eine punktweise Aufnahme der ständischen Vorschläge zu beschließen und eine Deputation zur Ausarbeitung der Klagepunkte zu ernennen. Bei der Berathung selbst aber mußte die geringe liberale Opposition, die sich noch im Schooße der Magnaten geregt, immer mehr zurücktreten, und die Zugeständnisse, welche den Protestanten gemacht wurden, betrafen meistens nur Kleinigkeiten, als da sind, daß Evangelische und Katholische fortan auch auf einem und demselben Friedhof begraben werden dürften, daß man auch evangelische Kapläne bei den Regimentern anstellen wolle und daß die Evangelischen in der Beziehung auswärtiger Universitäten nicht gehindert werden sollten. Eine Mehrheit stimmte bei den Magnaten freilich auch für die Abschaffung der Reversalien, durch welche bisher bei gemischten Ehen der protestantische Theil Verpflichtungen zur katholischen Erziehung der Kinder eingehen mußte, aber sie stimmten unter der Bedingung, daß die in der Vergangenheit abgeschlossenen Reversalien ihre bindende Gültigkeit behalten sollten. Unter den Bischöfen, welche an

der Magnatentafel saßen, befand sich auch ein deutscher Dichter, Pyrker, Erzbischof von Erlau, der ebenfalls im nicht liberalen Sinne seine Stimme gab und sogar für die absolute Beibehaltung der Reversalien sich erklärte. Pyrker erzählte auch in dieser Sitzung zur Beruhigung der katholischen Gemüther, daß in seiner Diözese jährlich 100 Protestanten zur katholischen Religion überträten und ein entgegengesetzter Fall fast unerhört sei. Was dagegen den freien Uebertritt zur evangelischen Religion anbetrifft, so beharrte man an der Magnatentafel dabei, denselben so sehr als nur irgend möglich auch ferner zu erschweren und deshalb den unter den Beschwerden der Protestanten erwähnten sechswöchentlichen Unterricht fortbestehen zu lassen, indem die Erleichterung des Uebertritts als gegen das Dogma der katholischen Kirche streitend angesehen wurde. Weil also die Zugeständnisse der Magnaten für die Protestanten gar nichts bedeuten konnten, so sahen sich dadurch die Stände mit ihren freisinnigen Beschlüssen so gut wie paralysirt. Ein heftiger Widerstreit beider Staatskörper erhob sich und die schneidende Trennung der aristokratischen und volksthümlichen Elemente der ungarischen Verfassung offenbarte sich bei dieser Gelegenheit in aller ihrer Schroffheit. Die Nachtheile des aristokratischen Uebergewichts einer Verfassung auch für die Religion machten sich an diesem Beispiel bitter geltend, und es zeigte sich im Lauf dieser Verhandlungen nicht nur, mit wie festen Banden sich Aristokratismus und Katholizismus überall umschlungen halten, sondern auch, wie es in den katholischen Principien gelegen ist, zu ihrer Aufrechterhaltung eher zur Verletzung gesetzlicher und verfassungsmäßiger Staatselemente zu schreiten, als von sich selbst

zu lassen. Die ungarischen Stände aber ließen mit einer energischen und indignirten Erklärung an die Magnaten die ganze Sache fallen, um die Protestanten in Ungarn lieber ganz in dem bisherigen Zustande zu lassen, als ihnen durch halbe und noch schädlichere Gesetze noch mehr zu schaden. —

5.

Immanuel Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und Friedr. Wilh. Schubert. Erster Theil: Kleine Logisch-Metaphysische Schriften. Herausgegeben von Karl Rosenkranz. Neunter Theil: Metaphysik der Sitten und Pädagogik. Herausgegeben von F. W. Schubert. Leipzig. Leopold Voß. 1838.

Unsre Zeit hat ein Janusgesicht, mit dem einen Antlitz kehrt sie sich nach der Vergangenheit, und sucht mit festem Blick die Erscheinungen derselben in ihrem innersten Wesen zu fixiren, mit dem andern richtet sie ihr Auge auf die Zukunft, und versenkt sich sehnsüchtig-träumerisch in die Erwartung des Heils, das von ihr kommen soll. Die Gegenwart aber erbaut sich provisorisch aus beiden als ein Werden und geheimnißvolles Schaffen, als ein innerer Kampf der geistigen Elemente. Wie die politische Geschichte in der Organisirung der Staaten, so zeigt uns die Kulturgeschichte in der Wissenschaft, der Poesie, der Kunst dasselbe Schauspiel. Ein Genügen ist nur in der Vergangenheit, das Werdende aber hat noch keine feste Stätte gefunden. So schmerzvoll dieser Zustand für die ist, welche dem Dienste der Zukunft sich geweiht, so viel Gutes schließt er jedoch für die Masse der Nation, und namentlich für die deutsche in sich. Diese gewöhnt sich, das historische Leben der Vergangenheit in sich aufzunehmen, die Gestalten derselben treten ihr in immer deutlichern Umrissen

entgegen, ihre Helden, Dichter und Künstler sprechen zu ihr in vernehmbarer Sprache, und es bildet sich auf diese Weise ein festes Nationalbewußtsein heran, das allmälig sich auch in der Gegenwart orientiren lernt.

Zu den wichtigsten und bedeutendsten Erscheinungen nach dieser Richtung hin gehört auch das Streben, die philosophische Literatur der nächsten Vergangenheit dem Sinn der Nation näher zu bringen, und die Empfänglichkeit für dieses eigenthümliche Produkt des deutschen Geistes der Masse zu erschließen. Seit dem Erscheinen von Hegel's Werken scheint hierzu die Bahn geöffnet zu sein, wir haben in kurzer Zeit Fichte's, Krause's, Schleiermacher's Nachlaß an das Licht treten sehn, Guhrauer hat Leibnitz's deutsche Schriften gesammelt, Lachmann redigirt eine neue Edition von Lessing's Werken, und Rosenkranz und Schubert endlich haben die vorliegende erste Gesammtausgabe von Kant's Werken begonnen. Es ist erfreulich zu sehn, wie thätig und lebendig sich der Sinn für diese Unternehmungen erweist. Kaum hatte Rosenkranz in dem zweiten Band der Dioscuren in seinem Aufsatz „über die Gesammtausgabe der Kantischen Schriften“ den Wunsch nach einer solchen ausgesprochen, so trat auch sogleich der Buchhändler Hr. L. Voß zu dem Unternehmen, und Schubert, der auf die Herausgabe mehrerer zu Kant's Nachlaß gehöriger Schriften, welche die Königsberger Bibliothek besitzt, bedacht war, gesellte sich gleichfalls zu diesem. Auf die Bedeutung und Wichtigkeit einer solchen Gesammtausgabe hat Rosenkranz in jenem Aufsatz mit so vortrefflichen Worten hingewiesen, daß ich mich nicht enthalten kann, Einiges daraus hier zu wiederholen. „Bei solchen Geistern, sagt er, welche nicht

nur ihren Namen, sondern ihre Werke der Zukunft überliefern, ist die Anschauung ihrer gesammten Leistungen etwas Nothwendiges, weil wir ihrer fortdauernden Erneuerung bedürfen, uns unsre Gegenwart zu erklären, und der Zukunft nicht rathlos entgegenzugehn. Eine Gesammtausgabe zwingt uns gleichsam, uns um Alles zu bekümmern, was sie hervorgebracht haben. Wir können dann nicht, dem Zufall überlassen, bei dieser oder jener Leistung stillstehn, sondern werden unwillkührlich genöthigt, das einzelne Werk im Zusammenhange mit allen übrigen zu betrachten, das eine aus allen, alle aus einem zu entwickeln." Wenn diese Hinweisung auf die Nothwendigkeit einer Gesammtanschauung der Produktionen des Genie's bei Dichtern und Schriftstellern schon im Allgemeinen eine hohe Geltung hat, so muß sie eine noch tiefere Bedeutung bei den Werken der Philosophen gewinnen. Denn hier ist es die Nothwendigkeit der fortschreitenden Bewegung des Denkens, welche den Mittelpunkt ihres Strebens, und somit auch den Mittelpunkt des über sie Forschenden ausmacht, die Individuen sind in der Philosophie, wie dies ein philosophischer Schriftsteller ausspricht *), „nichts Anderes, als die bloßen Formthätigkeiten, durch welche sich der Inhalt der Wahrheit zum Bewußtsein des Geistes erhebt." Deutschland bietet in dieser Beziehung ein gleiches, ja noch consequenteres Bild der Entwickelung dar, wie Griechenland; wie die Glieder einer Kette reihen sich die schöpferischen Philosophen an einander, einer den Andern ergänzend und überflügelnd. Sie selbst aber haben Jeder

*) S. Michelet, Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel. Berlin, 1837.

auf eine ihm eigenthümliche Weise in dem System die Nothwendigkeit ihres Denkens auszuprägen gesucht.

Der Eckstein des Baues aber, den die deutschen Philosophen aufgeführt haben, ist Immanuel Kant, und von ihm werden wir daher auch immer zu beginnen haben, wo von Philosophie die Rede ist. Er ist der Heros, der es zuerst unternahm, der Vernunfterkenntniß die freie Fahrt auf dem weiten Ocean des Denkens zu eröffnen, indem er die seichte Küste des Dogmatismus und das Klippengestrüpp des Skepticismus im Rücken ließ. Wie ein andrer Kolumbus ragt er aus den Gestalten seiner Zeit hervor, der den kühnen Muth hatte, zu dem neuen Welttheil der freien Erkenntniß den Weg zu suchen und die Bahn zu eröffnen. Mehr ist ihm freilich nicht vergönnt gewesen, er theilt mit jenem Helden des Meeres ein gleiches Schicksal, denn es war ihm nur bestimmt, die Vorhalle des neuen Landes zu betreten, der Genuß seines Reichthums sollte ihm nicht werden. Die Kleinheit der Welt, in die er gestellt war, nöthigte ihm diesen Mangel auf. So kühn Kant bei seinem Entdeckungsunternehmen der theoretischen Vernunft zu Werke ging, so zaghaft erscheint er, indem er das Gebiet der praktischen Vernunft betritt. Hier ist ihm die Erfahrung das allein Entscheidende, die aprioristische Erkenntniß hat hier keine Geltung mehr. Der Geist liegt ihm in der Sinnenwelt eingeschlossen. Wie hätte er es auch wagen sollen, dem kaum im Denken erstarkten Geist die Schranken der Wirklichkeit zu eröffnen, revolutionnär umbildend hätte er sich in das Leben ergießen müssen, und er würde hier ebenso zerstörend gewirkt haben, wie die Volksmacht in Frankreich, welche die Freiheit zur Willkühr stempelte. Erst als das Gebiet der

Philosophie durch Kant umrissen war, durfte der kühnere Fichte den Sturmschritt des Genie's wagen, und das Selbstbewußtsein, das „Ich" zur entscheidenden Macht des Denkens erheben, um die Freiheit des Erkennens darzustellen, bis darauf wieder Schelling und Hegel in der Realität die Tiefe der Idealität darstellten, und die Harmonie zwischen Denken und Sein vollkommen enthüllten. In Kant's System herrscht noch der Dualismus dieser beiden Elemente, aber ihre Geschiedenheit war nothwendig, um die Einigung der darin beruhenden Gegensätze hervorzubringen, und Kant's Schriften werden für uns immer die Schule bleiben, die wir durchmachen müssen, um zu dem endlichen Resultat zu gelangen.

Die Herausgeber der Kantischen Schriften haben nun eine vortreffliche Anordnung für diese getroffen, indem sie dieselben nach den beiden großen Abtheilungen der theoretischen und der praktischen Vernunft geschieden, innerhalb dieser aber eine Vereinigung in gleicher Befriedigung des chronologischen und systematischen Interesses erstrebt haben. Der erste Theil der Werke, welchen Rosenkranz edirt hat, enthält die kleineren Abhandlungen Kant's, welche als vorbereitende Arbeiten zur Kritik der reinen Vernunft angesehen werden können, und sämmtlich einen metaphysischen Inhalt haben. Dahin gehören: Der Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus, über die Fortschritte der Metaphysik seit Leibnitz und Wolf, die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren, Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der Theologie und Moral, die Beweise für das Dasein Gottes, Versuch den Begriff der negativen Größen in die Philosophie einzuführen, zwei lateinische

Dissertationen rc. An diese Schriften reihen sich dann die populären Aufsätze Kant's aus der Berliner Monatsschrift und den kleineren Schriften „was heißt, sich im Denken orientiren? über Philosophie überhaupt, Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen, von dem vornehmen Ton in der Philosophie, Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie," u. a. Diese populären Aufsätze werden die Aufmerksamkeit der Gegenwart vorzüglich erregen. Denn hier wird das Publikum daran erinnert werden, daß es eine Zeit gab, wo die philosophische Literatur in Reihe und Glied mit den übrigen Literaturgattungen stand, und wo die Philosophen zugleich als Schriftsteller Geltung hatten. Auch unsern Gelehrten kann eine solche Mahnung nur nützlich sein, denn sie haben ihrerseits eben so viel beigetragen, die Menge von sich durch wissenschaftlichen Rigorismus zu entfernen, als es diese verschuldet hat, daß sie durch die leichtsinnigeren Literaturelemente sich hat zerstreuen lassen. Die Kultur einer Nation beruht in der modernen Zeit auf der Bildung des tiers-état, diesen für die höheren Interessen der Literatur wiederzugewinnen, muß daher das Hauptstreben der Gegenwart sein. Es ist dies aber nur möglich, wenn die wissenschaftliche und künstlerische Kultur sich in vollem Maaße der Nation hingiebt. Kant nun erscheint in seiner Popularität ungemein liebenswürdig. Er ist nur darauf bedacht, dem Leser die Wege eben zu machen, er räumt alle Schwere der Scholastik bei Seite, und die Gedanken schmiegen sich eben und schön an einander. Man kann sich hieraus entnehmen, wie vortrefflich Kant's populäre Vorlesungen gewirkt haben müssen. Es tritt uns hier überhaupt eine Seite der Betrachtung ent-

gegen, die bei unsern Philosophen noch lange nicht genug hervorgehoben worden ist, die Frage, wieviel ihre individuelle Bildung zur Gestaltung ihres Systems beigetragen hat. Denn wenn auch im Ganzen die Richtigkeit jenes obenangeführten Satzes „daß die philosophischen Individuen nur Formthätigkeiten des denkenden Geistes seien,“ anzuerkennen ist, so bleibt doch immer die Bedeutung ihrer angebornen Individualität als entscheidend für die Richtung ihres Geistes und somit auch ihres Systems daneben geltend bestehn, und es löst sich erst in der Vereinigung des Individuellen und Allgemeinen die Starrheit, von welcher die Geschichte der Philosophie gewöhnlich ergriffen ist. In Hegel z. B. ist das Derbe und zugleich Gemüthliche seiner Schwabennatur wesentlich herauszuerkennen. Und bei Kant muß man doch auch fortwährend an den zierlichen Königsberger Professor denken, der zugleich ein philosophischer Revolutionnär und zugleich ein gehorsamer Staatsbürger war, der um Alles seiner Regierung keinen Anstoß geben mochte, und der in Uebereinstimmung mit der Moralrichtung seiner Zeit, die Tugend des bürgerlichen Lebens über Alles setzte, und zu dieser hinzuführen für seine Hauptaufgabe hielt. In der Metaphysik der Sitten, welche in den drei Abtheilungen der Rechtslehre, der Tugendlehre und der Erziehungslehre den neunten von Schubert herausgegebenen Band füllt, erscheint diese Richtung Kant's auf ihrem Kulminationspunkt. Es ist höchst interessant, diesem Moralstreben zu folgen, die Mühen zu beobachten, die das Denken macht, den Erscheinungen der Wirklichkeit conform zu werden, und das Tugendhafte und Moralische überall als höchste Spitze des Erkennens zu setzen. Aber es will nicht immer damit gelingen, hinter den schön-

sten Demonstrationen kommen die casuistischen Fragen als hinkender Teufel hinterdrein, schneiden ein Mephisto-Gesicht, und lassen den armen moralischen Leser ganz verdutzt stehn. Kant's Rechtslehre erhebt sich für den jetzigen Standpunkt der Rechtsphilosophie wenig über die gewöhnlichsten empirischen Theorien, und seine Staatslehre schmachtet in den Fesseln der absolutistisch-monarchischen Ideen, für den damaligen Zustand der Wissenschaften ist indessen verhältnißmäßig auch hier das Außerordentlichste geleistet. Merkwürdig sind Kant's Urtheile über die französische Revolution, die Schubert daraus in dem Aufsatz „über Kant's Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts" in Raumer's historischem Taschenbuch für 1838 zusammengestellt hat, worin er zugleich das Verhältniß der Kantischen Rechtsphilosophie zu den Rechtslehrern seiner Zeit schildert. Von dem Wesen des Völkerlebens in seiner modernen Gestaltung hatte Kant noch keinen Begriff, und er konnte ihn vermöge seiner beschränkten Zeitverhältnisse nicht haben. Die Pädagogik, welche den Beschluß der Metaphysik macht, ist wieder sehr interessant, weil sie mit den populären Schriften correspondirt, sie ist aus Vorlesungen entstanden. Kant's Hingebung an das Einzelne, seine Liebe des Wirkens tritt hier wieder auf das herrlichste hervor. Es ist ordentlich rührend, den tiefsinnigen Metaphysiker darüber verhandeln zu hören, ob dem Kinde an der Stelle der Muttermilch auch thierische Milch gereicht werden dürfe. Eines weiteren Eingehns in den Inhalt dieser Kantischen Werke enthalten wir uns billig, da über jedes derselben in vortrefflichen Büchern zur Genüge geschrieben worden ist, und unser Zweck in dieser Anzeige nur auf die Hinweisung der Bedeutsamkeit der neuen Ausgabe für die

Gegenwart gerichtet war. Was über Kant noch fehlte, eine ausführlichere Biographie desselben, sowie eine Geschichte seiner Werke, das haben Rosenkranz und Schubert, welche sich durch ihre Ausgabe ein bleibendes Verdienst um Kant für die Zukunft erwerben werden, ebenfalls zu geben versprochen. Nach dem Erscheinen dieser Arbeiten sowie der noch übrigen Bände seiner Schriften wird es an der Zeit sein, ein kulturhistorisches Bild von Kant's Gesammtwirksamkeit zu entwerfen.

Dr. E. Meyen.

6.

Beiträge zu der neuen Ausgabe von Lessing's Werken.

1.

Folgendes Sinngedicht von Lessing fehlt in der neuen Ausgabe, doch wär' es der Aufmerksamkeit wohl werth gewesen.

Daß Beifall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jeden Fühlers Sache:
Denn auch den Blinden brennt das Licht:
Und wer dich fühlt, o Freund! versteht dich darum nicht.

Hamburg, den 20. Oktober 780. G. E. Lessing.

Diese Zeilen schrieb Lessing bei seinem letzten Aufenthalte in Hamburg — kurze Zeit vor seinem Tode — in das Stammbuch des großen Schauspielers Schröder.

Aus Mangel an Raum brechen wir die Mittheilungen, die wir diesem Ort bestimmt hatten, hier ab, und werden in den folgenden Heften fortfahren, Beiträge dieser Art zur Vervollständigung der Lessing'schen Werke zu liefern, wozu der Redaction ein Heft von Handschriften des großen Autors vorliegt.

VII.

Correspondenzblätter.

*** **St. Petersburg,** Ende März 1838. — Das Buch des Hrn. Koenig hat den Blick der Deutschen in eine Region geleitet, die ihnen bisher fast ganz unbekannt war, und wir hören von ihnen manchen Ausdruck der Verwunderung über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der geistigen Arbeiten und Bestrebungen, die sich in der neueren russischen Literatur hervorthun. Mehr aber, als in Deutschland, mußte das Buch hier bei uns Aufsehen und Glück machen, wo der Gegenstand uns vor Augen und nach Gebühr bekannt ist. Daß Hr. von Melgunoff, ein geschätzter Literator aus Moskau, großentheils den Stoff des Buches dargeboten, giebt diesem die feste Grundlage von sichrer Kenntniß und scharfem Urtheil, und daß die Auffassung und der Ausdruck durch einen Deutschen durchgegangen, gewährt wieder andre Vorzüge, auf die ein russischer Autor zum Theil hätte verzichten müssen. Genug, das Buch findet hier großen Beifall, gilt für ein wahrheitgemäßes, lebenvolles Bild der jetzigen Culturstufe des literarischen Rußlands, und nur wenige Widersacher wagen gegen die darin ausgesprochenen Urtheile und Ansichten laut zu werden. Man bereitet eine russische Uebersetzung vor, bei der einige Auslassungen und Zusätze doch nöthig werden könnten. Besonders erwartet

man eine Verstärkung des polemischen Theils gegen die oberflächliche, hohle, aber sich breitmachende, unnationale Schriftstellerei, worin der ächte Sinn und Geist der Russen nicht zu finden ist.

Nach dem zwiefachen Verlust, den wir seit kurzem in der russischen Literatur erlitten, durch Puschkin's und Marlinsky's Tod, ist einiger Stillstand in den dichterischen Erzeugnissen eingetreten, aber der Antheil und Eifer für die Literatur hat sich nur vermehrt. Das große Beispiel des Kaisers, der die Herausgabe der Werke Puschkin's mit Kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet hat, und überall das hervortretende wahre Talent begünstigt, wirkt in den höheren Klassen günstig fort, und außerordentliche Kräfte können in dieser Richtung wirksam werden, wenn das tiefere Interesse der Nation sich ihr zugewendet. —

In manchen höheren Kreisen ist es freilich mehr Sache der Mode, als eines wahren Antheils, von Zeit zu Zeit ein russisches Buch zu lesen, besonders wenn der Autor berühmt ist, und sein Namen allgemein genannt wird. Allein in allen Klassen giebt es schon Einzelne und Gruppen genug, für welche die Literatur eine Sache wahren Ernstes und hoher Begeisterung ist. Daß uns eigentliche Literatoren und Schriftsteller vom Fache größtentheils noch fehlen, ist vielleicht ein Vortheil. Unsre Schriftsteller sind dies meist nur nebenher; sie verfolgen die Laufbahn des Staatsdienstes, in der Verwaltung, im Kriegsheer, sie leben in der großen Welt oder auf ihren Gütern; was dadurch ihren Werken an strenger Form, an Glätte und Richtigkeit der Sprache, an geübter Tüchtigkeit abgeht, ersetzt sich andrerseits durch die Natürlichkeit und Frische, die von Pedanterei und Hand-

werkerei fern bleibt. Manche Schriften kommen daher auch erst sehr verspätet in Druck, weil es ihren Verfassern an Beeiferung fehlt, und kein Verleger sie drängt. Dabei ist die handschriftliche Verbreitung oft nicht geringer, als die gedruckte sein könnte. Manche Gedichte von Puschkin, ehe sie im Druck erschienen, waren jahrelang in tausend Abschriften durch ganz Rußland bekannt, auswendig gewußt, mit Begeisterung hergesagt und angehört, dasselbe gilt von einem Lustspiele von Gribojedoff, welches jedermann kannte, ehe es zur Aufführung gelangen konnte. An dieser Lässigkeit hinsichtlich des Drucks und diesem Eifer im Abschreiben und Auswendiglernen hat aber vielleicht auch die Schwierigkeit der Censur einigen Antheil. Das russische Censurgesetz ist an sich ohne Zweifel eines der liberalsten; nur über die häufige Unkunde und Bedenklichkeit untergeordneter Censoren wird geklagt, und nicht jeder Autor hat das Glück, wie Puschkin, von des Kaisers eigner hohen Hand ein Imprimatur zu empfangen, das großartig und freisinnig über niedre Rücksichten hinweggeht.

Seit Puschkin's Tod, der eine ungeheure Lücke verursacht hat, in welche noch kein andres Talent vorzutreten wagt, ist ohne Zweifel Gogol als der bedeutendste unsrer Schriftsteller zu nennen; sein Talent ist eines der größten, und vielleicht das originalste aller, die wir je gehabt haben. Er hat einige Novellen und kleine Romane geschrieben, die meisterhaft sind, und das russische Leben in seiner tiefsten Wahrheit darstellen; sein letztes Werk war ein Lustspiel, das auf der St. Petersburger Bühne mit großem Erfolg aufgeführt worden. Seitdem hat er eine Reise in's Ausland unter-

nommen, und lebt schon ein paar Jahre in Rom, ohne daß eine Arbeit von ihm bekannt geworden.

Doch die Poesie ist darum noch nicht verwaist. Shukoffsky hat seine reizende Erzählung „Undine" herausgegeben, deren Inhalt er von Fouqué entlehnt, aber mit dem Zauber seiner harmonievollen Verse ausgestattet hat, die niemand außer ihm so wunderbar zu bilden versteht! In lyrischen Gedichten strahlt jetzt auch eine Dichterin, die junge Gräfin Rastoptschin, geborne Suschkoff, deren Gesänge durch Zartheit der Empfindung und Wohllaut der Sprache sich besonders auszeichnen. Deßgleichen hat Benediktoff durch einen zweiten Band vermischter Gedichte auf's neue die allgemeine Gunst angesprochen, die schon dem ersten Bande von allen Seiten zu Theil geworden. Ein junger Dichter Lukian Jakubowitsch ist mit einer kleinen Sammlung von lyrischen Gedichten aufgetreten, welchen viel Eigenthümliches, Anmuthiges inwohnt; besonders ist er in Auffassung des Volksmäßigen und Oertlichen sehr glücklich. Durch volksthümlichen Humor und einfache Lieblichkeit zeichnen sich die Lieder eines sogenannten Naturdichters aus, des Bauers Kolzoff aus Woronesh, der kaum lesen und schreiben kann, aber die mannigfachsten Tonarten besitzt, und in seiner naiven Ausdrucksweise oft biblisch erhaben ist. Der sächsische Gesandte Hr. von Lützerode hat mehrere dieser merkwürdigen Gedichte in's Deutsche übersetzt, und es wäre sehr zu wünschen, daß diese Uebertragung veröffentlicht würde.

Im dramatischen Fache ist Kukolnik, der schon mehrere Dramen aus der russischen Geschichte und aus dem Leben italiänischer Mahler und Dichter bearbeitet hat, mit zwei

neuen Schauspielen hervorgetreten, deren eines Peter den Großen zum Gegenstande hat; und Timotheieff, ein fleißiger und fruchtbarer Auter, hat ein großes dramatisches Gedicht „Rom und Karthago" geliefert. Auch Bernette — der jüngere Shukoffsky — hat sich in dieser Gattung versucht. Als das Ausgezeichnetste müssen wir aber den Grafen Ugolino von Polewoi bezeichnen; der Dichter hat die berühmte Episode des Dante bearbeitet, aber fast alles ist seine eigne Erfindung. Auf der Bühne von St. Petersburg hat dieses Werk im vergangenen Winter den größten Erfolg erlebt, und allgemeinen Enthusiasmus erzeugt.

Den größten Antheil und Beifall erwecken in diesem Augenblicke die Dichtungen von Sokoloffsky, der früher ein Gedicht „die Schöpfung" und einen mittelmäßigen Roman geschrieben, dann, während einiger Jahre in gezwungener Einsamkeit, durch das Studium der Bibel und der hebräischen Sprache zu einem mystischen Gedicht „Alma" begeistert worden, welches, ungeachtet seiner düstern, eintönigen und ermüdenden Gattung, durch den Aufschwung der Gedanken, durch die Fülle und Kühnheit der Bilder, durch die Macht, Frische und Sonderbarkeit des Ausdrucks, zur Bewunderung hinreißt. Ein andrer beliebter Schriftsteller, Weltmann, hat sich mit Vorliebe und großem Erfolg in das altrussische Leben versenkt, das er in allen seinen Verzweigungen gründlich erforscht hat, und in genauen, lebendigen Zügen wiederzugeben versteht.

Ein junger Dichter Namens Huber, hat den ersten Theil des Faust von Goethe in russische sehr wohlklingende Verse übersetzt, und wer diese Uebersetzung vorlesen hört und sie mit dem Original zu vergleichen fähig ist, erklärt sie für ein

Meisterstück. Wir hoffen dieses Werk, welches eine wahre Bereicherung der russischen Literatur sein wird, bald im Druck erscheinen zu sehen, wofür freilich das Imprimatur von höherer Hand zu erbitten wäre, da die gewöhnlichen Censoren an dem bloßen Stoffe schon Anstoß nehmen könnten. Aber würde denn auch in Deutschland nicht manche Censur, wenn der Goethische Faust jetzt als das Werk eines jungen, noch nicht namhaften Autors erschiene, ihre argen Zweifel haben? — Ein andrer geistvoller Literator, Bakunin, hat die Uebersetzung der Briefe Bettina's unternommen, und man versichert, daß dieselbe schon weit vorgeschritten sei und bald auch im Druck fertig sein werde.

Wir gedenken hier nur des Neusten dieser Art. Verdiente, ruhmvolle Namen zählt Rußlands Literatur noch in Menge; Krüloff, Wäsemsky, und viele andre, — aber sie gaben in der letzten Zeit keine neuen Erzeugnisse, wie denn überhaupt eine fortgesetzte, gleichmäßige Fruchtbarkeit hier selten ist. —

Eine sehr löbliche Beeiferung ist für die russische Geschichtschreibung und Geschichtforschung bemerkbar, und der Kaiser selbst begünstigt diese schätzbare, für die russische Nationalität gewiß höchst ersprießliche Thätigkeit, welche sowohl die ältesten als die neuesten Zeiten umfaßt. Von Schriften über neuere Geschichtsereignisse führen wir die Kriegsdenkwürdigkeiten des Generals von Danileffsky an, die in ächt russischem Sinn und dabei sehr freimüthig geschrieben sind. Turgeneff, der würdige, geistvolle und menschenfreundliche Staatsmann, setzt im Auslande seine ergiebigen Forschungen für die russische Geschichte in Archiven und Bibliotheken fort; zwei jüngere Gelehrte, voll Eifer und

Kenntniß, Neweroff und Strojeff, haben die gleiche Bahn betreten, und sind kürzlich wegen ihrer Leistungen von der Staatsbehörde öffentlich belobt worden. Wer sich der großen Aufgabe unterziehen wird, Puschkin's Geschichtsarbeiten fortzusetzen, dürfte wohl sobald noch nicht anzugeben sein!

In der Literatur der Zeitschriften, der Kritik u. s. w. haben wir die Namen Polewoi, Schewüreff und Melgunoff als die Vertreter des Bessern und Höhern bestens zu rühmen. Schewüreff hat über den Dante und über den zweiten Theil des Faust beachtungswerthe Aufsätze geliefert, auch eine allgemeine Geschichte der Poesie begonnen, deren Fortsetzung nicht unterbleiben möge!

Eine große Thätigkeit ist sichtbar in allen Zweigen der gemeinnützigen, belehrend-unterhaltenden Literatur, die sich in Encyklopädieen, Wörter- und Handbüchern, mahlerischen und technischen Bilderwerken, bald volksmäßig und wohlfeil, bald vornehm und prachtvoll dargestellt. Die große russische Encyklopädie ist besonders bemerkenswerth. Seit drei Jahren ist sie nur bis zum vierten Buchstaben des Alphabet's gediehen, aber beträgt doch schon zwölf starke Quartbände. Auf die neueren französischen, deutschen und englischen Werke dieser Art gestützt, nimmt die russische Encyklopädie dennoch einen ihr eigengehörigen Rang unter ihnen, und verdient auch im Auslande die größte Beachtung; denn alle Artikel über Rußland, seine Geschichte, Sprache, Literatur, Länder- und Völkerkunde, werden von den kundigsten und bewährtesten Gelehrten verfaßt, mit größter Sorgfalt und Ausführlichkeit, mit allen Hülfsmitteln, welche nur dieses Reich in solcher Ausdehnung darbieten kann; so

daß man sagen darf, nicht nur Rußland wird dadurch in einer ganz neuen Gestalt bekannt werden, sondern auch das gesammte Asien mit seinen noch dunklen Ländern, Völkern, Sprachen und Alterthümern wird von dorther eine ganz neue Beleuchtung empfangen. Außer dieser großen Encyklopädie erscheinen noch einige andre, die militairische unter der Aufsicht mehrerer gelehrten Generale, die Handels-Encyklopädie, die der mathematischen Wissenschaften bearbeitet von dem ausgezeichneten Mathematiker Benjakoffsky. Hier ist auch des Werkes zu gedenken, das zu Moskau unter dem Titel: „Mahlerisches Umhersehen" von Polewoi herausgegeben wird, und Bilder und Erzählungen aus der russischen Geschichte enthält.

Ueber die Leistungen der Russen in den schönen Künsten, Musik, Mahlerei, Bildhauerei u. s. w. behalten wir uns künftige Mittheilung vor. —

□ **Paris.** Anfang April. — Der Frühling kommt mit allmähligen Schritten herangezogen und der Tuilerieengarten hat schon die Thore weit für ihn aufgemacht, obschon Mr. le Prince (der mit Ludwig's XIV. Blut benetzte Baum, der dadurch, wie Sie wissen, eine größere Kraft des Wachsthums gewonnen hat) diesmal später als sonst seine ungeheuern Knospen treibt. Ab und zu haben wir auch wieder das abscheuliche Regenwetter, das einen Frühjahrsaufenthalt in Paris zuweilen zu einer wahren Hölle machen kann und das für den besonderen Auftrag, den ich Ihnen in meinem diesmaligen Schreiben erfüllen soll, um so ungünstiger einwirkte, als es einen sehr großen Theil der Bilder auf dem Salon so gut wie unsichtbar machte. Die nachtheilige Beschaffenheit des Locals, in welchem die hie-

sige Kunstausstellung alljährlich stattfindet, ist Ihnen aus eigener Leidenserfahrung gewiß noch erinnerlich, und wie es jedes Jahr wieder in Anregung kommt, eine Aenderung darin geschehen zu lassen, so ist auch letzten Sonnabend eine Petition vor die Deputirtenkammer gelangt, einen neuen, zweckmäßig gebauten Saal für die Expositionen, wie dies schon für die Industrieausstellungen geschehen, anzuweisen oder einzurichten. Die Petition ist auch an den Minister des Innern überwiesen worden, aber diese Formalitäten versüßen uns nicht die Qual, die wir unterdeß noch immer in den engen und lichtwidrigen Sälen des Louvre auszustehen haben.

Der Salon ist jetzt seit vier Wochen dem Publikum geöffnet und der hochgespannten Erwartung, mit der man sogleich den Bildern zuströmte, folgte zu Anfang eine fast allgemeine Unzufriedenheit und die Klage über getäuschte Hoffnungen. Diese Stimmung dauerte die ersten Wochen an und war sehr begreiflich, da es in der That auf dem diesjährigen Salon an Leistungen gebricht, die mit höherer Kunstgewalt hervorstrahlen und wie eine siegreiche Sonne sich auf den ersten Blick geltend machen; nach und nach aber wurden allerdings eine Anzahl sehr vortrefflicher Bilder, unter sehr viel mittelmäßigen und gleichgültig lassenden, bemerklich, obwohl mit der vorjährigen außerordentlich gediegenen und werthvollen Ausstellung in keiner Hinsicht der Vergleich gezogen werden kann. Der Catalog weist von Gemälden 1807 Nummern nach, von denen ein großer Theil, und darunter besonders die Schlachtgemälde aus verschiedenen Jahrhunderten, auf Bestellung des Königs entstanden und für Versailles bestimmt sind: viele religiöse Bil-

der sind im Auftrage des Ministers des Innern, besonders für Kirchen, gefertigt, andere haben ihr Dasein den Bestellungen des Präfecten der Seine zu danken. Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß der tüchtige und gediegene Geist der neuesten französischen Malerschule, der durch geniale Technik, frische Naturkraft und gesunde Realität sich charakterisirt, auch diesmal würdige Vertreter in den Salon gesandt hat; aber man ist auch heuer wieder sehr unzufrieden mit der Jury, gegen deren auswahlbestimmendes Urtheil große Beschwerden sehr heftig laut geworden sind. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht ein sehr einsichtsvoller Artikel, welchen der Bildhauer David im National über die Expositionen veröffentlicht hat. Dieser geniale Künstler dringt darauf, die Jury abzuschaffen, aus dem Grunde, weil kein Künstler, wie er meint, Fähigkeit und Recht habe, über das Werk seines Collegen in der Kunst zu urtheilen. Alsdann verlangt er, daß die Ausstellung eines Bildes nicht mehr für eine Ehre, sondern vielmehr für eine absolute Berechtigung seines Urhebers angesehen werden solle. Zugleich hat David in seinem sehr energievoll geschriebenen Artikel auf ein besonderes Local für die Ausstellung gedrungen, damit die Studien der Gemäldegallerie des Louvre nicht immer so lange unterbrochen würden.

Ich will Ihnen nun einige der erwähnenswerthesten Bilder nennen, die in dem diesjährigen Salon entweder der öffentlichen Meinung oder dem Ideal der Kunst am meisten genuggethan haben. Ein allgemeiner Ueberblick über die Leistungen ist überhaupt für jetzt nur möglich, da zu einer zusammenfassenden und übersichtlichen Beurtheilung noch durch längeres Sehen Stoff und Anhalt gewonnen werden

muß. Die hiesigen Journale haben freilich schon mit vollen Backen zu loben und zu tadeln angefangen, aber ein unbefangener Beschauer wird sich mit ihren Urtheilen nicht selten in Widerspruch gesetzt sehen. So hat man hier ein historisches Bild, das ich zu den vollendetsten in jeder Rücksicht zähle, die Clotilde des Eugène Devéria (desselben, der das schöne Bild mariage des paysans brêtons gemacht) unter die mittelmäßigen oder von falschem Geschmack zeugenden Leistungen geworfen, während es meines Erachtens gerade von einem hohen Streben zeugt. Die beiden Söhne des Clodomir, von ihren Oheimen ermordet, liegen auf dem Bett, in königlichem Kleide. Die Geistlichkeit feiert das Todtenamt, Krieger und Leute des Hauses assistiren, und Clotilde, die Großmutter der beiden Todten, steht weinend und reuig vor ihren Leichnamen da. Die Aufgabe, bei der dem Künstler einige Verse aus der Chronique de France der Madame Tastu vorgeschwebt, bildet gewissermaßen ein Gegenstück zu unseres Hildebrand's vielberühmtem Bilde von den „Söhnen Eduard's," aber es ist ein größeres Tableau, das die sehr mannigfaltigen Figuren in herrlicher Composition zusammenfaßt. Es ist in derjenigen Ruhe und Gediegenheit gehalten, welche der tragisch-feierliche Moment erfordert; das Colorit ist lebendig und wahr, und über das Ganze ist ein anziehender Hauch ausgegossen. Ferner hat in der historischen Malerei Delacroix wieder manches Vorzügliche geliefert. Unter seinen Bildern macht das größte Aufsehen eine Medée furieuse. Sie ist verfolgt, sitzt in mattbeleuchteter Höhle auf einem Felsen, und hebt den Dolch, die beiden Kinder zu durchbohren. Man begegnet auf diesem Bilde einem trefflichen und überraschenden Ausdruck

der Leidenschaften und es ist immer von einem Haufen bewundernder Beschauer belagert. Minder interessant, doch voll historischer und natürlicher Wahrheit sind desselben Künstlers **Convulsionaires de Tanger**, eine fanatische Sekte (Yssaouis), die wie verrückt durch die Straßen ziehen. Eines der größten historischen Bilder aber, das von der vorjährigen Ausstellung durch die Jury zurückgewiesen wurde und daher diesmal die besondere Aufmerksamkeit erregt, ist von Gigoux, Antonius und Cleopatra nach der Schlacht von Actium vorstellend, treu nach der Erzählung des Plutarch im Leben des Antonius. Antonius und Cleopatra, im königlichen Pallaste sitzend, versuchen das Gift an den Sclaven und Sclavinnen, die sterbend und leidend umherliegen. Cleopatra wählt die Natter. Man kann bedeutendes Studium und eine große Naturwahrheit in diesem Bilde nicht verkennen, doch läßt es im Ganzen kalt, wozu aber auch der Umstand nicht wenig beiträgt, daß es im Saal eine unangemessene Aufstellung erhalten, indem es gegen das Licht hängt. Biard lieferte ein Bild, das viel Effect macht, die Opferung einer Braminenwitwe darstellend. Die Witwe, eine reizende Gestalt, von einem ganz durchsichtigen Schleier bedeckt, ist im Begriff, in den feurigen Abgrund zu springen, in welchen Priester Oel zu gießen beschäftigt sind. Auf Costüm und Vegetation hat der Maler viel Fleiß verwendet, aber das Ganze ist unlieblich und macht wenigstens auf mich keinen angenehmen Eindruck. Unter mehreren Genrebildern desselben Künstlers betrachtet man mit Vergnügen die **Distribution de prix dans une école allemande**, worin der Charakter und das Temperament der Kinder, meist aus Mädchen bestehend, sehr gut

aufgefaßt ist. Viel Aufmerksamkeit erregt ein Bild mittler Größe von **Jacquand**: **Le jeune Gaston, dit l'Ange de Foix**, nach einer Stelle in den **Chroniques de Froissard**; der junge Gaston hatte von seinem Oheim **Charles l'empoisonneur, roi de Navarre**, ein Gift angenommen, als ein Mittel, die gestörte Eintracht zwischen seinen Eltern herzustellen; er wurde überrascht von seinem Vater, als er, ohne Ahnung was er that, das Pulver in das Essen streuen wollte; verurtheilt zu vieljährigem Gefängniß stirbt er freiwilligen Hungertod, und dieser Moment ist vom Maler zur Darstellung gewählt. Gaston sitzt ganz ermattet auf seinem Lager, der Majordomus bietet ihm auf den Knieen vergeblich einen Teller mit schönen Früchten an, die er mit der Hand von sich stößt; am Fuße des Bettes steht ein Page, eine anziehende Figur, auf die ein besonderer Fleiß gewendet ist, auf einem Krystallteller Wasser und Wein darreichend. Als ein Bild von großem Verdienst und außerordentlicher Wirkung ist auch **Ziegler's** Prophet Daniel zu nennen, nach Daniel Cap. 6. entworfen. Daniel verweilt noch am Rande der Grube und seine ganze erhabene Gestalt spricht Dank, Andacht und Erhebung aus, während unter ihm der Engel knieend die murrenden Löwen beschwört. Die Farben sind glänzend und harmonisch, Manche wollen jedoch Correctheit in der Zeichnung vermissen. Ein großes Tableau von Charles Louis **Müller**, **Martyre de Saint-Barthelemy** stößt zurück durch den krassen Naturalismus, womit der Henker, der übrigens die beste Figur im ganzen Bilde ist, dem Märtyrer das Fleisch herausschneidet. Ein großer Aufwand von Studium läßt sich sonst in den einzelnen Theilen nicht verkennen. Sehr originell

in der Composition und interessant durch die Ausführung ist ein Bild von Ferret: Jesus en Egypte. Jesus steht sinnend auf den Ruinen von Theben, über welche ein tiefer Schatten sich ausbreitet; er denkt das Christenthum. Zur Rechten sitzt ein ägyptischer Priester und dechiffrirt Hieroglyphen; während neben ihm seine Tochter, eine jungfräuliche Priesterin der Isis, ihren Blick zu Christus hinwendet. Vater und Tochter bilden eine schöne Gruppe. Steinheil, ein Deutscher, hat die sonderbare Idee gehabt, die sieben Todsünden nach einer Stelle im Neuen Testament darzustellen. Einen angenehmeren Eindruck macht Christus, die Kinder segnend, von Théophile Lacaze. Etwas theatralisch ist ein anderer Christus von Monvoisin; die Versöhnung wird vollzogen, Himmel und Erde sind in Aufruhr. Die vielen Schlachtengemälde, deren größter Theil für Versailles bestimmt sind, erlassen Sie mir wohl näher anzugeben. Die werthvollsten darunter haben geliefert Eugène Devéria, Steuben, Hippolyte Bellangé, Eugène Lami (ein Schüler von Horaz Vernet), Philippoteaux, besonders aber Decaisne. Der Triumph des diesjährigen Salons besteht aber vielleicht in der Menge höchst vortrefflicher Landschaften und in mehreren Seestücken, worin die ausgezeichnete Naturauffassung der Franzosen sich am vollendetsten offenbart. Ein höchst reizendes Thalbild von Louis Cabat, eine Herbstlandschaft von Paul Huet, zwei Winterlandschaften von Watelet, viele andere Naturansichten von Marilhat, Storelli, Schirmer, Pernot, Mercey; von Louis Lerois, eine Berglandschaft, wo der Schäfer Phorbas das Kind Oedipus findet; die Sündfluth, zwei Bilder von Alex. Leblanc,

dürften, soviel ich bis jetzt davon übersehe, die wichtigsten Leistungen in diesem Genre sein. Von den Seestücken nenne ich folgende: Le naufragé, von Th. Gudin, das Meer voll außerordentlichen Effects, wie Alles, was Gudin in dieser Weise malt, aber die Figur hat, für mich wenigstens, viel Widerwärtiges; bemerkenswerth ist von Deboisricheux eine Scene bretonne, Gottesdienst auf der See, wohin die Priester mit den Landleuten flüchten. Der Brand des englischen Schiffes Devonshire von Aug. Meyer, sowie eine Schiffbruchscene von Casati finden ebenfalls großen Beifall. — Eine sehr reichhaltige Lese ist noch übrig an den Genrebildern und kleinen historischen Stücken, welche mittlere Gattung den eigentlichen Augenschmaus des sogenannten größeren Publikums bildet. Der kleine Rahmen, der piquante, begränzte Gegenstand machen solche Bilder besonders faßlich und genießbar für die Anschauung. Ein großer Theil derselben ist auch in der That von entschiedenem Kunstwerth. Xavier Duprèz hat neapolitanische Pilger auf dem Wege nach Rom gemalt. Die Tochter faßt die ohnmächtig umsinkende Mutter, während der Sohn an einer Quelle Wasser schöpft: ein Bild von ergreifender Wirkung. Ein reizendes Bild hat A. Debacq gemalt, die Kindheit des Montaigne; es ist die bekannte Geschichte, wo der Vater das Kind durch Musik aus dem Schlafe wecken läßt. Von Mlle. Blanchard sieht man griechische Frauen, die, von den Türken verfolgt, sich mit ihren Kindern vom Felsen ins Meer stürzen. Jules Dehaussy zeigt den geizigen Rembrand, wie er sterbend noch einmal seinen Schatz zu sehen verlangt. Ein komisches Bild hat Jules Boilly gemacht. Der Maler Ranc, ein Schüler von Rigaud,

mußte sich vergebens bemühen, es einer Familie mit dem Portrait einer Person recht zu machen. Er schneidet endlich ein Loch in die Leinwand und die Person steckt den Kopf hindurch. Possirlich nimmt sich nun die Bestürzung und Beschämung der Familie aus. Ein Lieblingsbild aller Beschauer ist Camille Roqueplan's **Vandyck à Londres.** Vandyck hat Gäste vom Hofe zum Essen und läßt Musik machen. Madame Desnos hat eine sehr schöne Darstellung der La Vallière gegeben, die, im Begriff, ins Kloster zu gehn, sich der Königin zu Füßen wirft. Der herrlichste Humor belebt zwei Bilder von Henri Decoëne, die unter einander zusammenhängen, **Une tournée pastorale,** wo der **Mr. le Curé** eine Runde durch das Dorf macht, um den Zehnten zu erheben. Bald aber hätte ich vergessen, Ihnen ein Lieblingsbild der Pariser zu nennen, von Eduard Pingret, das nichts Geringeres darstellt als: **Le Roi Louis-Philippe I. accordant à la veuve Meunier la grâce de son fils.** Interessant ist der Ausdruck der Königin, die sich ebenfalls im Bilde befindet. Der König aber hebt die Frau auf, mit den Worten: „**Votre fils s'est repenti, je veux qu'il vive!**“ Die Scene ist nach einem Bericht in dem Journal des Débats gemalt, ein Beweis, daß man auch Journalartikel malen kann. Alphonse Roehn **fils** hat als allerliebste Burleske ein Urtheil des Paris gegeben, auf dem drei Dienstmädchen vor dem Portier, welcher den Apfel hält, ihre Waden zeigen. Eine anmuthige Idylle ist Roqueplan's **les plaisirs du soir.** Sehr hübsch ist von Haudebourt-Lescot eine affectirte vornehme Dame, welche ihr Kind säugt, während der Mann in Rousseau's Emil liest. —

Ich höre für diesmal von diesen Gegenständen auf, um einer späteren zusammenfassenden Beurtheilung der pariser Kunstausstellung nicht zu viele Einzelnheiten vorwegzunehmen. Was literarische Neuigkeiten anbetrifft, so weiß ich davon wenig zu erzählen, da die Erscheinungen der letzten Zeit weder mir noch Andern eine erhebliche Aufmerksamkeit abgewonnen haben. Die französische Literatur ist jetzt in eine gewisse Stagnation gerathen, die feurige Lava, welche von den letzten Nationalerschütterungen ausgeströmt, ist erkaltet, und weiß der Himmel, was die Geister und Zustände wieder aus der Lethargie erwecken wird, in die jetzt Alles versunken scheint. Interessant und inhaltreich sind die vor einiger Zeit erschienenen beiden ersten Bände von des Marquis von Custine Werk über Spanien, aber es gehört gewissermaßen mehr der Vergangenheit als der Gegenwart des französischen Tageslebens an. Mir fiel darin unter Anderm eine merkwürdige Stelle auf, von der ich Ihnen etwas schreiben will. Bei Gelegenheit der Eindrücke der Kathedrale von Cordova, welche Herr von Custine in seiner geistreichen und sinnigen Weise wiedergiebt, schreibt er auch einen feindlichen Ausfall gegen die Poeten, gegen die hommes à imagination, die uns berücken und verführen, und zuletzt [illegible] trostloser Oede lassen. Aber nachdem er seinem [illegible]gen diese dichterische Befriedigung gegeben, hält er inne, und wirft sich selber die Frage auf: „Doch die gewöhnlichen Menschen, haben sie nicht alle Fehler der außerordentlichen, und nur den Genius weniger?“ Und hierauf wendet er sich eifrig an die Empfängerin seines Briefes: „Lieben Sie denn, verehren Sie einen Byron, wenn Sie so unglücklich oder so glücklich sind einem zu be-

gegnen, und ich, ich will Sappho oder Frau von Staël lieben; denn die Furcht wird mich nie von dem Kultus des Genies abhalten. Ich würde der Diener Rousseau's, der Sklave Byron's gewesen sein, und für ihre beleidigenden Launen hätte es mir genugsame Schadloshaltung gewährt, wenn ich sie hätte fühlen lassen, daß sie von mir verstanden würden, wie von keinem andern." Dies Bekenntniß, auffallend in dem Munde eines französischen, aristokratisch und katholisch gesinnten Marquis, gereicht ihm desto mehr zur Ehre, als hier in der größten Demuth die edelste Gemüthskraft hervorbricht. —

Eine kleine Denkschrift, welche Hr. Dr. Guhrauer über das Memoire Leibnitzen's verfaßte, das der große Philosoph zur Erörterung seines Plans zur Eroberung Aegyptens bekanntlich Ludwig dem XIV. vorlegte, ist durch Cousin in der Académie des sciences morales et politiques vorgelesen worden und hat vielen Beifall gefunden. Guhrauer hat die Negociation hier zuerst im Archiv aufgefunden und er bereitet über diesen Gegenstand eine ausführlichere Druckmittheilung, mit Beifügung der neuen Documente, vor. —

γ **Muskau.** So will ich denn auch in den Freihafen einlaufen mit meinem kleinen Briefbote und mein Schiff- und Log-Buch vorlegen. Ich habe freilich nur einen kleinen Kutter — eigentlich mehr für's Freibeuterhandwerk geschickt — auch hab' ich nur kleine Ladung und weiß nicht einmal, ob es auch richtiges Kaufmannsgut sein wird und gäng und gebe ist im Handel.

Ich komme aber von einem gar seltsamen Eilande — Muskau ist mitten im Sandmeere der Lausitz ein Binnen-

land, eine Oase, als wenn im wüsten Arabien ein Phönix sein Nest gebaut hätte — vielleicht aber ist's auch ein Greif.

Jedes Stückchen guten Landes beinahe mußte erst aufgefahren werden, und der große Park ist wie ein großer Zuckerkuchen — unten ein dicker, sandiger, dürrer Semmelteig — und darüber nur eine dünne, saftige, süße, wohlschmeckende Kruste; — oder auch wie der Marmor Berlins, wo eine dünne Marmorschale wie ein dünn Seidenkleid die groben wollnen Gewänder der unteren Backstein- oder Holzwände beschleiert.

Muskau liegt, wie das kleine schöne Kapri neben Italien — so von Berlin getrennt durch das Sandmeer der Lausitz und Mark. Aber von diesem Kapri aus ergehn, wie weiland von dem römischen — zwar nicht die Heischungen eines Blut — und Gewalt-Herrschers Tiberius — aber es sitzen da still waltend zwei, drei — oder mehre andre Fürsten im großen deutschen Reiche des Geistes, die von hier aus mit ihren Bekanntmachungen das genannte Reich erfreuen — Friedenfürsten, aber keine spanischen — obwohl vielleicht in spanischen Schlössern. —

Die Berliner wundern sich, daß Männer, wie Leopold Schefer, Seidel, hier nicht blos gedeihen und wachsen — sondern auch grünen und blühen und süße Frucht haben und sich freuen am eignen Wuchern — darüber, sag' ich, wundern sich die Berliner, und begreifen kaum, wie einer ihre langen, graden Straßen (die krummen nebenbei) und ihre großen acht- und vier- und kein-eckigen Plätze nicht vorziehen sollte einem Städtchen, wo kaum ein und ein halber Platz und so viel Häuser sind, als in Berlin Straßen.

Aber in kleinen Nestern sitzt sichs warm, und Singvögel sind selten groß und bauen sich gern kleine, trauliche Nester — legt auch manchmal der Teufel sein Gukukei hinein — Hofvögel dagegen, die größer sind — als wie Hühner, Enten, Gänse — bauen freilich auch größre Nester — aber wie oft brüten sie? laufen sie nicht vom Neste, kaum daß sie das Ei gelegt, ohne zu brüten?

In Muskau sitzt ja einer der schönsten, lieblichsten und liebevollsten Sänger Deutschlands — ein rechter starker Sprosser in diesem Zauberhaine.

Gleich wenn Ihr von Berlin nach Muskau hineinkommt, sehr Ihr rechts einen Gasthof, dann Scheunen, dann ein halbes Haus, wieder Scheunen — und dann auf Etwas, was man Berg nennt, ein niedliches Häuslein mit gothischen Fenstern, die sehr groß sind — es ist ein kleiner Erdzwerg mit großen Augen — eine großartige Kleinigkeit. Beinahe scheint's wie irgend ein Pfefferkuchenhäuschen irgend eines deutschen Ammen- und Volksmährchens — so traulich und süß und würzig.

Wenn Sommer ist, so schaut sichs von da gar hübsch in ein Gärtchen hinein, das auf Abstufungen mit seinen Bäumchen und Blumen und Gemüsen sich um das Häuslein herumlegt, wie die Außenblätter um den sonderbar schönen Kelch und Heerd irgend einer Wunderblume. Das ist natürlich Leopold Schefer's Wohnung — und darin sitzt dieser Blumengeist, elfartig, zaubervoll, sinnig, neckisch, lieblich, mitunter fast koboldartig, wenn er aus seinem Kelche herausschimpft und neckt — er ist immerhin von den Geistern, die mehr wissen als Erddinge. Es ist

„Der, der die ganze Stimme der Natur
Heraushört, ihm ward sie zur Harmonie.
Hier nah vor seinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen singen hundert Vögel,
Dort morschet eine alt bejahrte Eiche,
Und drunten nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort schallen Grabgesänge
Vom Schlafgemach der Todten — und vom Walde
Her seh' ich eine lust'ge Hochzeit schweben." u. s. w.

denn freilich möcht' ich immer weiter abschreiben aus seinem „Gebetbüchlein" — so nannte er mir's selbst. — Es ist Alles grade so, wie er's hier hingeschrieben, er hat die Natur abgeschrieben — ihm gleich liegt Kirchhof und Straße; und er sitzt oben warm in der Natur auf seinem Nestlein und brütet und singt in die Sonnenwelt hinaus für seine Brut,

„Geht fleißig um mit seinen Kindern, hat
Sie Tag und Nacht um sich und liebet sie,
Und läßt sich lieben einzig schöne Jahre."

Seine Kinder aber solltet ihr sehen! — Die Bildlein von ihnen liegen in seinem Gebetbüchlein als Heiligenbilderchen — er hat sie ja abgemalt in allen seinen lieben Kinderschilderungen. Ebenso die Mutter. Sie waltet schlicht und still darinnen und hat ihren großen Kinder- und ihren kleinen Viehstand. —

Die Muskauer nennen Schefer ihren Einsiedler — er ist ein Zweisiedler mit seinem Weibe. Die Muskauer denken, der Einsiedler solle zu ihnen kommen und etwa betteln — sie sind nicht rechtgläubig (katholisch), sonst wüßten sie, daß die Einsiedler von jeher ihr Glöcklein wohl allein geläutet und fromme Beichtkinder und Verehrer (die sie und ihnen verehrten) zu sich beschieden haben. —

Die Muskauer sind ein glückliches Völklein — und haben sie nicht Alles? ich meine, haben sie nicht einen Fürsten, einen Hof, ein Schloß, Schloßgarten, Schauspiel, Bad, Hofbeamte, Schriftsteller, Dichter und Buchbinder — ja sogar ein Berlin — nämlich eine Stadt Berlin, den Gasthof? — haben sie in Muskau nicht ein Rathhaus, 1½ Kirchen — übrigens auch Trümmer von Pflaster — die ihr grünbehartes Haupt aus dem Strome der Zeit und Vergangenheit — wie alte Karpfen — hervorstrecken? — Die Muskauer Schloßgasse ist doch wenigstens so lang, als ein Durchgang des Berliner Schlosses — und nun können wir eigentlich gleich in den Garten eintreten — — . . .

. . . Geehrtester Herr, ich muß aber hier um Entschuldigung bitten; ich hab' es nun freilich gemacht wie weiland die spanischen und andere Amerikafahrer, und habe als Ballast und Rückfracht von dem seltsamen Eilande meinen Kiel mit Sandelholz, Mahagoni u. dgl. gefüllt. Als ich aber meine dazu aufgespeicherten Vorräthe musterte, fand ich mit Schrecken — daß Sie mir einen zu kleinen Schiffraum gestattet — so daß ich Vieles zurücklassen mußte. Jetzt nun, da ich auspackte, zeigt es sich, daß es grade das Holz (materia) gewesen ist, das im Muskauer Garten steht — das hab' ich über Bord werfen müssen und so blieb in meinem Briefschiffe nichts übrig vom Parke.

Auch stößt uns, wenn wir zum Gartenthore einrücken, gleich das Amthaus auf. Da wohnt nun Jemand, von dem sich freilich auch Manche — wenn auch nicht grade Berliner, — gewundert haben, daß er hier wohnt — so abgeschieden von der eleganten Welt. — Aber es ist wenig zu verwundern, daß er sich hierher gesetzt hat; mehr, daß sie ihn

hierher gesetzt haben. Nun hängt er hier wie ein ausländischer Vogel unter den einheimischen des Gartens, wie im Käfig; und er kann hier nun freilich nicht mehr grad aufsteigen mit seinem Sange, wie eine Lerche — aber sie haben ihm doch auch oben eine weiche Decke gemacht, daß er sich nicht gleich den Kopf einstößt, wenn er's versucht. Auch haben sie sein Weibchen zu ihm gelassen und seinen Jungen, — wenn's nicht ein Mädchen ist.

Auch ist er ein gewaltiger Jäger geworden — wenn auch nicht vor dem Herrn — wie Nimrod. Doch, wer weiß? — Und seine Frau geht eben auch nicht anders aus, als mit dem zierlichen Gewehr auf der Schulter. Uebrigens geht's Beiden wohl und sie können das künstliche Kanariennest, das man ihnen schon fertig hingegeben, ja auch noch mit eignen goldnen Federn putzen und ausstatten. — Ich meine, sie wohnen recht zierlich und fein, und vornehm und bequem.

Laube kam von Berlin und der große Backenbart hing ihm noch voll von Berliner wohlriechender Seife, mit der man ihn eingeseift hatte. — Manche haben ihn auch am Bart gezupft. Da kann er sich denn freilich noch nicht drein schicken, daß die lieben Muskauer nicht solche savon de Provence oder dgl. haben — er zieht sich vornehm zurück und ist sich, wie in der Literatur jetzt — so auch in Muskau, selber genug, schreibt eine Literaturgeschichte, kommt alle vier Wochen einmal zu Schefer, schießt Böcke — und wenn das wird vorbei sein, so sagt ein gewisser Mensch, er werde sich auf den Fischfang legen, und unter Andrem habe er schon dem Hrn. Engelmann in Leipzig den Vorschlag gemacht, er solle ihm einige Hundert Krebse

schicken — er will diese jungen Europäer auch in der krebsarmen Neißgegend verbreiten. Das geht mich — und manchen Andren — aber eigentlich Alles sehr wenig an, und ich wünsche ganz von Herzen, daß Hrn. Laube in der Versteigerung der Hinterlassenschaft des verstorbnen, durch seinen Herrn rühmlichst bekannten Forstmeisters einige gute Gewehre werden vor den Kauf gekommen sein — daß er sich wehren kann, denn er wird freilich zu viel angefochten sowohl, als angefochten, d. h. angebettelt.

Mehr ein Mann des Volkes — oder vielmehr des Stadtadels von Muskau ist der hiesige Bühnendichter Seidel — ein Fünfzigender, stößig, brünstig — aber immerhin ein Edelhirsch. Freilich wollen ihn die armen Bauern seines vielen Wildschadens wegen nicht recht loben, aber der Fürst hält ihn doch fest und warm. Früher war er, glaub' ich, Vorsteher des Liebhaberschauspiels, und es soll gut gewesen sein. Leute dazu hat er an den vielen fürstlichen Beamten, die diese Herrschaft von neun Geviertmeilen bearbeiten — daß die Bauern schwarz werden — ich meine vom Kohlenbrennen in der großen Haide.

Neulich sind die arabischen Pferde des Fürsten angekommen — schöne, prächtige Thiere. Ihr Herr aber wird vor 1839 schwerlich zurückkehren — wenn ihn, den Schußfesten, nicht etwa gar ein gar heimlicher aber gewaltiger Herrscher zum Tode verurtheilt und ihm einen schwarzen Fleck auf's Herz gemalt hat als Ziel — die Pest. — Sie haben sehr lange keine Nachricht von ihm. —

Uebrigens, wenn wir nun herausgehn, so nehmen wir schon schnell den Weg durch einen Theil des Parks.

Er ist seltsam anzuschaun — er liegt da, hier und dort

noch mit Schnee belegt — wie ein junges Weib nach der Brautnacht, und dehnt sich wollüstig, die Frucht zu hegen, und schwellen und hervorgrünen zu lassen — Es ist wahr, der Garten streckt sich ordentlich, wie im Schlaftrunke, nachdem ihn die hereinscheinende Sonne aus süßem Traume geweckt. — Die Wasserleitung, an der der gewundene Gang hingeht, ist geschwollen, wie eine lebhafter schlagende Ader — noch wenige Wochen und diese Sträucher haben sich zu Lauben verschlungen für die Liebespärchen der Nachtigallen — und dann kommt nur selber hin und seht Euch das Weitere näher an. — v. Tr.

Im März ? † **Aus Süddeutschland**. — Es war wohl eine harte Zeit, als der schwere Scepter Napoleons auf Deutschland lastete; aber es ist kein Unglück das nicht auch sein Gutes hätte. — Das gemeinsame Unglück und Uebel war ein mächtiges Versöhnungsmittel und gerade in jener furchtbaren Zeit schloß sich der Bund der Deutschen enger, als je vorher. Eine religiöse Duldung wurde herrschend, wie seit der Reformation nie gewesen. Man vergaß den langgenährten Haß, Deutsche schlossen sich an Deutsche und betrachteten sich nur als Christen, als Brüder eines Blutes, einer Sitte und Zunge. — Ihr Vertrauen auf Gott wuchs gerade damals, wie die Eiche im Sturme sich kräftiget, und eine wahrhaft religiöse Begeisterung durchdrang die Gemüther. — Dieses zeigte sich während des langen Druckes im festen Ausharren, dieses zeigte sich dann im allgemein erwachten Freiheitskampfe in freudiger Aufopferung und Hingabe aller irdischen Güter. — Es zeigte sich im Kampfe selbst, und was seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war, als die Kriege meist blos der Eroberung für einzelne Geschlechter

galten, das sah man in jenen furchtbaren Schlachten; wie von einer unsichtbaren Gewalt hingerissen, knieten Kaiser und Könige mit dem Volke vor dem Kampfe nieder, erhoben sich freudig, schlugen und siegten, und dankten dem Herrn der Heerschaaren für den Sieg. — Betrachtet man, welche Umwälzung der religiösen Ansichten in jener Zeit geschah, so wird man mit Freude gewahr, wie gerade in jenen Stürmen sich das reine Christenthum, jene thätige, aufopfernde Bruderliebe, der felsenfeste Glaube an Gott, herrlich entwickelte und eine schöne Vereinigung der lange getrennten Deutschen hervorbrachte. Die Fürsten gingen mit ihrem Beispiele voran, katholische Könige vermählten sich (was, seit Jesuiten herrschten und die allmächtigen Beichtväter waren, nie geschehen durfte, und geschehen war), mit protestantischen Fürstentöchtern, oft wahrhaft zum Segen ihres Hauses und Landes — und ihnen folgte das Volk und die Priester beider Confessionen segneten den Bund. — Was die größten Reformatoren nicht vermocht hatten, was alles Hindeuten auf die Schrift nicht bewirkte, das bewirkte das Machtgebot Napoleons; — die Bischöfe hörten auf, **weltliche** Fürsten zu sein, die Kirche sollte wirklich nur eine geistliche Macht sein, die mittelalterlichen Anstalten, **Klöster** und Klosterähnliche Institute gingen zu Grabe, unbetrauert, denn sie hatten in der letzten Zeit ohnehin ihr sieches Leben nur mit Mühe hingeschleppt, und weder die Fürsten noch das Volk beklagten den Untergang derselben. — Damals war es nahe daran, eine deutsche christliche Kirche aufzurichten und die verschiedenen christlichen Bekenntnisse zu vereinen, was die größten Gelehrten und Menschenfreunde, selbst **Leibnitz**, vergebens angestrebt hatten. Aber **gerade** der **Friede**

sollte das schöne Band wieder zerreißen, Deutsche von Deutschen wieder trennen und den Krieg der Meinungen wieder anfachen?! — Daß es so geschehen, liegt jetzt wohl klar vor Aller Augen. Man braucht nur den wüthenden Ton zu betrachten, der in den Artikeln so vieler Convertiten herrscht, die durch ihren Uebertritt zur allein seligmachenden Kirche hohe Staatswürden, Dompräbenden, Professuren, Erbschaften oder reiche Heirathen erschnappten. — Die Mönche Don Miguels und Don Carlos könnten nicht intoleranter und aufhetzender sprechen. —

Als nach langem Sturme, der alle bisherigen Grundfesten erschüttert und ein neues Geschlecht unter Kriegsgeschrei und Leiden aller Art geboren und groß gezogen hatte, die Fürsten von ganz Europa sich beriethen, um einen dauerhaften Frieden auf religiöse und sittliche Grundsätze zu gründen; da gab es doch Mächtige, welche die Zeit, die Gott gesandt hatte, rückwärts drehen wollten, welche sich vermaßen zu thun, als hätte die Menschheit unterdessen geschlafen!? Rom verlangte nun geradezu die Wiederaufrichtung des alten Deutschlands vom Jahre 1790, Herstellung aller Bischöfe mit ihren Gütern. — Es war dasselbe Ansinnen, welches sich schon vor, in und nach dem dreißigjährigen Kriege gezeigt hatte; aber es gelang auch diesesmal nicht, zum Zeichen, daß die Ereignisse, welche der Himmel sendet, doch gewaltiger seien, als die Schlüssel desjenigen, der Alles binden zu können glaubt. — Wie er ehemals (durch dreißig Jahre der Gräuel noch nicht ersättiget,) dem westphälischen Frieden geflucht, erließ der heilige Vater auch gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses eine Protestation, auf welche Niemand achtete. — Aber darauf be-

gann der denkwürdige Kampf, nicht mit dem Schwerte, sondern mit geheimen Unterhandlungen, Werben und Locken durch mancherlei Künste, und was nicht mit einem Male gelungen war, suchte man allmählig und durch einzelne Verträge zu erreichen. Der Orden der Jesuiten wurde wieder erweckt, die Bibelgesellschaften, welche der heilige Vater eine Pest der menschlichen Gesellschaft zu nennen beliebte, verdammt, und es begannen die Jahre lang andauernden unermüdet fortgeführten Unterhandlungen wegen der Konkordate. Der Abschluß des Bairischen, über dessen Anfang, Mitte und Ende noch geheimnißvolles Dunkel liegt, so wie die Betreibung des Konkordates mit Würtemberg, Baden u. s. w. Diese Unterhandlungen und die Verfolgung des biederen freisinnigen Wessenberg zeigten deutlich: Rom hat von seinen Grundsätzen nichts aufgegeben und wird nichts aufgeben; es weicht der Zeit für Augenblicke und strebt, bei erster günstiger Gelegenheit, seine alte Herrlichkeit wieder geltend zu machen. Es will eine irdische Macht und Herrlichkeit, nicht eine geistige, und wie die Juden, erwartet es fort und fort seinen Messias, der ihm den alten Glanz zurückbringe. — Rom will herrschen, Fürsten gleich, aber nicht im Reiche der Geister durch Fortschreiten, Entwickeln und Fördern allgemeiner menschlicher Interessen, wie es in der alten Zeit das Monopol der Intelligenz hatte und die republikanische Freiheit wider Kaiser und Könige verfocht. — Jener Zweck und Plan liegt schon deutlich ausgesprochen in dem Bairischen Konkordate; wer nur immer tiefer blickt, wird es erkennen. — Um zu seinem Ziele zu gelangen, sucht Rom: 1) liegende Güter, festen Grund und Boden, um dem Adel und den Fürsten gleich und ebenbürtig

zu sein; 2) Klöster für das Volk, um auf dieses durch die herablassende gutmüthige Einfältigkeit der Bettelmönche zu wirken; 3) den Unterricht der Jugend durch andere Orden, um das neue Geschlecht nach seinen Ansichten zu seinen Absichten zu ergreifen, damit es sich geduldig in die geistige und körperliche Knechtschaft füge. Dieses sind die Elemente der römischen Herrschaft gewesen und sind es noch; ja sein ganzes Leben und Bestehen ist fest an sie geknüpft, und werden ihr diese entzogen, so muß Rom nothwendig zu Grunde gehen; darum strebt es instinktartig nach diesem Lebens-Elemente.

In Frankreich begannen mit der Restauration auch die Plane der katholischen Kirche sich wieder zu entwickeln; Missionskreuze wurden aufgerichtet, es geschahen Wunder und Zeichen; die Jesuiten wurden wieder eingebürgert, sollten sie auch unter einem andern Namen vorkommen, die Güter der Kirche im Stillen durch Ankäufe und Schenkungen vermehrt. Sonderbar ist es freilich, daß sie, die sich rühmt ganz allein den wahren Geist der christlichen Lehre gefaßt zu haben, ohne weltliches Besitzthum nicht bestehen zu können glaubt, da doch das Reich des Herrn nicht von dieser Welt war und ist! Der Streit um liegende Güter zur Ausstattung der neu errichteten Bisthümer verzögerte, wie man ziemlich zuverlässig weiß, die Vollziehung der schon seit Jahren abgeschlossenen Konkordate. Da Rom in diesem Puncte nicht durchdringen konnte, begnügte es sich einstweilen damit, daß der Kirche der Besitz und die nachmalige Erwerbung von Gütern gestattet ward. Am wichtigsten erschien aber den Freunden Roms, die Erziehung der Jugend wieder ganz allein oder doch größtentheils zu erhalten; so

wichtig däuchte ihnen dieses, daß der Nunzius in München bald nach seiner Ankunft ziemlich unbehutsam äußerte: „so lange diese Lehrer und solche Vorstände an ihrer Spitze wirken, ist für uns kein Heil. Diese muß man zuerst entfernen.“ — Und was ist seit dem Jahre 1820, vorzüglich aber seit 1826 nicht geschehen? Will man einzelne Beispiele von Jahrelanger Verfolgung? Exempla sunt odiosa, und doch muß ich Einiges, nur Einiges berühren. Man verdächtigte die ausgezeichnetsten Männer bei der Regierung, weil sie nicht römischen Grundsätzen huldigten, weil sie nicht im Geiste Roms lehrten, und dazu beitragen wollten, Jugend und Volk planmäßig dumm zu machen. Wer erinnert sich nicht der vielen Lehrplane in einem bedeutenden süddeutschen Staate, von welchen einer den andern verdrängte und verdrängen mußte, weil sie einer gewissen Parthei nicht gefielen? Sie wollten geflissentlich Alles verwirren, damit es am Ende deutlich schiene: Seht, es ist kein Heil mit eurer Erziehung, bis ihr die Schulen wieder in die Hände der Geistlichen, nicht der Geistlichen, sondern der Mönche gebt! — Lange sträubte man sich; man erinnert sich, daß ein finsterer Bund, deren vorzüglichste Glieder als Mitarbeiter einer süddeutschen Zeitschrift bekannt waren, offen darauf ausging, mystischen Unsinn unter frömmelnden Sprüchen zu verbreiten, um das Volk zu locken; man weiß auch, daß der Bund plötzlich sich das allerhöchste Mißfallen zugezogen und wie eingeschüchtert eine Zeitlang stille gesessen habe. — Aber er ruhte nicht und die Tollheiten der Ultraliberalen und manche andere extravagante Bestrebungen auf der andern Seite brachten jene Parthei wieder empor. Wer kennt nicht die letzten verhängnißvollen Jahre, ihre Ver-

sprechen und ihre Früchte? Diese Unsinnigen trugen am meisten dazu bei, Deutschland in die Fesseln Roms zurückzuführen, wenn es ja noch irgend möglich ist! Jetzt verkündeten die Römlinge offen: Uebergebt uns die Schulen, wir erziehen euch die Jugend zu ruhigen gesitteten Bürgern! und jetzt war ihr Antrag willkommen! Heißt es doch, die Jesuiten hätten sich schon erboten, die Mittelschulen in den größten Städten eines süddeutschen Staates unentgeldlich zu übernehmen, damit desto mehr Fonds übrig blieben zu endlosen Bauten und für Kunstschätze?? Zwar die Jesuiten wollte man noch nicht, aber doch Mönche, und welch ein Unterschied wird wohl zwischen Mönchen und Mönchen sein? Sie müssen ja für das Interesse Roms wirken, und wohin dieses ziele, ist nicht mehr zweifelhaft. Von da an begann ein wahrer Zwiespalt zwischen der Lehre und dem Leben sich zu offenbaren; die Jugend soll nicht mehr nach den Grundsätzen der Aeltern erzogen werden; was diese sagen, die eine Zeit voll Bedrängnisse glücklich zurückgelegt haben, wird in der Schule als Gottlosigkeit und Irrthum verdammt. — Ein junger Priester sagte und lehrte offen, als ein Gewitter die Feldfrüchte am Gebirge hin zusammen schlug: das ist die Strafe für jenen Pfarrherrn, welcher bei dem Gewitter nicht läuten läßt. — Der dem Feldbau und der Sittlichkeit gleich schädliche Unfug der Kirchweihen, der abgebrachten Feiertage, der entfernten Wallfahrten wird von vielen Geistlichen aus allen Kräften gehegt und gepflegt. Ein neu angekaufter, protestantischer Gutsherr brachte durch Bauten und neue Einrichtungen viel Geld im Umlauf, aber wie gewonnen, so zerronnen! Die katholischen Bauern murrten: es sei offenbar kein Segen bei all dem

großen Verdienst, weil halt der Baron ein Lutheraner sei! — Was sollen nun die Aeltern zu solchen Lehren, welche ihre Söhne aus der Schule heimbringen, sagen? Sollen sie die Achtung gegen den Lehrer aus dem Herzen ihres Sohnes tilgen und Zweifel säen! Sie müssen schweigen aus mehr als einem Grunde und das Unkraut wuchert üppig fort. Glaube man es nur, schon kommen wieder Fälle vor, daß der Priester von einer armen Tagelöhners Wittwe die letzten Groschen nimmt und eine Messe zu lesen verspricht für ihr Kind, das erst ein Jahr alt starb, damit es ja in den Himmel komme, daß er den letzten Groschen nimmt, um die verhexte Kuh zu exorcisiren, die Blut statt Milch giebt. — Im Isar- und Unterdonaukreis, sollen unter den Mendikanten unnatürliche Laster im Schwange gehen. — Das ist dann frommer christlicher Sinn. — Unter dem Vorwande, daß die Religion nicht entweiht und gelästert werde, hat man glücklich erlangt, daß nichts mehr über die Geistlichen in öffentlichen Blättern geschrieben werden darf, was ihren Einfluß bei dem Volke vermindern könnte. Es ist etwas über ein Jahr, als in einer großen, berühmten Stadt eine sonderbare Geschichte von seltsamer Schatzgräberei von Mund zu Mund ging, wie dabei schändlicher Betrug vorfiel und der geweihte Schatzgräber, der einem neuerweckten Orden angehörte, silberner Schaufel und Zangen bedurfte, den Schatz zu heben, was ihm jedoch nicht gelang, sondern ein Unhold entwendete sogar das aufgewendete Silber. Man brachte den Mann von der Flucht zurück und Jedermann erwartete nun, die Sache in öffentlichen Blättern wenigstens in allgemeinen Ausdrücken besprochen zu lesen, damit andere Leichtgläubige nicht auch betrogen würden; aber man las nichts,

vielmehr verlautete, der Gensdarme, welcher den Verdächtigen und Beschuldigten öffentlich einbrachte, habe deßwegen einen Verweis erhalten. — Macht aber irgend ein altes Mütterchen eine Schenkung an die Kirche, wird eine Capelle errichtet, schnell berichten es preisend alle Blätter, und welche Lobsprüche werden nicht erst öffentlich gespendet, wenn eine fromme Frau mehrere Tausende als ein ewiges Capital anlegt, von dessen Zinsen ein Mann bequem leben kann, der dagegen nur die Verpflichtung hat täglich eine, oder wöchentlich ein paar Messen für die Seele der Wohlthäterin zu lesen. Solche Stiftungen werden gepriesen und andern als Muster vorgehalten: thut darnach und ihr werdet den Himmel euch zum Danke verpflichten. So ist es denn dahin gekommen, daß der katholische Priesterstand auf dem geraden und ebenen Wege ist, sein voriges Ansehn, Macht und Reichthümer wieder zu erlangen; zwar werden noch mehrere Jahre verfließen, bis er alles vereinigt, aber er hat doch die Hoffnung. Wie viel die Geistlichen, wie viel die Ordinariate, jetzt schon vermögen, weiß Jeder zu berichten; es ist ihnen aber vorzüglich um die Erziehung oder vielmehr Verziehung zu thun. Weil der Priesterstand als das Eldorado unserer Zeit und aller Stände wieder angesehn wird, drängen sich ungemein viele zu demselben, nicht gerade die fähigsten Köpfe, welche man mißtrauisch beobachtet, sondern die Geduldigen, Frommen. Manche sagen freilich, vorzüglich die Armen am Geiste: Wer hat seit langer Zeit gehört, daß der Sohn eines Ministers sich dem Priesterstande widmete? Jetzt haben wir ein Beispiel; die Bischofmützen und die angenehmen Sinecurstellen in einer Domherrn-Anstalt tragen wohl vieles dazu bei und locken gar lieblich an. Man weiß, daß Männer

von mehr als dreißig Jahren, die vorher einem Handwerke lebten, plötzlich von einer unwiderstehlichen Begierde ergriffen wurden und werden, Geistliche zu werden. Man dressirt sie ein Paar Jahre, daß sie zur Noth lateinisch lesen und einige Formeln verstehen lernen, schickt sie an eine milde Anstalt, um dort die Abiturientenprüfung zu machen, dispensirt sie vom Griechischen und der Mathematik, und sie können an die Universität oder an ein Lyceum, werden nach wenigen Jahren Priester und sind als solche auch sogleich die gemachten Vorsteher der Elementarschulen. — Zwar der Schullehrer übersieht sie weit, aber sie begegnen ihm stolz, er ist ein Freigeist und man weiß sich durch Erzählen von Legenden und Austheilen von Bildchen und Rosenkränzen die Zuneigung der Jugend zu gewinnen. Stand doch vor etwa sechszehn Monden in einem Blatte: — „Wozu braucht man die theuren Schulen mit den hochmüthigen Schulmeistern, die dem Geistlichen meist nur widerstreben? Der Bauer hat genug, wenn er Religion und etwas rechnen kann, dieses lehrt der Geistliche. Was ist denn mit all' dem Kostenaufwande geleistet worden?" — Dieses sind die Ansichten, welche man zu verbreiten sucht in unseren Tagen, da ringsum Alles mit Riesenschritten sich vorwärts bewegt. Stillstand heißt bei dieser Partei — so darf man sie wahrhaft nennen — das große Wort, und sie will nicht erkennen, daß kein Stillstand in der Natur ist.

Bereits haben die Mönche einige Mittelschulen in Süddeutschland, die neu errichteten Klöster sollen zugleich die Pflanzstätten der künftigen Lehrer werden, durch welche nach und nach nicht bloß die weltlichen, sondern auch die weltgeistlichen Lehrer von ihren Lehrkanzeln verdrängt werden

sollen, da selbst diese ihnen zu freisinnig sind. Man will nur Mönche und als Mustererziehungsanstalt für alle Jugend gilt die in Freiburg in der Schweiz. Dieses Land ist in der neuesten Zeit in beständiger Unruhe und Bewegung, vorzüglich durch die Römlinge, und scheint sich recht eigentlich als Heerd großer Umwälzungsversuche zu characterisiren; von dort aus schickt man politische Meuterer, von dort aus die neuen Lehrer, und es scheint fast, als wollte man geflissentlich mit der einen Hand Gift und Dolch, und mit der andern dann mitleidsvoll das Heilmittel: die Jesuiten gewähren! Die Zeit wird auch wohl noch die Machinationen enthüllen und einen Blick in das innere furchtbare Triebwerk gewähren. In der erwähnten Anstalt sollen sich über vierhundert Zöglinge befinden, und es ist glaublich, da sogar ein hochgestellter Staatsmann in seiner Rede bei Eröffnung eines Klosters nicht undeutlich auf das Blühen jener Anstalt hinwies und den Wunsch ausdrückte, die Eltern möchten nun ihre Söhne an die nähere Schule senden. — Die Jesuiten bemühen sich aber vorzüglich, die Söhne reicher und hochgestellter Aeltern zu bekommen, damit durch sie dann leichter und mit größerem Erfolg auf die künftige Bildung eines ganzen Landes gewirkt werde. Man weiß, daß aus dem katholischen, ja wer sollte es glauben, selbst aus dem protestantischen Süddeutschland die Söhne angesehener Aeltern und großer Güterbesitzer sich dort befinden; man weiß und erzählte es sich mit Staunen, daß ein Minister (nicht jener Obenerwähnte), der zu den freisinnigsten, kräftigsten Männern gehörte, welche je gelebt, seinen jüngsten Sohn in jene Anstalt schickte, wozu er freilich nur durch seine Umgebung vermocht wurde und wider Willen der Be-

wegung folgte, die nun einmal herrschend zu bleiben scheint; in diesem Falle würde es freilich gut sein, wenn der Zögling aus jener Schule käme. Fragt man nun, was wird denn dort gelehrt, so erfährt man: gerade dasselbe, was man in den Schulen der Jesuiten vor zwei Jahrhunderten lehrte; denn sie schreiten nicht vorwärts, alle neuen Entdeckungen, Erfindungen, Verbesserungen sind ihnen ein Gräul; schlechtes Latein ist bei ihnen die Hauptsache, in allen übrigen Gegenständen sind sie unerfahren, unwissend. Sie wissen den Geist mit Namen und Zahlen abzufinden und durch einen Schwall lateinischer Verse, zu welchem sie die Worte und Floskeln ohne Geist an einander knüpfen, alle geistige Schöpfungskraft zu ersticken. — Es sollen in einer sehr bedeutenden Stadt zwei Söhne eines hohen Beamten, welche dort gebildet waren, die Abiturientenprüfung mitgemacht und als gänzlich unfähig zurückgewiesen sein; nichts desto weniger schickte sie der Vater wieder nach Freiburg. Kommen solche Fälle noch öfter, so werden ja wohl zum Frommen der Schwachen diese vom Staate angeordneten Prüfungen aufgehoben und die Zöglinge mit ihrem Jesuitenzeugnisse auf Universitäten zugelassen werden ohne Prüfung. Es ist wirklich nicht unwahrscheinlich, was man schon oft behauptet hat, daß die Jesuiten eigene Emissäre haben, damit sie Schüler anwerben; zuverlässig ist, daß sie suchen, in adlichen Häusern Hofmeister unterzubringen, welche bei ihnen gebildet wurden, und man könnte über solche wohl Einiges erzählen. Es ist offenbar, man will den Adel unwissend, damit man auch über ihn leichter herrschen könne, damit auch er die Unwissenheit wieder pflege und sich blos der Jagd und dem Vergnügen, oder wie man

zu sagen beliebt, den ritterlichen Uebungen widme. Glaube man ja nicht, daß die römische Kirche sich blos in dem Lande auszubreiten und zu vergrößern strebt, welches in der neuesten Zeit durch die sonderbarsten Gegensätze, die es planmäßig begünstigt, so viel von sich reden gemacht hat; die Arme der geistlichen Körperschaft reichen unsichtbar in die Kabinette der Nachbarländer und man ist wohl gezwungen, endlich als wahr anzunehmen, was schon mehrmal von jener Seite angedeutet wurde, daß selbst protestantische Minister in größtentheils protestantischen Ländern dem Mönchswesen nicht abhold sind und den Wahn hegen, man könne durch Mönchs-Institute am ersten und leichtesten einem revolutionairen Treiben einen Damm setzen, welches sich bei katholischen Unterthanen eines schön gelegenen fruchtbaren Bezirkes äußerte. — Obgleich gerade die fanatisch-katholischen Länder, Sicilien, Neapel, der Kirchenstaat, Piemont, Portugal, Spanien, Belgien, Südamerika, Frankreich (dessen Süden noch immer denkt, wie zur Zeit der Dragonaden, des Cevennen-Krieges und der Hinrichtung des Jean Calas) die Heerde der wildesten Revolutionen waren, in denen das Mönchthum mit Gift und Dolch spielte — und war das unglückliche Polen nicht so oft verfolgend katholisch? Es zielen wenigstens manche Bestimmungen, die bald in's Leben treten sollen, durch welche die Bildung der jungen Geistlichen schon auf der hohen Schule drei Jahre hindurch mönchsartig sein soll, dahin und gewiß nicht zur Belehrung des Volkes, daß man die deutschen Rituals bei dem öffentlichen Gottesdienste, welche Wessenberg wahrhaft zur Erbauung und zur Freude des Volkes einführte, wieder verdrängen und lateinische unverständliche

Formeln an deren Stelle setzen will. Rückwärts, rückwärts soll es gehen, wohin man aber auf diesem Wege kommt, wollen die Wenigsten einsehen. Oder ist es denn so sehr wünschenswerth, daß Jesuiten die Fürsten leiten, daß sie an allen Höfen die vielvermögenden, Alles gestaltenden Herren werden, daß nach ihrem Belieben und gewiß auch nach ihrem Wahlspruche zum Besten der Kirche, politische und eheliche Bündnisse geschlossen und getrennt werden, daß sie wieder die Fürsten gängeln durch Formenwesen aller Art gleichwie die Priester Aegyptens mit den Königen gethan; daß sie die Stunden der Andacht, sowohl der öffentlichen als der häuslichen bestimmen und jede freie Thätigkeit beschränken!? Ist es denn wohl so wünschenswerth, daß der Bürger sein Vermögen mit ihnen theilen, daß der Bauer ihnen nicht blos den Zehnten, sondern unter Opfern mancherlei Gattung mehr als die Hälfte seiner Früchte gebe, daß er im Schweiße seines Angesichts arbeite, indessen sie in süßer Muße als die Lieblinge des Himmels leben und ihm selbst seinen häuslichen Frieden trüben? — denn werden wohl die neuen so erzogenen Priester besser, enthaltsamer sein, als sie früher waren, da sie auch in Reichthümern schwelgten? — Freilich sollte man lachen und mit Göthe sprechen: „Thöricht auf Besserung der Thoren harren, Kinder der Klugheit, o habet die Narren, eben zu Narren auch, wie sich's gebührt." — Aber die Sache ist für Spaß wahrlich zu ernst und wer es mit der Menschheit nur immer redlich meint, muß solches Treiben verabscheuen, aufdecken und warnen; muß wirken, daß der Geist gebildet, seiner selbst bewußt werde und nicht im Dumpfsinne den Thieren gleich dahin lebe.

* **Bamberg.** Bei uns ist in diesem Augenblicke eine sehr rege Thätigkeit bemerklich, welche ihren Grund in zwei großen Ereignissen findet, durch welche Bamberg, wie wir hoffen, bald eine vorherrschend wichtige Bedeutung für Mitteldeutschland erhalten wird — Das eine dieser Ereignisse ist der Bau des wichtigen Donau-Main-Kanals, ein tausendjähriges Projekt, welches den Lieblingswunsch Karls des Großen schon bildete: das andere die große Eisenbahnlinie, welche ganz Baiern durchschneiden wird und zu deren Anlegung jetzt die Genehmigung gekommen ist. — An dem Kanale wird sehr thätig gearbeitet. Mit den zu überwindenden Schwierigkeiten des Bodens und den großen Schleusenwerken wird er gewissermaßen ein Seitenstück des Canals de Midi sein und ein großartiges Andenken der Regierung König Ludwigs bis in ferne Zeiten bilden. Bamberg aber erhält durch ihn und durch die Eisenbahn den Glanz eines ersten Stapelplatzes für Mitteldeutschland und zwar durch Land- und Wassertransport in doppelter Hinsicht. Die hoffende Freude für die Zukunft ist daher auch allgemein und vielleicht hofft man selbst mehr noch als die Wahrheit einst geben möchte; jedenfalls aber wird die Stadt wichtiger und blühender werden als jetzt. In der Literatur ist es bei uns ziemlich still, wie überall in Baiern, aber es ist wenigstens ein reges Streben vorhanden, auch hierin vorzuschreiten. — — Höchst beachtungswerth ist der Aufschwung unserer politischen Zeitung „des fränkischen Merkurs", der in dem literarischen Institute des Herrn von Hornthal erscheint. — Dieser liberale Mann hat weder Mühe noch Kosten gespart, um dem Journale eine würdige Stellung zu geben, und selbst einen jungen Gelehrten Dr. C. Riebel nach Belgien,

Frankreich und England gesandt, um Verbindungen für das Blatt anzuknüpfen. Herr Riedel hat sichtlich diese Sendung mit vielem Geschick erfüllt, und der frische Ton des Blattes, sein Standpunkt auf der freisten Entwickelung des gemäßigten Liberalismus, wie die energische Freimüthigkeit, sans peur gegen Alles, was die modernen Kulturbegriffe der Zeit zu verfinstern strebt, stellen den Merkur an die Seite der besten Erzeugnisse der deutschen Presse. Herr von Hornthal ist als würdiger Vertreter des Volkes in der Kammer bekannt und der Redacteur des Merkur Dr. Heller theilt ganz die rastlose Thätigkeit und das schöne Streben seines Freundes. In dem Beiblatte des Merkur, der Euterpe, will man einen Sammelpunkt für die vorzüglichsten bairischen Literaten und deren ästhetische und kritische Productionen bilden. —

Prag. — Die größere literarische Regsamkeit, welche in der letzten Zeit überhaupt in Oesterreich unter begünstigenderen Umständen, als früherhin, entstanden, hat sich auch hier in Prag seit Kurzem sehr erfreulich bethätigt, und man sieht bei uns ein neues Journal nach dem andern entstehen. Der von Hrn. Johann Umlauft neu angekündigte „Novellist" scheint mit tüchtigen und verständigen Kräften unternommen zu sein, die allgemeinen literarischen und ästhetischen Gesichtspuncte, von denen der Herausgeber ausgeht, sind richtig und zeitgemäß, und sein Journal verdient daher der allgemeinsten Verbreitung empfohlen zu werden. Neben deutschen Originalaufsätzen sollen im Novellisten auch die Ergebnisse der neuesten ausländischen Literatur, darunter besonders der böhmischen, benutzt werden. —

Mannheim. — Bei dem hiesigen thätigen Verlagsbuchhändler Hoff erscheint ein „Rheinischer Postillon", der sich als „politisches Unterhaltungsblatt" ankündigt. Redacteur ist Hr. Wilhelm Fischer aus Berlin, der vor mehreren Jahren zuerst mit einigen der Vergessenheit anheimgefallenen Novellen auftrat und darauf mit historischen Arbeiten, besonders die Geschichte Preußens betreffend, sich beschäftigte. Wir glauben, daß es ihm gelingen kann, in der Aufgabe, die er sich in diesem „Rheinischen Postillon" gestellt zu haben scheint, eine hübsche Wirksamkeit zu gewinnen. Denn irren wir nicht, so kann aus diesem Journal ein politisches Volksblatt im Sinne der Dorfzeitung, oder vielmehr wie die Dorfzeitung sein könnte und sollte, sich gestalten. Ein solches Volksblatt fehlt in Deutschland, aber es ist freilich keineswegs leicht, die Sprache des naiven Humors zu treffen, welche die passende für den Ton eines derartigen Journals ist. Wir wollen auch die Aufgabe nicht zu hoch stellen, wenn wir die Kräfte des Hrn. Fischer bedenken; aber ein mäßig gestecktes Ziel wird er wohl nicht verfehlen. —

Hamburg. Die hier erschienene Brochüre: „Die Hamburger und Theodor Mundt's Delphin", von Sancho Pansa, ist von den Hamburgern selbst ihrer gimpelhaften Plattheit wegen verlacht worden. Man schämt sich hier eines so unanständigen Vertheidigers, dessen Ton nur dazu dienen könnte, die Gerechtigkeit mancher tadelnden Bemerkungen des Gegners zu erweisen. Man sagt, im zweiten Jahrgange des Delphins werde der Herausgeber dieses Almanachs sich in einer Besänftigungs-Epistel an die

Hamburger gegen alle ihm gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen suchen.

Wir rügten in unserm vorigen Quartal dem Herausgeber des hier erscheinenden Telegraphen einen langweiligen Doctrinarismus nach, und müssen auch noch bei unserer Meinung verharren. Dieser hochgelehrte Telegraph wirft aber dafür unserm unschuldigen Setzer Angesichts von ganz Deutschland einen Schnitzer vor, indem er sich nicht anders als zu einem langweiligen Doctrinalismus zu bekennen wünscht. Die Christenpflicht sowohl als die Wahrheit gebieten, unsern Setzer in Schutz zu nehmen und ihm hier das Zeugniß zu geben, daß er mit Recht den Hamburger Telegraphen in den Ruf des langweiligen „Doctrinarismus" — setzte. Wenn der kritische Held in Hamburg uns in einen mäkelnden Magister zusammenschrumpft, so wollen wir gern Alles, was aus dieser lächerlichen Metamorphose folgt, über uns ergehen lassen, nur unserm Setzer soll er nicht seinen plötzlich wieder hervorgekommenen menzel'schen Schulmeisterbakel aufdrücken, sondern lieber dafür die Nase in eine französische Zeitung stecken, wo er finden wird, daß die von uns und unserm unschuldigen Setzer gebrauchte Form bei den Franzosen selbst, natürlich mit Unterschied der Endung, gängundgebe ist.

Wismar. Die hier erscheinenden „Baltischen Blätter" haben unter der Redaction des Dr. J. L. Klein einen lebhaften Aufschwung gewonnen, der Herausgeber selbst bespricht mit Geist und witziger Laune die neuesten Erscheinungen der Literatur, und verräth dabei in seiner eignen Darstellung eine seltene geniale Phantasie, die den Wunsch erregt, dieser Kraft bald einmal auch auf einem

andern Gebiet der literarischen Hervorbringung zu begegnen. Unter den Beiträgen der Mitarbeiter in den Baltischen Blättern sind besonders die werthvollen und gediegenen Kritiken des Dr. Meyen, die überall von einem höhern wissenschaftlichen Gesichtspunkt ausgehen, hervorstechend. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Der Freihafen.

Drittes Heft.

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Drittes Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.

1838.

Inhaltsverzeichniſs.

I.

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum.

Selbstgespräche von Dr. Strauß.

Erster Theil.

1.

Nein! ich kann nicht, wenn ich auch wollte. Und könnt' ich's, so würd' ich's hoffentlich nicht wollen. Mir etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten.

Versöhnung von Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft, — unsere Zeit, so sagen die Denkenden, sei nahe daran, sie vollbracht zu haben; die neueste Philosophie sei selbst eine christliche geworden.

Nie und nimmermehr, entgegnen die Gläubigen, werde es zu einem solchen Bunde Christi mit Belial kommen; Feindschaft zwischen ihrem Samen und deinem Samen! Das gelte auch für das Christenthum und den jeweiligen Zeitgeist, die Weltbildung und Weltweisheit, welche, als zur Brut der alten Schlange gehörig, niemals

aufhören könne, das Reich Christi zu befeinden, bis einst der Weibessame dem Schlangensamen den Kopf zertreten werde.

Ach, wäre es nur so, wie die Gläubigen sagen! Ein rüstiger Kampf, eine eifrige Feindschaft erhält auch den Gegner bei frischem Leben, bei regen Kräften. Aber ich sehe Schlimmeres: Gleichgültigkeit, Vergessen. Die Bildung unserer Zeit bewegt sich in einem Gedankenkreise, in welchem sie lange Strecken gehen kann, ohne auf das gewöhnliche Christenthum nur zu stoßen, ohne durch irgend ein Bedürfniß an dasselbe erinnert zu sein; Ueberflüssigwerden aber ist schlimmer als Ueberwundenwerden; es ist der schleichende Tod, der Tod der Entkräftung, der, je langsamer er herankommt, desto rettungsloser ergreift, desto ewiger festhält.

2.

Da bin ich im ersten Korintherbriefe wieder auf den Spruch gestoßen: „Wenn wir nur in diesem Leben auf Christum unsere Hoffnung gesetzt haben, so sind wir die bedauernswürdigsten unter allen Menschen. Wenn die Todten nicht auferstehen, wofür begeben wir uns jede Stunde in Gefahr? Habe ich ohne höhere Hoffnung in Ephesus mit den wilden Thieren gekämpft, was habe ich davon für Nutzen? Wenn es keine Auferstehung gibt, so lasset uns essen und trinken; denn morgen sterben wir."

Seit ich zu geistigem Bewußtsein gelangt bin, hat mir dieser Ausspruch immer durch die Seele geschnitten. Der große, geistvolle, edle Paulus! Meint er also wirklich, nur um eines künftigen Lohnes im andern Leben willen sich so vielen Mühen für die Sache Christi unter-

zogen zu haben? ohne jene Hoffnung wäre es Thorheit gewesen, sich so abzuarbeiten, und klüger, sich auf sinnlichen Lebensgenuß zu legen?

Welche Selbsttäuschung von dem erleuchteten Manne? welche Selbstverläumdung, möchte ich sagen, von dem hochherzigen! Wer sieht nicht, wenn er des Mannes Briefe liest, daß ihm der Lohn für seine Arbeiten schon gegenwärtig, nicht erst zukünftig, ja Eins und Dasselbe mit der Arbeit, war; daß er mit seinem Feuergeiste es gar nicht ausgehalten hätte im Schlamme sinnlichen Genusses; daß Christus sein Leben auch insofern war, als es ihm nur wohl werden konnte im Wirken und Kampf für seine Sache, als ihn das Bewußtsein, ein erkorenes Werkzeug Gottes zur Verbreitung der Wahrheit zu sein, in allen Stürmen emporhielt, in der Schmach stolz machte, und unter Schmerzen beseligte.

Hättest du bloß aus Hoffnung auf künftigen Lohn gewirkt, was du gewirkt hast — so möchten wir, großer Apostel, deine Worte umkehren — so könnten wir dich nur bedauern, daß du die Lohnsucht des Pharisäers in das Christenthum mit herübergenommen hättest! Aber ein Lohnsüchtiger, Engherziger bewirkt dergleichen nicht, wie du bewirkt hast; lebt, handelt, duldet, spricht, schreibt auch nicht so, wie du: darum, gewiß, du hast dich hier über dich selbst getäuscht, dich selbst geringer angeschlagen, als du uns giltst und gelten mußt.

3.

Gutes zu thun, das Uebel geduldig zu leiden, weil in Kurzem der gestorbene, auferstandene und gen Himmel

gefahrene Christus wiederkommen, die Todten auferwecken, und sammt den noch Lebenden vor seinem Richterstuhle versammeln werde, um dem Einen ewige Seligkeit, dem Andern ewige Pein, nach Maßgabe ihres Lebenswandels, anzuweisen — das war der Kern der apostolischen Ermahnung, die geistige Atmosphäre, in welcher die ersten Christen lebten und webten.

Noch einigemale zwar ist auch später noch der Gedanke an den jüngsten Tag und seine Nähe in der Kirche wieder aufgewacht: aber jetzt ist er auch in den Gemüthern der frömmsten Christen sehr zurückgetreten. Kaum denkt Jemand mehr an diese allgemeine Gerichtsscene, wenn er sich die Vergeltung vorstellt, die ihn im andern Leben erwarte; sondern der Einzelne denkt an seinen Tod, und unmittelbar hinter diesem sieht er der Entscheidung seines Schicksals entgegen.

Zwar redet Paulus, und redet der Herr selbst, neben dem Weltgericht auch von dem Loose, das dem Einzelnen — wie dem reichen Mann und armen Lazarus — gleich nach seinem Absterben werde zugemessen werden; und so könnte man sagen, jetzt sei nur, was damals die herrschende Form war, hinter einer andern zurückgetreten, die aber doch auch damals schon vorhanden gewesen.

Aber auch diese andere Form des Bewußtseins weiß ich — (und ich allein? Ich glaube kaum) — mir nicht anzueignen. Für mich liegt kein Antrieb zum Guten in der Aussicht auf die Gestaltung meines Schicksals nach dem Tode.

4.

Also läugnest du die Unsterblichkeit?

O stille mit den böswilligen Consequenzen! Ich läugne sie nicht; aber ich begründe sie auf etwas ganz Anderes, als auf die Nothwendigkeit einer Vergeltung, und fülle sie auch mit etwas ganz Anderem aus. Für Das, was ich etwa Gutes gethan haben mag in den Tagen meines Lebens, spreche ich keine Belohnung nach dem Tode an. Nicht bloß als Schuldigkeit nicht: sondern, selbst als Gnade gedacht, müßte ich darüber erstaunen, wie über etwas, das man in keinen verständigen Zusammenhang zu bringen weiß, wenn mir nach dem Tode ein Glück zu Theil würde, ausdrücklich um mich für etwas im Leben Gethanes zu belohnen. Aber ebensowenig erwarte ich dort Strafen für das, was ich hier gefehlt habe.

Ach! ich weiß aus eigener, schmerzlicher Erfahrung, wie schon hier die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgt; aber ebenso aus freudiger, wie der Lohn der unabtrennbare Schatten des Verdienstes ist.

Wie? — rufen sie hier — bleibt denn nicht manches Verbrechen auf Erden unentdeckt, manche Tugend verkannt? verfolgt in diesem Leben nicht ebenso oft den Frommen das Unglück, als den Gottlosen das Glück mit seinen Gaben überschüttet?

O der geistigen Barbarei, der sittlichen Harthörigkeit und Fühllosigkeit, die solche Worte in den Mund nehmen mag! Habt ihr denn nie, nicht ein einziges Mal, in euer eigenes Innere geblickt, in euch selbst den Zusammenhang der Empfindung mit der Handlung, des Zu=

standes mit der Gesinnung, belauscht? habt ihr immer nur auf Andere, und auf die äußere Rinde der Dinge gesehen?

5.

Seit ich von mir selbst weiß, seit ich aufgehört habe, mich durch fremde Vorschriften und Meinungen mechanisch fortstoßen zu lassen und angefangen, in mich selbst schauend aus mir selbst zu leben, weiß ich als die sicherste meiner Erfahrungen, daß Verdienst und Schuld sich jederzeit baar bezahlen und alle Anweisungen auf erst künftige Ausgleichung unnöthig machen.

Thätigkeit, nämlich eine meinem Wesen und damit meiner Bestimmung, dem Willen Gottes mit mir, angemessene, erzeugt Gefühl der Kraftentwickelung, des geförderten Lebens, des sich vollziehenden Begriffes, mithin Lust; Unthätigkeit, oder falsche Thätigkeit, wenn ich, was mir, als Menschen und als diesem Menschen, gemäß ist, nicht thue, oder thue was mir nicht gemäß ist, hat Lebenshemmung, Unlust zur Folge. Und wie mich die letztere an die Tafel des Ueberflusses und zu den Festen der Freude verfolgt: so bleibt mir die erstere in äußerem Mangel, in Schmerz und Krankheit treu. Das weiß ich, das habe ich erfahren, daß diesem inneren Gerichte gegenüber die äußeren Zustände das Unwesentliche sind, deren Schwärze den Rosenschimmer inneren Glückes höchstens in rührendes Violett umfärben kann: während die innere Verdammniß das schreiendste Roth äußeren Wohlergehens unerbittlich mit ihrem Schmerz überzieht.

Oder sollte ein Paulus, unter Mühseligkeiten, Ent-

behrungen, Verfolgungen, mit dem Pfahl im Fleisch, in Ketten — aber emporgetragen auf den Flügeln seiner Idee, in der gewaltigen, gesunden Bewegung seines geistigen Lebens – er sollte nicht auch in diesem Leben schon glücklicher gewesen sein, als ein Nero auf dem größten Throne der Welt, unter allen, nur erdenklichen, Genüssen aller Sinne, jeden Wunsch zu befriedigen im Stande — aber in seines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Den Elenden möcht' ich sehen, der das zu läugnen sich nicht entblödet.

6.

Hab' ich aber so Belohnung und Strafe in unmittelbarster Nähe: so werden (wenn ich außer dem innern Triebe meines Wesens noch anderer Beweggründe bedarf) sie, die nahen, und nicht die entfernte Vergeltung eines andern Lebens, meine Beweggründe sein.

So leb' ich; lebte so schon einen beträchtlichen Theil meines Lebens, und finde nicht, daß die Antriebe zum Guten schwächer oder weniger in mir geworden wären, seit ich so lebe.

Freilich, je frischer und reiner ich meine Kraft in jedem Augenblicke entwickle, desto mehr bereite ich mir auch für die Zukunft eine ähnliche freie Entfaltung derselben, und damit Lust und Glückseligkeit, vor; so wie jede jetzige Hemmung oder Mißbildung meines Wesens mit künftigen Hemmungen und Schmerzen, als ihren Folgen, schwanger geht. Diese Entwicklung, dieser Fortschritt im Guten oder Bösen, wird auch im künftigen Leben seinen Fortgang haben; nur daß man das nicht Lohn oder Strafe

für das in diesem Leben Begangene nennen darf, als ob dies nicht schon hier seine angemessene Vergeltung gefunden hätte: vielmehr wird es auch dort noch so sein, daß die Thätigkeit jedes Augenblicks in einer entsprechenden Empfindung ihren Wiederhall haben wird, welche Empfindung nur vermittelst jener Thätigkeit, als ihrer nächsten Ursache, Folge früherer in diesem Leben geübter Thätigkeiten ist.

Den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand: uns ist es Fortentwickelung.

7.

„Wir glauben an Christum und ihr sollt an ihn glauben, weil ihn Gott von den Todten auferweckt hat; wäre er nicht auferstanden, so wäre unsere Predigt leer und euer Glaube vergeblich." Das ist die Grundlage der apostolischen Glaubenspredigt; aber auch sie tönt zu uns jetzt Lebenden ganz fremd herüber.

Es ist nicht nur das — wiewohl auch das etwas ist — daß wir, in so bedeutender Zeitferne, uns von der Auferstehung Christi und dem Hergange bei derselben keine zuverlässige Vorstellung mehr zu erwerben im Stande sind. Oder wie wollen wir es zur unumstößlichen Gewißheit erheben, — ich will nicht sagen, daß Christus wirklich wieder lebend aus seinem Grabe hervorgegangen ist, sondern, daß diese Wiederbelebung ein Wunder war, daß sie nicht möglicherweise aus natürlichen Ursachen, nach natürlichen Gesetzen erfolgt sein könnte? Wäre sie aber ein natürliches, wenn auch noch so ungewöhnliches und außerordentliches, Wiedererwachen gewesen: was ließe

sich dann aus ihr für die Grundlegung unseres Glaubens folgern?

Doch nicht dieß allein ist es; sondern, die Auferweckung Jesu als Wunder im strengsten Sinne, als eine unmittelbare That Gottes zugegeben: auch so würde sie es niemals sein, worauf ich meinen Glauben an Christum gründen möchte, oder sagen: wäre sie nicht erfolgt, so wäre mein Glaube ohne Grund. Das Ideal des Menschensohnes, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, zeigte sich entweder im Leben Jesu, oder sie zeigte sich nicht darin. Im letztern Falle kann ihm nichts von außen Gekommenes den inneren Mangel ersetzen, die Wiederertheilung des leiblichen Lebens ist nicht im Stande, ihm das geistige Leben zu geben, das ihm abging; im ersteren Falle aber könnte ihm die Würde, die seinem Wesen und Leben innerlichst einwohnte, dadurch nicht entzogen werden, daß irgend welcher äußere Erfolg ihm fehlte.

8.

Oder sollte es etwa so stehen, daß derjenige, in welchem die menschliche Natur in ihrer vollen Reinheit und Güte sich darstellte, unmöglich im Tode bleiben konnte, und, wäre Christus im Tode geblieben, dieß uns ein Zeichen sein müßte, daß er es nicht gewesen wäre, sondern wir eines Andern zu warten hätten?

Aber wie schwierig ist dieser Beweis, und auf wie unsichern Voraussetzungen ruht er!

Vor Allem auf der, daß zur ursprünglichen Menschennatur der Tod nicht mitgehöre, sondern erst durch die Sünde zufällig an dieselbe gekommen sei; wer aber wollte

dafür einen Beweis führen, auf welchem sich mit einiger Sicherheit fußen ließe?

Dann aber, diese Voraussetzung selbst als erwiesen zugegeben: so möchte von ihr aus Christus gar nicht haben sterben können; nicht, wie uns erzählt wird, wirklich gestorben, und nachher durch den Vater wieder ins Leben gerufen worden sein. (N. Luc.) Lag es aber nicht in der inneren Nothwendigkeit der Natur Christi, nicht sterben zu können, sondern blos im Wohlgefallen Gottes, ihn dem Tode, der ihn bereits ergriffen hatte, wieder zu entreißen: so wird vollends unmöglich den Beweis zu führen, daß Gott dieß nicht auch hätte unterlassen können; oder daß, wenn er es unterlassen hätte, daraus folgen würde, wir hätten Unrecht, in Christo den Gegenstand unseres Glaubens zu sehen.

9.

Welcher aufmerksame und sinnige Beobachter seiner selbst und der Welt weiß nicht längst als etwas Ausgemachtes, daß der Werth von Personen und Sachen nicht nach dem äußeren Erfolge bemessen werden darf? Daß wir vielmehr in den Kern der Charactere und ihrer Ideen einzudringen suchen müssen, um ihre Schicksale richtig deuten zu können? Und je größer ein Character in sich selbst wirklich ist, desto leichter wird uns dieses Verständniß desselben aus ihm selbst werden, desto weniger werden wir in Versuchung gerathen, durch den Mangel oder die Ungunst des äußeren Erfolgs an dem Character selbst uns irre machen zu lassen. Nur bei Jesu sollten wir uns genöthigt finden, Alles an diese äußere Thatsache der Auferstehung zu hän-

gen, als ob bei ihm die inneren Merkmale seines Werthes zu undeutlich ausgeprägt wären, um sie an ihnen selbst erkennen zu können?

Genauer. Freilich ist es in gewisser Rücksicht wahr, daß Geschick und Erfolg ein Gottesurtheil über den Menschen sind. Der Erfolg: sofern, wer wirklich etwas Wahres und Großes, eine Idee, nicht blos einen Einfall, in sich trägt und für sie thätig ist, ein Solcher früher oder später, wenn auch vielleicht erst nach seinem Tode, die Freude und Ehre haben wird, dieselbe in Wirklichkeit treten zu sehen; das Geschick: sofern der Thätigkeit, und selbst der Aufopferung, für Wahres und Wesenhaftes, in der Empfindung Lust, ja Seligkeit, entsprechen muß.

Aber nicht-wahr ist es, daß Erfolg und Geschick auch insofern ein Gottesurtheil über den Menschen seien, als daraus, wenn ihm ein einzelner Entwurf nicht glückt, dieses oder jenes äußere Glücksloos ihm nicht fällt, wenn ihn ein Unfall betrifft, ein früher, vielleicht gewaltsamer, Tod ihn abruft — daß daraus ein Schluß gegen seine innere Größe gezogen werden dürfte, oder im umgekehrten Falle für dieselbe. Dieses Einzelne ist und bleibt zufällig, und es ist der Standpunct der Kindheit und der Ausbildung, sich daran zu hängen, um das Wesen eines Menschen und einer Sache zu beurtheilen.

Zu diesen Einzelheiten des äußeren Geschickes gehört aber Jesu Auferstehung: und insofern kann sie für den Tieferblickenden keinen besondern Werth mehr haben.

10.

Wie die Auferstehung Jesum als Sohn Gottes be-

glaubigte: so soll er durch seinen Tod uns vom Zorne Gottes und den Strafen der Sünde erlöst haben. — Auch dieses Hauptstück der apostolischen Lehre hat in mir keine lebendigen Wurzeln mehr.

Zwar ist es Entstellung, wenn sie dem neuen Testamente vorwerfen, es lehre einen zornigen, rachgierigen Gott, der erst durch das Blut des Sohnes zu milderen Gesinnungen gegen die sündige Menschheit umgestimmt worden sei. Das ist nicht wahr; schon Jesus selbst, und ebenso seine Apostel, stellen Gottes Gnade und Barmherzigkeit nicht erst als Folge, sondern als vorausgehende Ursache des Todes Jesu dar: aus Liebe gab der Vater den Sohn dahin, um durch dessen freiwillige Strafübernahme die Begnadigung der Menschheit sich möglich zu machen.

Aber welche Vorstellung ist auch dieses! Sich die Begnadigung der Menschheit möglich zu machen! (N. Luc.) Die Sündenvergebung, wenn sie möglich sein soll, kann nur auf zwei Ursachen ruhn: auf dem Wesen der göttlichen Gerechtigkeit in ihrem Verhältniß zur göttlichen Güte an der einen, und auf der Beschaffenheit, der Stellung und Verfassung des menschlichen Gemüths an der andern Seite. Ist sie von Seiten des unveränderlichen Gottes möglich, so muß sie dieß von Ewigkeit her auf immer gleiche Weise gewesen sein; aber die menschliche Seite kann ein zeitliches Moment hereinbringen, und es läßt sich für den Einzelnen, vielleicht auch für das ganze Geschlecht, eine Zeit denken, in welcher die an sich mögliche Sündenvergebung sich noch nicht an demselben verwirklichen konnte.

Was aber soll diese vom Menschen geforderte Bedingung sein? Ist vom Geschlechte die Rede, so wird es etwas

sein müssen, das an allen, nicht bloß an Einem, vorgeht; ferner — und dieß auch in Bezug auf den Einzelnen — etwas, das vom Innern, dem Wurzelboden der Sünde, ausgeht, und von da nach außen dringt, nicht etwas, das rein von außen an den Menschen herantritt: als eine Umstimmung des Gemüthes, die sofort auch die Handlungen, und weiterhin selbst das Schicksal, umgestaltet, nicht ein Geschenk oder Schlag des Geschickes, der ohne Rücksicht auf die Stellung seines Innern den Menschen trifft.

11.

Und nur der Tod Jesu Bedingung von der Möglichkeit der Sündenvergebung für die Menschheit! Gerade also ein äußerer und nur einen Einzelnen betreffender Erfolg.

An welcher Seite soll der etwas verändern? An Gott, dem Unveränderlichen, doch wohl nicht. Also an den Menschen? Die läßt das, was mit Jesu vorging, zunächst wie sie waren; auch lehren ja Bibel und Kirche selbst: wenn der Tod Jesu den Menschen zugerechnet werden solle, so müsse auch von ihrer Seite etwas, nämlich Buße und Glaube hinzukommen. Aber ebenso soll diese Veränderung im Menschen noch nicht hinreichend sein, sondern nur im Tode Jesu ihre Ergänzung und Begründung finden.

Wird aber somit Jesu Tod von demjenigen, was zum Behufe der Sündenvergebung die Menschen zu leisten haben, unterschieden, und kann er doch ebensowenig in Gott als solchem eine Veränderung herbeiführen: so stellt ihn die Kirche zwischen beide Theile in der Art in die Mitte, daß er, stellvertretend für die Menschen, Gott ge-

nuggethan haben soll. D. h.: eigentlich sollte die ganze Menschheit für ihre Sünden Strafe treffen; statt dessen begnügt sich Gott damit, daß sie bloß den Einen, und zwar einen Schuldlosen getroffen hat, und verschont die übrigen. Oder genauer ausgeführt: Vermöge seiner Güte möchte Gott wohl ohne alle Vollziehung von Strafe allen Reuigen vergeben; aber seine Gerechtigkeit läßt dieß nicht zu, ohne daß wenigstens irgend etwas von Strafe vollzogen wird: und so vertragen sich beide dahin, daß die Güte der Gerechtigkeit Einen preis gibt, um ihn zu bestrafen, wofür dann die Gerechtigkeit der Güte die übrigen unbestraft losgibt.

Eine treffliche Ausgleichung von Gerechtigkeit und Liebe in Gott, welche keiner genugthut und beide verletzt! Denn die Güte ist dieß ebensobald nicht mehr, als sie auch nur Einen, und zwar gerade einen Schuldlosen, durch unmittelbare Veranstaltung schonungsloser Strafe überantwortet; ohnehin aber die Gerechtigkeit wäre in ihr Gegentheil verkehrt, wenn sie wissentlich ihrem Rächerarme einen Unschuldigen unterschieben, die Schuldigen aber entrinnen ließe.

Und das überdieß so, daß sie statt der ewigen Verdammniß, welche diese verdient hätten, über jenen zeitliche Strafe, irdisches Leiden, verhängte. Welch ein Werthverhältniß findet da zwischen den beiden Seiten statt? Die innere Unseligkeit des Sünders, welche der wahre Kern seiner Strafe ist, soll aufgewogen werden durch das äußere Unglück, das über den Unschuldigen kam. Als ob Jesus nicht in der Tiefe seiner Leiden doch seliger gewesen wäre, als der Sünder in der Fülle des Genusses!

12.

Längst haben deswegen denkende Christen einzugestehen angefangen, daß der Tod Jesu nicht hinreichen würde, Gott möglich zu machen, was an sich unmöglich wäre; daß vielmehr an sich betrachtet Gott der Menschheit ihre Sünden, unter der einzigen Bedingung der Reue und Besserung, ohne alles Weitere vergeben könnte; aber thäte er dieß, so möchten die Menschen es allzuleicht nehmen mit der Sünde; daher habe er an Jesu ein Straferempel statuirt, um neben der Gnade uns doch zugleich seinen Ernst zu zeigen.

Ich gestehe, daß mir dieß als die allerniedrigste, Gottes am wenigsten würdige Vorstellung vom Tode Jesu erscheint. Noch eher wollte ich mir einen zornigen, eifrigen Gott denken, der Blut verlangte um versöhnt zu werden; noch eher einen solchen, der in der Collision zwischen Gerechtigkeit und Liebe den Ausweg einer Stellvertretung ergriffe; als einen Gott, der durch den Popanz eines Strafbeispiels die Menschen schreckt, der sie eine Weile beredet, ohne die Strafe des Einen hätte er die übrigen nicht begnadigen können, sie aber bald dahinterkommen lassen muß, daß zwischen jener Strafe und ihrer Begnadigung kein wirklicher Zusammenhang, sondern die Strafe nur ein Schauspiel gewesen sei, das ihnen zum Besten gegeben worden.

13.

Freilich ist der Tod Jesu Symbol der Sündenvergebung: nur nicht in dem Sinne, der Gott zum Veranstalter eines Schauspiels macht, sondern sofern der Mensch-

heit an diesem Tode zuerst das Bewußtsein von der Möglichkeit einer Sündenvergebung ohne Opfer und ähnliche Aeußerlichkeiten, aufgegangen ist.

An sich dagegen war der Tod Jesu durch den Zusammenstoß der Umstände mit dem Geist und Charakter Jesu herbeigeführt: er war geschichtlich durch das Verhältniß bedingt, in welches die Idee und der Plan Jesu zu der Gesinnung und Stimmung der damaligen Juden und ihrer Obern trat; sittlich bedingt aber durch die Reinheit und Stärke seines Willens, welche ihm in dem Kampfe für die erkannte Wahrheit und Aufgabe seines Lebens zu weichen verbot.

Nun aber, sofern eben in der damaligen Zeit und Welt auf der einen Seite das Bewußtsein der Schuld und Strafwürdigkeit zur höchsten Stärke erwachsen; auf der andern Seite die entsündigende Wirksamkeit der hergebrachten blutigen Opfer und äußeren Reinigungen zur tiefsten Schwäche herabgesunken war; sich aber frei aus sich selbst heraus, durch Buße und Besserung, seiner Bürde zu entlasten, das Gemüth sich noch nicht stark genug fühlte: so ergriff die Menschheit den Tod Jesu als etwas, das geistiger als die Opfer und substanzieller als die bloße Sinnesänderung, dem hochgestiegenen Bedürfniß zur rechten Zeit aufs Wirksamste entgegen kam.

Allmählig aber hat der Tod Jesu mit den Opfern, die er der Menschheit abgewöhnte, dieselbe auch von ihm selbst entwöhnt: wir wissen jetzt daß über den Erlaß unsrer Schulden zwischen unsrem Gemüth und Gott unmittelbar verhandelt werden darf und muß; daß Möglichkeit der Sündenvergebung nur der religiöse Name für die mensch-

liche Freiheit ist; daß demjenigen, der sich in seinem innersten reinsten Wesen, mit welchem er in der Tiefe der Gottheit wurzelt, zu ergreifen weiß, von da aus ein Lebensstrom entgegenquillt, welcher, wie er für künftig die Kraft zu allem Guten in sich trägt, so zugleich die Macht hat, alle alten Wunden und Schäden des Gemüths auszuheilen, alle Flecken abzuwaschen.

In diesen innerlichsten Wechselverkehr zwischen Gott und dem Menschen kann Jesus nur insofern eintreten, als in ihm dieser Wechselverkehr am innigsten, zartesten und lebendigsten sich darstellt; aber dieß gleicherweise in seinem Leben wie in seinem Tode, welcher letztere als äußere Thatsache nicht sowohl für die Religion selbst, als vielmehr nur für die Religionsgeschichte und die religiöse Bildersprache noch Werth hat.

14.

Gott hat Jesum als seinen Sohn erwiesen durch Wunder und Zeichen, die er durch ihn in eurer Mitte that; so sprach der Apostel Petrus am Pfingstfeste zu den Juden, und demgemäß gelten auch in der christlichen Kirche die Wunder Jesu als Beweise seiner Göttlichkeit.

Dieser Wunderbeweis wird entweder in die Form gefaßt, welche der angeführten Rede des Apostels zum Grunde liegt: Thaten, wie die Krankenheilungen, Todtenerweckungen, Einwirkungen auf die äußere Natur, welche Jesus vollbrachte, konnten nicht durch die natürliche Kraft eines Menschen, also auch des Menschen Jesus nicht, sondern nur unmittelbar durch Gottes Kraft und Willen, geschehen; daß aber Gott gerade dem Menschen Jesus solche Thaten

gelingen ließ, durch ihn gerade Dinge wirkte, die unverkennbar auf einen höheren Urheber hinwiesen: das kann nicht zufällig, vielmehr muß dabei die Absicht gewesen sein, ihn als einen solchen der Menschheit kenntlich zu machen, auf welchem Gottes besonderes Wohlgefallen ruhe. — Die andere Form desselben Beweises, wie sie gleichfalls im neuen Testamente angedeutet ist, versetzt die wirkende Ursache jener Thaten mehr in Jesum selbst, indem sie darauf hinweist, wie nur einem, in dem die Fülle der Gottheit wohnte, der als Mensch zugleich das fleischgewordene göttliche Schöpferwort war, dergleichen Werke haben gelingen können.

Allein auch dieser Beweis, in welche Form man ihn kleiden mag, fällt für uns bei weitem nicht mehr so schwer in's Gewicht wie für frühere Zeiten.

Für's Erste ist nicht zu läugnen, was namentlich Hume ausgeführt hat: daß das Wunder überhaupt mit der Zeit an Gewicht verliert; daß namentlich von einem Wunder durch dritte Personen hören oder lesen, bei Weitem nicht die Sicherheit gewährt, wie selbst es gesehen und beobachtet haben.

Sind es alte Schriften, aus welchen mir die Kunde eines Wunders wird: wer verbürgt mir, daß deren Verfasser, wenn sie auch allgemein dafür gelten, falls sie sich sogar selbst dafür ausgeben, wirklich Augenzeugen des erzählten Außerordentlichen gewesen sind? Es mag sich wahrscheinlich, in hohem Grade wahrscheinlich machen lassen: aber wer will es zur Gewißheit erheben?

Dann, gesetzt auch, sie waren Augenzeugen: wer versichert mich, daß sie richtig beobachtet haben? Sofern zum

Wunder vor Allem das negative Merkmal der Abwesenheit gewöhnlicher natürlicher Ursachen gehört! wie leicht können sie eine solche außer Acht gelassen, und damit eine Thatsache, die ganz natürlich vor sich ging, in das Reich des Uebernatürlichen erhoben haben?

15.

Doch, gesetzt sogar, wir wären selbst dabei gewesen: so haben wir in solchem Fall allen Grund, auch unserer eigenen Beobachtung zu mißtrauen. Auch uns, wie Andern kann eine natürliche Ursache entgehen, und dadurch unser Urtheil über die Thatsache auf ganz falsche Wege sich verirren. (N. Luc.) Ein Wunder ist nichts Unmittelbares, das auf den ersten Blick als solches zu erkennen wäre, wie der Vogel an seinen Federn: es wird immer erst durch Vermittlung einer Schlußreihe erkannt. Was im Wunder unmittelbar vorliegt, ist ein Vorgang in der Natur, der insofern ganz den natürlichen Vorgängen gleicht, und in hundert andern Fällen auch wirklich durch natürliche Ursachen bewirkt ist. Daß ein Kranker wieder gesund wird, ist etwas, das sich alle Tage auf die natürlichste Weise ereignet; wie mancher Blinde dankte schon natürlichen Mitteln die Wiederherstellung seines Gesichts; auch an Beispielen, daß Todtgeglaubte wieder erwachten, hat es zu keiner Zeit gefehlt. Ja selbst eine Himmelsstimme — sie ist vorerst eben nur eine Stimme, die an sich ebensogut von menschlichen Stimmorganen hervorgebracht sein kann; die Wasserverwandlung — wie oft wird aus einem Gefäße, in dem früher Wasser sich befunden hatte, später auf die natürlichste Weise Wein geschöpft; die Speisung —

wer mehr austheilt, als er von Einem empfangen hat, kann ja von Andern Empfangenes dazugefügt haben. Das unmittelbar Wahrzunehmende beim Wunder, das an's Licht tretende Gewächs, gleicht dem Natürlichen auf ein Haar; nur die Wurzeln des Gewächses sind es, wodurch sich beide unterscheiden: die Wurzeln aber liegen auch hier nicht unmittelbar zu Tage, sondern im Dunkel verborgen. Ich höre einen Ruf, ohne einen Rufenden zu sehen: darf ich um deßwillen sogleich behaupten, der Ruf sei vom Himmel gekommen? Ich sehe aus einem früher mit Wasser gefüllten Kruge nachmals Wein schöpfen: muß darum das Wasser in Wein verwandelt worden sein, und blieb mir nicht vielleicht nur unbemerkt, wie das Wasser aus-, und der Wein eingegossen wurde?

16.

Freilich kommt hier außer dem sinnlich Wahrnehmbaren noch das sittlich Annehmbare insofern in Betracht, als Jesus z. B. nicht nur Dank und Huldigung annahm, welche auf die Meinung der Leute, seine Wunderthaten seien nicht auf dem Wege des gewöhnlichen Heilverfahrens bewirkt, sich gründeten, sondern auch selbst sie als Ausflüsse einer ihm eigenthümlichen höheren Kraft bezeichnete, was die gröbste Unwahrheit gewesen wäre, wenn er sich bewußt war, sie durch die gewöhnlichen natürlichen, nur etwa im Verborgenen angewandten Mittel hervorgebracht zu haben. Dergleichen etwas nun aber von einem Charakter, wie der Charakter Jesu, anzunehmen, ist (abgesehen von dem Undenkbaren, daß die Täuschung den Zeitgenossen so durchaus verborgen geblieben sein sollte) keine geringere sittliche

Unmöglichkeit als die Annahme des Wunders im altorthodoren Sinn uns von Seiten des Verstandes unmöglich sein mag.

Aber — ist es denn richtig mit dem Dilemma, daß die Wunderthaten Jesu, sofern sie überhaupt als geschehen zugegeben werden, nur entweder durch die gewöhnlichen natürlichen, oder durch göttliche Kräfte bewirkt sein können? Gibt es zwischen beiden kein Mittleres?

Schon dem Wortlaute nach steht zwischen dem Gewöhnlichen und Natürlichen auf der einen, und dem Ungewöhnlichen und Uebernatürlichen auf der andern Seite, das Natürliche aber Ungewöhnliche in der Mitte. Es fragt sich nur: Ist dieß etwas? — Gewiß.

17.

So schwankend auch der Natur der Sache nach die Gränzlinie zwischen Gewöhnlichem und Ungewöhnlichem ist: so kommt man doch so ziemlich darin überein, für den Kreis, in welchem sich die Wunder Jesu bewegen, das Natürliche das zu nennen, wenn z. B. ein körperliches Leiden durch mechanische Operation oder durch Aufnahme chemisch wirkender Stoffe in den Organismus gehoben wird; wenn die Sättigung durch ein mit ihrer nährenden Kraft im Verhältniß stehendes Quantum von Speise bewirkt wird; wenn, wer von gewissen zufälligen Verhältnissen eine Kenntniß zeigt, diese entweder durch eigene Beobachtung oder fremden Bericht sich erworben hat.

Erhält ein Gelähmter auf mehrmaligen Gebrauch eines Bades die freie Bewegung wieder: so wird dieß von Jedermann als etwas Natürliches nicht nur, sondern auch

als nichts Ungewöhnliches angesehen werden; schon auf der Gränzlinie stünde der Fall, wenn die Hebung einer Lähmung plötzlich durch die Anwendung von Elektricität oder Galvanismus erfolgte: als entschieden ungewöhnlich aber und darum auch wohl unglaublich erscheint den Meisten das, wenn eine solche Heilung durch die Anwendung des thierischen Magnetismus vor sich geht. Bei der Electricität und dem Galvanismus hat man doch diese eigenthümlichen Maschinen und ihre für Jeden bemerkbare Kraftäußerungen: bei dem thierischen Magnetismus dagegen ist nur ein Mensch als das Wirkende vorhanden, und zwar wirkend mit einer ganz andern Kraft, als wir sonst in seinen Armen, Fingerspitzen u. s. f. wohnend wissen, und von welcher einem Andern als dem Kranken gar keine Empfindung zu geben ist. Ebenso, wenn Wahnsinn, Epilepsie, durch Arzneien und Einreibungen allmählig ausgerottet werden: so wird dieß, so selten es ist, doch noch zum gewöhnlichen natürlichen Verlauf gerechnet; wogegen wenn es einmal gelingt, durch ein mit Rücksicht auf die fixen Vorstellungen des Kranken stark und bestimmt ausgesprochenes Wort ein solches Uebel plötzlich und auf immer zu brechen, dieß als etwas Ungewöhnliches betrachtet wird.

Dieses Ungewöhnliche ist aber darum noch kein Außernatürliches. Die animalisch-magnetische Kraft, wie die galvanische und elektrische, selbst die Kraft der Vorstellung und des Willens, sofern sie auf den leiblichen Organismus wirkt, sind so gut Naturpotenzen, als die mechanischen Kräfte von Stoß und Druck, mittelst welcher der Chirurg operirt, oder die chemischen von Salzen und Oelen, mittelst deren der Mediciner wirkt. Auch sind sie

nicht etwa seltener wirksam als die letzteren; aber ihre stille Wirksamkeit tritt seltener in bemerkbaren Erscheinungen zu Tage, und hat darum länger der menschlichen Beobachtung entgehen können. Daher heißen sie höhere, geheimnißvolle Naturkräfte, und ihre Wirkungen ungewöhnliche: ein Kreis, der je weiter rückwärts in der Zeit und Cultur, um so mehr umfaßt; je weiter vorwärts, desto enger zusammenschrumpft, indem durch fortgesetzte Beobachtung jene Erscheinungen ihr Ueberraschendes und Räthselhaftes immer mehr verlieren.

Wie? wenn Christus durch solche und ähnliche Kräfte Wirkungen hervorgebracht hätte, die zu seiner Zeit als übernatürliche erschienen; könnten dann nicht auch wir fortfahren, an seine Wunder zu glauben?

18.

Wohl; nur daß sich erstlich bei Weitem nicht alle Wunder, welche die Evangelien von Jesu erzählen, auf jene Kräfte, selbst wenn man sie gesteigert voraussetzt, zurückführen lassen.

Man findet in Geschichten von Somnambülen, daß magnetisirtes Wasser für sie einen andern Geschmack hatte, als unmagnetisirtes: aber wer wollte meinen, dieß zur Erklärung des Wunders zu Kana benutzen zu können? Ferner haben Somnambüle schon, wenn der Magnetiseur eine Speise zu sich nahm, denselben Geschmack im Munde und dieselbe Stärkung im Magen empfunden, wie wenn sie selbst jene Speise genossen hätten: aber wäre es nicht mehr als lächerlich, daraus das Speisungswunder erklären zu wollen?

Ebenso, wenn magnetische Berührung, oder auch nur willenskräftige Anrede, verbunden mit einer Glaubenskraft im Kranken, die im Augenblicke der Berührung oder Anrede sich auf die Spitze einer überschwänglichen Gemüthsbewegung steigert, unläugbar schon langjährige Lähmungen, Verkrümmungen, Krämpfe und Geistesverwirrungen gehoben hat: so ist doch eine ähnliche Wirkung auf erblindete, oder gar von Geburt blinde Augen ohne Beispiel; eben so wenig will sich die plötzliche Reinigung einer von Aussatz zerfressenen Haut auf ein Wort oder eine Berührung hin von jenen Erscheinungen aus erklären lassen; oder aus den Zuckungen, welche der Galvanismus in den Nerven und Muskeln eines Todten hervorbringt, die Wiederbelebung eines wirklich Gestorbenen; auch die Heilung des entfernten Knechts in Kapernaum ist noch etwas ganz Anderes, als Magnetisiren in die Ferne.

Doch, wie schon gedacht: einige von den Wundern Jesu gehen über den Kreis der magnetisch-psychischen Heilungen nicht wesentlich hinaus. Daß Lahme auf seinen Ruf aufstanden und ihr Bett nach Hause trugen; daß auf sein Geheiß eine verdorrte Hand sich neubelebt wieder ausstreckte; eine Jahrelang zusammengekrümmte Frau sich aufrichtete; daß die Bande schwerredender Zungen auf seine Berührung und sein Wort sich lösten; daß die Vorstellung von ihm als Gottessohn, vor dem alle Mächte der Finsterniß weichen müssen, den Wahn der Dämonischen verscheuchte: daran ist, nach verwandten Erfahrungen verschiedener, namentlich aber der neuesten Zeiten nur etwa das noch befremdend, daß Jesu, so viel wir aus den Evangelien wissen, nie eine solche Cur mißlang; wofern wir

nicht als eine Spur davon das in Anspruch nehmen wollen, daß einmal von ihm gesagt wird, er habe in seiner Vaterstadt Nazaret nur wenige Zeichen thun können, wegen ihres Unglaubens.

19.

Dergleichen also wäre zu glauben ohne orthodoxen Wunderglauben; indem hier das miraculum zum mirabile, zu einer zwar auffallenden und ungewöhnlichen, aber darum nicht übernatürlichen Erscheinung, heruntergestiegen ist.

Aber ebendamit hat es alle religiös-dogmatische Beweiskraft verloren.

Steht denn die magnetische Kraft in den uns bekannten Beispielen immer mit der geistigen und moralischen im Verhältniß? Haben immer je die geistvollsten, die sittlichsten und frommsten Menschen auch am meisten Fähigkeit, magnetisch zu wirken? und die diese Kraft haben, sind sie immer zugleich diejenigen, deren Herz und Wandel man zum Muster nehmen möchte? Die bekannte Erfahrung sagt: Nein! sondern jene Gabe, wie andere körperliche oder geistige Naturanlagen, wie Muskelkraft, Rednertalent und dgl., steht zur sittlichen Würdigkeit nur in zufälliger Beziehung. Ebenso ist der feste, imponirende und dadurch ungewöhnlich wirksame Wille, wenn auch nicht durchaus eine Gabe der Natur, so doch immer etwas Formelles, das ebenso oft mit verwerflichem, als mit gutem moralischen Inhalt erfüllt sich zeigt.

Einige Erscheinungen von wunderbarem Wissen im Leben Jesu können an das Hell- und Fernsehen magnetischer oder in ähnlichen Zuständen befindlicher Personen

erinnern. Wie er den Nathanael unter dem Feigenbaume: so sehen magnetische Personen ihren Arzt, ihre Verwandte, oft selbst gleichgültige Individuen, in fernen Häusern und Gegenden; wie er dem samarischen Weibe von ihren sechs Männern sagte: so haben Somnambüle schon in dem Innern derer, mit denen sie sich unterredeten, deren geheime Verhältnisse gelesen; endlich wenn Jesus anzugeben weiß, wo in dem See, seinen Jüngern den erfahrenen Fischern unbemerkt, eine Menge von Fischen sich zusammengedrängt hatte: so kann dieß an jene Menschen erinnern, welche vergrabene Metalle, Knochen, verborgene Wasser, durch dichte Zwischenlagen hindurch empfinden, oder an solche, denen der Leib Anderer wie durchsichtig ist, so daß sie dessen innerste Theile anschauen, und deren Zustand und etwaige Leiden angeben können.

Doch auch mit diesen Wahrnehmungsfähigkeiten ist es nicht allein nicht anders bewandt als mit jenen Wirkungskräften, daß sie nämlich in keinem wesentlichen Verhältnisse mit geistiger und sittlicher Vortrefflichkeit stehen: sondern in der überwiegenden Mehrheit von Fällen sind dieselben sogar Begleiter physischer wie geistiger Depression und Krankheit. Die fernsehende Somnambüle befindet sich im Zustande der krankhaftesten Aufregung des Nervenlebens, welche sie zur freien menschlichen Thätigkeit untüchtig macht; sie ist in das Naturleben heruntergesunken, ein Spiel aller möglichen Eindrücke von außen, denen das in sich geschlossene gesunde Leben ohne Mühe widersteht; auch bei übrigens gesunden Menschen wird eine Begabung dieser Art als eine Abnormität, als ein, wenn auch den übrigen Organismus nicht störender, doch in sich selbst

krankhafter Auswuchs, wie ein sogenanntes Wetterglas an alten Narben, Ueberbeinen u. dergl., betrachtet.

Dergleichen an Jesu bemerkbare Kräfte würden uns also theils zu gar keinem Schluß auf seinen sittlich-religiösen Werth berechtigen; theils würden sie uns sogar, so viel an ihnen ist, auf den Verdacht krankhafter Zustände in seinem Leben führen: böte uns nicht sein ganzes Leben, sein Reden und Handeln, übrigens das Bild vollkommenster geistiger Gesundheit und freiester Selbstmacht dar; woraus wir nun schließen, daß jene seltsamen Fähigkeiten und Zustände nicht wesentlich und immer nur als krankhafte vorhanden sind.

Weit entfernt also, an den Wundern Jesu — so wie unsere Zeit dieselben ansieht und ansehen muß — Kennzeichen und Beweise seiner hohen geistigen Würde zu haben: ist es vielmehr diese uns sonsther gewisse Würde allein, welche uns abhält, einen guten Theil jener Erscheinungen auch hier als krankhafte zu betrachten.

So steht es heute mit dem Wunderbeweis.

20.

Der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von Maria der Jungfrau — heißt es in unserm Glaubensbekenntnisse von Christo. Ein Punkt, mit welchem es heut zu Tage nicht mehr so ernst genommen wird: und mit Recht; da durch starres Festhaltenwollen desselben wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren ist.

Hier ist kein Miraculum, das sich in ein bloßes Mirabile verwandeln ließe; Erzeugung eines Menschen ohne Zuthun eines Mannes wäre ein absolutes Wunder, eine

Abweichung von einem der bekanntesten und übrigens ausnahmlosen Naturgesetze. Dadurch werden sich gebildete Christen immer zum Zweifel versucht finden, und, wie wir die Beispiele vor uns haben, wird es denen, welche in der Kritik nicht bewandert sind, jederzeit am nächsten liegen, von der evangelischen Erzählung gerade nur das, was ihrem Verstande anstößig ist, nämlich die vaterlose Erzeugung, abzuziehen, das Uebrige aber, wie namentlich dieß, daß Maria noch unverehelicht, und Joseph ohne Antheil an dem Kinde war, stehen zu lassen, und somit den Schandfleck hervorzubringen, der dem Christenthum von seinen Feinden schon in den ältesten Zeiten angehängt worden ist.

Und um welches Gewinns für den Glauben willen führt man die Gläubigen in diese Versuchung? — Um der Sündlosigkeit Jesu, auf welcher seine Befähigung zum Erlöser ruht, einen festen Boden zu geben. Durch einen menschlichen Vater würde die Sünde, die von Adam an allen vom Weibe Geborenen anklebt, auch auf Jesum übergegangen sein: dieß wurde abgewendet, indem, mit Beseitigung jedes väterlichen Einflusses, der göttliche Geist selbst schöpferisch auf den jungfräulichen Schooß Maria's einwirkte. — Gut; wenn aber allen vom Weibe Geborenen die Sünde anklebt, und auch Jesus von einem Weibe geboren ist: so hätte ihm, auch wenn er von keinem Manne gezeugt war, die Sünde dennoch angeklebt. Gewiß, selbst einem Kinderverstande — wenn dieß anders eine Verhandlung für Kinder wäre — muß der Einwurf sich aufdringen, daß mit der Ausschließung bloß des väterlichen Antheils von der Erzeugung Jesu der Sünde der

Zugang in sein Wesen nur so abgeschnitten ist, wie dem Diebe der in's Zimmer, wenn ich dessen eine Thüre verschließe, die andere aber offen lasse. Jedenfalls mußte, neben der Ausschließung des männlichen Antheils, mit dem stehenbleibenden weiblichen noch eine besondere Läuterung von Seiten Gottes vorgenommen werden: dann aber konnte eben so gut auch zugleich der männliche, mit Vorbehalt solcher Reinigung, stehen bleiben.

Nichts also erreicht man durch die Lehre von einer vaterlosen Erzeugung Jesu für den Glauben, was nicht auch ohne dieselbe zu erreichen wäre: und man sollte sich billig bedenken, mit einem solchen Glaubensartikel noch ferner die christlichen Gewissen zu beschweren.

21.

Jesus ist, nach dem nicänischen Symbol, der eingeborene Sohn Gottes, vom Vater in Ewigkeit geboren; nach Johannes das Wort, das von Ewigkeit bei Gott gewesen war, durch das er die Welt geschaffen hatte, das hierauf Fleisch wurde und unter uns wohnte, um endlich durch Tod und Auferstehung in die Herrlichkeit zurückzukehren, die es von Ewigkeit her bei Gott gehabt hatte.

Wie fremd wird uns durch diese Züge das Bild Christi! wie weit wird er der Menschheit entrückt! wie namentlich in Vorstellungen eingehüllt, welche, wie das zur Person verselbstständigte Gotteswort, die Erschaffung der Welt in einem gewissen Zeitpunkte u. s. f., in entfernten Zeiten und Bildungskreisen entstanden, in uns gar keine lebendigen Wurzeln mehr haben.

Eine Persönlichkeit, die vor ihrer Erscheinung auf

Erden — nicht etwa bloß auf einem andern Sterne, gleichfalls als endliches Vernunftwesen, — sondern bei Gott, als Theilnehmerin der göttlichen Unendlichkeit, existirt, und von dieser Vergangenheit eine deutliche Erinnerung übrig behalten hat, ein solches Wesen sind wir unfähig, als ein wahrhaft menschliches zu denken, weil sein Bewußtsein, sowohl an sich, als überdieß durch das Hereinscheinen jener Erinnerung, in jedem Augenblick ein anderes als dasjenige wirklicher Menschen ist; unmöglich können wir seine Tugend als menschliche Tugend, sein Bestehen in der Versuchung als Vorbild für uns betrachten, weil sein ganzes geistiges und sittliches Leben auf Grundlagen ruhte, welche allen übrigen Menschen fehlen.

Vielmehr aber ist uns schon das unmöglich, das schöpferische Wesen uns in einem, und zwar einem einzigen Geschaffenen verkörpert zu denken. Daß das Absolute in der Gesammtheit alles Endlichen sich offenbart, ist uns ein geläufiger, ja nothwendiger Begriff; wie es aber in Eine endliche Natur mit seiner ganzen Fülle sich versenken möge, muß uns ebenso widersprechend erscheinen, als wenn einer behaupten wollte, das Wesen der Harmonie könne sich in einem einzigen Tone offenbaren.

Entweder müssen wir in allem Endlichen — in verschiedenem Grade nämlich nach den verschiedenen Stufen seiner Lebendigkeit und Geistigkeit — die authentische Offenbarung Gottes, und in der Menschheit namentlich seine wahre Menschwerdung, sehen: und dann kann aus dieser Gesammtheit kein einzelnes Individuum mit ganz eigenthümlichen Ansprüchen heraustreten; oder glauben wir

eine solche Würde allem Endlichen versagen zu müssen: so ist sie damit auch jedem einzelnen endlichen, insbesondere menschlichen, Wesen versagt.

22.

Unsere Zeit — weßwegen sie auch des Pantheismus beschuldigt worden — schlägt deutlich die erstere Richtung ein.

Kaum hatte der Dichter über die entgötterte Natur geklagt: so fanden Andere sich veranlaßt, über deren Vergötterung Klage zu führen. Und wie zuerst vornehmlich in der Natur, so hat in ihrer späteren Wendung die neueste Philosophie in der Welt des Geistes, in Kunst, Staat und Geschichte, die Selbstoffenbarung des göttlichen Wesens anschauen gelehrt.

Doch nicht etwa Geheimniß nur der Philosophen ist diese Richtung: als dunkler Drang ist sie allgemeiner Geist der Zeit geworden. Es ist eingestanden: wir wissen keine Kirchen mehr zu bauen; entweder errichten wir profane Säle, oder wir äffen, wie der Frosch dem Ochsen, die alten Dome kindisch nach. Es fehlt der eigenthümliche, ursprüngliche Trieb, der im christlichen Mittelalter jene riesigen Steinpflanzen, mit ihrem verschlungenen Blätterschmuck, ihren Dornenspitzen und Fensterrosen, emporsprossen machte. Dagegen steigen jetzt aus einem Drange, der wie ein Miasma sich namentlich über Deutschland verbreitet hat, aller Orten Denkmale für große Männer, für erhabene Geister, hervor. Vieles Lächerliche mischt sich in diesen Trieb: aber er hat auch seine ernste Seite, und ein Zeichen der Zeit ist er gewiß.

Die evangelische Kirchenzeitung hat ganz recht gesehen, wenn sie die Verehrung des Mannes von der Vendome-Säule und des Weimar'schen Olympiers als neuen Götzendienst verfluchte. In der That sind hier Götter, von welchen dem Gotte der evangelischen Kirchenzeitung, — ein Heidenthum, wenn man will, das ihrem Christenthum Gefahr droht. Hat Heine die Berichte von O'Meara, Antommarchi und Las Casas mit Matthäus, Markus und Lukas verglichen: wie lange wird es an solchen fehlen, die in Bettina's Briefen ein anderes Evangelium Johannis erblicken?

Ein neuer Paganismus, oder auch ein neuer Katholicismus, ist über das protestantische Deutschland gekommen: man hat an der Einen Menschwerdung Gottes nicht genug, und will nach indischer Weise eine Reihe sich wiederholender Avatar's haben; man will den allein stehenden Jesus wieder mit einem Kranze von Heiligen umgeben; nur daß diese nicht lauter kirchliche Heilige sind, sondern wie in der Hauskapelle des Kaisers Alexander Severus neben den Standbildern Christi und Abrahams auch das des Orpheus sich befand: so geht die Richtung dieser Zeit dahin, die Offenbarung Gottes in allen den Geistern zu verehren, welche belebend und schöpferisch auf die Menschheit eingewirkt haben.

Der einzige Cultus — mag man es nun beklagen oder loben, aber läugnen wird man es nicht können — der einzige Cultus, welcher den Gebildeten dieser Zeit aus dem religiösen Zerfalle der letzten übriggeblieben, ist der Cultus des Genius.

Zweiter Theil.

23.

Wie? und damit hätte dem Christenthum seine letzte Stunde geschlagen? — Ist ein Cultus des Genius an der Tagesordnung: so ist doch auch Christus ein Genius und nimmt an der Verehrung Theil, die wir den großen Geistern widmen, in welchen der Vater aller Geister sich der Menschheit geoffenbart hat.

Betrachtet man als das Eigenthümliche des Genius die Harmonie der Seelenkräfte, welche, jede für sich stark und regsam, im muntersten Wechselspiel doch niemals eine die andere stören oder ihre Wirksamkeit durchkreuzen, sondern ungesucht, ohne ängstliche Wahl oder mühsamen Kampf, in der Vollbringung dessen zusammenstimmen, was jedesmal das Angemessene ist: wo findet sich diese Spiegelklarheit der Seele, welche durch die heftigsten Stürme wohl bewegt, aber nicht getrübt werden kann, schöner als bei Jesus?

Will man den Genius erkennen an einer großen Idee, welche den Grundton seines Lebens bildet, von welcher all sein Denken, Reden und Handeln ausgeht und auf welche es hinstrebt, um derenwillen er alles Andere, selbst sein eigenes äußeres Wohlergehen, gering achtet: wo war eine größere Idee und rastlosere Thätigkeit, erhabenere Aufopferung für dieselbe, als in Jesus?

Zeigt sich der Genius ferner in der Gewalt, mit welcher er auf seine Umgebungen wirkt, in der gleichsam

magnetischen Anziehungskraft, mit der er alle, die sich ihm unbefangen nähern, an sich zu fesseln weiß; ja, zeigt er sich nicht minder auf der andern Seite in dem starken Widerspruch, welchen er gegen sich erregt, den schwarzen Gewitterwolken von Leidenschaft und Anfeindung, die er, wie eine kräftig scheinende Sonne aus feuchtem Boden, gegen sich selber emporzieht: nie hat einer in seinen Zeitgenossen gewaltigere Regungen so der Liebe wie des Hasses hervorgebracht, als Jesus?

Endlich, wenn die sicherste Probe des wahren Genius in den Wirkungen liegt, welche auf die Nachwelt auszuüben ihm gelingt: wo hat je Einer ein Werk gestiftet, das eine größere Anzahl von Menschen und Völkern längere Zeiträume hindurch mit wahreren Gütern in höherem Grade beglückt hätte, als das Werk, welches Christi Namen trägt?

24.

Aber vom Throne des Gottessohns und des Erlösers, auf welchem wir ihn bisher verehrten, müßte also Jesus doch heruntersteigen und auf der Bank menschlicher Genie's Platz nehmen, wo er die verunreinigende Nähe nicht nur eines Sokrates, sondern selbst eines Napoleon, eines Göthe, sich gefallen lassen müßte?

Einerseits — warum nicht?

Christus hat es auch in der Hinsicht nicht für einen Raub geachtet, Gott gleich zu sein, daß er eifersüchtig den Namen eines Sohnes Gottes für sich allein hätte behalten wollen, sondern neidlos wies er darauf hin, wie schon im alten Bunde diejenigen, zu welchen das Wort

Gottes geschah, selbst als Götter angeredet worden, und wie alle diejenigen, welche sich durch ihn den Weg zum Vater zeigen lassen, Kinder Gottes werden sollten. Nennt Jehova das Volk Israel seinen erstgeborenen Sohn: haben wir Unrecht das griechische Volk seinen zweiten Sohn zu nennen? und heißen unter den Israeliten insbesondere wieder ein David, Salomo, Söhne Gottes: sollten wir nicht unter den Griechen einen Homer, einen Sokrates, in demselben Sinne ebenso nennen dürfen?

Nicht anders verhält es sich mit dem Begriffe des Erlösers. Das Prädicat des Genius verdient nur, wem es gelingt, eine Aufgabe zu lösen, an der sich Vor- und Mitwelt vergeblich zerarbeitet hatte: d. h. die Menschheit von dem Drucke eines Räthsels, einer Unzulänglichkeit, zu erlösen. Phidias erlöste die griechische Welt von der Unfähigkeit, ihre höchste Idee, die des olympischen Zeus, nicht sinnlich anschauen zu können; Sokrates von der Unmacht, im Denken und Handeln sich entweder auf begriffloses Herkommen stützen, oder in das Bodenlose subjektiver Willkür fallen zu müssen; Alexander erlöste den Orient und Occident von der Unseligkeit ihrer gegenseitigen Absperrung: Copernicus die Menschheit von der Schmach, über Einrichtung und Bewegung des Weltgebäudes verkehrte Vorstellungen zu haben, das sichtbare Abbild der Vernunft und ihrer Ordnung im verworrensten Zerrbilde anzuschauen.

Insofern ist es keine Entwürdigung, Christum unter einen allgemeinen Begriff zu stellen, an welchem auch noch Andere außer ihm, jeder in seiner Art, Antheil haben. Ist es doch ein höchst würdiger Begriff, und werden doch

die Andern nur insoweit mit Christo verglichen, als sie denselben Begriff mehr oder weniger in sich verwirklicht zeigen.

25.

Andererseits jedoch, wenn auch der Begriff des Erlösers ein weiterer ist, an welchem mehrere Antheil nehmen: so ist dieser Antheil doch nicht in allen ein gleich großer; sondern es wird einer in um so höherem und wahrerem Sinne erlösend wirken, je inhalts- und umfangreicher, je wesentlicher für das Wohl der Menschheit die Aufgabe ist, welche zu lösen ihm gelingt. (N. Luc.) Der den Pflug erfand, steht höher, als wer die Säemaschine; ein Prometheus höher als der Erfinder eines chemischen Feuerzeugs; Aristoteles, der Vater der Logik, höher, als Goclenius mit seinem Kettenschlusse.

Und nicht nur in demselben Fache nimmt der Urheber des Ganzen oder Wesentlichen höheren Rang ein, als der bloße Verbesserer nur eines einzelnen Zweiges: sondern auch die verschiedenen Fächer selbst sind zum Theil gegen einander abgestuft. Zwar einen Platon und einen Sophokles, einen Raphael und einen Mozart, einen Perikles und einen Cäsar, werden wohl Wenige sich getrauen, den einen dem andern um deßwillen unter- oder überzuordnen, weil die Philosophie etwas Höheres oder auch Niedrigeres sei als die Poesie; Malerei als Musik, oder beide als jene beiden; weil Kriegskunst der Regierungskunst, oder beide zusammen den zuvorgenannten Fächern im Range vor- oder nachgingen. Das aber werden die Meisten willig zugeben, daß weder der Staatsmann noch

der Feldherr, weder der Philosoph noch der Dichter, weder Maler noch Musiker, weder der Erfinder des Pflugs noch der Buchdruckerkunst, der Menschheit einen so wesentlichen Dienst erwiesen haben, als diejehigen, welche den Blick der Völker nach oben gerichtet und sie gelehrt haben, die Macht, Weisheit und Liebe, die über allem Dasein waltet, immer tiefer und immer richtiger zu empfinden, zu erkennen und zu verehren. Weder durch sein für Harmonie geöffnetes Ohr noch durch das für Schönheit empfängliche Auge, weder durch die Geselligkeit, welche Staaten gründet, noch durch die Fähigkeit, dichterische Gebilde zu erzeugen und in sich aufzunehmen, weder durch Ackerbau noch durch Bücherdruck, ist der Mensch Mensch; sondern durch dasjenige, wovon alle diese verschiedenen Fähigkeiten nur ebensoviele Ausstrahlungen sind: durch die Vernunft. Und durch diese wiederum nicht, sofern sie zu einseitig theoretischer Virtuosität ausgebildet, den Philosophen ausmacht; sondern wiefern sie der Trieb und das Vermögen des endlichen Subjectes ist, sich selbst und alles Gegebene mit einem Höheren und Höchsten in Beziehung zu setzen, diese Beziehung möglichst innig und lebendig zu machen, und aus derselben heraus alles sein Fühlen, Denken und Wollen harmonisch zu bestimmen. Insofern ist Vernunft nichts Anderes als Religion, und der Religionsstifter der, welcher dem Menschen zur Entwicklung der Vernünftigkeit, d. h. zu demjenigen verhilft, ohne welches er nicht Mensch sein, also auch von Cultur, Staat, Kunst und Philosophie nichts wissen würde.

So tritt in dem Chore der Genien der Religionsstifter voran, und sofern das Christenthum als die voll-

kommenste Religion anerkannt ist, gebühren dem Stifter desselben die Erstlinge derjenigen Verehrung, welche wir dem Genius darbringen.

26.

Also der Erste zwar, aber doch unter Gleichen, soll Christus sein; von andern großen Geistern und Wohlthätern der Menschheit nicht der Art, nur dem Grade nach, nur quantitativ, nicht specifisch, verschieden. In Eine Reihe, wenn auch als deren Führer, sollen wir ihn stellen mit Männern, deren Wesen, wie strahlend nach gewissen Seiten, doch nach andern auch dunkle Flecken zeigt; mit Eroberern, die von Härte und Grausamkeit, mit Staatsmännern, die von Egoismus und Ehrgeiz, Dichtern und Künstlern, die von Eitelkeit und Herzensschwäche, alle zusammen aber von Irrthümern und Fehltritten jeder Art sich nicht frei erhalten haben?

Mit Recht hat ein scharfsehender Verstorbener einen Hauptunterschied menschlicher Naturen und Begabungen darin gefunden, daß die einen Trieb und Beruf empfinden, aus sich heraus zu gehen, und, was in ihnen lebt, in Werken der Kunst oder Wissenschaft, in Thaten des Kriegs oder Friedens, objectiv darzustellen; die andern aber, in sich selbst verbleibend, vor Allem dahin streben, ihr Inneres in sich einstimmig zu machen, dessen verschiedene Kräfte zu üben und auszubilden, und so ihr eigenes Leben zu einem reichen und harmonischen Kunstwerke zu gestalten.

Naturen der ersteren Art werden über dem äußeren Gestalten leicht das innere Leben vernachlässigen; sie werden in diesem manche Lücke lassen, manchen Mißton über-

hören, wenn ihnen nur das Werk, in dessen Vollendung sie eben begriffen sind, harmonisch hinzustellen gelingt. Zwar ist nicht zu läugnen, daß auch der nach außen Thätige kein in sich vollendetes Werk wird schaffen können, wenn sein Inneres mißbildet oder zerrissen bleibt; aber, wie wir aus den Selbstbekenntnissen z. B. großer Dichter wissen, so heilen sie ihr Inneres nicht unmittelbar an ihm selbst, sondern durch Vermittlung jener objectiven Bildungen; sie schaffen dasjenige, was sie im Innern bedrängt, in irgend einem Kunstwerke oder einer That aus sich heraus. Ja, es ist Thatsache, daß irgend ein innerer Widerstreit vorhanden sein muß, um einen so Begabten zur Thätigkeit nach außen zu veranlassen; der ganz in sich einig Gewordene wäre auch in sich befriedigt, und hätte den Reiz verloren, durch objective Bildungen sich mit sich wieder in Einstimmung zu bringen.

Auch noch aus einem andern Grunde werden diese objectiv gestaltenden Naturen den andern an innerer Harmonie nachstehen. Ihre Begabung ist nämlich immer mehr oder minder eine einseitige. Im Philosophen ist es die reine Denkkraft, im Dichter Gefühl und Phantasie, im Eroberer und Staatsmann der gewaltige Wille und der praktische Verstand, was überwiegt; dem bildenden Künstler stellt sich Alles als Gestalt und Modification derselben, dem Musiker als Ton und Melodie sich dar. Daher, daß Individuen dieser Richtung, mit einerseits überreicher Begabung, nach andern Seiten höchst mangelhaft erscheinen, und dadurch mit sich und andern in Zwiespalt gerathen, wie uns Göthe im Tasso und Antonio diese Einseitigkeit der Begabung am Beispiele eines Dichters

und eines Staatsmannes vor Augen gestellt hat; daher die anderweitige Beschränktheit eines Mozart, daher die Excentricitäten bei Alexander, die Härten in Napoleon.

Ganz anders jene nach innen gewendeten Naturen. Ihre ganze Eigenthümlichkeit beruht auf einer gewissen Gleichmäßigkeit der nach allen Seiten reichen Begabung. Hätte nicht in ihrem eigenen Innern jede Kraft, jedes Talent seine Ergänzung in einem andern, jeder Druck einen Gegendruck: so würden sie ja eben, wie jene andern, aus sich hinausgerissen, und zu dem Versuche getrieben werden, durch objective Schöpfungen sich mit sich in's Gleichgewicht zu bringen. Ebenso, indem sie jede Störung ihres inneren Lebens nicht erst durch den objectiven Umweg, sondern unmittelbar in ihrem eigenen Inneren aufzuheben trachten, und als Ziel sich die immer schnellere und leichtere Ausgleichung jedes solchen Zwiespaltes vorsetzen: so werden sie sich weit eher jenem Gleichgewicht aller Seelenkräfte, jenem harmonischen Wechselspiel aller Thätigkeiten, jener vollendeten inneren Schönheit, nähern, deren Mangel es eben ist, welcher jene objectiven Naturen zu ihren Thaten und Werken antreibt, und deren, auch nur annäherndes, Eintreten sie, wie wir an Göthe gesehen haben, in ihrer hervorbringenden Thätigkeit lässig macht.

Während wir daher die nach außen schaffenden Naturen mehr um eines Andern, nämlich um ihrer Schöpfungen willen, bewundern und lieben, ihnen für sich selbst aber in der Regel um dieser ihrer Werke willen Manches zu verzeihen, manchen Mangel ihres Wesens oder Flecken ihres Lebens zu übersehen haben: finden sich die an ihnen selbst und um ihrer selbst willen verehrungswerthen Per-

sönlichkeiten, die durch und durch liebenswürdigen Naturen, die Charaktere, die wir in allen Stücken zum Muster nehmen möchten, — diese finden sich unter denjenigen Menschen, welche nach innen gekehrt, vor Allem mit sich selbst in's Reine zu kommen trachten, und hierauf erst die innerlich gewonnene Harmonie auch auf Andere wirken lassen.

Als Beispiel solcher Naturen nenne ich Sokrates. Er war Philosoph, Redner, Krieger, Staatsmann, auch dichterischen Versuchen blieb er nicht fremd: in jedem dieser Fächer ist er gewiß von vielen Andern übertroffen worden; in der Philosophie schon gleich von seinem Schüler Platon: aber darauf beruht sein Werth auch gar nicht; weder auf seinen Leistungen in Einem dieser Fächer, noch auf der Vielseitigkeit, in allen etwas geleistet zu haben: sondern das, wodurch er so einzig ist, worin auch ein Platon und Aristoteles tief unter ihm blieben, ist dieses vollendete Gleichgewicht des innern Lebens, diese reine Stimmung der Saiten des Gemüths, vermöge deren es, wie die Aeolsharfe bei jeder Art und Stärke des Windzuges, so bei jeder Berührung von außen immer nur Wohllaute zu hören gibt. Mögen andere Hellenen größere Werke der Kunst oder Wissenschaft geschaffen, als Gründer oder Ordner von Staaten und Reichen — was Sokrates in keiner Hinsicht war — sich ausgezeichnet haben: keinem ist es doch so, wie ihm, gelungen, sein eigenes Innere zum vollendeten Kunstwerk, zum bestgeordneten System oder Staat auszubilden; des Menschen größtes Kunstwerk aber ist der Mensch; mithin Sokrates ein größerer Künstler als alle, deren Werke die Bewunderung der Welt sind.

Es kann auffallen, wenn man sich in der Geschichte umsieht, diese Richtung des menschlichen Wesens so ohne alle Vergleichung schwächer als jene andern besetzt zu finden. Der buntgedrängten Reihe von solchen, die durch objective Gebilde der Kunst, Wissenschaft oder Politik im Gedächtniß der Menschen fortleben, steht von subjectiven Naturen unter dem griechischen Volke eigentlich nur die einzige Gestalt des Sokrates gegenüber. Allein wir suchen auch ganz am unrechten Orte, wenn wir nach Menschen dieser letzteren Art im großen Buche der Geschichte blättern. Geschichtlich wird der Mensch durch Werke, durch das, was er thut und macht, nicht durch das, was er ist. Durch dieses Letztere wirkt er in der Regel nicht so weit hinaus, um in den Gang der Geschichte von Völkern, oder gar der Menschheit, einzugreifen; sondern der engere Kreis seiner Umgebung ist es, der das sanfte Säuseln, das liebliche Tönen solcher Gemüther zunächst vernimmt. In dem stillen Cirkel der Familien, dem alltäglichen Verkehre des bürgerlichen Lebens, ist es daher, wo dergleichen schöne Charaktere gefunden werden; als Väter, Mütter, als Land- oder Gewerbsleute, Geistliche oder Staatsbeamte, in jedem Beruf und Geschlechte, in einer äußerlich oft ebenso unscheinbaren, als ihrem inneren Werthe nach unschätzbaren Wirksamkeit. Die weitere Ausdehnung des Wirkens von dergleichen Naturen hängt vor Allem von der Energie der einzelnen Gaben ab, die in ihnen zur Einheit verbunden sind. Der Einklang auch schwacher Töne ist eine Harmonie: aber weit umher hörbar wird diese erst, wenn dieselben Töne stark und voll angeschlagen werden. So gibt es zu allen Zeiten

Sokratische Naturen im Kleinen, deren Gemüth vielleicht nicht minder in sich einig ist, aber die einzelnen Kräfte desselben sind nicht jede für sich so stark, daher ihre Wirkungen auch nicht so weitgreifend, wie bei dem unsterblichen Griechen. Die Wirksamkeit dieser Naturen ist wesentlich Selbstdarstellung: um weit umher erblickt zu werden, genügt es aber nicht, daß eine Figur ebenmäßig, sie muß zugleich eine große sein.

Bei dergleichen sich selbst und der inneren Vollendung ihres Wesens zugekehrten Menschen wird man immer eine innige Frömmigkeit finden. Zwar wurde Sokrates umgekehrt der Gottlosigkeit wegen angeklagt und verurtheilt; aber nur, weil seine Frömmigkeit eine innigere und innerlichere war, als die Griechen eine kannten und begreifen konnten. So mag sich auch bei andern Individuen derselben Art wohl zuweilen eine Gleichgültigkeit gegen die jedesmal geltenden religiösen Satzungen finden: eben weil diese ein Aeußeres sind, während jene Naturen das Innere suchen; aber an wahrhafter Frömmigkeit des Herzens und Sinnes wird es ihnen niemals fehlen. Denn wenn sie nach innerer Harmonie streben: so besteht diese in nichts Anderem, als darin, daß die niederen Seelenkräfte den höheren, und alle der höchsten und hegemonischen, welche das religiöse Bewußtsein ist, sich unterordnen.

Ebenso nun aber, wie alle in sich gekehrten Naturen fromm sind: gehören alle Heroen der Frömmigkeit, namentlich alle Religionsstifter, so weit sie dieses sind, der Classe derjenigen Naturen an, welche vor Allem der harmonischen Gestaltung ihres eigenen Innern zugekehrt sind. Zwar entwickelte Mohammed auf glänzende Weise zugleich

die nach außen gestaltenden Talente des Dichters und des Feldherrn: aber was ihn zum Religionsstifter machte, waren doch die stillen Betrachtungen in der Höhle bei Mekka; ebenso war Luther zugleich als Dichter und Redner groß: aber Erneuerer des Glaubens wäre er mit allen diesen Talenten nicht geworden, ohne jene inneren Kämpfe des Gemüths, ohne jenen brennenden Gnaden-Durst, welcher ihn trieb, die verschüttete Quelle der Sündenvergebung wieder aufzugraben.

Im vollsten und höchsten Sinne nun aber gehört Christus dieser Classe von Naturen an. So stark und vollkommen auch jede einzelne Geisteskraft in ihm war; so Großes er demgemäß in Lehre, Rede, selbst in Dichtung, wenn man will, leistete; so sehr man die kluge Taktik seines Verfahrens, den Heldenmuth seines Kampfes, bewundern muß: so fällt es doch Niemanden ein, ihn wirklich den Philosophen, Rednern oder Dichtern, noch sonst einer Abtheilung derjenigen Naturen beizuzählen, die in irgend einer besondern Art objectiver Leistungen sich verwirklichen. Denn auf keiner dieser Leistungen, auch nicht auf ihrer Gesammtheit, beruht seine eigenthümliche Würde: sondern diese gründet sich einzig auf das innere Verhältniß seines Gemüthes zu Gott, vermöge dessen er sprechen konnte: der Sohn thut nichts von ihm selber, sondern nur, was ihm der Vater zeigt; ich und der Vater sind Eins; Niemand kennt den Vater als der Sohn, und Niemand kann zum Vater kommen als durch den Sohn. In diesem inneren Leben der Liebe war für Jesum die volle Genüge; in dieser reinsten Einstimmigkeit des Gemüths kein Trieb zu einzelnen Gestaltungen der Kunst, Wissenschaft u. s. f. ge-

setzt; der einzige Trieb in ihm war der, welcher, weil zum Wesen der Menschheit mitgehörig, auch bei den innerlichsten Naturen nicht fehlen kann: sich gleichartigen Wesen mitzutheilen, seine Seligkeit über so Viele wie möglich auszuströmen; wobei aber der letzte Zweck nicht, wie bei'm Philosophen, Redner, Staatsmann, die Gestaltung eines objectiven Werks für sich, die Ausbildung eines Vortrags eines Lehrsystems, die Gründung einer Gemeinschaft mit gewissen Formen, war; sondern Alles dieß sollte nur als Mittel dem letzten Zwecke dienen: sein inneres Leben zum innern Leben Aller zu erweitern.

Nicht also blos dem Grade nach höher als andere Genien steht uns Christus: sondern er gehört einer ganz andern Art an als alle diejenigen, welche die Weltgeschichte sonst als Helden der Kriegs- und Staatskunst, der Wissenschaften und Künste, preist; einer Richtung, bei deren Heroen, vermöge ihres vor Allem auf innere Einstimmigkeit mit sich gerichteten Strebens, je höher sie es hierin bringen, um so mehr die Verunreinigungen jener Helden der andern Richtung wegfallen, durch deren Nachbarschaft wir vorhin die Würde Jesu gefährdet fanden.

27.

Wie aber? ob nicht vielleicht innerhalb des Gebietes, welches wir Jesu angewiesen haben, er zwar bis jetzt die höchste Erscheinung wäre, die wir kennen, dennoch aber möglich bliebe, es käme in der Zukunft noch einmal Einer, der auch über ihn noch hinausginge? wie wir in andern Gebieten weder überhaupt Einen als den schlechthin größten, z. B. Dichter, Feldherrn und dgl. hinzustellen wagen,

noch es für unmöglich halten, daß diejenigen, welche uns bis jetzt als die größten erscheinen, nicht in Zukunft vielleicht noch übertroffen werden könnten.

Zwar trifft diese Unmöglichkeit in einigen Fächern doch wirklich zu. In der Bildhauerei z. B. dürfte es nicht schwer sein, alle Sachverständigen in dem Zugeständniß zu vereinigen, daß diese Kunst die Höhe ihrer vormaligen Blüthe unter den Griechen und Römern künftig nie wieder erreichen werde, daß also Phidias, Praxiteles, in alle Zukunft keine Nebenbuhler ihrer Größe, noch weniger einen solchen zu befürchten haben, der sie zu verdunkeln im Stande wäre. Um denselben Preis freilich, wie für die Bildhauerkunst, wird man für das Christenthum diese Furchtlosigkeit nicht erkaufen mögen; wie es denn auch wirklich eine falsche Vergleichung sein würde: die Plastik nämlich ist eine Kunst, die sich ausgelebt hat, sofern die Bedingungen, unter deren Voraussetzung allein sie das Höchste erreichen kann, nachweislich und unwiederbringlich verschwunden sind. Etwas Aehnliches von der Religion behaupten, und nur um deßwillen meinen wollen, daß die Zukunft keine größeren Heroen derselben bringen werde als die der Vergangenheit, würde widersinnig sein.

Aber gesetzt auch, die Zukunft könnte der Menschheit noch Höheres in diesem Gebiete bringen, als in Jesu gegeben war: was ginge uns die ungewisse Zukunft an? Für uns jetzt Lebende wäre einmal Jesus das Höchste, und diese lebensvolle Wirklichkeit sollten wir uns verleiden lassen, durch das Schattenbild einer bloß gedachten Möglichkeit? Gewiß, nur müssige Grillenfänger, ohne alles ernste religiöse Bedürfniß, könnten dieß.

Und doch — selbst solchen Bedenklichkeiten läßt sich noch eine beruhigende Antwort geben. Andere Fächer zwar außer der Religion sind so unbestimmt in ihren Dimensionen, daß, was das Höchste in ihnen sein würde, sich entweder gar nicht angeben, oder nicht als wirklich für Einen erreichbar denken läßt; in der Religion dagegen, wie man immer ihren Begriff in Worte fassen mag, ergibt sich als das Höchste doch jedenfalls diejenige Einheit des menschlichen Selbstbewußtseins mit dem Gottesbewußtsein, vermöge welcher das erstere in allen seinen Bewegungen sich rein von dem letztern bestimmt, und dieses Bestimmtwerden durch das Göttliche zugleich als seine eigenste Selbstbestimmung weiß und empfindet. Ist nun in Jesus diese Einheit wirklich gewesen; hat er sie nicht nur mit Worten ausgesprochen, sondern sie auch in allen Lagen seines Lebens thatsächlich dargelegt: so ist in ihm innerhalb des religiösen Gebietes das Höchste erreicht, über welches keine Zukunft hinausgehen, dem sie aber auch nicht einmal gleich kommen kann, sofern denjenigen, welche künftig etwa zu der gleichen Höhe hinanklimmen sollten, dieß nicht ohne Handreichung von Seiten Jesu, des zuerst dahin Emporgestiegenen, gelingen wird.

28.

So wenig also die Menschheit jemals ohne Religion sein wird: so wenig wird sie je ohne Christum sein; denn Religion haben wollen ohne Christum wäre nicht minder widersinnig, als der Poesie sich erfreuen wollen ohne Bezugnahme auf Homer, Shakespeare u. s. f. Und dieser Christus, sofern er unzertrennlich ist von der höchsten Ge-

staltung der Religion, ist ein historischer, kein mythischer, ein Individuum, kein bloßes Symbol. Zu diesem geschichtlich persönlichen Christus gehört alles dasjenige aus seinem Leben, worin sich seine religiöse Vollendung darstellte: seine Reden, sein sittliches Handeln und Dulden. Was in seinem Handeln mit dem Sittlichen nicht unmittelbar zusammenhängt, wie seine Wunder, noch mehr was, statt aus seinem Innern hervorgegangen zu sein, nur äußerlich an ihn herantrat, wie sein Tod als äußere Thatsache und abgesehen von der an demselben erprobten Gesinnung Jesu, wie ferner seine Auferstehung, Himmelfahrt, kann einen religiösen Werth nur durch symbolische Deutung gewinnen, welche auf verschiedenen Entwicklungsstufen der Frömmigkeit und des Denkens verschieden ausfallen wird.

Also keine Furcht, es möchte Christus uns verloren gehen, wenn wir Manches von dem, was man bisher Christenthum nannte, preisgegeben uns genöthigt finden! Er bleibt uns und Allen um so sicherer, je weniger wir Lehren und Meinungen ängstlich festhalten, welche denkenden Köpfen ein Anstoß zum Abfall von Christo werden können. Bleibt uns aber Christus, und bleibt er uns als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen und zu denken vermögen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist: nun so bleibt uns in ihm doch wohl das Wesentliche des Christenthums.

II.

Streifzüge durch Belgien

von

Theodor Mügge.

Es war einer der reizendsten Abende, wo ich in Köln, im Hofe von Holland, den Vollmond stolz über den stolzen Rhein heraufsteigen sah. Die Nacht war so schön, so still und kühl, die Schiffbrücke lag einsam wiedergespiegelt von den rauschenden Fluthen, von Deuz herüber klang Musik durch die matten Silbernebel, Lichtschein blickte da und dort aus den Gärten und die schwarzen Rauchfänge der Dampfböte stiegen aus einem Walde von Masten und Raaen wie drohende Nachtgespenster vor mir auf. Sie schienen mit Hohn auf ihre ungeschickten Nachbaren zu blicken und zu fragen, wie lange diese noch neben ihnen leben wollten? Ich erinnere mich, daß dergleichen Gedanken mich erfüllten, denn ich hatte den Tag über lange Gespräche gehört, von der neuen Dampfbootgesellschaft, und der Niederländischen, die mit Schleppschiffen den Waarentransport besorgen werde, und wie die Zahl der

Dampfböte sich in wenigen Jahren auf das drei- und vierfache steigern, und die langen, schweren, plumpen Rheinschiffe abnehmen und wohl endlich ganz verschwinden müßten. Ich lasse es dahin gestellt sein, was wahr was falsch ist, aber in der That ist kein deutscher Strom so gemacht für Dampfschifffahrt, als der mächtige, tiefe, starkfluthende Rhein, der nur mühsam, nur mit Anwendung der Leinen und Pferde kaum, ohne die mächtigen Hebel der modernen Kultur, den Dampf, stromauf beschifft werden kann. Es liegt etwas Lächerliches und Bezeichnendes darin, daß Dampf dem neunzehnten Jahrhundert weiterhilft, der wundersame luftige wässerige Dunst und Nebel, der die sterilen Massen des Lebens durchdringt und ihnen Flügel giebt, ungeheure, nie gekannte Kraft und Macht und leichte Beweglichkeit, die alle Völker der Erde, alle Kultur der Welt verbindet. —

Der Tag war heiß gewesen und ich war von Mainz gekommen, wo man auch ein Fest gefeiert hatte, das der großen Gottheit Kultur geweiht war, und einem ihrer erhabensten Diener galt, dem armen, einfachen, im Leben verkannten und betrogenen Johannes Guttenberg Die Zeit der Monumente ist über Deutschland gekommen, und bald wird kein Abdera mehr sein, wo nicht irgend einem großen Bürger eine Bildsäule errichtet würde. Aber wir sind so reich an gefeierten und verkannten Größen, wir haben so viele Genies und patriotische Geheimräthe, daß viel Wasser den Berg hinab laufen kann, ehe der Stoff verbraucht ist. Johannes Guttenbergs Monument ist freilich groß, wie die Welt, und jeder Buchstabe, welcher in Sidney oder Kalkutta gedruckt wird, oder in Peters-

burg und Irkutzk, wäre es auch ein Ukas, der die Vernichtung eines Volkes befiehlt, ist ein Denkmal des großen Deutschen. — Uebrigens spreche ich keinesweges gegen die Monumente, sie sind ein erfreuliches Zeichen, daß die Völker an Nachdenken zunehmen. Die Fürsten haben bis jetzt nur den Ebenbürtigen und ihren Feldherren, Sprößlingen der eigenen Größe und des Ruhms, so gehuldigt, denn Waffen haben die Staaten gegründet und mächtig gemacht; aber die Nationen nehmen nun was ihr ist, die Heroen des Friedens, der Kunst, der Wissenschaft und des Gemeinwohls.

Es war mir schmerzlich in Mainz so wenig Antheil aus Norddeutschland zu erblicken, denn fast nur die Uferstaaten des Rheins hatten die Massen von Theilnehmern und Neugierigen geliefert, für welche Mainz fast zu klein war, anderseits aber war es mir lieb und zwar egoistischer Weise, des Unterkommens und der Theuerung wegen, denn beide waren drückend genug. Gewiß aber darf man es keine Gleichgültigkeit nennen, welche Norddeutschland, mit Ausschluß Leipzigs, beseelte. Wir fühlen trotz unserer Censur und Censoren selbst, die Bedeutsamkeit dieses Festes, und verspotten die alberne, blasirte Behauptung des verkümmerten Servilismus zwitterhafter Zeitungsschreiber, als gehe Guttenbergs Fest nur Buchhändler, Drucker und Schriftsteller an. Die Fortschritte der Menschheit kümmern die ganze Menschheit, da ist kein Thron zu hoch, keine Hütte zu arm; es ist kein Volksfest, aber ein Völkerfest müßte es sein; jedes Jahrhundert muß das lebhafter empfinden, wehe dem, wo es spurlos vorüber gehen kann.

Wie wohlthuend war es mir, mit den Deputationen

der verschiedenen Rheinstädte den Strom hinab zu fahren, den Jubel zu sehen mit welchem sie überall begrüßt wurden. Musik, Freudengeschrei, wehende Fahnen, Glockengeläut und Kanonenschüsse begrüßten die Wiederkehrenden. Am Rhein sind der Volksgeist und das Volksleben nicht ganz getödtet, es weht eine Luft aus Westen herüber, welche eine körnige, handfeste Gesundheit schafft, und Erinnerungen wach erhält, vor welchen der freche Spott über kleinliche Aeußerlichkeiten verstummt. Die Freiheit des Gedankens in der Gewalt des Wollens und Empfindens ist eine Macht, die selbst im Gesetz ihre Stützen findet, und der öffentlichen Meinung Gehalt verschafft. In Norddeutschland dagegen ist vieles in der knappen Uniform, dem Grenadieranstand und der steifen Halsbinde untergegangen. Schritte bei uns ein Fahnenträger daher, klein, alt, grotesk im schwarzen faltigen Frack, eine breite Seidenschärpe über die Schulter, in Nankinghosen und Dreimaster, schwankend unter der wehenden Fahne; Witz und Hohn, Gelächter und Spott würden ihn zum Hanswurst der Menge stempeln. Repräsentation in allen Dingen, und wo möglich eine blitzende Uniform und ein Orden, so erlangt man Achtung, so nur führt man eine würdige Sache. Wir sind an diese Begriffe gewöhnt wie Kinder an Milchbrei und Zucker. —

Unter solchen Gedanken schlief ich spät ein, denn neben mir in einem großen Saale wurde ein Banket zur Ehre der Mainzer Deputation gefeiert, und ein glänzender Fackelzug ging durch die Straßen. Früh erwachte ich und zwar von Kettengerassel. Ich eilte ans Fenster, da lag der sonnenhelle Morgen auf dem heitern Rhein, und die

schöne Landschaft hatte den besten Sonntagsstaat angezogen. Die schwarzen Schornsteine der Dampfböte rauchten schon, das Leben regte sich überall geschäftig auf der Brücke, und unten trieb man eine Schaar Gefangener zur Arbeit vorüber. — Ich betrachtete sie mitleidig, sie scherzten und lachten, und rasselten weiter. Ein Mensch in Ketten, das junge Leben vermodernd im Kerker, elender als das elendeste Thier; man begreift nicht wie sie lachen können, wenn neben ihnen Wesen sind, die frei die Hände ausstrecken, frei die Füße bewegen und falls sie einen guten wohl visirten Paß von der Polizei haben, sogar von Stadt zu Stadt, von Land zu Land durch Gottes weite Welt gehen mögen, vorausgesetzt, daß sie Geld dazu besitzen. — Aber der Mensch gewöhnt sich an Alles, und es giebt nichts, wozu er nicht lachen könnte. Schande und Unglück stumpfen ab in sich selbst, und der Glückliche weint weit eher über den Verlorenen, als dieser über sich. —

Ich blieb diesmal nur einen Tag in Köln, aber lange genug um zu sehen, daß es seine Physiognomie wenig oder gar nicht geändert hatte. Die Kölner sind ein lustiges, trotziges, handfestes Volk, ein wenig derb, grob, ungeziemt und doch auch mit einigen pfäffischen Tücken. Die vielen Fremden, und namentlich die vielen Engländer, demoralisiren überall am Rhein und in der Schweiz die unteren Klassen, und ganz vorzüglich in den großen Städten. Die Merkwürdigkeiten machen Führer nöthig und die aufwachsende Generation drängt sich mit einem großen Aufwande classischer Unverschämtheit zu diesem einträglichen Amte. Um ihre Dienste einschmeichelnder zu machen, beginnen sie häufig damit die lebendigen Schönheiten anzu-

preisen, zu deren Tempeln sie wohlbewanderte Cicerones sind und in deren Solde sie nebenher stehen. Sie nennen Euch neben dem Dom, den Werken Albrecht Dürers und den elftausend heiligen todten Jungfrauen, die verführerischen Namen von eben so vielen lebendigen, liebe- und gelddurstigen aus allen Ländern der Erde, deren Reize nach ihrer Beschreibung selbst den heiligen Antonius in Versuchung bringen würden. Es ist erstaunlich, wie hier neben der leichtfertigsten Weltlust so viel Frömmigkeit existiren kann; aber das gehört mit zu den Wundern in katholischen Landen, und in dem regsamen, lustigen, üppigen Köln giebt es nicht allein zahllose Wein- und Wirthshäuser, sondern fast noch mehr Kirchen und Capellen, einen Erzbischof und ein heiliges Metropolitan-Kapitel, und an den Stufen der Altäre liegen Betende und Reuige zu allen Stunden des Tages. Ein Beweis mehr, daß hier viel gesündiget wird, und wo viel Schatten ist muß auch viel Licht sein. —

Wenn man den schönen Rhein hinter sich hat, ist es als scheidet man vom Vaterlande. Man kann sich nicht mehr recht heimisch fühlen, obgleich Land und Menschen deutsch, und vielleicht recht von Grund herauf deutsch sind. Die zweirädrigen Karren und die Fuhrleute in blauen Kitteln, die starken Pferde mit den behaarten dicken Füßen, und die breiten, knochigen Gestalten kündigen die Nähe des Blusenlandes und der Grenze an. — Vielleicht erregt auch der ganz veränderte Ausdruck der Gegend die unbehagliche Stimmung. Von Mainz herab bewunderte man die pittoreske Schönheit, und das Auge schwamm entzückt über die Rebengebirge, die stolzen Ueberreste einer

großen Vergangenheit, die malerischen Dörfer und Städte und den regsten Wechsel der Erscheinungen. Von Köln nach Aachen dagegen ist das Land flach, eintönig, eine langweilige, traurige Oede, an deren fernsten Saum die kahlen farblosen Hügel der hohen Wenn hinstreifen. Erst wenn man in den reizenden Thalkessel hinabfährt, in dessen Mitte sich die alte Kaiserstadt erhebt, erhält die Landschaft wieder Ausdruck, Leben, und den eigenthümlichen Reiz des durchschnittenen Bodens der Vorberge der Ardennen. Jenen unnachahmlichen Reiz nämlich, der durch die allerverschiedenste Färbung des Grüns von der saftigsten dunkelsten Frische bis zum gelben hellen Schimmer der Erndtefelder entsteht, und von tausend Hecken, Baumgruppen und einzelnen Bäumen, Häusern, Wiesen und Gärten auf die mannichfachste Weise durchzogen und getheilt wird. —

In der Stadt Karls des Großen mischen sich seltsame, widerstrebende Elemente; die orthodoxeste Frömmigkeit und der modernste Leichtsinn, welchen ein berühmter Badeort zur Schau trägt, in dem jährlich so viele fashionable Gestalten aus London und Paris, Petersburg und Brüssel sich zusammenfinden. Aachen trägt den Character einer Hauptstadt. Seine inneren Quartiere sind lebhaft durch Handel und Gewerbe. Geschäftige Menschen treiben darin ihr Wesen, Dampfmaschinen schicken ihre luftigen, stolzen Wahrzeichen, die Obelisken der modernen Welt, in den blauen Himmel hinaus, und das Gerassel der zweirädrigen schwerbeladenen Karren durchdröhnt die Ohren und das Pflaster. Das südliche Quartier aber mit seinen Promenaden, Bädern, Theater, der schönen breiten Theater-

straße, und dem lieblichen Wege nach Burscheid hinaus, ist das Westend Londons, die Chaussée d'Antin von Paris. Hier zeigen sich die noblen Fremden in der gewähltesten Toilette, hier wohnen die Sprößlinge der Salons, und führen die stolze Absonderung weiter, welche ihre Kreise von der gewöhnlichen Welt entfremdet. Aachen ist zu groß und zu reich, um ganz ein Badeort zu sein, aber doch fühlt ein bedeutender Theil seiner Bewohner es sehr lebhaft, wenn die Saison einmal schwächer ist, als gewöhnlich, denn viele der schönen neuen Häuser sind auf Speculation gebaut, die Miethen sind ungeheuer, und der Schaden empfindlich. Daher ist im Winter dieser Stadttheil öde und viele der reichen Aachner selbst fliegen den scheidenden Sommervögeln nach, und suchen in Paris und Brüssel oder auch in dem lustigen Köln neue Zerstreuung und neues Vergnügen.

Oft durchstreifte ich die Promenade und die modischen Gruppen, wo glänzende Equipagen, Phaetons und Kabriolets vorüberrollten, wo Blicke und Zeichen gewechselt, Intriguen angeknüpft und Parthien verabredet wurden, und dann die Stadtheile, wo der blaue Kittel sich Bahn bricht und die Peitsche des kräftigen Kärners knallt. Ich sah in die Kapellen die voll betender Gläubigen lagen, welche reuevoll ihre Brust zerschlugen, und trat in den majestätischen Dom mit scheuem ungewissen Fuß auf die Marmorplatte, von der dem Wanderer die goldne Inschrift: Carolus Magnus Ehrfurcht gebietend entgegenblickt. — Das winzige Geschlecht weiß nichts von dem großen Todten, der viele hundert Jahre unter ihren Füßen auf seinem Stuhle saß, bekleidet mit dem Purpur, auf dem

Haupte die Krone, in der Hand den Kelch, auf den Knien das heilige Buch des Glaubens, für welches er so viele Tausende geschlachtet; vor ihm Schild und Scepter, an der Seite das furchtbare Schwert des Reichs und seine Füße, die so viele Völker zertreten hatten, in dem schönen alt-griechischen Sarkophag, der noch jetzt als Kunstwerk im Dome verwahrt wird. Ich lächelte über die Ironie der Zeiten, als ich so viel ärmliches Volk über den Leichen-stein gedankenlos fortlaufen sah. Es war Markttag und die geschäftigen Leute vermieden einen Umweg, indem sie mitten durch die Kirche und über den Stein gingen. Nie-mand sah ihn an, Niemand kümmerte sich darum. Der alte, große Herrscher ist ja tausend Jahre todt, seine Helden sind todt, seine Thaten sind vergessen, der freche Fußtritt weckt ihn nicht auf, kaum lebt sein Gedenken noch in Sagen und den Büchern der Geschichte, und die Zeit hat keine Zeit mehr an die Vergangenheit zu denken. —

Der Karl der Große der modernen Welt war auch hier öfter gewesen, und vielleicht war es Ehrgeiz, daß der Lieblingsaufenthalt seines Vorgängers, dessen gefeierter Name so schmeichlerisch in sein Ohr drang, auch ihm be-sonders zu gefallen schien. Er ließ sich Alles zeigen, was an den gewaltigen Herrscher erinnert, und lange stand er tief sinnend oben auf dem Chore neben dem Marmorstuhle, auf welchem so viele glückliche und unglückliche Fürsten die Krone empfingen. Erst als Josephine lachend die Stufen hinanstieg und sich in ihrem jungen Stolze auf den ehrwürdigen, heiligen Platz setzte, schien er aus seinen Träumen zu erwachen. Er runzelte die Stirn, und im strengen Blick hieß er sie schnell hinabsteigen. Er selbst

begnügte sich die Hand auf die verwetterte Lehne zu legen. — Welche Gedanken, welche Empfindungen mögen in seiner verschlossenen Brust erwacht sein, welche Pläne mögen sich dort durchkreuzt haben? — Sein Schicksal hat ihm ein anderes Grab bereitet, einsam von der Brandung des Weltmeers umrauscht, und die Blitze des Himmels haben den Lorbeer zersplittert; aber Aachen hat ihm viel zu danken; er pflegte es von dieser Zeit an, wie ein Lieblingskind, und schien große Entwürfe dafür zu hegen. —

Wenn man mit schmerzhaften Empfindungen spielen will, muß man aus dem Reiche dieser großen Erinnerungen in den Redoutensaal gehen, wo die Glückskugel der Roulette klappert, und das eintönige gagne und perd sich mit den klingenden Goldstücken mischt. — Zwei Dinge haben in Aachen stets meine vorzüglichste Bewunderung erregt. Erstens, daß der wohlerzogene preußische Staatsbürger hier mitten auf der Straße sein Cigarr rauchen kann, ohne die speculativen Blicke der Polizei zu fürchten, und zweitens, daß er sogar sein Geld auch ohne das Lotto im Hazard verlieren darf. Man entschuldigt diese gefährlichen Extravaganzen freilich achselzuckend mit dem Bade und den vielen, an deutsche Polizeimoral nicht gewöhnten Fremden; aber man bedenkt nicht, daß manch unschuldig Blut aus dem Norden immer das Bad theuer bezahlen muß, weil es über die neue ungewohnte Freiheit den Kopf und hinterher das Geld verliert. — Wenn man aus Berlin kommt, wo an allen Ecken ein Polizeimann oder ein Gensd'arm stehen kann, der aus Amtspflicht jeden vorüber wandelnden Mund einer aufmerksamen Controle unterwirft, und wo er Feuer und

Rauch wittert, mit merkwürdiger Geschicklichkeit sein Opfer hascht, so ist es ein wahrhaft wohlthuendes Gefühl, hier dieser heiligen Leibwache der modernen Staatssicherheit ein Schnippchen zu schlagen und vor ihren sichtlichen Augen das heillose Verbrechen frank und frei mit Eifer zu vollführen. In Berlin, wo Sittlichkeit und Anstand über Alles gehen, machte nur die Cholera eine Ausnahme des Verbotes möglich, und man sah, jeden Abend Tausende von leuchtenden Punkten in den Straßen, die den ungewöhnten Augen wie die leuchtenden Insekten einer schöneren Zone vorkamen; ja, so entsetzlich es klingen mag, aber es ga verruchte Menschen, die im vollen Ernst wünschten, die böse Krankheit möge nie ganz aufhören, weil sie weniger vor ihr, als vor dem Wiederbeginn des Banns und Interdikts gegen die schuldlosen Cigarren sich fürchteten.

Wenn aber auch die Polizei den Landeskindern im Betreff des Rauchens hier durch die Finger sieht, und es ihrer Moral überläßt behutsam zu sein, mit dem Spielen ist es strenger gemeint, wenigstens für die eingebornen Aachner, von denen keiner sein Glück hier versuchen darf. Im Spielsaale fehlt der Commissair nicht, und weist Jeden hinaus, der zu den Beichtkindern seines Sprengels gehört. Erst am letzten Tage der Saison dürfen auch die ehrlichen Bürger und die gewinnsüchtigen Bewohner der Umgegend an den Alles verschlingenden Tisch treten, und der Zudrang soll dann so ungeheuer sein, daß oft die Thüren gesperrt werden müssen. Dabei ist es vorgekommen, daß der Gewinn der Bank an diesem einen Tage sich verdoppelt hat, zuweilen

aber hatte die wunderbare Göttin auch entgegengesetzte Launen und der Ueberschuß der Bankiers verminderte sich beträchtlich. Die Aachner Bank ist auf vierzig Actien, jede zu tausend Thalern, gegründet, welche sich in den Händen verschiedener reicher Leute befinden, und ihr Ueberschuß soll jährlich ziemlich die Höhe des eingelegten Kapitals erreichen; ein Beweis, daß hoch und stark gespielt wird, und die Roulette den meisten Gewinn gewährt. Die Pacht ist aber auch hoch und die Stadt zieht überdies die Hälfte des Gewinnes, aber dennoch sind die würdigen Väter derselben neidisch genug, auch die andere Hälfte nicht missen zu wollen. Mit dem Jahre **1840**, wo der Contract der Gesellschaft abläuft, wird die Stadt für sich spielen, und hat, um das Böse in Gutes zu verwandeln, den ganzen Ertrag zu Verschönerungen der Anlagen und für gemeinnützliche Zwecke bestimmt.

Man würde sehr irren, wollte man aus dem bunten Gewirr der Lustbarkeiten, der Masse von Fremden und dem bewegten Leben der großen und reichen Stadt, die nebenher an der großen Straße nach Brüssel und Paris liegt, und einen unaufhörlichen Durchzugsplatz ganzer Schaaren von Reisenden bildet, auf eine sittliche Entartung ihrer Bewohner schließen. Trotz der Massen ketzerischer Engländer, leichtsinniger Franzen und ungläubiger Norddeutschen, ist vielleicht im ganzen heiligen römischen Reiche kein Ort, in welchem orthodoxe Frömmigkeit und die strengen äußeren Formen des katholischen Glaubens so sichtlich vorherrschend wären, wie hier. Alle erlaubte Festtage des Kalenders finden ihre Feier, an Freitagen giebt es keine Fleischspeisen und die Geistlichkeit steht im höch-

sten Ansehn. Wenn ich ein Drittes noch aufzählen wollte, was meine Bewunderung erregte, so müßten es die zahllosen Ablaßzettel an den Kirchthüren sein, wo lebenslanger Ablaß für tägliche Gebete gegen Ausrottung der Ketzer, zehnjähriger Ablaß für die Jungfrau Maria und so fort, fünfjähriger, dreijähriger, einjähriger oder vierzehntägiger nach beliebiger Auswahl von Fürbitten zu dieser oder jener Heiligen den Gläubigen ergebenst angeboten werden. Ich bin selbst ein Ketzer und Sünder, und nach den Dogmen der allein seeligmachenden Kirche, wie wir erst neulich aus dem Breve Sr. Heiligkeit erfahren haben, unfehlbar zur Hölle verdammt, aber bei alledem hätte ich nicht geglaubt, daß in Preußen, wo mein Fürst mein unvermeidliches Schicksal theilt, lebenslänglicher Ablaß für Ausrottung der Ketzer ausgeboten werde. — Ich sprach in meiner Verwunderung mit mehreren aufgeklärten Katholiken darüber, die lächelnd den Kopf schüttelten, und sämmtlich behaupteten, daß, seit der würdige Erzbischof Spiegel todt sei, der Ablaßkram und das Prozessionswesen sich zu einem förmlichen Unwesen gesteigert habe. Fanatiker bearbeiteten die niederen Volksklassen, und in der That, wenn man bei Kirchen und Capellen vorüberging, die heulenden Töne hörte, welche daraus hervorquollen und die Masse der Frommen betrachtete, welche dort zerknirscht andächtig auf den niederen Bänken knieten, mußte man es glauben. Dieselben Erscheinungen geben sich übrigens am ganzen Rhein kund, und die Wallfahrten nach den heiligen Schätzen Cölns und Aachens waren so zahlreich, und bestanden dabei oft aus so lumpigem Gesindel, daß z. B. die Stadt Krefeld vor Kurzem den frommen Schaaren

argwöhnisch ihre Thore schloß und sie zwang einen bedeutenden Umweg zu machen. Der rechte Geist, wie in den Zeiten der Kreuzzüge, ist aber doch nicht mehr darin, denn sonst wäre Krefeld übel fortgekommen; indeß ist immer noch genug übrig geblieben und wer, wie ich, den pomphaften Einzug des Erzbischofs von Köln Herrn Droste von Vischering, des frommen Märtyrers des Glaubens, wie ihn die belgischen Blätter und die Würzburger und Münchner Zeitungen nennen, in Aachen erlebte, wer die begeisterten Blicke, die zerknirschte Demuth, die weiß gekleideten Jungfrauen, die überströmenden Augen der knienden Menge, die Blumenketten und Eierketten über die Straßen gespannt, und die Illumination der Köpfe und der Häuser seh, dem wird es glaublich genug sein, daß sich Gesellschaften begeisterter Jungfrauen bilden konnten, welche die schönen und göttlich menschlichen Gefühle der Liebe, die sie freilich noch nicht kannten, aus ihrer Brust rissen, und Eide leisteten, ihre zarte Hand niemals einem Höllenbrande von Ketzer zu reichen. Solche Schwüre aber strafen die schadenfrohen Götter und mit dem blinden heidnischen Schelme ist noch weit weniger zu spaßen, als mit dem ehrwürdigen heiligen Vater in Rom und allen Erzbischöfen und frommen Märtyrern im Himmel und auf Erden.

Leicht ließe sich über Aachen ein ganzes und interessantes Buch schreiben, denn Sitten, Menschen, Kunst, Alterthümer und Natur bieten dazu einen ausgedehnten Stoff. — So viel schöne und reiche Punkte aber auch die Umgegend hat, mir ist nichts lieber gewesen als die Ruine von Frankenberg, jener alte berühmte Sitz Karls des Großen, berühmt durch den gewaltigen Kaiser und tausendmal

berühmter durch die Liebe seines schönen Töchterchens. Wir leben freilich in einer traurigen Zeit wo man Alles fortdisputirt, man kritisirt die Schönheit der schottischen Maria, Lauras vielbesungene Reize, das Dasein Homers, Tells, ja sogar des erlösenden Heilands, und die kalte Hand hat um so weniger gezögert auch die rührende Liebe der armen Emma anzutasten. Allein ich glaube nun einmal steif und fest daran, und wie ich so im Schloßhofe stand unter Schutt und Trümmern, an dem abendlichen Himmel der Mond glänzend emporstieg und den gespenstischen alten Thurm in seine silbernen Arme schloß, während düstere Schatten den Hof überdeckten, war es mir, als sähe ich das zitternde Kind mit der süßen Last auf den Schultern leise darüber hinschlüpfen, und aus dem hohen schiefen Thurmfenster nickte der alte Kaiser und strich, halb zornig, halb verwundert lächelnd, den weißen Bart. — Es war aber nur ein schmuckes Milch- oder Hausmädchen, die bald darauf unter dem alten Thore an der Zugbrücke stand, und in ihren Armen einen ganz anderen Ritter vom Stalle hielt, als jenen zärtlichen ritterlichen Geheimschreiber. — Denn die Ruine ist bewohnt und gehört einem Landrathe, wie ich glaube, der es sich ein hübsches Stück Geld kosten läßt, um das alte Schloß in ein modernes zu verwandeln. Der gute Mann hat es sich in den Kopf gesetzt die Außenseite Frankenbergs wieder herzustellen, wie sie war als Karl darin wohnte, und gegenüber dem alten wunderbar festen Thurme, um dessen Granitgefüge sich Epheuranken schmiegen, welche so alt zu sein scheinen, als er selbst, einen neuen gelbangestrichenen aufgeführt, mit hellen blanken Fenstern und zierlichen Mauerkronen, so

schmuck und neu als käme er so eben vom Weihnachts-markt. Man kann sich des Aergers aber auch des Lachens nicht enthalten, wenn man diesen Ritterbau eines neuge-backenen Edelmanns betrachtet. Es kam mir vor, als habe man irgend einem alten Rolandsbilde am urehrwür-digen Rathhause einer Reichsstadt eine französische Moden-haube aufgesetzt, und der zornige Riese müsse nächstens aus seinem steinernen Schlafe aufwachen und mit einem Kopfschütteln den unwürdigen Putz zu Boden stürzen. — Das Alles beweist freilich nur, daß man vielleicht ein recht verständiger Landrath sein und doch blutwenig Geschmack und Einsicht zu haben braucht; aber wenn der erhabensten Ruine Deutschlands so arg mitgespielt werden kann, darf man sich nicht wundern, daß minder werthvolle noch schlim-mere Schicksale erleiden, die romantischen Zierden unseres Vaterlandes zu Kuh- und Schaafställen, Bräu- und Brennhäusern verwandelt werden, und bald vielleicht fast ganz verschwinden. Erst wenn man Länder bereiset wo die-ser Schmuck fehlt, lernt man solche Reliquien achten, und nicht genug kann man den kunstsinnigen Kronprinzen von Preußen ehren, der diese Denkmäler der Heldenzeit unserer Väter mit wahrhaft königlicher Beschützung überall in ihrer ursprünglichen einfachen Größe zu schirmen und zu erhalten sucht. —

Ich verließ Aachen an einem schönen Morgen, und fuhr über Eupen und Verviers nach Lüttich, auf einem Umwege durch das reizende, romantische Thal der Wester. — Ueber die grünen Vorhügel der Ardennen läuft die Kunst-straße zwischen tausend Hebungen und Senkungen hin, und im Ganzen ist es bis zur Grenze ein eintöniger Weg,

auf welchem das freundliche Eupen allein mit seinen zerstreuten Häusern, Fabriken und leuchtenden Wiesenstrichen den einzigen anziehenden Punkt bildet. — Die Grenze aber zieht eine feste Scheidewand zwischen Natur und Menschen und selten vielleicht möchte sich irgendwo so genau und bestimmt dieser Markstein des verschiedenen Völkerlebens abstecken.

Schon Friedrich Förster hat einst gesagt, daß man, von Aachen nach Lüttich versetzt, in einer anderen Welt zu sein glaubt, ich möchte behaupten daß man diesen Einfluß empfindet, wenn man mit dem rechten Fuß noch in Preußen, mit dem linken nach Belgien getreten ist. Die Chaussée-Arbeiter dort drüben rufen den Reisenden ihren deutschen guten Morgen nach, und das hübsche Wirthshaus an der Straße mit dem halb erloschenen weißen Pferde im kleinen Schilde, trägt die treuherzige Inschrift: Hier wird logirt zu Fuß und zu Roß, bei Peter Heller; ja der dicke Wirth mit der weißen Nachtmütze und dem rothen, derben Gesicht ist ganz gewiß durch und durch ein deutscher bedächtiger Mann. Hier aber in Belgien steht gegenüber der Douane ein erbärmliches Häuschen mit dem stolzen Titel: Restauration et Café und weiterhinten ein noch jämmerlicheres mit der ellenlangen Inschrift: Café et Estaminet. Ein paar zerlumpte, kleine Kerle sitzen davor, rauchend aus langen Thonpfeifen, schwatzend, lachend und singend; die schmalen schwarzhaarigen Wallonen springen umher, die Kinder betteln, die Postknechte in den blauen Blusen betteln, Alles lärmt, Alles schreit; andere Sitten, andere Gewohnheiten scheinen diese Wesen zu beleben und eine andere Sprache ist urplötzlich, wie aus dem

Boden gewachsen, denn Niemand scheint mehr ein deutsches Wort verstehen zu wollen.

Und dieser Boden selbst ist ein anderer geworden. Zwar hängen die Tannen und Buchen eben so grün von den Seitenwänden des Weges und dieselben Gräser und Blumen sprießen lustig aus der großen mütterlichen Erde; denn Gottes schöne Natur kehrt sich nicht an Schlagbäume und tricolore Fahnen, aber aus dem Schoße der Berge bricht der blaue Basalt der Ardennen, mächtige Steinmassen thürmen und wölben sich, die Wester rauscht schäumend in ihrem tiefen Bett, und mahlerisch schön liegt die zerstörte Bergveste Limburg auf einem jäh abschießenden Felsen, der gerade finster genug aussieht, als wolle er nächstens die kleine Stadt an seinem Fuße, sämmtliche Käsefabriken darin und den ganzen orangistischen Patriotismus der wackeren Bürger auf immer begraben.

Ueber Verviers liegt der Kohlen-Dampf seiner Fabriken und Maschinen. Man möchte sagen, die ganze große, reiche Stadt sei eine einzige gewaltige Fabrik. Das arbeitet und regt die tausend fleißigen Hände; überall hört man das Schnurren der Räder, das Klopfen und Schlagen der Arbeiter am Flusse, überall sieht man rüstige, beschäftigte Menschen. Wagen mit Garnen, Tuchstücken und Wolle beladen rollen vorüber, und Wohlstand und Reichthum blitzen aus den prächtigen Häusern der Fabrikanten und den großen Fabrikgebäuden und Anlagen, welche den blühenden, lebensvollen Ort zum Stolz des Vaterlandes machen.

Und welches Leben wird sich hier entfalten, wenn nach wenigen Jahren die Eisenbahnkette von Paris nach

Brüssel, und von dort über Lüttich nach Verviers, Eupen, Aachen und Köln läuft. Es wird ein Weltverkehr sein, für welchen man noch keinen Maaßstab hat, wie dieser überhaupt noch für jene große Entdeckung fehlt, welche eben so gut, wie die Kreuzzüge, das Pulver, Amerika, und die Reformation der Geschichte des Menschengeschlechts ein neues Zeitalter eröffnet. — Alle Köpfe meiner Reisegesellschaft waren voll von diesem Gedanken, und nur eine unauflösbare Schwierigkeit zeigte sich, welche leicht den ganzen Haufen der schönsten Hoffnungen zu vernichten drohte; die Schwierigkeit nämlich, die Strenge der Douanen aufrecht zu erhalten, und dies privilegirte System der Staaten- und Völkertrennung noch länger zu verewigen. Denn wenn es überhaupt möglich ist das Menschengeschlecht zu einem großen Weltreiche einst zu vereinen und diesen philanthropischen Traum der größten Männer aller Zeiten jemals zu verwirklichen, so kann es nur durch den freiesten Handel, durch die innigste Verwebung gemeinsamer Interessen, und durch die Vernichtung aller Hemmungen geschehen, welche die verschiedenen Nationen gegen einander treiben. Was aber vermöchte dies mehr als Eisenbahnen, welche die größten Entfernungen verschwinden lassen, und als Boten des ewigen Friedens, der innigsten Verbindung getrennter Volksstämme, vielleicht in hundert Jahren schon den Krieg fast unmöglich machen werden. Denn nicht allein rücken die Länder sich näher und die Menschen lernen sich kennen und verstehen, auch der Austausch der Ideen wächst damit; Literatur, Kunst und Wissenschaft werden gemeinsam, Sprachen und Sitten verschmelzen sich, und was uns jetzt vielleicht als ein schöner, luftiger Traum

erscheint, wird im nächsten Jahrhundert schon eine Wahrheit sein, welche Niemand mehr verkennen kann. — Die Eisenbahnen werden die Staaten zwingen den Handel und Fabrikfleiß der ganzen Erde frei zu machen, und ganz andere Grundsätze der Besteurung und neue Finanzsysteme hervorrufen. Denn wenn z. B. an der französischen Grenze jetzt eine Postkalesche den gierigen Fingern der Douaniers eine volle Stunde zu schaffen macht, so denke man sich, wie unmöglich es ist, ein Convoi von funfzig oder sechszig Wagen, welches achthundert oder tausend Menschen mit ihrem Gepäck beherbergt, gehörig zu durchwühlen, was um so unglaublicher wird, da dem Zuge in wenigen Stunden ein zweiter, ein dritter und so fort folgen. — Entweder man muß die Eisenbahnen aufgeben, was man nicht kann, da der Geist des Jahrhunderts mächtiger ist als die Zollgesetze, oder man muß sich fügen und neue Wege betreten, welche die Grenzen aufheben und alle Kultur verbinden. Doch genug von den Eisenbahnen, mögen sich die Finanzmänner und Politiker an der schweren Frage die Köpfe brechen; wer aber über den Werth und die Zukunft der Eisenbahnen volle Belehrung wünscht, und gern an den Gefühlen einer schöneren Zukunft sich erwärmt, der versäume nicht den geistvollen Aufsatz des Consul List, in dem Staatslexikon von Welker und Rotteck zu lesen. Bei uns auf dem Postwagen, der voll unterrichteter Kaufleute stack, war es gewiß, daß auch über die belgisch preußische Grenze die Eisenbahn unter den bestehenden Verhältnissen unmöglich sei, und beide Staaten einen freien Handelsvertrag schließen müßten, den bekanntlich Belgien sehr eifrig wünscht.

In Verviers ist es mit der preußischen Schnellpost aus und an ihrer Stelle treten die Diligencen der großen Messagerie Van Gents und Compagnie. — Es ist etwas Großes um die Organisationen eines Staates, wie Preußen ist, wo Alles den Geist der höchsten Ordnung und Pünktlichkeit athmet, und eine musterhafte militairische Disciplin sogar die Postknechte bewirthschaftet. In Preußen muß Jeder, der reisen will, vor allen Dingen seinen richtigen Paß haben, und polizeilich unverdächtig und schuldlos sein, in Belgien fragt Niemand danach, man fordert nur den Namen und das Geld und erhält nicht einmal eine Karte über den richtigen Empfang. — Wie seltsam bunt und abentheuerlich sieht aber auch eine Diligence gegen den würdigen Anstand einer Schnellpost aus. Die Diligence ist eine recht demokratische Figur, die Schnellpost ein aristokratisches Amtsgesicht, das vornehm auf die Ordinaire herabsieht, und sogar in den Wirths- und Posthäusern, durch besondere Zimmer für seine Passagiere, diese von dem Plebs scheidet.

In Belgien giebt es nichts als die Diligence und die Malle als Briefpost. Wer nicht mit der Diligence reisen will, muß Extrapost nehmen, die, gleichsam um sie so viel als möglich zu beschränken, theuerer ist als in Deutschland, während die Diligence sich um die Hälfte billiger stellt. Eine Diligence aber ist der Sammelplatz der verschiedensten Gestalten und herbergt in ihren Räumen vereint alle Klassen der Gesellschaft, vom reichen Kaufmann, Gutsherren, und frommen Priester herab bis zum wandernden Hausirer oder Bauer, der den Korb mit Eiern oder Hühnern zum Leiden seiner Nachbaren ungenirt auf den Schooß

nimmt, oder der jungen Frau welche mit zwei Kindern einsteigt und die liebenswürdigen schreienden Zeugen ihrer gesegneten Ehe glücklich auf den Knien und Plätzen der Reisegefährten unterbringt. Am besten bewahrt man sich vor diesen Qualen wenn man es macht wie ich, und oben auf die sogenannte Imperiale klettert; denn eine Diligence hat fünf verschiedene Plätze, und ist wie das trojanische Pferd ein ungeheures hohles Gebäude.

Der vordere Kutschkasten, das coupé, hat drei Sitzplätze, der Raum in der Mitte, das interieur, nimmt sechs auf, eben so viele kriechen in den hinteren Theil, die sogenannte rotonde; über dem coupé ist das cabriolet für drei Personen und auf dem Deck des Wagens, welches ursprünglich zur Aufnahme des Gepäckes bestimmt ist, findet sich noch eine fürchterliche Holz- und Marterbank, welche den stolzen Namen des imperiale trägt. Rechnet man zu diesen ein und zwanzig Personen noch den blaublusigen Wagenlenker und den Conducteur mit der Journal-Mappe um den Hals, so wird man ziemlich die Summe der Passagierzahl haben, wenn nicht irgend sich noch ein Freund oder Schützling findet, der zwischen Kisten und Kasten ein Plätzchen einnimmt.

Erst als ich mittelst einer Leiter auf meinem harten Kaiserstuhle saß, und die beladene Maschine auf dem holprigen Pflaster der Stadt hin und her schwankte, zeigte sich mir die ganze Gefahr und ich hoffte in jedem Augenblicke mit einem salto-mortale durch irgend ein Fenster des zweiten Stockwerks einer der neugierigen hübschen Freiheitsheldinnen Verviers in den Amazonenschooß zu fliegen. Bald aber waren wir auf dem festen Basaltwege

im Thale der Wester, der glatt und eben ist wie ein Tisch; die drei starken, kräftigen Pferde, zwischen zwei Deichseln gespannt, zogen die große Maschine im munteren Trabe fort; und schnell vergaß ich über die Schönheiten der Gegend die Sorge des Umwerfens.

Nichts kann reizender sein als ein sonnenheller Frühlings- oder milder Spätsommertag in diesem lieblichen Thale. Von den mäßig hohen Felsenketten der Ardennen eingeschlossen rauscht der schnelle Strom über Kiessand und Gerölle in seinem tiefen Bett zu unseren Füßen, und lustig klettert die grüne Traube an dem Gestein auf beiden Seiten empor. — Die bunten Landhäuser der reichen Bewohner Verviers tauchen an den Abhängen zwischen hellen Wiesenstrichen und Parkanlagen auf, Mühlräder wälzen sich da und dort, und hin und wieder steigt ein langes hohes Fabrikgebäude auf, mit seinen schmalen Fensterreihen und rauchenden Schornsteinen. Dann verschwindet die Cultur auf Augenblicke, das Thal wird eng und düster und die zackigen Kanten des Gesteins hangen in drohenden verwetterten Massen fast über unseren Häuptern. Die Wester prallt an den Wehren ab, und zerschellt an der Basaltwand, gewaltig sträubt sie sich, grollend über den Widerstand, in den Krümmungen ihres Laufs, und sucht vergebens die Felsenufer zu zerbrechen. Bald ist sie rechts bald links vom Wege, bald zusammengedrängt und tief, bald breit und geschwätzig. Zuweilen steigt der Thurm eines Schlosses in dem grünen Thale auf, dessen alterthümliche Kuppel im Scheine der Sonne blitzt, und an der Felsenwand im Hintergrunde fliegt die dichte blaue Rauchwolke eines Eisenwerkes über die Tannenbüsche. Dörfer findet man

nicht, denn das Thal ist zu schmal zum Anbau, nur einzelne Wirthshäuser stehen am Wege, wo die Pferde gewechselt werden, und erst in der Nähe von Lüttich, bei dem Badeorte Chaudefonds, wo die Felsenparthien mehr zurück treten, zeigt sich der vermehrte Anbau und die gesellige Vereinigung der Menschen. — Daß man nicht mehr in Deutschland ist, erkennt man an dem Mangel an Ruinen, die bei uns so malerisch und träumerisch an allen Kuppen und Klippen kleben und unser Vaterland an Sagen und Märchen so reich und so romantisch machen. Wo wäre bei uns, wie hier, ein acht Stunden langes Felsenthal, auf welches nicht versunkene Wartthürme und eingestürzte Mauerzinnen niederschauten, um deren mächtiges Gestein tausend bleiche Geister schwebten? — Wie romantisch wild und erhaben ist nicht z. B. das Thal der Lauter in dem reizenden Weingebirge der Haardt, mit den alten kleinen Raubschlössern, wo die Herrn von Wolfenstein einst ihren Rossen die Eisen verkehrt aufschlugen, um den Wanderer, der ihre Spuren bemerkte und sie auswärts glaubte, um so sicherer zu überraschen und wo tausend abentheuerliche Sagen an jedem weinumrankten Gemäuer kleben. — Belgien hat auch seine Feudalzeit gehabt, aber diese ruhte weit mehr in den Städten als im Adel, und die mächtigen reichen Handelsleute hatten mehr mit räuberischen Zwingherren in Krone und Kaputze, als mit ärmlichen Raubrittern zu thun. —

Je näher man Lüttich kömmt, um so mehr regt sich das gewerbsame Leben dieser großen Werkstätte des Kulturfleißes. Rauchende Eisenöfen liegen am Wege, Wagen mit dem röthlichen Erz und glänzenden Kohlen beladen

rasseln die Höhen hinauf und hinunter, und endlich sieht man in den Thalkessel hinab, der von der Maaß durchfluthet wird. Die stolze, reiche vielgethürmte Stadt liegt im weiten Halbzirkel vor uns ausgebreitet, von den jenseitigen Höhen blinken die weißen Mauern der Castelle und eine ungeheure tricolore Fahne, auf einem der Donjons flatternd, scheint ihren gewaltigen Schatten über das lebensvolle Thal zu werfen. So fährt man durch die engen Häuserreihen ein, und begreift vollkommen, wie in diesen gewundenen Gassen, wo die Diligence kaum, ohne rechts und links anzustoßen, sich fortbewegt, die Holländer den Kampf nicht aushalten konnten. — Einen eigenthümlichen Anblick hat man von der Höhe der alten Brücke hinab auf die Quais mit ihren netten weißen Häusern, den Schiffen, der großen Lebendigkeit des Verkehrs und den characteristischen Gestalten und Gruppen, welche überall dies allerliebste Panorama füllen. Es ist ein freundliches, echt niederländisches Bild voll derber Frische im reichsten Farbenschmelz des Lebens, und in der kernigen Wirklichkeit, fern von aller Idealität aber in treuherziger Wahrheit unvergleichlich.

So lange es Tag war schweiften wir in der Stadt umher und fanden allerdings nicht alle Straßen so eng und gewunden, als in dem älteren unteren Theile. Man baut tüchtig und läßt sich von einem modernen Geschmack leiten, aber Lüttich wird doch nie ein neues Kleid anziehen, es ist gar nicht dazu gemacht mit seinen steilen Hügeln, seinen schiefen abschüssigen Straßen, seinen gewaltigen Fabriken, den geschwärzten Gesichtern seiner arbeitenden Einwohner und dem Schmuz und Ruß der Steinkohlendämpfe.

Eines der merkwürdigsten Alterthümer der Stadt ist der ehemalige Pallast der Bischöfe, der jetzige Justizpallast, ein großes schwarzes Viereck, mit Säulengängen, unter denen wie zum Spott der Vergangenheit sich vorzüglich die Antiquare Lüttichs niedergelassen haben, und Lamennais Schriften, leichtfertige französische Romane und die langen Reihen der Revolutions-Geschichten sammt vielem anderen Fluchwürdigen feil bieten. Als ich in der Mitte des Vierecks stand und den seltsamen Bau betrachtete, gedachte ich unwillkührlich an die blutigen Züge so vieler Greuel, welche hier einst geschehen, denn in keiner Stadt Europas hat der Aufruhr vielleicht so oft getobt, in keiner lebte ein so trotziger kühner Geist, und keine hat schwerere Opfer gezählt, als Lüttich.

Es ließe sich Mehreres darüber berichten und erzählen, und mehr noch als Herr Johann Wilhelm Löbell, preußischer Doctor und Geschichtsprofessor, in seiner Reise durch Belgien darüber sagt, wenn er unter matten Legitimitätsphrasen und ziemlich unreifen Kunstkriterien einen hohnlächelnden Blick auf das trotzige Freiheitsstreben der Lütticher und einen anderen purificirenden auf Preußens zweideutige Politik im Jahre 1787 wirft.

Als ein flüchtig Reisender, der nur darauf bedacht ist einige Züge des allgemeinen Lebens, Bemerkungen, welche sich wie von selbst bieten, aufzufassen und wieder zu geben, kann ich kaum Blicke auf etwas Weiteres werfen, und diese Blätter haben überhaupt nicht den Raum zu einem weitläufigen Raisonnement. Ich habe mir daher auch vorgesetzt, weder ein Langes und Breites über Kunst und Kunstwerke, noch über Wissenschaft und In=

dustrie oder über Persönlichkeiten zu sagen oder gar mich in historische oder politische Erörterungen einzulassen. Es ist mir völlig gleichgültig, wie Alles gekommen ist, was bestehet, mir ist es genug, daß es da ist, und wahrlich es ist übergenug da in allen Gebieten, um über Belgien eben sowohl ein gelehrtes als ein interessantes dickes Buch zu schreiben.

Ich habe auch die Kirchen in Lüttich besucht, so gut wie Herr Professor Löbell, ich bin auf dem Gretryplatz gewesen und habe in den Gewehrfabriken blanke Läufe schmieden, und blitzende Säbel machen sehen, die vielleicht einst im Dienste der Zeit schwarz und roth werden; ich bin auch in Seraing gewesen und habe mich darüber geärgert, so gut wie Herr Löbell, aber ich habe mehr gesehen als er, denn ich habe Herrn John Cockerill, den kleinen, alten, sonderbaren Mann, den Kaiser und König der Industrie, in dem grauen Röckchen, wie sein politischer Nebenbuhler Napoleon leibhaftig wandelnd, in Lüttich erblickt. — Wenn einst eine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts erscheint, nicht eine Fürsten-Geschichte, sondern eine tief eingehende und wahre, welche das Völker- und Kulturleben unserer Zeit schildert, wird der Name John Cockerills wie ein strahlender Stern an der Spitze stehen müssen, und weit intensiver glänzen, als die der bloßen Geldoligarchen, der Staatsanleihe-Männer, der Rothschilds, Hoppes, Aguados und wie sie weiter heißen. Wo wäre ein Land, in welchem John Cockerill nicht Fabriken angelegt, den Kulturfleiß gehoben, neue Entwürfe und Pläne ins Leben gerufen und tausend fleißige Hände beschäftigt hätte? — Auf den Pferderennen siegen seine edlen Rosse, in Industrie-

ausstellungen erringt er die Verdienstmedaillen und was aus seiner großen Kulturwerkstatt in Seraing hervorgeht, wo einige vierzig Dampfmaschinen und viele hundert geschickte Menschen für seinen Ruhm thätig sind, trägt den Stempel der höchsten Vollendung. Und dieser kleine, lebendige Mann, in dessen greisem Kopfe die größten Entwürfe wachsen, der Tuch macht und Stecknadeln, Dampfschiffe und Eisenbahnen und Knöpfe, ist ein Freund und Wohlthäter seiner Mitbürger und bringt Segen und Wohlstand über sie. Seraing aber ist jedem ungeweihten Auge jetzt streng verschlossen, besonders weil die gastliche Freundlichkeit des kleinen Mannes von holländischen Agenten gemißbraucht wurde, die nicht allein seine kunstvollen Maschinen und Geheimnisse ablauerten, sondern auch seine besten Arbeiter durch glänzende Versprechungen ihm entfremden wollten.

Nach einem schön und genußvoll verlebten Tage stieg ich die Hügel hinan, auf welchen die alte Kirche des heiligen Jakob mahlerisch ihren Goldumsäumten spitzen Thurm erhebt, und trat in das Caffé Belvedere, das recht eigentlich seinen Namen trägt. Die steile Tiefe lag vor mir, und das ganze, reiche Thal, die blühende lebensvolle Stadt zu meinen Füßen. Dies Panorama hat etwas Zauberhaftes. Man sieht in die Straßen hinein, wo die geschäftigen Menschen sich drängen, der dumpfe Lärm des Lebens steigt wie das ferne Gemurr der Wellen zu uns herauf, und der blaue Duft des Abends sinkt langsam endlich von den Höhen nieder und schließt Alles in seine Frieden bringenden Arme. — Nach dem wechselnden Sonnenschein und Regen, nach dem mühevollen Ringen

und Streben kommt die kühle, sanfte Nacht, und macht Alles still, gleicht Alles aus. — Erst als aus dem Dunkel der Lichtschein brach, stieg ich wieder hinunter, und befand mich bald im hellsten Lampenschein. Es war heut der Namenstag der jungen Königin, welche kurz vorher, von Spaa zurückkehrend, mit ihrem Gemahl Lüttich besucht hatte und zu deren Ehre das Stadthaus festlich erleuchtet war. Im Allgemeinen kümmern sich die Belgier wenig um ihre neuen Herrscher, obgleich sie mit dem gütigen, milden Leopold und seiner freundlichen Königin ganz zufrieden sind. Die Industrie hat die Politik, und die Segnungen des Friedens, die Eisenbahnen, haben die Gedanken des Hasses und Krieges getödtet. Früher war es gefährlich, hier den Namen des Königs Wilhelm und ein Lob auf Holland auszusprechen, jetzt hört man es nicht ungern, um dagegen streiten und die Rechtmäßigkeit der Revolution vertheidigen zu können; aber es giebt auch nicht Wenige, welche mit dem Gange derselben und der jesuitischen Priesterparthei so unzufrieden sind, daß sie heimlich vielleicht selbst die holländische Herrschaft zurückwünschen und öffentlich daran arbeiten jene abzuschütteln. Die Politik des Thrones ist bei diesem Kampfe eine vollkommen gesunde und vernünftige. Der König schützt allein seine Rechte; er kennt den Sinn des Volkes, die Macht der Priester und der freien und doch so unfreien Presse zu gut, um irgend ein Zeichen seiner persönlichen Gesinnung laut werden zu lassen. Was geschehen muß, überläßt er der Zeit und wählt die Minister aus der Majorität. So befolgt er den constitutionellen Weg und indem er den in Frankreich so oft angefochtenen Wahlspruch le

roi regne mais il ne gouverne pas, streng erfüllt, stellt er sich über den Kampf der Partheien und überläßt diesen die Sorgen und die Verwaltung.

Bei einem so industriösen, thätigen, klugen und lebendigen Stamme, wie diese Wallonen, kommt der Widerwille gegen den Fanatismus der Kirche von selbst, und die Frömmigkeit ist troß aller Bemühungen des Journals commerciel de Liège, des Couriers de la Meuse und des heiligen Herrn von Bommel sammt allen ehrwürdigen Vätern des Clerus bedeutend in Abnahme, wenigstens in den Städten, die dem bigotten Landvolke weit voraneilen. Ein junger sehr unterrichteter Mann antwortete mir auf meine Frage, ob die Geistlichkeit zahlreich sei und die Kirchen viel besucht würden, mit einem stolzen verachtenden Lächeln: Nous sommes trop industrieux pour ces saints et venerables perès; ils se retirent de plus en plus chez les Flammands, et ils ont raison, nous sommes déja enfants perdus. Dahin ist es also, wenigstens zum Theil gekommen. Die Freimaurer, jene jetzt vom Banne des Herrn von Bommel getroffene politische Verbrüderung der besten und hellsten Köpfe wirkten lange schon heimlich als die bittersten Feinde der Congregation, und wie gewöhnlich stehen die Häupter des tiers parti, Advokaten, Aerzte und Banquiers an ihrer Spitze, denn der hohe Adel hält sich entfernt, und der niedere ist längst mit der thätigen bourgeoisie verschmolzen. Der Ausgang des Kampfes wird langwierig sein, aber zweifelhaft ist er nicht. Die Industrie hebt blühend ihr jugendliches Haupt und die blassen, schwarzen Pfaffen wandern aus. Glückliches Lüttich!

Das Thal der Maas ist das romantische Belgien, und der Stolz seiner Bürger; nicht sowohl wegen der Kalksteinfelsen und Basaltspitzen, die ein paar hundert Fuß hoch ihre grauen glatten Wände aufthürmen, zwischen welchen der helle Fluß hinläuft, sondern weit mehr der gewaltigen Fabriken halber, die in einer Kette von mehreren Meilen, die ganze Größe und den vollen Glanz der niederländischen Industrie aufdecken. Auf dem ganzen Continente Europas mag nichts Aehnliches zu finden sein. Das Wupperthal mit Elberfeld und Barmen ist auch wohl ein großer Industriestrich, der größte in Deutschland, aber er ist weder so vielgestaltig noch so groß und umfassend, noch finden sich dort Fabriken von dieser Art und Ausdehnung. Eisen und Eisenöfen sind hier die Hauptsache, Waffenfabriken aller Art, Kanonengießereien, Kugelgießereien drängen sich Eine an die Andere; ungeheuere Steinkohlenhaufen liegen aufgethürmt am Wege, Eisenbahnen durchschneiden mit ihren schmalen Spuren die Kunststraße und laufen bis an den Fluß hinunter, wo die breiten Maasschiffe das okergelbe Eisenoxid ausladen. Ein starkes Pferd zieht dann eine ganze Reihe kleiner Wagen hinauf bis an die rauchenden Schmelzen, welche das kostbare Metall hervorgehen lassen, das den Menschen allein die Kultur und den Fortschritt möglich macht. Kalkbrennereien und ungeheuere Backsteinfabriken liegen dazwischen, und ganze Reihen von zehn, zwölf, zwanzig Hochöfen schicken ihre Flammensäulen in die Lüfte. — Die feste schöne Basaltstraße läuft am linken Ufer hin durch blühende Dörfer, die größtentheils von den Fabrikarbeitern bewohnt werden, und am rechten Ufer herüber blickt aus

einem Kranze alter Bäume das Herrenhaus von Seraing, das Lustschloß der Bischöfe Lüttichs, jetzt die Residenz John Cockerills. Seraing ist keine Fabrik, es ist eine Fabrikwelt, eine Stadt, die sich rings um den Wohnsitz des mächtigen, kleinen Herrschers gebildet hat, und keine unbedeutende Ausdehnung besitzt. Nette kleine Häuser liegen zwischen den großen Fabrikgebäuden und die verschiedenen Arten der schlanken, hohen Säulen der Rauchfänge, die bald von Eisen, bald von Backsteinen sind, geben ihm das seltsame Ansehen einer großen Gruppe von Obelisken. Es giebt keine Art von Industrie, welche in Seraing nicht mit hoher Geschicklichkeit geübt würde, und für die ungeheuere Ausdehnung des Institutes scheinen die sechs- oder acht und vierzig Dampfmaschinen noch zu wenig. — Ueberhaupt muß man hier mit einem andern Maßstabe messen. Wenn in einer unserer Fabriken zwei oder drei Dampfmaschinen arbeiten, so scheint uns dies auf das Gewaltigste und Größte zu deuten, hier ist eine solche Fabrik unbedeutend, man sieht fast keine welche weniger hätte, aber viele zeigen vier, sechs und mehr dieser stolzen Schwerter siegender Vernunft, welche bestimmt sind die alte Dummheit mit den lähmenden, verknöcherten Pfahlbürgerzeiten wegzumähen, und so gut, wie der auflösende Gedanke, durch kräftige That, die Menschheit in neue geistige Richtungen, zum Weltbürgersinn zu treiben.

Dies Alles macht das Thal der Maas so lebensvoll, modern und lustig, daß man die Felsen darüber vergißt, welche oft senkrecht steil und nackt in mächtigen Kalk- und Sandsteinflötzen herabhängen. Die Brüche darin nehmen sich meist mahlerisch aus, mit ihren ausgehauenen zackigen,

zerklüfteten Massen, die ihr Trümmergestein da und dort bis auf den Weg hinabstürzen. Daß das Maasthal aber viel Arbeiter hat, welche die Dörfer bewohnen, beweisen besonders auch die Menge der Wirthshäuser am Wege, deren Schilder und Wahrzeichen mit den verschiedensten Bildnissen mancherlei lebendiger und todter Potentaten und Geschöpfe aus allen drei Reichen der Natur verziert sind, welche allerdings meist nicht gerade aus den Händen der berühmtesten Künstler hervorgingen. Die größte Rolle aber spielt auch hier noch immer der petit corporal, ein unvergeßlicher, hochgefeierter Name in diesen Thälern. — Als wir zwischen den Häusern durchrollten, sah ich mehrere alte Leute auf den Steinbänken sitzen, gelbe, greise narbenvolle Gesichter, hohe Gestalten von der Zeit gebeugt, aber in jeder Miene den stolzen Trotz des Soldaten, der in hundert Schlachten den Tod verachten lernte. — Beim Pferdewechsel traf ich auf einen dieser alten rostigen Kämpfer. In seiner blauen Bluse saß er an der Thür, die kurze Pfeife im Munde, und die knochigen alten Hände tändelten mit einem lieben kleinen Schelm, der halb nackt auf seinem Schooße saß. Auf den ersten Blick erkannte ich den Soldaten des großen Kaisers. Sie haben ein seltsam festes, ernstes, würdevolles Wesen, diese Reste der unbesiegbaren Legionen; es ist das Gedächtniß an ihren Weltruhm, ihre großen Erinnerungen, das Einzige was ihnen geblieben ist. — Wie ich den greisen, alten Mann so zärtlich mit seinem Enkel spielen sah, den er dann und wann aufhob und an seine Lippen zog, fiel mir das schöne Gedicht Berangers le vieux sergeant ein, und es würde mich gar nicht gewundert haben, hätte der Alte vielleicht

plötzlich den Refrain wiederholt: Ah si jamais vous vengez la patrie, Dieu mes enfants vous donne un beau trepas. Ich sprach mit dem Greise und hatte mich nicht getäuscht, er war von der alten Kaisergarde und hatte im Sande der syrischen Wüste und unter dem Eise Rußlands gefochten. — Als er den Kaiser nannte, zuckten die breiten Lippen und er legte die Hand an die Stirn. In seine glänzenden Augen fuhr ein Strahl höchster Verehrung. Wer weiß denn ob er todt ist, sagte er mit einem Tone, als sei es unmöglich, daß sein großer Held sterben könne; sie haben uns Manches vorgelogen, diese Engländer. — Ich hätte ihm eben so gut sagen können, daß jüngst ein Buch erschienen sei, welches beweisen sollte, daß er nie gelebt, aber ich lächelte über eine Täuschung, an welche seltsamer Weise noch viele seiner alten schlichten Waffengefährten glauben. — Da wies der alte Mann auf den petit corporal am Schilde des Wirthshauses, wie er da stand in seinem grünen Kleide, mit dem breiten dreieckigen Hut, die Arme gekreuzt und mit einer gewissen unverkennbaren Aehnlichkeit, denn so merkwürdige historische Gestalten, wie Napoleon oder Friedrich der Große, werden immer auch von dem größten Sudler getroffen; und er rief mit freudiger Stimme: je le vois toujours, voilà mon Empereur! und die alte hohe Gestalt richtete sich mit glänzenden Augen empor und der kleine Enkel, streckte das kleine Fingerchen, nach dem Bilde aus, und schrie: voilà mon Empereur! — So erben sich die Gefühle auf Enkel und Urenkel, und die Thaten werden zu Sagen, riesengroß und ungeheuer. Die Geschichte überliefert die kalten Facta, aber die Poesie nimmt die Gestalten in ihre

schönen Arme, und schmückt die Lieblingskinder mit allen Zaubern und Wundern, wie sie Karl den Großen schmückte und seine Helden und Kolumbus, und selbst ihre Hand schon an Friedrich legt, obgleich die Zopfzeit am wenigsten dafür geeignet ist. —

Bis Huy, die Hälfte des Weges nach Namur, laufen die großen Fabriken, dann verschwinden sie oder kommen doch einzelner nur vor. Huy mit seiner romantischen Bergveste lehnt sich an einen finsteren Felsenspalt und die weißen hellen Mauern der freundlichen Stadt stechen grell genug gegen die blauen und schwarzen Basaltberge ab. Der Weg wendet sich hier vom linken zum rechten Maasufer und läuft hart unter den Felsen fort, die dicht an den Strom treten. Ein echter Belgier und tüchtiger Kaufmann hatte uns den Rath gegeben, nicht weiter zu fahren, denn von Huy aus sei es vorbei mit dem Sehenswerthen. — Der gute Mann hatte nur die Fabriken, den Stolz seines Vaterlandes, im Auge, und darin hatte er Recht, die Natur in ihrer wilden Schönheit und Größe ging ihn nichts an, aber ein Deutscher ist nun einmal ein Deutscher, und ich muß gestehen, daß mir die zweite Hälfte des Weges wenigstens eben so interessant war, als die erste.

Die Felsenparthieen werden wilder und höher, die Kalkformationen verschwinden und die seltsamen Feuergebilde des Basalts treten in zackigen Wänden, in stolzen Domen und mächtigen Kegeln romantisch schön hervor, welche sich steil in das Bett der Maas senken. Bald hinter Huy liegen auf einer dieser Klippen die Reste des Schlosses Montfort, ein einzelner Beweis, daß auch hier einst stolze feudale Dynasten ihr Wesen getrieben. Nur

wenige Bogen sind übrig, die vom treuesten Freunde aller versunkenen Größe, vom schwermüthig grünen Epheu wild üppig umschlungen werden, als wolle er die sterbende Herrlichkeit den Augen des muthwilligen gleichgültigen Volkes entziehen, das die Klagen und den Schmerz der Vorzeit nicht mehr versteht. Wo die Felsen zurücktreten, zeigen sich Weideplätze, grüne Wiesen, gelbe Ackerstücke, und in den Dörfern liegen in langen Reihen die schwarzen Kuchen von Kohlenstaub zum Trocknen ausgebreitet, und geschäftige Weiber und Kinder kneten den zähen Teig und backen mit den Händen die nassen Feuerbrode. Der Mensch weiß überall der Natur ins Handwerk zu pfuschen und nachzuhelfen, wo sie geizig erscheint. Hier zwischen den Felsen ist Holz eine Seltenheit, aber die Fabriken und Bergwerke liefern Kohlenstaub in Ueberfluß, der mit Wasser gemischt, und im Staube getrocknet ein sehr nützliches Brennmaterial liefert. Es ist ein sehr seltsamer Anblick, den Weg zu beiden Seiten mit diesen handgroßen Kuchen gleichsam bepflastert zu sehen und die rußigen lachenden Gesichter der Bäcker dazu, welche ihre Waare mit lautem Geschrei vor den zermalmenden Rädern der Diligence schützen.

Bald drängen sich aber die Felsen zusammen und man hört die schallenden Hammerschläge der Arbeiter in ihren Eingeweiden. Aus den Eisenwerken des Herzogs von Aremberg wird das gelbe Metall hervorgeschafft und liegt zu Bergen am Flusse aufgethürmt, um in Schiffe geladen zu werden; da und dort ist auch eine Spelunke in den Felsen gehauen und eine Tafel steht darüber mit der weißen Inschrift: **Boite des lettres.** Es ist der Brief-

kasten, zu welchem der Conducteur der Malle die Schlüssel hat, ihn leert, wenn er vorüberfährt, und die angekommenen hineinlegt, welche vom Boten dann in die Berge befördert werden, denn die Wohnungen liegen zerstreut in den Felsen und wie in Frankreich ist es auch hier üblich, daß kein Brief vom Absender frei gemacht wird.

Wenn Ihr oben auf der Imperiale beim Conducteur steht, wird der freundliche geschwätzige Mann nicht verfehlen, Euch an einem hohen Basaltgipfel zwei Römerköpfe zu zeigen, von deren antikem Kinn das falbe Bartmoos in langen Flechten niederhängt. Es ist ein Spiel der Natur, obgleich auch andere Sagen daran kleben, Sagen wie an der fabelhaften Burg Samson oder Simson, deren Mauerkronen Ihr auf einer andern Kuppe zu erblicken glaubt, die aber nur den Basalt-Formationen angehört, und Täuschung des Auges ist, wie die finsteren Geister, welche in nächtlichen Nebeln ihre Zinnen umschweben, Spiele der Phantasie und der Hoffnungen auf ein Jenseits, von welchem wir so gern irgend eine Gewißheit hätten. Dann wird er auch mit Stolz auf die Landhäuser deuten, die Sitze einiger hohen Familien, welche jenseits des Stroms ihre weißen Mauern und reizende Gärten zeigen, und endlich wenn sich das Thal vor Euren Blicken öffnet, weist er auf das hohe Bergschloß, von dessen stumpfen Thürmen die dreifarbigen Fahnen wehen und auf die ruhende Stadt am Fuße, wo Eure Reise endet, und ruft mit dem ganzen Stolze eines Mannes, der seine Bedeutung kennt: voilà la forteresse et la ville de Namur, Monsieur!

In dem alten Namur mit seinen engen Straßen ist für den Fremden, der nur wenige Stunden darin verleben will, wenig zu sehen. Er müßte auf die Berge klettern, und von den Zinnen der Festung in die grünen Thäler der Ardennen und in die weite Ebene Brabants hinüberschauen; aber dazu wird ihm, wenn er an demselben Tage noch nach Brüssel will, wenig Zeit gelassen. Kaum kann er in einer der glänzenden Messerfabriken sich ein Angedenken kaufen, denn Namur ist damit seit Jahrhunderten so berühmt wie Lüttich und fabrizirt obenein weit mehr künstlich-feine Stahlarbeiten. Dann dinirt er eilig im Gasthause der Messagerie und noch ist der letzte Bissen in seinem Munde, wenn der Garçon schon meldet, daß der Wagen bereit sei.

Namur steht im lebhaften Verkehr mit Brüssel. Das Deck unserer großen Diligence war mit einem gewaltigen ledernen Plane überzogen und sah von außen und innen wie ein Frachtwagen aus, denn eine zahllose Menge Packen und Päckchen, Küsten und Kasten, Mantelsäcke uud Koffer lagen hoch darunter aufgepackt. Auf diese Weise ging mein Ehrensitz, die Imperiale, welche ich bis jetzt behauptet hatte, verloren, und ich mußte ins Cabriolet kriechen, der unbequemste aller Sitze einer unbequemen Diligence. Eine Polsterbank ist fast platt an den Boden gelegt, auf welcher man wie ein Türke sitzen muß, und wem Gott der Herr in seiner Weisheit eine so ansehnliche Leibeslänge zugetheilt, wie mir, der sehe ja zu, daß er mit ganzem Genick daraus hervorgehe, denn das niedere Verdeck kann es beim ersten Stoße zerquetschen. Dabei brannte die Augustsonne unerträglich heiß auf das alte Leder, und ich

hatte die beste Gelegenheit mir eine Idee von den Bleidächern Venedigs praktisch beizubringen, denn der ungefällige Conducteur wollte unter keiner Bedingung das Deck zurückschlagen, weil seine Kaufmannswaaren, wie er sagte, darunter leiden könnten.

So ging es denn mit uns in der unbehaglichsten Lage zum Thore hinaus. Die vollgepfropfte Diligence schwankte die steilen Hügel hinauf mit Hülfe der Vorspannpferde, und dann rasch in die weite gelbe Ebene Brabants hinab, wo die reifen Erndten unabsehbar wogten und flutheten, und bald verschwanden die felsigen grünen Thäler der Maas und des schönen Hennegaus. — Mit dem ersten Blicke sieht man, daß man ein anderes Land betreten hat. Wieder andere Naturbildung, andere Sitten und Gebräuche, sogar eine andere Sprache. Die Wallonen in ihren Bergen und Felsen sind ein rühriger, heiterer Menschenschlag, von aufgewecktem Sinn, und französischer Höflichkeit und Munterkeit, wie sie auch Sprache und Sitte der westlichen Nachbaren theilen. Ihre sorglosen Mienen, und die funkelnden, lebensvollen Augen, ihre Lust zum Gesange, zur heiteren Ungezwungenheit, ihr rasches Aufbrausen, die Beweglichkeit ihrer Zungen, Alles bringt sie den Nordfranzosen nahe: der Brabanter dagegen ist groß, breitgeschultert, von gewaltigem Körperbau, schweigsam phlegmatisch, voll muskulöser Fülle, voll Festigkeit des Willens, und starrer fanatischer Anhänglichkeit an seine Ueberzeugung und an seinen Glauben, dessen finstere Gewalt aus den stieren Augen spricht. Ungefällig gegen Fremde, mißtrauisch und von grobem zurückhaltenden Wesen sind sie meist wahre Gegensätze ihrer fröhlichen

Nachbaren in den Bergen. Die materiellen Bildungen treten triumphirend über den stumpfen Geist in diesen gewichtigen Gestalten auf; aber Alles an ihnen ist körperlich tüchtig und man merkt sogleich, daß man in einem Lande reist, wo die Natur mit verschwenderischem Ueberflusse waltet und allen ihren Geschöpfen den Stempel ihrer Kraft aufdrückt. Die lichten Haare und blauen Augen verrathen die deutsche Abkunft, es sind die Nachkommen der alten Franken und je weiter man nach der Küste kommt, je näher an Flandern, um so mehr verschwindet auch die Kenntniß der französischen Sprache und das flämische Patois tritt in sein ursprüngliches Recht. Das Französische ist freilich überall die Sprache der gebildeten Welt, die Sprache des Gesetzes und des öffentlichen Lebens, allein sie hat selbst in Brüssel noch nicht die unteren Stände durchdringen können, und sehr viele verstehen es nur unvollkommen, während in den höchsten Kreisen eine so schlechte Aussprache, Provinzialgewohnheiten und fremdartige Beimischungen üblich sind, daß die Franzosen oft sehr höhnisch ihren Spott damit treiben.

Neben dem riesenhaften Menschenstamme lebt hier das eben so gewaltig gebildete Pferd, und der große Kriegsmeister unserer Zeit wußte beide zu seinen Zerstörungszwecken am besten zu benutzen. Aus den Brabantern vornehmlich bildete er seine berühmten eisernen Reiterschaaren, jene gefürchteten Kürassire, welche bei Wagram, an der Moskwa und in zwanzig anderen Schlachten den Sieg entschieden, und er setzte die großen, ungeschlachten Körper auf die riesigen Rosse des Landes, damit der Koloß unwiderstehlich wirken könne. — Nichts übertrifft aber

die ausdauernde Kraft des echten brabanter Pferdes, und mit wahrer Bewunderung habe ich oft die Anstrengungen dieser edlen, stolzen, fügsamen Thiere betrachtet. Ihre gewaltigen Hufe stemmen sich tief in den Boden, die Haarbüschel ihrer rauhen Fersen zittern von der Gewalt, jede Sehne und Muskel tritt gewölbt hervor, die dichte Mähne fliegt empor, der gewölbte, breite Nacken beugt sich, und das stolze, große Feuerauge schimmert glühend unter dem wilden, flatternden Stirnhaar. Es giebt kein majestätischeres Bild der Kraft und Kühnheit als dies edle Thier, das mit den größten Lasten zu spielen scheint und allein so viel verrichtet als vier oder sechs unserer matten Karren- und Postgaule. — Die zwerghaften Graspferde der Mark müssen für einen Brabanter die traurigste Entartung des edlen Geschlechts anzeigen, und was soll man von den jammervollen Knochengerippen sagen, die zum allgemeinen Mitleid und Ekel täglich bei uns die Sandkarren sowohl, wie die Droschken umherschleppen. — Es ist den meisten Reisenden räthselhaft, wie eine belgische Diligence, mit zwanzig Menschen und zahllosem Gepäck angefüllt, so rasch von drei Pferden gezogen werden kann, allein man bedenkt dabei nicht, daß es belgische Pferde sind, von der zähsten, ausdauerndsten Kraft, und vergleicht man sie ohne diesen Zusatz mit unsern aufgeschwemmten, marklosen, alten Postpferden, so muß man in der That fast an Wunder glauben. Endlich aber darf man nicht vergessen, daß an jedem steilen Hügel ein Vorspann liegt, und die Belgier nur drei Wegstunden und oft noch weniger fahren, um frische Pferde zu nehmen, während unsere Posten häufig drei, zuweilen sogar vier Meilen groß sind, und

die armen Thiere nur todtmatt und schaumbedeckt das Ziel zur vorgeschriebenen Zeit erreichen können.

Auf dem Wege von Namur nach Brüssel hat die Natur nicht verschwenderisch pittoreske Gestaltungen in die fruchtbaren Lehmhügel gestreut, aber die Geschichte zeichnete diese segensvollen Weizenfelder in ihre blutigen Bücher und bedeckte sie einst mit ihren rothen Saaten, aus welchen die Zukunft jung und grün emporschießen sollte. — Von Namur bis Brüssel tauchen fast ununterbrochen diese Erinnerungen auf, und fast jede neue Thurmspitze bringt einen weltberühmten Namen. Hinter dem Flecken Quatre-bras, in dessen weißen Häusern da und dort noch englische, preußische und französische Kanonenkugeln eingemauert stecken, zeigte ein alter freundlicher Landmann, der mit einem großen Korbe voll junger schreienden Hühner an meiner Seite saß, seitwärts auf ein im Grunde liegendes fernes Dorf.

Ach! mein Herr, sagte er, Sie sind ein Preuße, wissen Sie wohl wie der Ort heißt, der dort unten so weiß und grün liegt? Vor zwei und zwanzig Jahren sah es anders dort aus wie jetzt. — O! heilige Jungfrau, drei Tage nach der Schlacht, wo ich dort war, floß der Bach noch blutig roth, und die Menge der todten Körper hielten ihn in seinem Lauf auf. Die eine Hälfte der Gebäude war niedergebrannt, die andere von zahllosen Kugeln durchlöchert. Kein Weg, kein Steg durch die Trümmer, nur Leichenhaufen, über welche man fortklettern mußte, während Grausen die Seele ergriff. Welche verzerrte Gestalten, mein Herr, welche entsetzliche Verstümmelungen! Es stöhnte, wimmerte und röchelte unter den blutigen

Bergen hervor, und Viele starben hülflos und verschmachteten, die sonst wohl gerettet werden mochten. Man konnte den Kampf verfolgen Schritt für Schritt. Die alten französischen Grenadiere mit den finstern, bärtigen Gesichtern lagen in langen dichten Reihen am Bach und auf der linken Seite; drüben die Preußen mit dem blonden Haar, welche ihr junges Leben hier gelassen, kalt und starr zu Bergen aufgethürmt. — Zwanzig Tausend Todte haben sie dort unten begraben, mein Herr, und die Leute fürchten sich da vor ihren eigenen Häusern, denn in jedem ist Entsetzliches geschehen.

Der alte Mann schwatzte fort und erzählte weiter was er gehört und selbst erfahren, ich aber sah, so lange ich konnte, hinüber nach dem blutigen Ligni, das in der Brust jedes Preußen unvergeßlich sein wird. — Es giebt viele Familien im Lande, die den Namen dieses Dorfes noch jetzt mit einem Seufzer nennen. So viel Trauer, so viel Blut und Opfer, so viel untergegangene Hoffnung und so wenig Blumen sind diesen weiten Gräbern entsprossen!

Nach einigen Stunden erreichten wir dann auch das kleine Häuschen, in welchem die Helden der furchtbaren Tage, Blücher und der schon halb besiegte Wellington, zusammentrafen. Die paar unbedeutenden Hütten haben der großen Schlacht den schönen Namen Belle-Alliance gegeben, und nur wenige hundert Schritte zur Seite steht das Denkmal, welches König Wilhelm von Holland hier errichten ließ. Das englische liegt mehr hinab nach la Haye, das preußische ist weit von der Straße entfernt.

Auf einem grünen Hügel, der künstlich auf der wei-

ten Ebene zusammengeschippt ist und das ganze Schlachtfeld überschaut, steht der belgische Löwe, in schreitender Bewegung; allein trotz aller Schönheit der Anordnungen, wollte mir das Denkmal nicht behagen. — Der Hügel, obwohl über hundert Fuß hoch, sieht doch kleinlich aus und der Löwe, der zwölf Fuß mißt, erschien oben fast wie ein Pudel. Seine schreitende Stellung mit aufgehobenem Fuß ist nicht edel, und gewiß würde es besser sein, wenn das colossale Bild auf einfachem Piedestal in ruhender Stellung und in der Ebene aufgestellt wäre, wo seine mächtigen Dimensionen von besserer Wirkung sein müßten.

Es war Abend geworden, der Himmel sandte einen feinen Sprühregen herab, und am fernen Horizonte zog der Wald von Soigne seine dunkle Leiste. Jener berühmte Wald, aus welchem so unverhofft die geschlagenen Preußen hervorbrachen, diese schuhlosen Landwehren, deren Kern todt und sterbend in Ligni lag, die Napoleon vernichtet glaubte, und welche nun hier mit der Gluth der Rache sich auf die siegestrunkenen Franzosen stürzten! In dem Augenblicke fuhren wir bei einem Gehöft vorüber, an dessen weißer Mauer mit ellenlangen Buchstaben die bezeichnenden Worte: Maiterie de la Haye angeschrieben waren.

Hier also ward der vernichtende Schlag geführt, von hier den sanften Abhang hinauf nach Mont St. Jean lag das berühmte Feld der Entscheidung, hier stritt der große Kaiser zum letzten Male um die Herrschaft der Welt. — Das schöne Bild von Steuben versinnlicht sich vor mir, wo der Mann mit der erznen Seele zum ersten Male die Qualen der Verzweiflung empfindet, als die blutige Göt-

tin der Schlachten sich von ihm wendet. Es war als sähe ich ihn dort auf dem grauen, nassen, kampfumbrüllten Felde halten, wie er den Degen zieht, um sich in das mörderische Getümmel zu stürzen und zu sterben, und nur durch Soults Entschlossenheit abgehalten wird, der dem Pferde in die Zügel fällt und ihm die zehnmal tödtenden Worte zuruft: Man tödtet Sie nicht, Sire, man nimmt Sie gefangen! bis Gourgaud, Bertrand, Drouot ihn dann halb gewaltsam entfernen. — Ich glaubte den bittern Seufzer von Helena zu hören, mit dem er so oft dort noch sagte: J'aurais dû mourir à Waterloo, und die Gefährten anklagte, welche ihn davon abgehalten hatten. In der tiefen Dämmerung des Abends ließen sich diese Träume so mannigfach ausmahlen, daß mitten in ihnen der Wald von Soigne, welcher fast bis an die Barrieren Brüssels reicht, sich öffnete und die hellen Straßen der Stadt allen Gedanken an die Vergangenheit ein Ende machten. —

III.

Zur Jugendgeschichte
der Königin von Preußen
Sophie Charlotte.

Nach französischen Berichten.

Von

G. Guhrauer.

Der trefflichen Schrift, womit vor Kurzem Varnhagen von Ense das Andenken der Königin Charlotte gefeiert hat, verdankt der vorliegende Beitrag zur Geschichte dieser unsterblichen Fürstin seine Entstehung. Es sind dort gewisse, auf das Jugendleben der Königin bezügliche Umstände, welche durch Ueberlieferung sich erhalten haben, der Prüfung unterworfen und als zweifelhaft, verwirrt oder dunkel an ihrem Orte belassen worden. Darunter sind nun einige, welche auf französische Zustände und Beziehungen zu direkt hinweisen, als daß ich mich nicht hätte versucht fühlen sollen, an Ort und Stelle eine Untersuchung darüber anzustellen. Die von mir befragten Quellen haben mich nicht ohne Antwort gelassen, und ich werde jene, überall wo es wichtig oder anziehend scheint, selbst redend einführen.

Erwägt man, welche hohe Verdienste Friedrich der Große der Königin Sophie Charlotte um höhere Geistescultur sowohl an dem Hofe, den sie zierte, als auch unter der preußischen Nation überhaupt zuerkennt, ihr, der Schülerin und Freundin von Leibnitz, der Begründerin der Königlichen Akademie der Wissenschaften, so gewinnt jeder Umstand ihres Lebens eine besondere Wichtigkeit, welcher uns über den Gang ihrer eignen geistigen und höhern Weltbildung Aufschluß zu geben verspricht. Die äußern Schicksale und Wendungen in ihrem Jugendleben sind sehr einfach. Als zwölfjährige Prinzessin wurde sie mit dem Hofstaate ihres Vaters, Ernst August, früher Bischof von Osnabrück, nach Hannover versetzt, und damit zugleich in eine neue, glänzendere Sphäre; aber noch sehr jung, in dem zarten Alter von sechzehn Jahren, folgte sie bereits ihrem Gatten, dem Kurprinzen von Brandenburg, nach Berlin. So weit die frühere Kenntniß ihrer Jugendgeschichte reichte, wußte man indeß von zwei Reisen der Prinzessin von Hannover, welche behufs der Geschichte ihrer Geistes- und Geschmacksbildung, nicht hoch genug angeschlagen werden dürften. Es sind Reisen, welche sie in Gesellschaft ihrer berühmten Mutter, der Herzogin, später Kurfürstin von Hannover machte. Die eine, einflußreich auf die Entwickelung ihres Sinnes für bildende Kunst und Musik, war eine Reise nach Italien, im Jahre 1680, wo Mutter und Tochter den Herzog Ernst August begleiteten. Die andere, unendlich wichtig zur Erlangung höherer Weltanschauung und geselliger Bildung, die Reise und der ziemlich lange Aufenthalt in Frankreich, am Hofe Ludwigs XIV., wo Sophien sehr nahe

Verwandte, namentlich eine Schwester und eine Nichte in der Aebtissin von Maubuisson und der Herzogin von Orleans lebten, in den Jahren 1683 und 1684. An diesen Aufenthalt knüpfen sich außerdem Erinnerungen eigenthümlichster Art. Jemand, welcher sich eine ganz vertraute Kenntniß des brandenburgischen und preußischen Hofes unter der Regierung von Sophie Charlotte zutraute, der Baron von Pöllnitz, überlieferte uns hierüber in seinen Memoiren über diesen Hof Folgendes. Die Schönheit der Prinzessin machte während ihres Aufenthaltes mit ihrer Mutter am französischen Hofe auf Ludwig XIV. großen Eindruck; er fand sie in allen Rücksichten würdig, seine Schwiegertochter zu werden. Die Herzogin von Orleans erhielt auch von ihm den Auftrag, mit ihrer Tante und Cousine darüber zu sprechen. Beide Prinzessinnen nahmen den Vorschlag mit Freuden auf, und Alles schien in Richtigkeit, — als Ludwig XIV. durch Staatsgründe sich bestimmen ließ, die Allianz mit Bayern der mit dem Hause Braunschweig vorzuziehen. In diesen süßen Hoffnungen betrogen kehrten Mutter und Tochter traurig nach Deutschland zurück; um ihnen eine Zerstreuung zu verschaffen, führte Ernst August (zur Zeit noch Bischof von Osnabrück) sie nach Venedig und dem übrigen Italien; erst, als der Tod seines Bruders Johann Friedrich ihn zum Herzog von Hannover erhob, führte er die Prinzessinnen in seine Staaten zurück. So weit Pöllnitz. Friedrich der Große erzählt Aehnliches. Man bestimmte Sophie Charlotte, nach ihm, für den französischen Thron; statt des Dauphins, nennt er dessen Sohn, den Herzog von Burgund. Diese Erzählung ist sehr oft besprochen wor-

den und noch Varnhagen hat die mancherlei Widersprüche und Dunkelheiten in den verschiedenen Berichten, hauptsächlich in chronologischer Beziehung, beleuchtet. Hier glauben wir den Leser mit ähnlichen Bemühungen verschonen zu müssen. Mit Hülfe der zu Rathe gezogenen neuen Mittel wird sich das Problem sehr einfach lösen.

Wir fingen damit an, in den französischen Gesandtschaftsberichten aus Zelle und Hannover (im Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris) von der Zeit des Regierungsantritts Ernst Augusts in Hannover, Anfang 1680 bis zum Zeitpunkte der Verheirathung Sophie Charlottens mit dem Kurprinzen von Brandenburg, im Herbste 1689, über jene beiden Reisen der Prinzessinnen nach Aufklärungen zu forschen. Es sei mir erlaubt, das Resultat den folgenden Ausführungen an die Spitze zu stellen: „Die beiden Prinzessinnen haben während dieses Zeitraumes die deutschen Grenzen nicht überschritten; am wenigsten sind sie damals in Italien oder in Frankreich gewesen."

Doch Pöllnitz sagt uns, der Aufenthalt der Prinzessinnen in Frankreich mit allen daran geknüpften Umständen — sie bleiben vorläufig dahin gestellt — rühre aus der letzten Zeit der Regierung Ernst Augusts im Bisthum Osnabrück, also ehe er noch Herzog von Hannover war; — und in diesem Punkte hatte er wirklich Recht! Nicht in den Jahren 1683 und 1684, sondern im Jahre 1679 und nicht gegen zwei Jahre — sondern ungefähr zwei Monate, nämlich von Ende August bis Ende October 1679 hat der Besuch der Gemahlin Ernst Augusts mit Sophie Charlotten bei ihren Verwandten in Frank-

reich stattgefunden. Am 22. August 1679 langten die Prinzessinnen im Kloster von Maubuisson an. —

(Recueil des Gazettes nouvelles ordinaires et extraordinaires etc. à Paris, du bureau d'Adresses, aux Galleries du Louvre. MDCLXXX. Nr. 70. p. 420): De Paris le 2. Septembre 1679. „Le vingtdeuxième du mois passé, la Princesse Sophie, Soeur de l'Electeur Palatin et Femme de l'Evesque d'Osnabrug, arriva à Maubuisson chez la Princesse Louise sa soeur, Abbesse de Maubuisson. Monsieur et Madame allèreut la voir le mesme jour; et Madame demeura deux jours avec elle.“ —

Diese und einige andere Stellen der Gazette von 1679 werden uns für das Verständniß dieser Verhältnisse orientiren helfen. In der That konnte diese offi;ielle Anzeige der Hofzeitung nicht präciser abgefaßt worden sein; als hätte man im Voraus jedem Streit über die Identität dieser hohen Person bei der Nachwelt zuvorkommen wollen. Die Prinzessin Sophie Charlotte, ein Kind im eilften Jahre, hat hier die Ehre noch nicht, genannt zu werden; allein sie war nichts desto weniger mitgenommen worden. Einige Nummern weiter wird sie, bei einer besondern Gelegenheit — auf welche wir zurückkommen — nahmhaft gemacht. Steht dieses einmal fest, so ist uns auch der Faden aus diesem Labyrinthe in die Hand gegeben. Man erlaube mir jedoch, einige Bemerkungen über die damaligen Verhältnisse des Bischofs Ernst August zum französischen Hofe, und über seine Stellung als Haupt seiner Familie in politischer, wie in häuslicher Beziehung,

zu äußern. Ich finde nämlich, daß einige ältere Ansichten sowohl über die Geschichte der Herzogin, später Kurfürstin Sophie, als ihrer erlauchten Tochter dadurch gelitten haben, daß man die historischen Verhältnisse des Hauses nicht genug im Auge behielt, und überdies Sophien einen unverhältnißmäßigen Einfluß auf die Angelegenheiten ihres Hauses zuschrieb. Daß Mutter und Tochter, jede besonders ihren Geschichtsschreiber gefunden, während der Vater, Herzog Ernst August, nicht in gleichem Grade die Aufmerksamkeit eines neueren Historikers auf sich zu ziehen vermochte, hat wohl dazu beigetragen, letztern ein wenig in den Hintergrund zu stellen. Allein Ernst August war ein Herr von entschiedener Selbstständigkeit; sein bloßes persönliches Erscheinen wirkte bestimmend auf den Willen Derer, welche zu ihm in Beziehung traten. Die politischen Entwürfe zur Vergrößerung und Befestigung seines Hauses gingen von ihm selbst aus, und ihr Gelingen hatte er vornehmlich eigener Wirksamkeit zu danken. Er handelte unabhängig von Gemahlin und Kindern, und zumal bei Fällen, wo er sie gegen sich hatte, wie bei der wichtigen Frage von der Vereinigung der beiden Herzogthümer Hannover und Zelle in der Hand des Erbprinzen. Ueberall, wo politische Interessen ins Spiel kamen, hielt sich Sophie weislich in untergeordneter Stellung, und ihr Ruhm konnte nicht weiter gehen, als ihren Gemahl zu unterstützen, mit ihm gemeinschaftlich zu wirken. Die Stimme des Ministers von Ilten, des vieljährigen Freundes Ernst Augusts, über diese Stellung Sophiens und ihre Rolle am Hofe (bei Feder, Churfürstin Sophie. S. 34.) hat weit mehr Glaubwürdigkeit,

als die ausgeschmückten Schilderungen eines Spittler oder gar die gewagten Sätze eines Venturini; unsre Gesandtschaftsberichte stimmen vollkommen mit dem überein, was uns Ilten berichtet. In einer sehr ausführlichen und gründlich abgefaßten Relation des Cours de Brunsvick-Lunebourg mit dem Datum 31. December 1684 (von dem Marquis d'Arcy, außerordentlichen Gesandten bei dem Hause Braunschweig in Zelle seit dem December 1679) findet sich von Ernst August folgende Charakteristik: „Die Sparsamkeit in dem Schatze, welche lediglich der Ordnung dieses Fürsten verdankt wird, die Unabhängigkeit und das Ansehen, womit er regiert, die Unterwürfigkeit und die Zuvorkommenheit, welche man in seiner Familie für ihn hat, wo er keine Klagen, keine Bezeugung von Unzufriedenheit duldet, der Respect und der vollkommene Gehorsam, den er sich anderwärts zu verschaffen weiß, ohne auf Schmeichler und Günstlinge zu hören (sans donner lieu au credit et à la faveur), und indem er jede Eifersucht und Kabale in der Geburt erstickt, machen ihn fähig seinen Willen in seinem Hause, wie in seinem Staate durchzusetzen (rendent capable de tout ce qu'il veut chez luy et dans son Estat). —

Dies wird uns rechtfertigen, wenn wir die Quelle von demjenigen, was Sophie und ihre Tochter in dem hier betrachteten Zeitraume thun oder dulden, in dem Willen und der Bestimmung ihres Gatten und Vaters, Ernst August, aufsuchen. Dann aber werden wir nothwendig zu der Politik zurückgeführt. Wie anders? da zu aller Zeit, besonders aber in jenen Zeitaltern, die Politik wie das Fatum über die Blüthe der Persönlichkeit

selbst so herrlicher fürstlicher Gestalten waltete, als Sophie Charlotte und ihre Mutter uns erscheinen.

Das Jahr 1679 bezeichnet in der stürmischen Periode der Herrschaft Ludwigs XIV., und seines fast ununterbrochenen Ankämpfens gegen das Haus Oesterreich und das Reich einen Ruhepunkt. In diesem Jahre hatte Kaiser und Reich den Frieden von Nimwegen unterzeichnet. Der Bischof von Osnabrück hatte ebendaselbst im April dieses Jahres seinen Separatfrieden mit Ludwig XIV. ratificiren lassen. Er war, wie man weiß, vom Beginne des Krieges einer der eifrigsten und tapfersten Vertheidiger des Vaterlandes und warmer Anhänger des Hauses Oesterreich gewesen; während sein Bruder Johann Friedrich, Herzog in Hannover, so wie besonders der Herzog von Zelle Georg Wilhelm, als Freunde und Bundesgenossen Frankreichs die meiste Zeit dagegen gestanden hatten. Diese beiden bezogen ansehnliche Pensionen von Ludwig XIV. Wir wollen dem wohlverdienten Ruhme Ernst Augusts in Hinsicht seines Patriotismus gewiß nicht zu nahe treten; indessen, um zu zeigen, daß nicht ein einziger deutscher Fürst aus jener Zeit gegen die Verführung des französischen Goldes sich ganz rein hielt, welches die Schuld der Einzelnen gewissermaßen in die allgemeine Schuld begraben hilft, führe ich, laut einem Berichte des französischen Gesandten in Berlin, Graf Rebenac-Feuquières, vom 1. December 1685, so viel an, daß Ernst August in der frühern Epoche als Bischof von Osnabrück eine monatliche französische Pension von 5000 Thalern bezog — qui lui fut retranchée dans le temps que ce Prince croyoit agir avec le plus de zèle pour le ser-

vice de V. M. Et c'est une chose.... qui l'a jetté dans le grand eloignement qu'il a témoigné depuis cela pour Vos interests." Genug, bei solchen Vorgängen durfte Ludwig XIV. diesen Fürsten, jetzt nach geschlossenem Frieden, nicht ganz und gar und ohne alle Hoffnung für sich verloren achten. In keinem Falle hatte ein rein verwandtschaftlicher Besuch seiner Gemahlin und Tochter am französischen Hofe in diesem Moment etwas Anstößiges.

Das gute Vernehmen wurde auch ohne Zögern von Seiten Ernst Augusts dadurch eingeleitet, daß er seinen Stallmeister, Herrn von Harling, als Minister an den französischen Hof sandte. Desselben von Ernst August unterzeichnetes lateinisches Beglaubigungsschreiben ist datirt von Osnabrück, den 16ten August 1679. Zur selben Zeit verließ die bischöfliche Familie die Residenz auf eine Zeitlang. Ernst August gönnte sich einen Badeaufenthalt in Ems im August und September; wie uns die Gazette No. 77., aus Cöln vom 12. September 1679 lehrt. (L'evesque d'Osnabrug qui estoit aux bains d'Embs en est parti avec la fièvre, pour retourner chez luy); und diese Zeit benutzte die Herzogin Sophie, ihrer Schwester in Maubuisson (deren Charakteristik Varnhagen so trefflich giebt) einen Besuch abzustatten und der jungen Prinzessin, ihrer Tochter, den prächtigen Hof Ludwigs XIV. sehen zu lassen. Sie kamen also den 22. August in Maubuisson bei Paris an; also wohl einige Tage vor Herrn von Harling, dessen Frau (vermuthen wir) die Herzogin Sophie und die Prinzessin als Erzieherin der letztern nach Frankreich begleitete. Sie kamen gleichzeitig mit der Herzogin von Mecklenburg an, wurden wenigstens

mit dieser zu Anfang des August am Hofe erwartet. Dies geht hervor aus dem handschriftlichen Tagebuche eines Ungenannten vom Jahre 1672 bis 1682, das auf der Königlichen Bibliothek von Paris sich befindet (verschieden von dem Tagebuche des Marquis de Dangeau): hier steht unter dem 7. August 1679 unter Anderm: **Madame de Meklebourg revient en France par la Hollande et Madame la Duchesse d'Osnabrugk, soeur de Madame** (irrig statt **tante de Madame.**)

Die Herzogin Sophie war also nicht die einzige deutsche Prinzessin, welche in diesem Augenblicke in Paris und der Umgegend lebte, ja eine Menge deutscher Prinzen und Prinzessinen, und darunter besonders aus dem Hause Braunschweig, waren gegenwärtig. Vermuthlich war Sophie, als Verwandte des königlichen Hauses, wie so viele andere Fürsten und Fürstinnen, eingeladen oder angezogen worden, der Pracht und Feierlichkeit der auf den 30. und 31. August dieses Jahres anberaumten Vermählung der Prinzessin von Orleans (Mademoiselle) Marie Louise mit dem Könige von Spanien beizuwohnen. Dieses Fest sollte mit um so größerm Glanze begangen werden, als es dem Frieden zwischen Frankreich und Spanien gewissermaßen das Siegel aufdrückte. Doch galt ihr zweimonatlicher Besuch nicht eigentlich dem Hofe oder dem Könige und seiner Familie, sondern ihrer Schwester, der Aebtissin von Maubuisson, bei der sie sich aufhielt. Ihre Nichte lebte zwar bei ihrer Ankunft zwei Tage mit ihr in Maubuisson, und späterhin noch einmal drei ganzer Tage; darauf beschränkte sich aber auch der Genuß, den diese von dem Besuche ihrer theuren Verwandten

hatte. Den König sah Sophie nur einmal, am 30. August, und zwar incognito, den Vorabend der Vermählung von Mademoiselle, gewiß um ihm in ihrem und ihres Mannes Namen dazu Glück zu wünschen. (Gazette No. 70. De Fontainebleau le 31. Aoust 1679). „Hier, la Duchesse d'Osnabrug arriva ici et vit le Roi incognito, et le Duc de Pastrane, Ambassadeur Extraordinaire (d'Espagne) eut audiance particulière de Sa Majesté.“ Es war der Tag, an welchem die Verlobungsacte von beiden Seiten in Fontainebleau unterzeichnet wurden.

In den Memoiren der Mademoiselle de Montpensier zu Anfang des siebenten Bandes, einer Prinzessin, welche sehr gut unterrichtet war, heißt es, daß der Herzog von Orleans, der Vater der Braut, gewünscht hatte, daß der Dauphin sein Schwiegersohn werden sollte; dieser wußte von diesem Wunsche und ließ dies der Prinzessin auf eine sarkastische Weise entgelten, welche ihm deßhalb einen Groll nachtrug. Ludwig XIV. konnte indeß, beim besten Willen, in diesen Plan nicht eingehen; denn er hatte sich gegen den Kurfürsten von Bayern seit zehn Jahren bereits durch Wort und Vertrag verpflichtet, den Dauphin an seine Tochter zu verheirathen; und nur dieses Versprechen, verbunden mit den gezahlten Subsidien, hatte den Kurfürsten bei seiner Neutralität, trotz den Aufforderungen des Kaisers, standhaft erhalten. (Histoire de la vie et du regne de Louis XIV. par Mr. de la Hode. vol. IV. p. 200. in 4.) Wirklich wurde bald nach dem Frieden von Nimwegen im Jahre 1679 dieses Versprechen erfüllt, indem Ludwig XIV. um die bayersche Prinzessin

für den Dauphin anhalten ließ: und im neuen Jahre 1680 geschah die Vermählung. — Hätte Ludwig XIV. nur im Entferntesten daran gedacht, Sophie Charlotten für den Dauphin zu bestimmen, so hätten die Zeitgenossen, namentlich die Montpensier, ein Wort davon erwähnt. Allein wie war dies möglich? der König war, wie gesagt, seit langer Zeit durch sein dem Kurfürsten von Bayern gegebenes Wort gebunden. Sophie Charlotte wurde damals als Kind angesehen und behandelt, und ein Kind war sie dem Alter nach, wenn auch ihr Geist den Jahren gewiß vorgeeilt war. Die Erzählung des Herrn von Pöllnitz ist also für die Zukunft unter die Chimären zu setzen. An den Herzog von Burgund, Sohn des Dauphins und der Prinzessin von Bayern (geb. den 8. März 1682) ist gar nicht zu denken. Im Uebrigen wird der Leser bereits die Bemerkung gemacht haben, daß dieser Aufenthalt Sophien Charlottens am französischen Hofe, (an den sie niemals wieder kam) keineswegs denjenigen Einfluß auf Geist, Gemüth und Phantasie dieser Prinzessin geübt haben konnte, den er freilich gehabt hätte, wenn sie als vierzehn- oder funfzehnjährige Prinzessin und statt zwei Monate, ebensoviel Jahre dort zugebracht hätte. —

Nichts destoweniger mußte die außerordentliche Feierlichkeit, bei welcher die junge Prinzessin, zur Seite ihrer Mutter, hier Zeuge gewesen ist, einen lebhaften und unauslöschlichen Eindruck in ihr hinterlassen.

Wir bedauren, wegen der Grenzen dieses Aufsatzes, die Beschreibung des Festes, welches sechzehn Seiten der Zeitung (No. 73) ausfüllt, nicht wiedergeben zu können. Die Trauung wurde in Gegenwart des ganzen Hofes und

aller in Paris anwesenden hohen Gäste in der großen Kapelle des Schlosses von Fontainebleau vollzogen; weil, wie es dort heißt — le Roi jugea que Fontainebleau estoit un lieu propre aux grandes ceremonies. Der Kardinal von Bouillon verrichtete die Trauung. Der Prinz von Conti vertrat dabei die Stelle des Königs von Spanien. Am Karnieße von der Tribune vom Eingange bis zum Altar hatte man auf beiden Seiten Balkons, behangen mit persischen Teppichen von Goldgrund, für diejenigen hohen Personen angebracht, welche bei den Ceremonien keinen Sitz hatten. Diese begaben sich unmittelbar vor Ankunft des Zuges in die Kapelle auf ihre Sitze; und trafen hier den Kaiser von Frankreich in carmoisin gefütterter Robe von violettem Atlas, sammt den Staatsräthen und Requetenmeistern, in schwarzen Roben. Sie saßen auf Sesseln ohne Lehne. Die Massiers mit ihren hohen Stäben knieeten vor dem Kanzler, bis der König kam. Ferner hatten sich die fremden Gesandten der großen Höfe auf ihren Sitzen, dem Altar gegenüber eingefunden; endlich die Staats-Secretaire, die Erzbischöfe und Bischöfe. Mittlerweile füllten sich die Balcons; und die Ersten, welche hier genannt werden, sind die Herzogin Sophie und die Prinzessin ihre Tochter. „La duchesse d'Osnabrug, la Princesse sa fille, la duchesse de Meklebourg, la Marquise de Las Balbaser (Gemahlin des spanischen Botschafters), le Prince Fréderic Auguste de Saxe Eysenach, le Prince Auguste Guillaume de Wolfenbüttel, le Prince Guillaume de Furstenberg, le Duc de Pastrane Ambassadeur Extraordinaire d'Espagne, le Raugrave Charles Louis Fils de l'Electeur Palatin,

le Chevalier Lubomirski grand Enseigne de la Couronne de Pologne, et tous les Ministres des Princes Protestans furent placez hors de rang, dans les Balcons. Le sieur Savill, Envoye Extraordinaire d'Angleterre se retira avant que la messe fut commencée.“ —

Um acht Uhr begann die Ceremonie. Eine unbeschreibliche Pracht, die ganze Würde und Herrlichkeit eines großen siegreichen Monarchen wurde bei dieser Gelegenheit zur Bewunderung aller Fremden entfaltet.

Die junge Königin hielt sich noch drei Wochen hier auf. Den 20. September trat sie ihre Reise nach Spanien an. Der König und die Königin führten sie zwei Lieus; der Dauphin, Monsieur und Madame begleiteten sie, letzterer bis Amboise; die Herzogin von Orleans bis zur Stadt gleiches Namens.

Bald nach ihrer Rückkehr benutzte diese die ersten Tage der eingetretenen Stille, um ihre Verwandten in Maubuisson zu besuchen. Die Gazette berichtet (No. 89. De Paris le 30. Septembre 1679): Le 25. de ce mois, Madame partit de Fontainebleau, passa par cette ville et alla á Maubuisson voir la Duchesse d'Osnabruck. Elle en revint le 28., et aprés avoir été quelque temps au Palais Royal — elle retourna á Fontainebleau.“

Die Herzogin war noch in Maubuisson, als die Abreise ihrer Schwägerin, der Herzogin von Hannover, mit ihren drei Prinzessinen, offiziell am 27. September (Gazette No. 92) angezeigt wurde. Diese Prinzessinnen langten am 18. October in Paris an (Ebend. No. 95); zur selben Zeit wo Sophie sich zur Abreise und Trennung von ihrer Schwester in Maubuisson anschickte.

Der Tag ihrer Abreise ist in der Zeitung, welche uns die Ankommenden zu nennen pflegt, nicht angegeben. Allein wir treffen sie den 1. November bereits in Limburg, mit dem Bischof, ihrem Gemahle, wieder also jenseits der französischen Grenze. (Gazette No. 103. De Hannover le 6. Novembre 1679). „Le duc de Hannover est toujours á Linsbourg... il partira eusuite pour aller á Venise... Il va aujourd' hui á Herworde voir la Princesse Elisabeth, Abbesse de Herworde qui est fort malade (dieselbe starb bald darauf); — et l'on croit qu'il ira aussi voir le Duc et la Duchesse d'Osnabruck qui vinrent á Limbourg il y a six jours."

Wir nehmen hier, mit den Prinzessinnen, von Frankreich Abschied, und begleiten sie von Limburg nach Osnabrück und — nach Hannover.

Der Herzog von Hannover erlebte das Ziel seiner italiänischen Reise nicht; er wurde zu Augsburg krank und starb daselbst den 18. December 1679. Sein Tod erhob Ernst August zum Herzog von Hannover. Er begab sich dorthin am 3. März 1680 mit Gemahlin und Kindern, und dem ganzen Hofstaate. Am 21. April wurde das Begräbniß der von Augsburg nach Hannover gebrachten Leiche Johann Friedrichs feierlich begangen. Die Herzogin Witwe mit ihren drei Prinzessinnen kam aus Paris zu dieser Feierlichkeit; nachher kehrte sie nach Frankreich für immer zurück.

Von dieser Feierlichkeit stattete der französische Gesandte einen ausführlichen Bericht ab; und hier heißt es denn: „Der Zug stellte sich unter den Fenstern des Schlosses in Ordnung, wo Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin

auf einer Terrasse Platz genommen hatte; zu ihrer Seite standen der Prinz von Beuven, ein Verwandter des Hauses, und die junge Prinzessin, ihre Tochter (Madame la jeune princesse fille). Denn die Damen nahmen keinen Antheil an der Feierlichkeit."

Gegen das Ende dieses Jahres 1680 fällt die Reise des Herzogs von Hannover nach Venedig, wohin, Gemahlin und Tochter zu ihrer Zerstreuung, nach Pöllnitz, ihm gefolgt sein sollen. Wie gesagt, die Prinzessinnen lebten ruhig in Hannover und empfingen die Gesandten fremder Höfe, wie die Berichte des französischen Gesandten, Marquis von Arcy uns lehren. Daß Ernst August die Damen zu Hause ließ, ist begreiflich. Es lag nicht im Geiste jener Zeit, Kunstreisen nach Italien zu machen. Man ging nach dem Karneval von Venedig, lebte den Vergnügungen aller Art und entschädigte sich für die Last der Geschäfte, denen man den Rücken kehrte. Durch die Anwesenheit von Gemahlin und Tochter hätte der lebenslustige Fürst sich zu großen Zwang aufgelegt; da er ohnehin diesmal nicht sehr befriedigt wurde. Der Gesandte schreibt aus Zelle den 10. Januar 1681, der Herzog von Zelle habe von seinem Bruder aus Venedig einen Brief erhalten, worin er ihm, außer der Politik, schreibe: qu'il trouve á Venise les plaisirs bien diminués de ce qu'ils étoient autrefois."

Vom 7. März 1681 berichtet derselbe die Abreise des Herzogs aus Venedig; durch Krankheit, die ihn auf dem Wege überfiel, wurde seine Rückkehr in Hannover bis in den April verspätet; wo die Herzogin ihn täglich erwartete. Es war um die Zeit, als der außerordentliche

Gesandte in Hannover, Herr von Gourville, angekommen war, welcher „zwei oder drei Tage bei der Herzogin in Abwesenheit ihres Gemahls sich aufhielt: en l'absence du Duc son mary, qui n'y estoit pas encore arrivé d'Italie (schreibt Herr von Arcy vom 3. April 1681.) — Früher meldet derselbe vom 7. März aus Zelle, daß alle, welche aus Hannover nach Zelle kämen, bezeugten, von der Herzogin von Hannover mit Komplimenten für die Minister und den Gesandten in Zelle beauftragt worden zu sein.

Während auf diese Weise die Prinzessinnen den Karneval in großer Zurückgezogenheit zu Hannover verbrachten, wurden sie durch einen Besuch entschädigt, welcher ihrer Phantasie auf einige Zeit die reizendste Unterhaltung verschaffen mußte. Was wir jetzt erzählen, ist neu, und aus den Berichten des Gesandten geschöpft. Der Kurfürst von Bayern sah sich um diese Zeit nach einer Braut um. Der Einfluß Ludwigs XIV. bewirkte, daß er seine Augen von den Prinzessinnen des Hauses Oesterreich, so wie dem diesem Hause ergebenen Hofe von Neuburg ab, und nach den Prinzessinnen des Hauses Braunschweig zuwandte. Die Schönheit der Prinzessin Sophie Charlotte lockte im Januar 1681 den Grafen von Bayern zur Brautschau nach Hannover. Er sollte von Hannover nach Zelle gehen, und die dortige Prinzessin, auch von ausgezeichneter Schönheit und Anmuth, kennen lernen. Es war dieselbe, welche das Jahr darauf den Erbprinzen von Hannover heirathete, und die lange nachher, durch die eigenthümlichsten Schicksale, zu einer traurigen Berühmtheit als „Prinzessin von Ahlen" gelangt ist. Ludwig XIV. hätte gewünscht, daß der Kurfürst von Bayern diese wählte;

allein der bayersche Gesandte war in Hannover so sehr gefesselt worden, daß er nicht erst nach Zelle ging, sondern nach München zurückkehrte; zur großen Bestürzung der Herzogin von Zelle. Hierüber lese man jetzt den Bericht des französischen Gesandten aus Zelle den 18. Februar 1681. — „Die Frau Herzogin von Zelle lehrt mich, man sage, daß der Herr Kurfürst von Bayern incognito abgereist sei, um die Prinzessin von Eisennach zu besuchen. Sie aber ist überzeugt, daß diese Reise vielmehr geschehe, um nach Hannover zu gehen und dort die Prinzessin dieses Namens zu sehen; weil der Graf von Bayern, welcher vor einiger Zeit nach Hannover geschickt worden war, um diese Prinzessin zu sehen, ihrer Mutter, der Herzogin, sein Wort gegeben hätte, ihr seinen Herrn, den Kurfürsten zuzuführen, und daß er sogar ihre Chiffre genommen hätte, um sie wissen zu lassen, wie der Kurfürst von Bayern den Bericht, den er von dem Verdienste und der Schönheit der Frau Prinzessin von Hannover abstatten werde, aufgenommen (et avoit même pris son chiffre pour luy faire savoir comment l'Electeur de Bavière recevroit la relation qu'il lui ferait du merite et de la beauté de Madame la Princesse d' Hannover). Die Frau Herzogin von Zelle hat außerdem gesagt, daß der Graf von Bayern beschlossen gehabt hätte, auch an diesen Hof zu kommen, um hier die Frau Prinzessin von Zelle zu sehen; daß er aber von den Schmeicheleien (par les caresses) der Frau Herzogin von Hannover dergestalt gefesselt (retenu) worden wäre, daß er, ohne diesen Vorsatz auszuführen, nach Bayern zurückging." Wie diese Unterhaltung sich weiter gesponnen und welche Eindrücke sie hervorgerufen, darüber

schweigen diese Berichte. Das baldige Abreißen dieser schwachen Fäden erklärt sich übrigens schon daraus, daß der Herzog damals von Hannover abwesend war.

Wie dem auch sei, so wird dieser schon an sich selbst interessante Umstand uns um so willkommener sein, als er uns über gewisse scherzhafte Aeußerungen Sophie Charlottens, als Kurfürstin von Brandenburg, gegen den Kurfürsten von Bayern, unerwarteten Aufschluß giebt. Sophie Charlotte befand sich mit ihrer Mutter im Sommer 1700 im Brüssel, wo der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern als des Kaisers Statthalter den katholischen Niederlanden vorstand. Man bewarb sich um seine Stimme für die preußische Königswürde. Maximilian Emanuel empfing die Prinzessinnen mit größter Zuvorkommenheit; seine Gemahlin hingegen, eine Polin, Tochter des Königs Johann Sobieski, überließ sich wunderlicher Eifersucht und seltsamen Launen. Hier war es nun, wo Sophie Charlotte zu dem Kurfürsten von Bayern, auf seine Bewerbung um sie vor nun bereits zwanzig Jahren anspielend, scherzend gesagt haben soll (wie wir bei Varnhagen lesen): „Ohne mir schmeicheln zu wollen darf ich glauben, daß ich mich besser dazu geschickt hätte, Ihre Frau zu sein, als Ihre jetzige. Sie lieben die Vergnügungen, ich hasse sie keinesweges: Sie sind galant; ich bin nicht eifersüchtig: nie würden Sie mich böse sehen; und ich glaube, wir hätten eine gute Ehe mit einander geführt.“ —

Um diese Zeit beginnt die größere Annäherung des Hauses Braunschweig zu dem großen Kurfürsten von Brandenburg, wie uns ein am 21. Januar 1681 erneu-

erter Vertrag zwischen beiden Mächten bezeugen muß. Der Herzog von Hannover hatte sich die Achtung des großen Kurfürsten im hohen Grade erworben. Man wünschte beiderseits sich auch persönlich näher kennen zu lernen und diese Absichten wurden im Sommer dieses Jahres bei Gelegenheit einer ungemein zahlreichen Fürstenversammlung im Bade von Pyrmont erfüllt. Im Juli langten der an der Gicht leidende, bejahrte Kurfürst mit Gemahlin, dem Kurprinzen und der Kurprinzessin in Lugde bei Pyrmont an; von der andern Seite begleiteten der Herzog und die Herzogin von Hannover, der Herzog und die Herzogin von Zelle, mit ihren Kindern ihren hohen Gast, die Königin von Dänemark, nach Pyrmont. Die französischen Gesandten von Berlin und Zelle folgten ihren Höfen. Hier war es, wo Sophie Charlotte die Aufmerksamkeit und den Beifall des großen Kurfürsten auf sich zog; denn wie Herr von Arcy aus Pyrmont berichtet, gab er der Prinzessin beim Abschiede einen werthvollen Ring von ungefähr tausend Thalern zum Andenken. Außerdem enthalten diese Berichte aus Pyrmont manches Ergötzliche zur Kenntniß des damaligen Zeitgeistes.

In der ersten Woche schien es, als würden die beiden Höfe auseinander gehn, wie sie gekommen waren, ohne sich einander zu begegnen. Denn weil die Herzöge von Hannover und Zelle nach dem Kurfürsten von Brandenburg anlangten, erwarteten sie von seiner Seite den ersten Besuch. Dieser weigerte sich der Formalität, vermöge seines Ranges als Kurfürst, welches seine Gemahlin in große Verlegenheit setzte; denn ihr lag daran, daß er den Herzog von Hannover sehen sollte. Der Herzog Ernst August

that den ersten Schritt, und trug seinem Minister, dem Grafen von Platen auf, diese Schwierigkeiten der Etikette aus dem Wege zu räumen. Dies schien nicht allzuschwer. Doch die rechten und unüberwindlichen Hindernisse führte der weibliche Theil der Herrschaften herbei.

„Ich muß Ew. Majestät in der That bekennen, schreibt der Gesandte, ich weiß nicht, ob von so vielen an demselben Orte versammelten Fürsten und Fürstinnen einer den andern erblicken wird, denn die Prinzessinnen haben die nemlichen Schwierigkeiten unter sich wegen des ersten Besuches, als ihre Herrn Gemahle. Die Herzoginnen von Zelle und Hannover behaupten als die zuletzt Angekommenen, nachdem sie der Frau Kurfürstin von Brandenburg ihr Compliment hatten machen und ihre Ankunft anzeigen lassen, von dieser einen Besuch empfangen zu müssen. Zu gleicher Zeit macht die Herzogin von Zelle den nemlichen Anspruch an die Herzogin von Hannover, weil diese vor ihr in Pyrmont angelangt sei. Diese hat sich entschuldigt und angegeben, sie dürfe sie nicht besuchen, so lange sie der anwesenden, regierenden Kurfürstin von der Pfalz keinen Besuch abgestattet habe. Ich glaube (fährt der Marquis fort), die Herzogin von Zelle wird dieser Tage am frühen Morgen en deshabiller als ginge sie nur zum Brunnen, der Herzogin von Hannover einen Besuch machen. Bei alle dem sehen sie sich alle Tage bei der Königin von Dänemark und essen dort zu Mittag, wobei sie bei Tische um den Platz loosen." Die französischen Gesandten freuten sich über diese Schwierigkeiten, weil sie die Annäherung der beiden Häuser, Hannover und Bran-

denburg, welche Ludwig XIV. sehr mißfiel, ein wenig erschweren halfen.

Endlich gelang es der Königin von Dänemark, sie alle freundschaftlich zusammenzubringen. Die Kränklichkeit des Kurfürsten von Brandenburg wurde zu einer Vereinigung in seinem Hause in folgender Art benutzt. Eines Morgens, als man sich am Brunnen zusammen befand, richtete die Kurfürstin von Brandenburg an sämmtliche Anwesende, welche ihre Ueberraschung an den Tag legten, eine Einladung zur Tafel in ihrer Wohnung für denselben Tag, weil ihr Gemahl durch die Gicht gehindert würde, auszugehn. Niemand weigerte sich natürlich. Es traten also in derselben Minute bei dem Kurfürsten ein die Herzöge von Zelle und Hannover und mehrere andere Fürsten; desgleichen die Königin von Dänemark, die Herzoginnen von Zelle und Hannover und einige andere Prinzessinnen. (Die Prinzessin von Hannover ist nicht genannt). Der Kurfürst empfing hoch erfreut seine Gäste; er saß auf einem Stuhle im Vorzimmer — denn er war unwohl — seine Gemahlin stand neben dem Stuhle. Beide begrüßten die Eintretenden und hießen sie in den Saal treten. Nach einer Viertelstunde begab man sich in das Vorzimmer zurück — où un fort grand diner à la manière allemande étoit servi. Um die Plätze wurde das Loos gezogen. Das Service war von vergoldetem Silber (de la vermeille). Generäle und Kammerherrn warteten auf. Eine vollkommene Lustigkeit beseelte die Gäste, doch vor Allen den hohen Gastgeber. „On ne peut paroistre plus gai que Mr. l'Electeur de Brandenbourg se le montra durant tout ce repas, ny mieux boire qu'il fit, non

obstant l'incommodité de sa goutte" schreibt der Gesandte.

Derselbe rühmt weiterhin die Gastmähler des Herzogs von Hannover und des von Zelle wegen des Geschmackes und des Reichthums, womit sie ausgestattet waren. („avec beaucoup de profusion et avec beaucoup de delicatesse). Dreißig Personen und darüber nahmen Theil. Während der Tafel spielten die beiden „bandes de violons" der Herzöge von Zelle und Hannover, und die bande des hautbois, welche der eine von ihnen kurz vorher aus Paris verschrieben hatte. Nach der Tafel gab man eine Vorstellung, bei welcher die Schauspielertruppe des Herzogs von Hannover mitwirkte. Ueberhaupt folgten sich damals die Feste und Einladungen. Das beste Einverständniß hatte sich zwischen dem Herzog von Hannover und dem großen Kurfürsten gestaltet. Als dieser Pyrmont verließ, um nach Berlin zurückzukehren, gab Ernst August ihm das Geleit und bewirthete ihn noch einmal an einem Orte seines Gebietes, welches der Kurfürst auf der Rückreise berührte. „Diese beiden Fürsten, schreibt der Gesandte, waren sehr vergnügt mit einander, gaben sich große Beweise von Freundschaft, und der Herr Kurfürst von Brandenburg, welcher schon dem Herrn (General) von Bodewitz und dem Minister von Plate Geschenke gemacht hatte, gab noch der Prinzessin von Hannover einen Ring von ungefähr tausend Thalern (une bague d'environ mille écus)." Jetzt verließen auch die übrigen Gäste Pyrmont. Viele lud der Herzog von Hannover ein, ihm nach seiner Residenz zu folgen, wo er der Königin von Dänemark, seiner Schwester, zu Ehren

glänzende Feste veranstaltete; unter andern spielte die italiänische Oper, welche er aus Amsterdam hatte kommen lassen. Vor Allem bewirthete er seine Gäste mit einem Ballet, welches seit mehrern Monaten eingeübt worden war, und in welchem außer Edelleuten am Hofe und der französischen Komödie — einige seiner Kinder tanzten (quelques uns de ses enfans. — „sans compter la bonne Mère, la symphonie et le jeu, qui sont inséparables de ce cour-cy" schließt der Bericht.

Es liegt vielleicht schon in dem unbestimmten Ausdrucke ses enfans, daß der Gesandte nicht blos an die Prinzen, sondern auch an die einzige Tochter, die Prinzessin Sophie Charlotte dachte; von den vier Söhnen des Herzogs waren zwei älter und zwei jünger als die Schwester; und es ist somit sehr wahrscheinlich, daß Sophie Charlotte in dem Ballet zu Ehren ihrer königlichen Tante eine Rolle spielte. Selbst Erwachsene nahmen an Hoffesten dieser Art, besonders den sogenannten „Wirthschaften" thätigen Antheil; ja wir finden selbst Leibnitz einmal in einer Verkleidung. Dieser unsterbliche Freund der Königin Sophie Charlotte hat uns in Bezug auf sie einen hierher gehörigen, merkwürdigen Umstand überliefert. In dem noch ganz kindlichen Alter von fünf Jahren wurde die Prinzessin in einer zu Osnabrück aufgeführten und von der Gräfin von Platen verfaßten, französischen Pastorale (welche gedruckt wurde) als eine Schäferin eingeführt, in welchem Charakter sie folgende Verse recitirte:

Vous qui me courtisez sur la verte fougère
Peut-être allieurs me ferez-vous la Cour;

A présent je suis Bergère:
Je puis être Reine un jour! —

Dies erzählt Leibnitz aus der Erinnerung bei Gelegenheit der Krönung Friedrichs III. und Sophie Charlottens in Königsberg; als ein Gegenstück zu der bekannten Prophezeiung von Simon Dach auf den neugeborenen Kurprinzen von Brandenburg.

Dies führt unsre Betrachtung auf die, zwei Jahre nach dem Badeaufenthalte von Pyrmont, zwischen Hannover und Berlin eingeleitete Unterhandlung wegen der Heirath des unterdessen verwitweten Kurprinzen von Brandenburg mit der Prinzessin Sophie Charlotte hin. Diese Unterhandlung ging nicht bei den übrigen Negociationen zwischen den beiden Höfen in dieser Epoche nebenher, wie die trockenen Berichte eines Pufendorf vermuthen lassen, sondern sie bildete in diesen selbst ein wesentliches Moment. Krieg und Frieden standen einen Augenblick auf der Spitze; Berlin und Hannover wandten sich entgegengesetzten Interessen zu, und Ludwig dem Vierzehnten gelang es, die Einwilligung des Hauses Braunschweig in den Frieden zu einer unumgänglichen Bedingung zu erheben, unter welcher der große Kurfürst die seinige zu der Heirath des Kurprinzen mit der Prinzessin von Hannover zu geben sich verstand. Werfen wir einen Blick auf diese Verhältnisse.

Kurz nach dem Nimwegischen Frieden hatte Ludwig XIV. seine Reunionen begonnen; das Reich dagegen protestirt und den Kongreß zu Frankfurt am Main im Jahre 1681 angesetzt, wohin der Herzog von Hannover seinen Minister Groote deputirte. Im September dieses

Jahres wurde Straßburg überrumpelt und das Reich in die stärkste Aufregung versetzt; der Kongreß zu Frankfurt löste sich im November 1682 auf und die Angelegenheiten kamen vor den Reichstag zu Regensburg. Um diese Zeit drohte dem Reiche auch von Osten die höchste Gefahr, ja im folgenden Jahre drangen die Türken vor die Thore von Wien. Ernst August, in welchem das Haus Braunschweig repräsentirt war, war in dieser Zeit neue Verträge mit dem Kaiser eingegangen; er hatte den 14. Januar 1683 eine Allianz zu Wien geschlossen, und überhaupt gegen Frankreich nach und nach die alte, gegnerische Stellung, wie vor dem Frieden wieder eingenommen. Ins Gesicht sagte man sich die verbindlichsten Reden, Trauer- wie Freudenereignisse zeigte man einander mit Beeiferung an, wobei hannöverscher Seits jedesmal die Herzogin Sophie im Namen ihrer Familie den König von Frankreich im eleganten Latein begrüßte (ihre Briefe, z. B. der vom 13. August 1684 über den Tod der Königin sind sehr zierlich mit: ad quavis officia paratissima Sophia eigenhändig gezeichnet); man sparte französischerseits Zeichen schmeichelhafter Aufmerksamkeit nicht und der französische Gesandte überraschte Ernst August bei seiner Rückkehr aus Italien im Frühjahr 1681 mit einem ausgezeichnet schönen, mit Diamanten besetzten Degen; bei welcher Gelegenheit der Gesandte (aus Zelle den 3. April 1681) erzählt: die Herzogin habe den Degen mit größter Verwunderung betrachtet und neugierig nach dem Urheber des kostbaren Geschenkes, so wie nach der Natur der Arbeit gefragt; dieser habe ihr aber nur geantwortet, daß der Degen ihm auf die angenehmste Weise von der Welt zugekommen sei

(que cette epée lui étoit arrivée de la manière du monde la plus agréable), und sich nur immermehr über die Schönheit und Pracht des Geschenkes verbreitet; und dieses hatte der Herzog selbst dem Gesandten mitgetheilt; — doch trotz diesen äußern Zeichen eines guten Verständnisses galt der Herzog von Hannover täglich für verdächtiger, und endlich, als im Laufe des Jahres 1684 seine Protestation gegen den am Reichstage verhandelten zwanzigjährigen Waffenstillstand (unter den von Ludwig XIV. vorgeschlagenen Bedingungen) diesen zu hintertreiben drohte, war die Spannung auf einen hohen Grad gestiegen.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte ganz andere Interessen zu befriedigen. Seit dem Frieden war er mit Ludwig XIV. durch einen geheimen Vertrag, (unterzeichnet zu St. Germain den 25. October 1679) alliirt, vermöge dessen er sich, vorzüglich aber um dem Ausbruche eines neuen Krieges entgegenzuwirken, getrieben fühlte, den Abschluß des von Frankreich angetragenen Waffenstillstandes mit dem Reiche zu befördern. Er war in sofern auch dem Kongresse der Alliirten im Haag, welchen auch Ernst August beschickte, entgegen. Von den brandenburgischen Ministern unterstützte besonders von Fuchs den französischen Gesandten; er genoß eine ansehnliche Pension.

Diese Interessen riefen zwischen Hannover und Berlin einen Conflikt hervor, der jedoch von Seiten Hannovers gelöst werden mußte, weil Hannover damals eines innigen Bündnisses mit Brandenburg nicht entbehren konnte. Das Verlangen nach einer Familienvereinigung ging daher von dieser Macht aus. Es waren namentlich zwei Projekte, zu deren Ausführung Ernst August in der

Zukunft nothwendig entweder Oesterreichs oder (durch Vermittelung von Brandenburg) Frankreichs bedurfte, und welche Ernst August ernstlich beschäftigten: erstlich die Erlangung des Kurhuts nach dem Ableben des Kurfürsten von der Pfalz, und dann die Vereinigung der beiden Herzogthümer Hannover und Zelle in der Hand seines ältesten Sohnes. Der Moment war entscheidend, der Vertrag mit Oesterreich lief im Jahre 1685 zu Ende, und Ernst August hatte die Wahl zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. Wirklich stand ein Wendepunkt in seiner bisherigen Politik gegen Frankreich nahe. Doch gegenwärtig, in den Jahren 1683 und 1684, legte die Allianz mit Oesterreich ihm Schonung gegen diese, ohnehin so gekränkte Macht, auf. Dies war der Punkt, auf den Ernst August bei den Verhandlungen in Berlin immer zurückkam.

Anfang October 1683 kehrte der Minister Groote von seiner Botschaft aus Berlin nach Hannover zurück; mit ihm kam der brandenburgische Minister von Meinders. „Es giebt keine Art schmeichelhafter und einnehmender Behandlung (schreibt Herr von Arcy aus Epsdorf, den 7. October) welche man nicht Herrn von Meinders angedeihen ließe, und niemand mehr als der Herzog von Hannover, welcher, glaube ich, in dieser Rücksicht so freigebig war ... „autant pour se rendre favorable ce premièr ministre de Mr. l'Electeur de Brandenbourg sur le dessein qu'il pourroit avoir, de marier la Princesse sa fille avec le Prince Electoral de Brandenbourg, que sur les affaires generales."

Vom 20. Januar 1684 schreibt derselbe: „Ich habe

dem Herrn Herzog und der Frau Herzogin von Hannover die Briefe Ew. Majestät über die Geburt des Herrn Herzogs von Anjou überreicht. Beide äußerten lebhafte Dankbezeugungen, besonders der Herzog von Hannover. Er verbreitete sich über den Respect, welchen die hohen Eigenschaften Ihrer Majestät, so wie Ihre ihm erzeugte Güte ihm einflößten, und über sein Bestreben, seine Erkenntlichkeit dafür Ew. Majestät an den Tag zu legen. Ich nahm ihn beim Wort und forderte ihn auf, sich in die von Ew. Majestät beim Reichstage vorgeschlagenen Bedingungen zu fügen." Der Herzog entschuldigte sich und verlangte für den Kaiser ehrenvollere Bedingungen, zum Schlusse sagt er: „Es ist so schön und ruhmvoll für Seine Majestät jetzt, wo die Christenheit von so großen Gefahren bedroht ist, alles Mögliche zu thun, sogar der Ruhe halber ein Opfer zu bringen, daß zu hoffen steht, Sie werde bei so traurigen Konjuncturen nach Ihrer gewohnten Güte und Großmuth handeln."

Anfang Februar 1684 kam der Minister von Fuchs nach Hannover, um die Angelegenheiten vorwärts zu führen. Er machte dem französischen Gesandten über seine Mission vertraute Mittheilungen. Beim Abschiede versicherte er ihm, (nach dem Berichte vom 11. Februar 1684), daß er den Herzog von Hannover nicht verlassen habe, ohne ihn wissen zu lassen, „daß der Kurfürst von Brandenburg die Heirath des Kurprinzen mit der Prinzessin von Hannover nicht zugeben werde, wofern der Herzog sich nicht zuvor verpflichtete (s'engageât auparavant), die Anerbietungen Ludwigs XIV. für den Frieden anzunehmen." —

Um diese Zeit erhielt der Gesandte, aus Versailles vom 17. Februar, die wichtige Instruction: — „Suchen Sie einzudringen, wie weit die Negociation der Heirath zwischen dem Kurprinzen von Brandenburg und der Prinzessin von Hannover vorgeschritten sei. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn der Kurfürst dabei fest beharrt, nicht eher seine Einwilligung zu geben, bis das Haus Braunschweig sich nach den Meinungen des Kurfürsten-Kollegiums über die Annahme meiner Bedingungen bequemt hat, dieses Motiv, in Verbindung mit den übrigen Gründen, welche diese Fürsten von ihren Nachbarn abhängig machen, sie wohl dahin bringt, sich zur Einwilligung in den Frieden zu entschließen." — Der Kurfürst wurde endlich so dringend, daß der Herzog von Zelle bei dem französischen Gesandten sich darüber beschwerte. Zuletzt aber wurden die Schwierigkeiten überwunden. Das Haus Braunschweig nahm mit den übrigen Ständen den Waffenstillstand an. Ein spezieller Vertrag mit Brandenburg im August 1684 war die Folge davon; erst dann ward aber auch die Verhandlung der Heirath glücklich zu Ende geführt.

Herr von Arcy schreibt aus Zelle vom 1. September 1684: „Man hat mir vertraut, Sire, die Frau Herzogin von Hannover sei aus dem Grunde verhindert gewesen, Braunschweig zu verlassen (ausgenommen an einem Nachmittage, den sie in Wolfenbüttel zubrachte, um einem „divertissement d'une manière d' opéra" beizuwohnen), weil der Herr Kurprinz von Brandenburg auf die Messe nach Braunschweig kommen wollte, um dort seine zukünftige (sa maitresse) incognito zu sehen. Doch weil dieser

Prinz an der Ausführung dieser Reise verhindert wurde, so ließ er sich entschuldigen und zugleich wissen, daß sein Vater, der Kurfürst, den Herrn von Grumkau abgeschickt habe, pour faire la demande en mariage de la Princesse d'Hannover pour le Prince Electoral de Brandenbourg."

Acht Tage später schreibt er: „Uebrigens, Sire, spricht man hier von nichts anderm, als von der Heirath des Kurprinzen von Brandenburg mit der Prinzessin von Hannover; welche man in Richtigkeit gebracht weiß, außer den Tag, wann sie vollzogen werden soll. Ich hörte weiter nichts, als daß Herr von Grumkau, um die Prinzessin anzuhalten, in Hannover eingetroffen ist. Einige glauben, der Kurprinz werde mit Nächstem selbst nach Hannover sich begeben."

Kurz darauf begleitete der Gesandte den Herzog von Zelle nach Hannover, von wo aus er, am 15. September, berichtet: „Da ich mich, Sire, mit dem Herrn Herzog von Zelle hier befinde, welcher theilweise in der Absicht herkam, dem Herrn Herzog von Hannover wegen der Heirath seiner Prinzessin Tochter mit dem Kurprinzen von Brandenburg Glück zu wünschen, so glaubte ich, eines Gleichen von Seiten Ew. Majestät verbunden zu sein, zumal nachdem der Waffenstillstand zwischen Ihr und dem Reiche unterzeichnet ist und mir bekannt ist, wie sehr die Prinzen von Braunschweig nach der Ehre Ihrer Freundschaft streben. Und so glaubte ich, dem Herrn Herzog von Hannover ohne Schwierigkeit bezeugen zu dürfen, daß Ew. Majestät die Heirath seiner Prinzessin Tochter mit dem Kurprinzen von Brandenburg mit um so größerer Freude vernommen hätten, als Sie, bei Seite Ihre stete Theilnahme an dem

Gedeihen seines Hauses, es sehr gern sähen, daß er seine Tochter mit dem Sohne eines ihm befreundeten und alliirten Fürsten verheirathe. — Darauf erwiederte mir der Herzog, auf eine, wie mir schien sehr aufrichtige und feierliche (pathètique) Art, wie er von jeher gestrebt hatte, Ew. Majestät Beweise seiner Ergebenheit an den Tag zu legen, und wie unangenehm es ihm gewesen, daran in letzter Zeit verhindert worden zu sein, in Folge der ihm, als Stande des deutschen Reiches auferlegten Pflichten, aus welchem Grunde er den Waffenstillstand nach den Bedingungen Ew. Majestät nicht so bald, als er gewünscht, habe annehmen können; während er bei andern Mitgliedern des Reichs oft deshalb gedrungen habe; doch von nun an hoffe er mehr Gelegenheit zu haben, seine Gesinnungen für den König zu bestätigen." Der Gesandte replicirte in angemessener Weise und hob wiederholt hervor, daß sein Monarch sich freuen würde, wenn er die Garantie des zu Regensburg unterzeichneten Waffenstillstandes gegeben hätte. —

Als den Tag der Vermählung der Prinzessin in Herrenhausen wird überall, nach Leibnitz, (Rethmeiers Autorität fällt hier fort, nach dem was anderwärts constatirt worden) der 28. September angenommen. Dieß muß aber ein Irrthum oder ein Mißverständniß sein, indem aus unsern Berichten hervorgeht, daß der Kurprinz erst den 4. October 1684 in Hannover eingetroffen ist. Die Trauung aber wurde den 6. October vollzogen. Der Gesandte schreibt zuvörderst aus Zelle vom 22. September, daß Herr von Grumkau von Hannover nach Berlin zurückgereist sei. „Man sagt (heißt es weiter), daß wenige Tage später der Kurprinz sich auf den Weg begeben werde, um

seine Vermählung in Hannover zu begehn, jedoch mit so wenig Ceremonie, daß man nicht einmal glaubt, der Herzog von Zelle werde seine Jagden einstellen, um Zeuge bei der Trauung zu sein."

Aus Epsdorf vom 5. October 1684 berichtet er sehr bestimmt: „Der Kurprinz von Brandenburg, welcher gestern in Hannover angelangt ist, soll dort heute die Prinzessin dieses Namens heirathen. Ich glaube, alles was der Herzog von Zelle thut, wird sein, ihn auf der Rückreise nach Berlin in Zelle zu erwarten. Obschon er von Seiten des Kurfürsten von Brandenburg nach Berlin eingeladen worden sein soll, so hat er beschlossen, sich zu entschuldigen, und ich glaube auch nicht, daß der Herzog von Hannover seine Tochter dorthin begleite, welche erst acht Tage nach dem Kurprinzen, welcher ihr um so viele Zeit vorangehn wird, dort antreffen soll."

Späterhin berichtet Herr von Arcy aus Hannover vom 13. October, daß der Herzog von Zelle den wiederholten Bitten seines Bruders nicht habe widerstehen können, die Neuvermählten zu besuchen und an den diesen zu Ehren gegebenen Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Er selbst, der Gesandte, hatte dem Kurprinzen und seiner jungen Gemahlin im Namen Ludwigs XIV. Glück gewünscht. Bei dieser Veranlassung entwirft er von Sophie Charlotten ein Bild, welches um so schätzbarer sein muß, als es auf einer Jahrelangen Bekanntschaft mit dem herzoglichen Hause zu Hannover beruhte. Er beginnt damit, sich zu entschuldigen, daß er über die Person des Kurprinzen schweige, weil der Gesandte in Berlin dessen Bildniß viel besser schon früher gezeichnet haben müsse, und äußert sich über die Prinzessin

selbst nicht ohne persönlichen Antheil in folgender Weise: — „'A l'égard de la Princesse, qu'il epouse, Elle est de l'esprit le plus doux, le plus honnête et le plus complaisant du monde, et s'il n'y avoit point à craindre, qu' Elle ne grossit beaucoup, on pourroit dire, que ce serait une aussi belle Princesse, qu' il fût possible d' en voir.“ —

Der Kurprinz, fährt er fort, gefalle sich bei seinen Schwiegereltern außerordentlich, welche ihrerseits nichts unterließen, um sich den Schwiegersohn recht geneigt zu machen. — Am 19. October passirte der Kurprinz Burgsdorf, wo der Herzog von Zelle in Begleitung des französischen Gesandten ihm die Aufwartung machten. Anfangs November kam die Kurprinzessin in Begleitung ihrer Mutter auf der Reise nach Berlin in Zelle an. Der Herzog von Hannover litt an einer Geschwulst am Kniee, der Erbprinz konnte seine Gemahlin nicht verlassen, welche an den Pocken krank lag. So führte denn die Herzogin Sophie ihre Tochter allein dem Kurprinzen zu; sie verließen Zelle den 8. November unter dem Donner der Kanonen und Musketen: der Herzog und die Herzogin von Zelle begleiteten sie bis zum nächsten Nachtquartier. In ihrem Gefolge befanden sich auch die beiden Minister Groote und Platen, woraus der französische Gesandte nicht mit Unrecht folgerte, daß es sich um diplomatische Geschäfte von Bedeutung in Berlin handeln werde. Die Herzogin sollte übrigens ihren Aufenthalt in Berlin so sehr als möglich abkürzen, weil der Herzog ihr Gemahl den Gedanken hegte, zum nächsten Karneval wieder nach Venedig zu gehn.

Wir begleiten zum Schlusse die Prinzessinnen nach

Berlin. Hier werden uns die Berichte des französischen Gesandten in Berlin, Herrn von Rebenac, von Nutzen sein.

Dieser meldet aus Berlin vom 14. November 1684: „Die Frau Herzogin von Hannover ist heute hier angelangt mit ihrer Tochter, der Frau Kurprinzessin. Der Herr Kurfürst hat sie mit vieler Pracht (avec beaucoup de magnificence) aufgenommen. Er hatte ein Corps von 11,000 Mann von seinen Truppen versammeln lassen, die schönsten von allen, die ich in Deutschland gesehen habe." Späterhin zeigt er an, daß die Minister von Hannover mit denen von Berlin einige Konferenzen gehabt hätten, bei welchen, glaubt der Berichterstatter, sowohl die Mitgift der Kurprinzessin, als auch allgemeinere Angelegenheiten zur Sprache kamen. Nach mehreren Aeußerungen sollte man glauben, als habe die Herzogin Sophie sich am Hofe nicht unbedingt gefallen. Ende November reiste sie nach Hannover zurück. Bald darauf, am 8. December langte Ernst August selbst in Potsdam an.

Der Aufenthalt dieses Fürsten in Potsdam diente dazu, die Consequenzen der Heirath zwischen seiner Tochter und dem Kurprinzen in politischer Beziehung rascher zu entwickeln. Er hatte hier lange Unterredungen mit dem in Berlin accreditirten französischen Gesandten, welche auf eine Allianz mit Ludwig XIV., sammt Brandenburg und Dänemark hinzielten. Dies noch auszuführen, würde zu weitläuftig sein. Der Gesandte schreibt vom 16. December aus Potsdam: „Die beiden Häuser Brandenburg und Braunschweig haben den Beschluß gefaßt, sich zu vereinigen und ihre Interessen zu verschmelzen, nicht allein der

Heirath willen, sondern auch in der Ueberzeugung, daß das Beste ihrer Angelegenheiten es so erheische. — Diese Gedanken sind zu ihrer völligen Reife gediehen, den letzten Tag, als der Herzog von Hannover in Potsdam war; und sie haben eine geregeltere Form angenommen, der Art, daß der Kurfürst und der Herzog von Hannover (zu denen Dänemark treten sollte) beschlossen haben, Ew. Majestät eine enggeschlossene Allianz vorzuschlagen." —

Lassen wir die Politik hiemit fallen, und benutzen unsre Quelle schließlich nur noch, um die Grundlosigkeit einer Ueberlieferung aufzudecken, welche auf die Jugendgeschichte der Königin Sophie Charlotte einen unangenehmen Schatten zu werfen geeignet war. Die Kurprinzessin soll im ersten Jahre ihrer Verheirathung, ihrer Entbindung nahe, mit dem Kurprinzen vor dem Zorn der Kurfürstin zu ihren Eltern nach Hannover geflohen, unterweges niedergekommen, und nur eben noch aus dem Wagen in das nahe Haus eines Schulmeisters gebracht worden sein. Hier hat Varnhagen „die ganze Reise mit allen ihren Umständen" in Zweifel gezogen; und als das einzig Gewisse nur stehen lassen, daß die Prinzessin am 6. October 1685 einen Sohn gebar, welcher drei Tage später in Berlin getauft worden ist. In der That ist an dieser abentheuerlichen Reise der Prinzessin und ihrer Niederkunft auf dem Wege kein wahres Wort. Erstlich, weil die Herzogin von Hannover bereits den 11. September 1684 in Berlin eingetroffen war, in der Absicht, ihrer Tochter bei der Entbindung beizustehn, (pour assister aux couches de la Princesse Electorale). So theilt der Gesandte in Berlin vom 22. September den Inhalt eines Gespräches mit,

das er mit der Herzogin Sophie über Angelegenheiten ihres Hauses gehalten. Endlich aber in seinem Berichte aus Berlin vom 6. October 1685 giebt er die Anzeige von der Niederkunft der Kurprinzessin mit einem Prinzen. „La Princesse Electorale est accouchée ce matin d'un Fils, qui comble de joye le Prince Electoral et Mr. l'Electeur même, qui en a temoigné beaucoup.“ Wir beschließen diese Notizen mit den Worten, welche Varnhagen von Ense bei dieser Gelegenheit ausruft: — „Es bleibt bemerkenswerth, was alles in so geringer Ferne schon dunkel werden kann!“ —

IV.

Vernunft und Leidenschaft.

Von

d. F. v. W.

Zwei Wagen hielten unfern eines Städtchens, am Gestade des Meers, und eilfertig theilte sich die gaffende Menge, einem jungen Seeofficier Platz zu machen, der eine schöne Frau in der vollen Blüthe des Lebens einer Schaluppe zuführte, welche am Ufer seiner harrte. Nur flüchtige Beachtung seiner anmuthigen Begleiterin widmend, wandte sein Blick sich sehnsüchtig den Nachfolgenden zu, und halb eilfertig, halb zögernd seinen Weg fortsetzend, blieb er endlich an dem Platze stehen, wo das kleine Fahrzeug bereit lag. Sechs gleich und zierlich gekleidete Matrosen befanden sich neben einem Bootsmann bereits in demselben, auf dessen gellendes Pfeifen die Ruder von jenen gleichmäßig angezogen wurden; die schöne Frau, eine Baronin Resberg, bestieg zuerst mit Hülfe ihres Führers das leichte schwankende Boot, dann folgten eine bejahrte Dame, zwei junge Mädchen und ein ebenfalls

jugendlicher Mann, dessen geistreiches Antlitz durch ein Lächeln über die Hast belebt wurde, mit welcher Lieutenant Roslin bemüht war, der jüngsten unter den Damen beim Einsteigen sich behülflich zu bezeigen. Diese, welche den Namen Eleonore trug und kaum über sechzehn Jahre zählte, zeichnete durch eine schlanke regelmäßige Gestalt und eines jener holdseligen Kindergesichter sich aus, in denen geistige Regsamkeit neben dem Abglanz einer unschuldigen Seele sich spiegeln. Ihre vollkommen schönen Augen hafteten mit einem Ausdruck von Furcht und Bewunderung an dem kleinen Fahrzeuge, auf welchem durch Aufrichtung leichter Stangen ein vielfarbiges Zelt aus Flaggen errichtet, und von Blumenketten umgeben war; mit feiner Umsicht hatte man dasselbe im Innern mit Scharlach-Flaggentuch behangen, welches über die, ohnehin anmuthigen Frauengesichter den lieblichsten Schein verbreitete. Die ganze sinnreiche Veranstaltung wurde anerkennend betrachtet, und aus den heitern Reden der Gesellschaft ergab sich, daß diese einen alten Landedelmann aufzusuchen gedenke, dessen am Meeresufer belegener Stammsitz einen reizenden Punkt der Umgegend darbot.

Scherzend und lachend wurde der Hafen verlassen, und erst außerhalb desselben bedrohliches Gewölk beachtet, welches rasch am Horizont emporstieg. Bald fing ein leichter Windstoß sich in die Falten des kleinen Baldachins, dieselben schüttelnd und durcheinander werfend, und als ein zweiter und dritter folgten, sprang Lieutenant Roslin rasch empor, nach kurzer Berathung mit dem Bootsmann und vielen Entschuldigungen gegen die Damen, das Abnehmen des Zeltes anordnend. Im Nu versanken die zierlichen

Anstalten in Nichts zurück, die Flaggen waren aufgerollt und beseitigt, die Stangen niedergelegt, und auf den Wogen der leicht bewegten See schwammen die Blumenkränze umher, von denselben getragen, oder scheinbar in Abgründe gezogen, aus denen sie nur in einzelnen Bruchstücken wieder auftauchten.

Das schnelle Ende dieser Herrlichkeit, diese Störung einer so reizend begonnenen Fahrt, erregten unwillkürlich eine ernstere Stimmung; nur die Baronin von Resberg äußerte lächelnd gegen Herrn Roslin: daß sie für jede Gefahr ihn verantwortlich mache, da die Wasserfahrt nur seinetwegen unternommen, um ihm Anlaß zu geben, unter den günstigsten Umständen mit der jungen Fee des Schlosses bekannt zu werden, und ihr Herz sich zu gewinnen.

Zerstreut lächelnd hörte er zu, sein Blick ruhte am Himmel, auf dem Meer, und traf dann Ellens sorglich auf ihn gerichtetes Auge, dem er mit sanftem beruhigendem Ausdruck begegnete. Je weiter das Boot sich aus dem Bereiche des Hafens entfernte, um so lebhafter erhob sich der Wind, hohler und höher gingen die Wogen, schäumend brach an einzelnen Punkten die Brandung sich am Ufer, und das Boot senkte und hob, selbst unter der geschickten Handhabung der Rudernden, sich auf nicht angenehme Weise.

Professor Walsing, der Damen zweiter Begleiter, blickte schweigend über die unabsehbare Wasserfläche hin; in einiger Entfernung lag das schöne Kriegsschiff, welchem die Schaluppe angehörte, von verschiedenen kleineren Fahrzeugen umgeben und weithin in die offene See am fernen Horizonte, der jenseitigen Küste nahe, gewahrte man die

Mastenspitzen feindlicher Schiffe, welche schon seit Wochen beobachtend dort sich befanden, ohne daß von beiden Seiten eine Annäherung statt gefunden. Dieser Anblick gewährte auch den Damen augenblickliche Zerstreuung, bald aber richteten sie ihre alleinige Aufmerksamkeit wieder dem erregten Meere zu; die Baronin behauptete sehr gelassene Fassung, jeden Vorschlag zur Rückkehr gleich Anfangs ablehnend, so daß sie ihrer Aeußerung nach nicht die geringste Neigung empfinde, sich über eine so verfehlte Fahrt von allen Thoren des Städtchens auslachen zu lassen.

Vergeblich gab Lieutenant Roslin die beruhigendsten Versicherungen, wiederholt betheuernd, daß eine so leichte Bewegung der See von den Seeleuten nur als Damenwetter bezeichnet zu werden pflege, und befahl endlich, da alle Trostgründe erfolglos blieben, den Matrosen, einige Nationallieder anzustimmen. Dieser Einfall hätte zu jeder andern Zeit ohne Zweifel die gerechteste Würdigung gefunden; sechs frische, eingeübte Stimmen trugen in ihrer wohllautenden Landessprache jene Gesänge vor, kräftig und erhebend, die volle Seelentöne des festen Muths, der heißen Vaterlandsliebe aushauchen, und manches Auge mit Thränen füllen. Wer sie hört, sieht vor seinem inneren Blick jene steilen, moosbedeckten, wild und düster bewachsenen Berge sich erheben, sieht jene tiefen Schluchten voll romantischen Grauens, die rauhen Schauplätze der Volkssagen, und dort, oder am Ufer des Meers die kleinen Hütten, in denen der echteste, tapferste, unermüdlichste Seemann der Erde seine Kindheit verlebt, frühzeitig vom Vater mit auf die See genommen, auf welcher er später leben, vielleicht auch sterben wird. —

Mitunter wurde der Gesang der jungen Ruderer durch einen Zuruf des Bootsmanns unterbrochen, der hoch aufgerichtet im Fahrzeuge stehend eine mächtige Welle ankündigte, welche geschickt zu theilen sei, oder auch das Steuer vom Lande ablenkte, um das Boot außer dem Bereiche der Brandung zu halten. Schauernd hüllten die Damen sich fester in ihre Shawls und dieß gewahrend und besorgt auf Ellen blickend, erfaßte Lieutenant Roslin seinen Rock mit dem Wesen eines Mannes, der im Begriffe steht denselben abzuwerfen. Die Baronin gewahrte es: Roslin! rief sie lebhaft, erröthend sah er zu ihr hin, sie lachte und nickte ihm verständigend zu, dann ihre Aufmerksamkeit auf die ältere Dame richtend, welche, gleich als ob ihre Sicherheit dadurch besser begründet sei, ihren Platz dicht neben Herrn Roslin genommen, und jetzt alle Anzeichen nahe bevorstehender Seekrankheit blicken ließ. Liebste Frau Doctorin, rief sie dieser lebhaft zu, fassen Sie doch Muth! Sie werden am Ende aus Furcht erkranken, bedenken Sie, daß wir unter der Obhut eines wohlerfahrenen Seemann's stehen.

O meine theure, gnädige Frau, welch' ein Schicksal! Mich arme alte Frau werden die jungen Herren ohne Erbarmen ertrinken lassen.

Die Baronin lächelte gutmüthig: Hm, so weit ist es noch nicht, aber erklären Sie sich darüber, Roslin, wen werden Sie im schlimmsten Falle retten? —

Roslins lächelnder Blick streifte Ellen, im vielleicht unbewußten Fluge: Ich? Sie wissen, Frau Doctorin, daß ich ein Jugendgespiele der gnädigen Frau bin, und Fräulein Ellen sich in deren Obhut befindet, daher, aus

diesen Rücksichten, jene beiden Damen zuerst, dann Sie, falls der Herr Professor mir nicht schon zuvorgekommen. Die Baronin blickte auf jenen hin: Nun Walsing, denken Sie gänzlich zu schweigen? Ihnen könnte es denn doch nicht schwer fallen, etwas Poetisches über die Empörung dieses ehemaligen Element's zu sagen, oder fürchten Sie sich vielleicht? —

Nicht so außerordentlich, indessen pflege ich aus Wahl nur da zu reden, wo ich bei meinen Zuhörern ungetheilte Aufmerksamkeit voraussetzen darf. Wozu könnte es in diesem Augenblick nützen, das merkwürdige Bild, welches uns umgiebt, in den Rahmen glanzvoller Worte fassen zu wollen? Wozu, der unabsehbaren Meeresfläche gedenkend, welche in grünblauer Färbung mit weiß umsäumten Wellen gegen uns heran rauscht, einer auch nur mäßig erregten Phantasie die Schrecknisse auszumalen, welche das Umschlagen unseres leichten Fahrzeugs, oder der Ueberfall feindlicher Böte herbeiführen würden, welche vielleicht zu Jahrelanger Gefangenschaft uns entführen dürften? Die ganze Fahrt scheint mir in der That mit undenkbarer Kühnheit unternommen, und immer bedünkt mich, als sähe ich dort um jene Landspitze einen dunklen Punkt sich gegen uns heran bewegen, als gewahre ich —

Mit leisem, unfreiwilligen Schauer unterbrach ihn die Baronin: Nein Walsing, das ist abscheulich! ich hätte Sie freilich kennen sollen! Bitte, ersparen Sie Ihre schönen, romantischen Bilder für die Bewohner des Schlosses!

Eine mächtige Welle, von welcher das Boot scheinbar wie in einen Abgrund abglitt, machte dieser Unterredung ein Ende; die arme Doctorin erfaßte mit krampf-

hafter Heftigkeit Herrn Roslins Arm, der sich erschrocken umsehend, die Versicherung ertheilte, daß der Landungsplatz nahe sei, als solchen eine kleine liebliche Bucht bezeichnend, über welche bewaldete, allmälig anschwellende Höhen malerisch hervor ragten. — So bald angelegt war, wurde das Boot, welches man beim Beginnen der Fahrt mit Leidwesen zu verlassen dachte, höchst bereitwillig geräumt und nach dem Schiffe zurückgesandt, da für die Heimfahrt Wagen beordert waren. Die Baronin nahm des Professor's Arm, es Herrn Roslin überlassend, für die übrige Gesellschaft Sorge zu tragen. Welch' unausstehliche Einleitung zu einem Tage, rief sie lebhaft, auf den ich mich wahrhaft gefreut, und die Erlaubniß meinem Mann förmlich abgeschmeichelt habe. Die Doctorin hat mit ihren einfältigen Anwandlungen von Seekrankheit mich um jeden Genuß des bischen Schaukelns gebracht, welches mir höchst anmuthig vorkam; nimmer hätte ich sie mitgenommen, wäre es nicht, um mich durch sie bei dem alten Sonderling einführen zu lassen, zu dessen intimer Bekanntschaft die absurde Doctorfamilie gehört. Fräulein Buegne ist nicht viel bedeutender als die Mutter, aber doch jung und leidlich anzusehen, wogegen alle Schauer der Furcht meiner lieben, bleichen Eleonore nichts anzuhaben vermochten, die dennoch Schön-Ellen blieb. Traurig, traurig, daß Roslin dieß nur zu sehr zu finden scheint! sein rascher oft ungestümer Lebensmuth paßt wenig zu einem Wesen so zarter Natur, daß man denkt, ein rauhes Wort könne es vernichten. In so feuersprühenden Augen sollte kein solches Mondscheingesichtchen sich abspiegeln. — Sie lächeln nun wohl darüber, aber unter dem Scherz liegt

Ernst verborgen, ich wünsche Roslin mit Fräulein von Wilburg bekannt zu machen, um ihn wo möglich von seiner thörigen Neigung abzulenken, um so thöriger, da beide, er sowohl wie Ellen, völlig unbemittelt sind. Wie viel lieber sähe ich dieß herzige Wesen einem andern Manne vereint!

Herr Walsing hörte dieser Mittheilung lächelnd zu: Sehen Sie dort, fragte er ablenkend, das Dach des alten Schlosses sich erheben? —

Werden Sie mir glauben, Walsing? aber mir schlägt bei diesem Anblick das Herz so, als ob es Unrecht sei, Jemanden in der Absicht zu besuchen, sich nebenher über ihn zu belustigen.

Diese Betrachtung kommt leider sehr spät! Zu spät, und deshalb will ich ihr jetzt kein Gehör geben.

Der Weg, welcher bis daher flach am Strande sich hingezogen, hob sich jetzt allmählig bis zu wahrhaft reizenden Waldhöhen, und führte dann, allgemach sich niedersenkend, zu einem von Gartenanlagen umgebenen See, auf welchem große Schaaren wilder Gänse und Enten, Schwäne und Wasserhühner neben einander schwammen, kreischten und die Flügel schlugen; die zierlichen, furchtsamen Wasserhühner trippelten, nur mitunter empor tauchend, und mit der ihnen eigenen Scheu auf den breiten Blättern der Nymphäen einher, dem übrigen Theil dieser flüchtigen Bevölkerung sah man es an, daß Sorgfalt und Pflege sie gezähmt. Die Baronin betrachtete Alles nicht ohne nachdenklichen Antheil: Wie kann man, äußerte sie, so ungebildet sein, und doch so viel Geschmack an ähnlichen Dingen besitzen! kluge Menschen behalten immer etwas Räth-

selhaftes, aber die Einfältigen müßte man eigentlich in jeder Beziehung begreifen können.

Der Herr des Schlosses wurde jetzt auf einer Zugbrücke sichtbar, in ungeschickter Hast nahend, um seine ihm fremden, aber erwarteten Gäste mit großer Ceremonie zu bewillkommnen und in sein Haus einzuführen. Am Eingange desselben wurden sie von der Hausfrau und deren Tochter empfangen, und die Baronin, welche die etwas abentheuerliche Kleidung des alten Herrn, die derjenigen eines Fuchsjägers nicht unähnlich war, bereits mit Befriedigung betrachtete, mußte jetzt sich eingestehen, daß der Anzug beider Damen den Anforderungen des besten Geschmacks entsprach. Namentlich ward die höchst bemerkenswerthe Gestalt der Tochter durch ein feines weißes Gewand angenehm hervor gehoben. — Der Eintritt in's Haus gewährte dagegen einige Entschädigung; dort sah man auf Rothsteindielen lange, schmale Tische, von hölzernen Bänken umgeben, an denen das Hofgesinde sein tägliches Mahl einnahm, und rings an den düstern Wänden stattliche Hirschgeweihe, als Trophäen des Jagdglücks, sorglich befestigt. —

Welch' schönes mittelalterliches Bild! bemerkte die Baronin schalkhaft; Walsing, das muß Sie, als Forscher in allen Gebieten des Wissens, vorzugsweise anziehen.

Dieser schien die Bemerkung zu überhören, und nach einigen Exclamationen von Seiten der Baronin, betrat man einen freundlichen Saal und ein daran stoßendes Cabinet, in welchem alle Anstalten zum Thee bereit standen. Beide Zimmer gaben in diesem Hause einen wunderlichen Eindruck, da sie nicht sowohl mit Geschmack, als vielmehr mit verschwenderischer Eleganz eingerichtet waren;

eben so zeigte sich auch der Theetisch mit glänzendem Geräthe bedeckt, auf welches jedoch die Strahlen der bereits sinkenden Abendsonne durch trübe, in Blei gefaßte Scheiben fielen. Professor Walsing suchte in seinem Innern so seltsame Widersprüche zu einen, da fiel sein Blick auf die frühere Erzieherin des Fräuleins, welche jetzt der Gesellschaft vorgestellt ward, und die Begrüßung derselben mit spöttisch eingekniffenen Lippen und einiger Geziertheit entgegennahm. Hier glaubte er die Lösung des Räthsels zu finden, denn nur verschrobene Bildung konnte in dieser Wohnung und neben diesem Hausherrn eine glänzende, innere Einrichtung passend, oder wünschenswerth erachten.

Sehr gegen Frau von Resbergs Plan, nahm der Professor seinen Platz neben der Tochter des Hauses, von der Schönheit derselben sichtlich überrascht, von ihrer jugendlich heiteren, wenn auch nicht anspruchlosen Unterhaltung theils angezogen, theils belustigt. Mit großer Gewandtheit eine Beschreibung der Wasserfahrt entwerfend, tauchte er seinen Pinsel ab und zu in fast zu düstere Farben, wobei ihr lieblicher Mund ihn bald anlächelte, oder sie, von der schauerlichen Schönheit seiner Bilder ergriffen, leise Seufzer aushauchte. Jeder sorgte für sich, auf seine Weise, die Baronin, indem sie eine Unterhaltung mit dem Hausherrn anknüpfte, dessen ungeschickte, stolze und unterthänige Höflichkeit sie bei ihren Zwecken vollkommen zufrieden stellte, und den sie zu einer, seiner geistigen Bildung wenig angemessenen Beredtsamkeit verlockte. — Lieutenant Roslin, den die Erzieherin ziemlich erfolglos zu unterhalten strebte, saß fast stumm, mit leuchtendem Blick Ellen gegenüber, während die Doctorin und

ihre Tochter sich ihrer alten Gönnerin mit gänzlicher Hingebung widmeten.

Ihrer eigentlichen Absicht eingedenk unternahm die Baronin einige Versuche, Herrn Roslin geltend zu machen, worauf der Hausherr, seinen Verhältnissen nachforschend, lächelnd bemerkte: Da haben Sie noch einen weiten Weg bis zum Admiral, mein Herr!

Doch keinen unerreichbaren, bemerkte Frau von Resberg, um so weniger, da Herr Roslin sich bereits bei mancher Gelegenheit vortheilhaft auszeichnete, und sein Name in der Marine wohl bekannt ist."

Fräulein von Wilburgs Augen richteten sich auf den, als heldenmüthig bezeichneten jungen Mann, mit jener theilnehmenden Neugier, welche aufs Angenehmste zu schmeicheln pflegt, und auch die Erzieherin sah weniger ironisch zu ihm auf, indessen er, flüchtig erröthend, sehr ernst vor sich hin blickte. Nicht ohne einige Besorgniß schien der alte Herr den Augen seiner Tochter zu folgen, dann zu Walsing mit der Frage sich wendend: Und Sie, mein Herr, sind Professor? In welchem Fache? —

Ich bin Philosoph.

Jener lachte herzlich: Für einen so jungen Mann keine ganz üble Anstellung! Stehen Sie mit Ihrer Philosophie auf eignen Füßen, oder huldigen Sie fremden Systemen, wenn ich fragen darf? —

Walsing blickte innerlich belustigt auf: Mit einem Fuß befinde ich mich im Gebiete fremder Systeme, mit dem andern innerhalb der Grenzen meiner eignen Ansichten, und so kommt es nur darauf an, wohin das Uebergewicht sich neigen wird. Uebrigens muß ich bekennen,

daß ich bis jetzt zur Annahme einer festen Anstellung mich nicht habe entschließen können, und daher nur bin, was die gnädige Frau hier einen literarischen Vagabonden nennt.

Das Wort Vagabonde brachte ersichtlich auf den Herrn und die Frau vom Hause den übelsten Eindruck hervor, indessen Fräulein von Wilburg einen Blick voll lieblicher Schalkhaftigkeit auf den sich also Bezeichnenden warf, der ihn halb bereuen ließ, das wahre Licht seines Geistes vor ihr nicht entfaltet zu haben. Mir ist, entgegnete die Baronin, diese Bezeichnung kein so gar großer Scherz, da ich wohl vorher sehe, wie Alles enden wird. Mit Sicherheit nehme ich an, daß Herr Walsing sich ehestens mit einer jungen Dame vermählen werde, welcher alle materiellen Begriffe ein Greuel sind, und die jegliches Nachdenken über den eigentlichen Lebensunterhalt als Verletzung der unerläßlichen Poesie betrachtet. Im Geiste sehe ich ihn mit seiner ätherischen Gemahlin sich auf Reisen begeben, die ganze Aussteuer derselben in einem Köfferchen mit sich führend, und so auf gut Glück in die Welt hinfahren, um in allen großen Städten die Ergebnisse seiner Forschungen und seines Genies in Vorlesungen an den Tag zu legen, welche dann späterhin einigermaßen ausgeschmückt im Druck erscheinen werden.' Uebrigens nicht einmal wie die Nomaden, am eignen Heerde kochend, ohne festen Haushalt, ohne —

Bitte, sagte der Professor lächelnd, hören Sie gütigst hier mit Ihrer Schilderung auf.

Herr v. Wilburg lachte fast geringschätzig: Zählungen aller Art werden jetzt vorgenommen, ich wünschte,

meine Gnädige, man berechnete einmal, auf wie viel Seelen Ein Schriftsteller kommt, das würde, denke ich, ein erschreckendes Resultat geben!

Die Baronin schien eifrig mit ihrem Thee beschäftigt und äußerte nach einer Pause hingeworfen, daß die Aussicht aus dem zweiten Stock des Hauses sehr schön sein müsse.

Herr von Wilburg sprang lebhaft auf: Schön, sehr schön muß sie sein, meine Gnädige, und so bitte ich, eine verehrte Gesellschaft wolle sich herauf bemühen, um den Saal in Augenschein zu nehmen, gegen den die Aussicht eigentlich nichts ist.

So aufgefordert, verfügte die Gesellschaft sich über eine beängstigend schlecht erhaltene Treppe, in den sogenannten Saal, ein langes, höchst niedriges, geschmacklos gemaltes Zimmer, in dessen Mitte ein in gleichem Verhältniß langer und schmaler Tisch sich befand. Scheinbar staunend trat die Baronin ein: Ach, Herr v. Wilburg, der Saal ist süperbe!

Nicht wahr, meine Gnädige! hier ist es aber auch schon oft hoch hergegangen, und mancher Champagnerkork an die Decke geflogen, das kann ich versichern.

Professor Walsing blickte sehr ernsthaft empor, und der Richtung seiner Augen folgend, rief der Hausherr lebhaft: Ha, mein Herr Professor, Sie wollen andeuten, daß der Saal niedrig ist? Mein Geschmack, durchaus mein Geschmack! Im Zimmer will ich wissen, daß eine erreichbare Decke über mir ist, draußen im Freien ist es damit ein Anderes, alle Achtung vor einer solchen Decke! Hohe Zimmer, öde Zimmer, nicht wahr, gnädige Frau? —

Eigentlich, bemerkte diese, sind wir der Aussicht halber gekommen; lassen Sie doch sehen — Ach! das Meer! hübsch, sehr hübsch; und dort, jene wie hingezauberten Baumgruppen auf dem prachtvollen Rasen — bei solchem Anblick vergißt man völlig, wo man sich befindet. —

Diese dem Hausherrn etwas unklare Aeußerung bewog ihn zu dem Vorschlage, die Baronin wolle, da der Wind sich völlig gelegt, die nähere Umgebung des Schlosses in Augenschein nehmen und bei dem Spaziergange, der jetzt unternommen wurde, nahmen die herrlichsten Blumen und Baumparthien, neben wahrhaft großartigen Aussichten, die Bewunderung der Beschauenden in Anspruch. Auf einer Waldhöhe mit freiem Hinblick aufs Meer, gab ein dort aufgestelltes Fernrohr zu mancher Unterhaltung Anlaß, nur Ellen wußte den richtigen Standpunkt nicht aufzufinden, weßhalb Lieutenant Roslin, vor ihr knieend, ein von ihm mitgebrachtes Fernrohr über seine Schulter ihr darreichte, mit der Bitte, auf diese Weise es versuchen zu wollen. Die Baronin warf Herrn Walsing, der lächelnd sich abwandte, einen kläglichen Blick zu, indessen Ellen nach leichter Weigerung sehr aufmerksam durch das Glas blickte, welches Roslin, nachdem er sich wieder erhoben, der Frau vom Hause höflich darbot.

Diese lehnte es mit dem Bemerken ab, daß ihre Augen sie Alles wohl unterscheiden ließen, und sie auf den sich ihr täglich darbietenden Anblick der Schiffe durchaus keinen Werth lege. Verwirrt entgegnete Herr von Wilburg im beredenden Ton: Aber, mein Kind, versuche es doch der Mode wegen, der Mode wegen! —

Dieser Beweggrund wurde nicht als zulänglich erach-

tet, und die Gesellschaft begab sich ins Schloß zurück. Auf der früher erwähnten Zugbrücke verweilte Herr von Wilburg, seine Lieblinge durch lautes Pfeifen herbei lockend, welche dann auch augenblicklich, schwirrend, fliegend, in ungebändigter Eile heranrauschten. Lachend und pfeifend streute er ihr Futter ihnen hin, und der alte Herr, dem man im Allgemeinen Geiz zuschrieb, nahm in dieser Beschäftigung sich fast liebenswürdig aus. —

Bei der Abfahrt begleiteten auf Anordnung der Baronin die Doctorin und Herr Roslin dieselbe, indessen beide junge Damen mit dem Professor den zweiten Wagen einnahmen. Dieser hatte sich Ellen gegenübergesetzt, und nachdem mit jugendlicher Heiterkeit des eben Erlebten gedacht war, ergriff Walsing die Gelegenheit, manches aus seinem Leben mitzutheilen, scherzend seines früheren Talents für Romandichtungen gedenkend, wo dann die Namen seiner Helden und Heldinnen ihm niemals geziert und verschroben genug hätten werden können, und deren Zusammensetzung ihm immer das tiefsinnigste Nachdenken gekostet. Es ist unglaublich, fügte er hinzu, durch wie viel jugendliche Verirrung, durch wie viel Unsinn man zu reiner und klarer Ansicht sich erst durcharbeiten muß.

Aber die Namen? fragte Ellen verwundert, wie konnten diese zur Aufgabe werden, die neben Durchführung der Charaktere nur in Betracht kam?

Was Sie Charakter nennen, entgegnete Walsing, ist nichts wie ein goldner Traum jugendlicher Phantasie, oder die liebenswürdige Erfindung der Poeten. Consequent ist im Leben eigentlich Niemand, unangenehme Personen ausgenommen, welche mir immer so erschienen sind.

Alle Bücher, in denen etwas Schwankendes vorherrscht, und wo man deutlich sieht, der Verfasser habe beim Beginnen gar keinen Plan und nicht die leiseste Ahnung gehabt, in wen sein Held sich etwa verlieben werde, sind mir aus dem Grunde die liebsten, weil sie völlig naturgemäß sind. So eben geht es im Leben zu. Schriftsteller sind gleich den Pädagogen, welche ihre Lieblinge durch Freude und Leid einem festgesetzten Ziel zuzuführen streben, auf dem Papier muß das, wenngleich oft ohne den Beifall des Publicums, gelingen, im Leben ist es damit ein Anderes, und von allen Seiten getrieben, geschoben, verleitet, getadelt und gelobt, verliert am Ende jeder die Besinnung und geht seinen Weg wie er kann. An Consequenz, an Charakter, wie Sie es nennen, ist dabei nicht zu denken.

Ellens große unschuldige Augen waren auf Walsing gerichtet, und zwischen den geöffneten Lippen glänzten zwei Perlenreihen ihm entgegen; er lächelte gleichfalls und äußerte mild: Wie hübsch, daß Sie mich verstehen! denn wie sehr das Gesagte mein Scherz oder Ernst sein mag, so war wenigstens die Mittheilung, so großer Jugend gegenüber, tadelnswerth.

Ellens Begleiterin, welche gleich anfangs über Müdigkeit geklagt, war, durch das Gespräch gelangweilt, sanft eingeschlummert, und so befanden jene Beide sich eigentlich völlig allein. In Ellen's Sinn tauchte diese Betrachtung nicht weiter auf, indessen sie auf Herrn Walsing den seltsamsten Eindruck hervorbrachte. Kaum wußte er sich Rechenschaft abzulegen, ob dieses liebliche Wesen ihm wahrhaft tiefen Antheil einflöße; jedenfalls einer flüch-

tigen Eifersucht auf Roslin sich bewußt, und eines eigenthümlichen Uebermuthes niemals völlig Herr, lenkte er das Gespräch auf jenen; sein Blick haftete dabei fest auf dem anmuthigen Gesichtchen, welches vom Mondschein angestrahlt, jeder Beobachtung zugänglich war. Tiefer Ernst, süße Traurigkeit flogen über die so eben noch lächelnden Züge, und, obwohl in seiner Eitelkeit gekränkt, setzte Walsing dennoch, wie durch Dämonen getrieben, die sichtlich unwillkommene, ihn selber verletzende Unterredung fort. Lobend gedachte er Roslins angenehmer Talente für Malerei, seiner liebenswürdig-schwärmerischen Auffassungsgabe, meinend, wie jenen nur festere Ausdauer mangele, um noch vollkommener sich darzustellen. Vergebens auf eine Entgegnung harrend, lenkte er das Gespräch auf andere Gegenstände, wozu der prachtvoll gestirnte Himmel und seine Kenntniß der Astronomie den nächsten Anlaß boten. Sterne, sagte er unter anderem, sind das echte Bild des Lebens, ein klarer Himmel trägt sie, leuchtend, glänzend, bis allmählig das erste Feuer erlischt, und nur ein matter Schimmer übrig bleibt, welcher mehr und mehr verbleichend, endlich in verheißendes Morgenroth untergeht.

Der Baronin Wagen hielt jetzt im Städtchen, am Hause der Doctorin, welche mit ihrer Tochter Abschied nahm, die überstandenen Gefahren schon während des Aussteigens ihrem Manne mittheilend. Auch Roslin verließ die Gesellschaft, um in der am Ufer harrenden Schaluppe an sein Schiff zurückzukehren. Das tiefe, melodische Gutenacht, womit er von Ellen Abschied nahm, ging auch an Walsing nicht ohne Eindruck vorüber, lebhaft beschäftigte ihn jene Magie des Gefühls, welche in einen einzi-

gen gleichgültigen Ausdruck tausend Liebesworte zu legen versteht. — Die Baronin nahm jetzt jene beiden in ihren Wagen auf, und nach kurzer Fahrt war Hohenstein, das Gut derselben, von ihnen erreicht. —

Nachdem Herr Walsing dort eingetroffen, wurde ihm ein Brief eingehändigt, der während seiner Abwesenheit durch Staffette überbracht war. Auf sein Zimmer sich zurückziehend, überflog er den Inhalt desselben mit freudigem Erstaunen. Dieser Brief enthielt den Antrag zu höchst ehrenvoller Anstellung in der Regierung eines Nachbar-Staates, und war eilig übersandt, da der Minister, von welchem der Vorschlag ausging, in vier Tagen durch .... kam, und eine persönliche Zusammenkunft mit Herrn Walsing wünschenswerth erachtete. — Selten vielleicht ist Jemanden so Unerwartetes zu Theil geworden; Walsings Pulse klopften in lebendiger Aufregung, das Gefühl eines unverwerflichen Stolzes hob seine Brust, die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche lenkten seinen Blick dankbar gen Himmel. — Rasch eine zustimmende Antwort schreibend, überließ er sich erst, nachdem diese beendet, nicht ruhig, aber gefaßter, allen sich aufdringenden Betrachtungen. Ein eigentliches Lehramt lag außer dem Bereiche seiner Wünsche, wie seiner Neigung, eine literarische Laufbahn sagte ihm gleichfalls schon ihrer Unsicherheit halber wenig zu, und so war ihm ein besseres, erwünschteres Glück aus dem Schooß der Götter zugefallen. Lebhaft im Zimmer umher gehend, traf ihn plötzlich die Vorstellung, daß, um den Zusammenkunftsort zur festgesetzten Zeit zu erreichen, er schon am folgenden Morgen in aller Frühe werde abreisen müssen, mit lähmender

Gewalt; nur die Lichtseite des Vorschlags war bis dahin beachtet, jetzt berührte das weniger Erfreuliche ihn mit erschütternder Ueberraschung.

An einen Tisch sich setzend, das Haupt schwermüthig aufgestützt, überließ er sich still seinem Nachsinnen. Langsam glitt eine Thräne nach der andern aus seinen umflorten Augen, die Ironie der eignen Betrachtung traf ihn schlagend, in unabweisbarer Anwendung. Er war der schwankende Held des Romans, der, die Stimme des Herzens überhörend, bis dahin nicht gewußt, für wen es fühle. In Sicherheit eingewiegt, der Gegenwart sich erfreuend, war die eigne Empfindung ihm ein Räthsel geblieben, dessen Auflösung ihm jetzt das Herz zerriß.

Nach einer Stunde verfügte Walsing sich zur Gesellschaft, eine Reihe Gemächer fand er erleuchtet, wie an jedem Abend; es war bereits spät, der Baron verweilte noch mit einigen älteren Personen am Spieltisch, Ellen hatte sich zur Ruhe begeben, und nur die Baronin ging einsam im Wohnzimmer umher. Mit Heiterkeit den Eintretenden empfangend, gedachte sie des abgelegten Besuchs, dabei anerkennend erwähnend, wie der Geistes- und Herzenstakt ihres Mannes ihn stets jeden Umgang vermeiden lasse, durch den man weder klüger noch besser werde. —

Walsing seufzte unwillkürlich, die unerläßliche Nothwendigkeit, seinen Entschluß auszusprechen, beengte ihm das Herz. Zögernd, mit fast schonender Vorbereitung, gelangte er zu einer Mittheilung, welche ihm die Seele gleich einer Schuld belastete; war es Zufall, bedurfte sie einer Stütze, Frau von Resberg lehnte, da der Inhalt ihr klar wurde, gegen das Gesimse des Kamins, sie schien zu

zittern und ihre Blässe wenigstens war kein Irrthum. Nach einer Pause blickte sie zu Walsing empor. So unerwartet! sagte sie sanft; sein gramvoller Blick antwortete dem ihrigen. Ich fühle mich ganz erschüttert, äußerte die Baronin abermals nach einer Pause, das ist auch sehr natürlich; wir Alle haben uns an Ihren Umgang gewöhnt, daran erfreut, wir waren so unschuldig fröhlich mit einander! Das Wort unschuldig traf Walsing mit tiefer Gewalt, er fühlte inniger denn je zuvor, daß er einer Frau gegenüberstehe, welche jede Achtung in Anspruch zu nehmen wahrhaft berechtigt sei. Sein leuchtender, bewundernder Blick traf ihr Auge, welches vor demselben sich senkte, dann fragte sie mild: Und Sie müssen wirklich fort, morgen schon? —

Ich muß, entgegnete er gepreßt, wunderbar ist diese ernste Wendung meines Geschicks mir am Schlusse eines so frivol verlebten Tages geworden. Darf ich hoffen, glauben, daß mein Andenken Tage überdauern werde, daß — er schwieg, halb unschlüssig, halb von Rührung überwältigt.

Mit tiefem Seelenausdruck traf Frau von Resbergs Blick den seinigen, sie wollte sichtlich antworten, die Lippen versagten ihr den Dienst, nur das Haupt konnte sie gegen ihn hinneigen, wie zum Abschiedsgruß, dann sagte sie gefaßt: Wollen Sie nicht meinem Gemahl diese Nachricht mittheilen? Stumm sich verbeugend genügte er dieser Andeutung, und als er dann Abschied nahm, die theure Frau ihm die schöne, liebe Hand mit unverhehlter Herzlichkeit hinstreckte, versagte er sich nur, mit fast übermenschlicher Kraft, ihr nicht zu Füßen zu sinken. — In sehr be-

greiflicher Zerstreuung war sein Hut von ihm im Vorzimmer vergessen, und als er bei Anbruch des Tages ihn dort suchte, fand er in der Tiefe desselben einen Strauß frischer Rosen, an denen nächtlicher Thau gleich Perlen glänzte. Gerührt die anmuthige Gabe an seine Lippen drückend verließ er das gastliche Haus, ohne zu denken, daß es für immer sei. —

In zartester Jugend war die Baronin ihrem Gemahl verbunden, der fast dem Greisenalter sich nahte; sein reich gebildeter Geist, seine seltne Herzensgüte ließen keine Reue aufkommen, sie fühlte in äußerlich angenehmer Lage sich zufrieden und glücklich. Des Barons gastfreies Haus stand allen Gebildeten offen, und Herr Walsing, den er besonders schätzte, wurde mit großer Vorliebe eingeladen und empfangen. Nach und nach verweilte dieser Wochen und Monde, immer lieber gesehen, immer ungerner scheidend. Eine liebenswürdige Offenheit im Benehmen der Baronin, eine Art Verstandesverwandtschaft, hatten ihn dieser gleich anfangs nahe gebracht, und die große geistige Reinheit ihres Ausdrucks und Handelns keinen verwerflichen Gedanken in ihm aufkommen lassen. Die Nähe und Gewogenheit einer lieblichen Frau anerkennend, aber in den Strudel mannigfacher Zerstreuung fortgezogen, und dann auch wieder von ernsten Forschungen in Anspruch genommen, hatte er aus Mangel an Muße und Neigung verschmäht, einen Blick in das eigne Herz zu werfen, so von den Ereignissen sich tragen lassend, bis der Wendepunkt derselben ihn zur Besinnung brachte. Eine Täuschung war der andern gefolgt, denn die sichtliche Vorliebe, mit der Frau von Resberg ihn namentlich

auf Ellen aufmerksam zu machen gestrebt, hatte bis dahin die Vorstellung ihm entfremdet, welcher er jetzt mit Leidenschaft sich hingab.

So schwer, so schmerzlich schwer die Trennung ihm fiel, schauernd wies er jeden Gedanken des Bleibens zurück; fast unfreiwillig war seine Neigung von ihm an den Tag gelegt, und er meinte in dem reinsten Gemüthe ein antwortendes Gefühl gefunden zu haben; was nun noch nachfolgen konnte, wäre Frevel gewesen, den Herz und Vernunft gleich lebhaft verwarfen. Mit besonnener Wehmuth rief er sich Alles zurück, um Alles aufzugeben. — Nicht abergläubig, aber dennoch an Aeußerlichkeiten hängend, entzückte ihn das schönste Morgenroth, welches seinen Reiseweg beleuchtete, es war zugleich derjenige zu einer neuen Lebensbahn, und mit ernster Entschlossenheit, mit gläubiger Hoffnung eilte er dem vorgesetzten Ziel entgegen.

Zehn Jahre waren seit jenem Morgen verflossen. Mit Fleiß arbeitend, mit Umsicht seine Kenntnisse geltend machend, war Herr Walsing während derselben von Stufe zu Stufe gestiegen, und wir finden ihn, ein höchst ehrenvolles Amt bekleidend, auf einer Erholungsreise durch Frankreich, in Paris wieder, wo er einige Zeit zu verweilen gedachte. Er war noch unvermählt, nicht etwa aus romantischer Treue in Bezug auf frühere Neigung, sondern weil sein Herz seit jener Trennung von keiner tieferen Empfindung sich wieder berührt gefunden. In seiner Seele waren geistige Interessen für sein Vaterland zwar

nicht erstorben, aber alle persönlichen Beziehungen hatten nach und nach sich aufgelöst, und besonders seit Jahren wußte er von dort wenig mehr, als öffentliche Blätter mittheilten. So mußte es ihn überraschen, als ein glänzendes Fest bei dem Gesandten seines Monarchen ihn mit der Baronin Resberg zusammenführte. Auf der Stelle sie erkennend, folgte ihr sein Auge mit dem forschenden Blick des Gefühls und der Vergleichung. Zehn Jahre gehen niemals spurlos vorüber, es kommt nur darauf an, wie viel sie verwüstet haben, ob allein den höheren Glanz der Schönheit, oder auch die süßesten aller Reize, den Seelenausdruck des Auges und Mundes, welche lange in einnehmender Anziehungskraft sich zu erhalten vermögen. Sein kluges, glanzvolles Auge nahm plötzlich einen milden, fast schmerzlichen Ausdruck an, er hatte sie lächeln sehen und eben dieses Lächeln führte ihn zehn Jahre zurück.

War es Ahnung oder Zufall, die Baronin blickte in dem Augenblick zu Herrn Walsing hin, Erstaunen malte sich in ihren Zügen, und ein leichtes Beben schien ihre Gestalt zu erschüttern. Durch das Gedränge nur mühsam Raum erlangend, nahte er ihr. Walsing! hauchte sie leise, er blickte sanft und tief in jene Augen, welche einst wohlwollend auf ihm geruht. Sie hier? fuhr Frau von Resberg fort, ich würde sagen, wie außerordentlich, wenn noch irgend Etwas in unseren außerordentlichen Zeiten solche Benennung verdiente; ich wähnte sie in ..... — Bevor Walsing zu antworten vermochte, fügte sie, zerstreut über die Gesellschaft hinblickend, hinzu: Wollen Sie morgen um 11 Uhr zu mir kommen? für Sie werde ich zu Hause sein. Nur durch einen Blick konnte er seine

Zustimmung geben, die wechselnde Bewegung der Kommenden und Gehenden hatte sie bereits getrennt. —

Auf sein Befragen erfuhr Walsing von dem Gesandten die Wohnung der Baronin, wobei jener bemerkte, daß sie seit zwei Jahren Witwe sei, und mit nicht sehr philosophischer Erregung verfügte er zur festgesetzten Zeit sich zu derselben. Abgesehen von Erinnerungen, denen vielleicht Niemand sein Herz ganz zu verschließen im Stande ist, sehnte er sich nach Mittheilung, nach Kunde aus der Vergangenheit; manche Landsleute hatte er seit seiner Entfernung aus dem Vaterlande wiedergesehen, aber nur die Augen der einst geliebten Frau konnten Empfindungen wecken, welche er in solcher Stärke wieder durchzufühlen, nicht mehr geglaubt; bei ihrem Anblick hatte Heimweh schmerzlich sein Herz ergriffen. — Im Vorsaal der Baronin eilte eine junge Dame freundlich, aber flüchtig grüßend, an ihm vorüber; überrascht und dieser halb bekannten Erscheinung nachsinnend, betrat er das Wohnzimmer. — Unwillkürlich blieb er einen Augenblick am Eingange stehen; mit solchen Gefühlen verweilt man, von Erinnerung gefesselt, vor einem schon früher gesehenen Bilde. — Dieselbe zierliche Ordnung, die Vasen voll frischer Blumen, an denen nie ein verdorrtes Blättchen sichtbar, und die Bewohnerin des anmuthigen Gemachs, eben so einfach, so einnehmend wie immer, mit schöner Arbeit beschäftigt, von ansprechenden Büchern umgeben. Ihr Gruß war vielleicht nicht ohne Befangenheit, aber ihr klarer Blick traf ihn mit derselben Offenheit, welche ihn ehemals angezogen. — Nach kurzer Begrüßung nahm Walsing seinen Platz der Baronin gegenüber, das volle Licht des Tages

fiel durch hohe Fenster auf ihre Gestalt, und zeigte ihm eine liebliche, reizende Frau, nicht aber jene glänzende Schönheit, welche er vor Jahren bewundert. Auch ihr Blick war auf ihn gerichtet, sie wollte alle lieben Züge wiederfinden, welche der Erinnerung treu sich eingeprägt; das schalkhafte Lächeln des Mundes, den geistvollen, aber gütigen Ausdruck des Auges. So begegneten sich ihre Gedanken wie ihre Blicke; beide schwiegen, endlich sagte die Baronin: Gedenken Sie wohl noch jenes letzten Tages vor zehn Jahren, jener seltsamen Wasserfahrt nach dem Gute des Herrn von Wilburg? — Eine Erinnerung an diesen Tag ist eben an Ihnen vorüber geeilt; die junge, elegante Dame, welcher sie begegneten, ist Fräulein von Wilburg. Ja, mein Freund, so finden und begegnen sich Menschenkinder in diesem räthselhaften Dasein.

Ein halbes Jahr nach Ihrer Abreise verlor Fräulein von Wilburg die Eltern in schneller Folge; jung, reich und anziehend, stand sie völlig allein in der Welt. Vielleicht aus Reue über jenen Tag, jedenfalls aus einem guten Gefühl, nahm ich mich ihrer an; sie fand Schutz und Aufnahme in meinem Hause, und getrennt von ihrer verbildeten Erzieherin, gewann ihr Geist eine einfachere Richtung. Unter solchen Umständen ward sie mit dem Legationsrath von N. bekannt; seine eifrige Bewerbung fand die erwünschteste Aufnahme; und ein Jahr später begab Frau v. N. sich mit ihrem Gemahl nach Paris; die Heirath wurde in Rom vollzogen, wo wir seit einem Jahr uns befanden. Das junge Ehepaar hat seitdem einige Jahre in Petersburg und London zugebracht und befindet seit 10 Monaten sich wieder hier. Frau von N's zärtliche

Bitten, ihre dringende Einladung, haben mich hieher geführt, denn Sie wissen ohne Zweifel, daß der theure, unvergeßliche Freund nicht mehr ist? Seine Großmuth hat mich unabhängig gestellt; die Güter waren männliches Lehn, und sind an die Familie zurückgefallen. O Walsing! wie hat er mir bis an's Ende seiner Tage das Leben so leicht gemacht, wie hat sein liebenswürdiges Gemüth auf immer bessere Bahnen mich zu leiten gesucht! —

Ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl zog durch Walsings Seele, auch er durfte des Geschiedenen mit Ruhe, mit Anerkennung gedenken. Jener Abschied voll Kampf und Schmerz trat noch einmal lebendig vor seine Seele, und in tiefer Selbstvergessenheit das Haupt einen Augenblick aufstützend, blickte er gedankenvoll vor sich hin. Eine Frage, Ellen betreffend, weckte ihn aus seinen Träumen. Sahen Sie jenes holde Wesen jemals wieder? fragte Frau von Resberg bewegt. Diese Frage muß Sie aus meinem Munde überraschen, und doch ist das fernere Geschick dieses lieblichen Geschöpfs für mich in Nacht und Nebel versunken. Bald nach Ihrer Abreise trennten wir uns; Sie wissen, daß eine Tante für die arme Waise Sorge trug, und während einer Badereise mir anvertraute; nach ihrer Heimkehr berief sie Ellen zu sich zurück. Diese sehr reiche Frau hatte, wie ich höre, den großmüthigen und verständigen Plan gefaßt, die Nichte dem einzigen Sohn zu vermählen; es wäre in jeder Beziehung ein Glück gewesen. Roslins Leidenschaft trat diesem Vorhaben störend entgegen; nachdem ich lange ganz ohne Nachricht geblieben, schrieb ich der Tante, sie antwortete mir kurz und höflich, daß ihre Nichte, gegen ihren Willen, mit Herrn

Roslin sich vermählt, und so viel sie wisse, an der Westküste von .... sich niedergelassen. Gleich darauf unternahmen wir die italiänische Reise, und ich kam außer aller Kunde, aber jener Brief gab mir traurige Stunden. In meinem Hause hatte diese Neigung begonnen und vielleicht hätte mehr dafür geschehen sollen, die Ausbildung derselben zu verhüten. Sie wissen wie lebhaft ich schon damals sorgte!

Ein Lächeln der Erinnerung glitt über Herrn Walsings Lippen, dann entgegnete er ernst: Wohl kann ich Ihnen Kunde geben, aber es ist ein langes Berichten, und nicht wie ein seliges Liebesmährchen, voll Pracht, Duft und Leben, sondern, wie in der Legende eines Novembertages, jegliches auf düsterem Grunde erscheint und in Regen sich auflöst, so hier Alles, in Dunkel und Thränen.

Bewegt und forschend blickte die Baronin auf den Sprechenden, sichtlich hoffend, daß er fortfahren werde. Nach einer Pause sagte er: Wollen Sie mir gestatten, Ihnen jene Vorfälle schriftlich mitzutheilen? Ich möchte auch der kleinsten Ereignisse gedenken, wie diese noch jetzt, klar und lebendig, wie eben erlebt, vor meiner Seele stehn. Darf ich, fügte er nicht ohne Befangenheit hinzu, dabei auch der Vergangenheit in Beziehung auf mich gedenken?

Leichtes Erröthen färbte die Wangen der Baronin, man sah daß sie über die Auslegung dieses Wunsches fast zweifelhaft sei, indessen gab sie ihre Zustimmung durch eine freundliche Beugung des Hauptes. Lange noch verweilten Beide im Gespräch mit einander, fast nur der Gegenwart und allgemeiner Ereignisse gedenkend, dann

brach Walsing mit dem Versprechen auf, seine schriftliche Mittheilung in den nächsten Tagen senden zu wollen. Diese, welche sehr bald einlief, enthielt im Wesentlichen das Nachstehende.

Das Lootsenhaus.

Vier Jahre waren seit Herrn Walsings Trennung vom Vaterlande verflossen, als ihm von zwei befreundeten Familien der Vorschlag wurde, mit ihnen eine Reise durch ...... zu unternehmen. Er willigte ein, einige junge Leute schlossen der Gesellschaft sich an, und die kleine Caravane durchzog heiter die Ostseite jenes schönen Landes, dann beschließend, auch die Westküste, und somit die reiche Marsch dieses Landstriches, wenigstens im Fluge sehen zu wollen. — So unbequem, oder unbefriedigend, das Bewohnen der Marsch für den nicht Eingebornen sein dürfte, dem Durchreisenden bietet die unermeßliche Kraft des Bodens vielfältigen Stoff zur Bewunderung. Die prachtvollen Bauerhöfe, in deren Umgebung anmuthige Frucht- und Blumengärten, zierlich gemalte Gitter und Brücken, niemals fehlen, gewähren einen überraschenden Anblick, den die Fülle und Schönheit des Getreides, den die herrlichen Heerden wohl begreiflich machen. Bei allem Reichthum ist die Marsch arm an Bäumen; nur in der Nähe der Wohnungen findet man Linden, Eschen und einige Weiden, übrigens ist der Fruchtbaum fast der einzige Baum jenes Landstriches. – Keine Buche, keine Eiche entfalteten dort die prächtigen Zweige, das milde, schattige Grün; kein Strauch am Wege erfreut durch liebliche Blüthe oder schwellende Frucht, Alles ist gleich einförmig, reich aber

kalt. Keine Nachtigall singt dort ihr Liebeslied, nur Lerchen schwingen in Menge sich jubelnd in die Lüfte, und außer diesen sieht man besonders den wunderlichen Kiebitz überall umher hüpfen, oder auch den eigentlichen Vogel der Sümpfe, den Storch, in großer Anzahl gravitätisch einher schreiten. — Im Spätsommer gewährt es einen seltsamen Anblick, diese Vögel in melancholischer Ruhe auf den Flügeln der unzähligen kleinen Wassermühlen, und auf einem Beine stehend, ihre Nachtruhe halten zu sehen. Es sind dieß die jungen Störche, welche selbstständig, aber noch ohne Nest, miteinander haushalten; gewöhnlich sieht man sie zu zweien; nur ab und zu erweckt ein einsamer Vogel mit seinem tiefgesenkten Haupte flüchtiges Mitgefühl. — Durch dies Ländchen eilten die Reisenden der Küste zu, an einem schönen Sommerabend ein Lootsenhaus erreichend, dessen Lage ihnen gerühmt war. Von Wiesengründen umgeben, am Ufer des prächtigen Flusses, liegt das Haus auf einer mäßigen, gleichwohl von der Fluth noch niemals erreichten Anhöhe. Der Anblick ist seltsam, kein Garten, kein Baum, kein Strauch, keine Blume umgeben dasselbe, völlig kahl steht es da, nur dem Flusse, dem Meere den Reiz verdankend, welcher dorthin zieht. Schon in der Ferne gewahrte die Gesellschaft einzelne Männergruppen, welche vor dem Gebäude versammelt, und die Damen äußerten einige Besorgniß, mit so viel Seeleuten auf einem so beschränkten Raum zusammenzutreffen. Die Anzahl derselben hat früher sich freilich oft auf achtzig belaufen, indessen jetzt kaum dreißig bis vierzig zu einer Zeit hinlängliche Beschäftigung finden.

Nachdem die Anhöhen erstiegen, bot ein in seiner Art

malerischer Anblick sich dar, zehn bis zwölf Lootsen standen an der Westseite des Gebäudes, mit einander redend und durch ein Fernrohr in die See hinaus blickend, an deren fernem Saum einige Segel sich zeigten. Diese Leute waren fast gleich, dunkelblau gekleidet, lauter ernste Gestalten, denen der Augenblick und verschiedenes Alter einen abweichenden Ausdruck verliehen. Die tiefe Windstille, welche das Heraufkommen der Schiffe vor Nacht unmöglich machte, die geringe Zahl der sichtbaren größeren Segel belebten das Gespräch. Die Jüngeren sahen mißvergnügt und gelangweilt in die Ferne, indessen die älteren mit kälterer Gelassenheit auf den glatten Meeresspiegel blickten. — Das Haus bildet eine Station, wo die aus der See kommenden Schiffe ihre Lootsen wechseln; an der Südseite befindet sich ein kleiner Leuchtthurm, dem die Signalstange zur Seite steht. Das Hauptgebäude ist von drei Seiten mit langen Bänken umgeben, von dort sehen die Lootsen auf den breiten Strom, auf das Meer, worin derselbe sich ergießt, und welches in weiter Ferne mit den scheinbar sich senkenden Wolken eins zu werden scheint. Mehr zur Seite, oder rückwärts blickend gewahrt man tiefgrüne Wiesen, an denen wohlgebaute Dörfer sich lehnen, indessen der umherschweifende Blick jenseit des Flusses im Nachbarstaate ohne Anstrengung Waldungen, Kirchen und Mühlen wahrnimmt. Das Ganze gleicht einem anmuthigen Bilde, welchem das Meer großartige Färbung verleiht.

Die Lootsen erregten zunächst das Interesse unserer Reisenden; diese Leute sprechen und verstehen Englisch, und jene Weltsprache der Meere muß ihnen bei dem Com-

mando auf den Schiffen aller Nationen aushelfen. Ihre gebräunten, zum Theil scharf geschnittenen Gesichter hatten einen ernsten, kühnen, mitunter sehr schlauen Ausdruck, ihre Haltung war ruhig, doch jede Bewegung voll Gewandtheit, ihr Benehmen einfach, jedoch nicht ohne Sitte, welche sie beim Anblick der Damen durch Räumen der Bänke an der Westseite kund gaben, wo eben der lieblichste Anblick sich darbot. Stille, spiegelhelle Fluth, auf deren Fläche einzelne kleine Fahrzeuge fast unmerklich fortglitten, die Segel vom Abendstrahl vergoldet, indessen weiter im Hintergrunde leichte Abendschatten auf dem Gewässer lagerten. Auf der Höhe des Meeres hohe Seegel und eine Flotte kleiner Fischer und Torffahrzeuge, welche die scharfen, senkrechten Lichter dem Auge näher brachten. — Walsing hatte seit jenem unvergeßlichen, über sein Geschick entscheidenden Tage das Meer erst auf dieser Reise wiedergesehen; fast vernarbte Wunden bluteten beim Anblick desselben, sehnsüchtige Träume füllten sein Herz. Nur wer Wassergegenden liebt, kann den Zauber verstehen, durch den sie Geist und Sinn gefangen nehmen; immer möchte man den weichen, duftigen Nebel, der die Fernen durchsichtig, fast unmerklich verhüllt, verkörperte Sehnsucht nennen. —

Im Lootsenhause selber bot Einiges Interesse dar, die ganze Wirthschaft dort ist seltsamer Art, jeder Lootse sorgt für die eignen Erfordernisse, wie er will und kann, theils durch von Haus mitgenommene Vorräthe, theils durch Zukäufe in den Dörfern; von den Wirthen bekommen diese Leute wenig mehr als Obdach, Betten, Feuerung, eine Küche und Getränke. — In einem eige-

nen Zimmer werden auf langen Bänken die reinlichen, mit Schlösser versehenen Vorrathskörbe der Lootsen bewahrt, im ganzen Gebäude ist gleich wie auf einem Schiffe jeder Raum mit höchster Reinlichkeit gehalten, mit Umsicht benutzt. Neben einander hängen die bei Sturm und Regen gebräuchlichen Lootsenanzüge von fast undurchdringlichen Stoffen und ihre Kopfbedeckung, von ihnen Südwest genannt, da der Wind aus dieser Richtung größtentheils den Regen bringt, welche aus mit Fries gefütterter, in Oel getränkter Leinewand besteht, und tief herab gehend, Kopf und Nacken vollkommen schützt. — Immer weiter vordringend gelangte Walsing in ein Zimmer, wo ungefähr zwanzig Lootsen sich mit Kartenspiel beschäftigten; diese unerschrockenen, zum Theil von augenblicklicher Leidenschaft etwas bewegten Gesichter bildeten einen seltsamen Gegensatz zu einem blonden, jungen Mann der Gesellschaft, welcher seine schlanke Gestalt an eine Ecke des Tisches zwängend, den Anblick vor ihm mit voller Hingebung genoß. Von Walsing lächelnd befragt: Ob das erste Capitel des Seeromans entworfen sei? erhob jener sich gleichfalls lächelnd und folgte zur Gesellschaft, welche im Freien um den Theetisch versammelt war, im Gehen bemerkend: Wie sehr jedes echte Volksleben ohne Gemeinheit ihn anspreche, wie überhaupt jedes Leben, woran die geheimnißvoll verhüllende Kunst keinen Theil habe. —

Während der Thee getrunken wurde, erhob Walsing sich, dem Wink jenes Blondin's folgend, welcher ihm flüsternd zuraunte: Sind Sie ein Freund von Genrebildern, so betrachten Sie den jungen Lootsen dort an der Südseite des Hauses; der Anblick ist fesselnd! Der An-

weisung folgend gewahrte Walsing, um die Ecke blickend, einen jungen, malerisch schönen Mann in Lootsentracht, nur sichtlich sehr viel sorgfältiger und in blendende Wäsche gekleidet, welcher nachlässig auf eine Bank hingestreckt, das Haupt aufgestützt, mit dem Ausdruck seelenvoller Schwermuth in die Ferne blickte. Im Westen vergoldete der sinkende Sonnenstrahl mit bereits matterem Glanze das weite Meer, indessen der schöne Strom, die jenseitigen Ufer schon in Dämmerung gehüllt erschienen, und so stimmte auch die vorliegende Landschaft zu jenem Blick voll melancholischer Sehnsucht. — Von der Seelenfähigkeit berührt, welche den auch ungesehenen Blick fremder Augen fühlbar macht, schlug der junge Mann bald die seinigen zu Walsing auf, sein lebhafter Farbenwechsel, ein fast schauerndes Zusammenfahren verriethen, daß jener nicht allein ihn, daß er auch diesen wiedererkannt. Von der Bank sich aufraffend, stand Roslin einen Augenblick wie taumelnd, die Hand an die schöne Stirn gelehnt, dann sagte er leise Walsings Namen, dieser, wie im Echo, den seinigen. Mein Gott, fügte er nach kurzer Pause hinzu, ich hätte nicht gedacht, daß ein solches Zusammentreffen so erschütternd sein würde!

Walsing ergriff seine Hand: Meine Empfindung ist Freude, Sie wiederzusehen.

Roslin schüttelte das Haupt: Freude? ach Walsing, nennen Sie kein Gefühl, von dem mir einzig Erinnerung und Name geblieben sind. Mit der Lebensfreude ist's vorbei. —

Sie betrüben mich, Roslin, soll ich Sie nur wieder-

finden, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Sie nicht glücklich sich fühlen?

Walsings Name wurde gerufen, die Gesellschaft rüstete sich zum Aufbruch; unschlüssig blieb er stehen, dann lebhaft ausrufend: Nein, ich kann so nicht von Ihnen scheiden, ich bleibe bis zum Morgen, gleichviel auf welche Weise. Mit Tagesanbruch mich aufmachend, erreiche ich wohl noch das Städtchen, wo jene übernachten.

Den Begleitern seinen Entschluß mittheilend, führte Walsing als Grund den längst gehegten Wunsch an, bis tief in die Nacht bei vollem Mondesschimmer auf dem Wasser sich fahren zu lassen. Die jungen Damen seufzten; Nacht, Mondschein, ein Boot auf heller Fluth, und ein liebenswürdiger Begleiter, wie viel hinreichend romantische Elemente, einer Mädchenbrust sehnsüchtige Seufzer zu entlocken! Der früher erwähnte blonde junge Mann erklärte mit großer Kühnheit, sein Schicksal nicht von dem Herrn Walsings trennen zu wollen, wogegen dieser ihm flüsternd seine Verpflichtung gegen die Damen zu Gemüthe führte und wie solche ohne ihn sich gar sehr auf der weiteren Fahrt gelangweilt und verlassen fühlen würden. Jener schien im Begriff sich darüber ohne alles Bedenken hinweg zu setzen, als Walsing, der seiner um allen Preis entledigt sein wollte, den jüngern Damen zurief, wie Herr D. im Begriff stehe, sich ebenfalls von der Gesellschaft zu trennen. Ein einstimmig klagendes: O, O! führte diesen höchst schmeichelhaft auf die mitunter dornenvollen Pfade der Galanterie zurück. —

Nachdem die Gesellschaft sich entfernt, schlug Roslin dem früheren Bekannten vor, sich eine Weile von ihm

umher rudern zu lassen, was jener aus Zartgefühl fast zögernd annahm. Das Boot losknüpfend, sprang Roslin mit jener Leichtigkeit in dasselbe, welche nicht allein Gewandtheit, soudern auch vornehmere Gewöhnung beurkundet, und reichte dann, ruhig in dem schwankenden Fahrzeuge stehend, dem bedächtiger folgenden Gefährten lächelnd die Hand. Weit in den Fluß hinausrudernd ließ er dann, die Ruder bei Seite legend, das Boot vom Strom aufwärts treiben, und saß eine Weile stumm mit verschränkten Armen dem Begleiter gegenüber.

Endlich brach er das Schweigen: Entsinnen Sie sich des Tages, an dem wir zuletzt uns sahen, Walsing? Jener Tag entschied über mein Leben, über das glücklich unglückselige Loos eines für höhere Zwecke bestimmten Daseins. An jenem Tage, wo Ellen lieblich zagend, bleich, und doch so süß ergeben, mir gegenüber saß und Sicherheit und Leben von meiner Fürsorge abhängig wähnte, fühlte ich, daß es mir unmöglich sein werde, ohne sie zu leben. Wie billig verschone ich Sie mit Darlegung der Kämpfe und Entwürfe, welche die seelenvollste und sinnloseste aller Leidenschaften mich erdulden und ersinnen ließ. Ellen war gänzlich unbemittelt, ich besaß nur den Gehalt, der kaum reichte die Bedürfnisse des Lebens zu decken, und den äußern Anstand des Ranges aufrecht zu erhalten, den ich bekleidete. Eine Heirath unter meinen damaligen Verhältnissen war Unmöglichkeit. Am Vorabend von Ellens Abreise aus dem Hause der liebenswürdigen Beschützerin fand ich Gelegenheit zu einer Erklärung. Nicht ohne einige Beschämung denke ich an jene zurück, nie vielleicht ist ein junges Wesen so von Lei-

denschaft bestürmt, von glühenderer Beredsamkeit gewonnen worden. Mein ganzes Geschick in ihre Hände legend, fragte ich, ob sie bereit sein werde, das beschränkte, einfache Leben des Mittelstandes mit mir zu theilen? — aber meine Fragen gestalteten sich zu unwiderstehlichen Bitten, zu stürmischem Flehen, heiße Thränen der leidenschaftlichsten Aufregung entstürzten meinen Augen. Noch sehe ich das anmuthige Wesen, zitternd, mit fast furchtsamem und doch liebevollem Ausdruck mir gegenüber. In der Rückerinnerung ist mir oft, als habe unendliches Mitgefühl, mehr Mitleid als Liebe, in ihren reinen Zügen sich abgespiegelt. Jede heftige Leidenschaft ist Zwang, dem mehr oder minder andere sich fügen, die meinige wurde durch unsinnige Eifersucht auf den Vetter erhöht, zu dessen Gattin Ellen ausersehen. Schmeichelnd und trotzend errang ich ihre Einwilligung.

Mein Entschluß war bereits gefaßt, ich nahm meinen Abschied; verließ das stolze, herrliche Schiff, auf welchem ich Dienste gethan, um fortan nur den Boden jämmerlicher Handelsfahrzeuge zu betreten. Nach nicht gar langer Frist befand ich mich in meinem jetzigen Beruf angestellt, ich hatte der Liebe Alles geopfert, welches für mich, meiner Sinnesart nach, doppelten Werth haben mußte, so hätte ich mit freudigem Stolz der Geliebten entgegen treten dürfen, dennoch geschah es mit fast finsterem Ernst. Mit süßem Beben von ihr befragt: Ob mein Entschluß mich reue? betheuerte ich, damals mit sehr wahrer Empfindung, daß dem nicht so sey, wer aber würde ohne schmerzliche Qual der Geliebten ein ähnliches Erdenloos bieten! — Alles war vorher zwischen Ellen und

mir schriftlich beredet, die Tante hatte auf dringende Verwendung meines von mir gefürchteten und gehaßten Nebenbuhlers endlich, obwohl mit Kälte, ihre Einwilligung gegeben, und ebenfalls gestattet, daß die Trauung in ihrem Hause statt haben dürfe. Mit höflichem Kaltsinn wurde ich empfangen, von der Zukunft war keine Rede, und am zweiten Tage meiner Ankunft wurde Ellen die Meinige. — Während der Trauung warf ich fast zufällig einen Blick auf den Sohn des Hauses, nie habe ich Jemanden so zu Marmor erbleichen sehen, seine Lippen bebten, sein Auge war in schmerzlicher Verklärung nach Oben gerichtet; leise, unfreiwillige Schauer ergriffen mich, der Schwur, den ich zu leisten im Begriff stand, erschien mir heiliger denn zuvor. Nach der Ceremonie nahte er uns, seine Hände umschlossen Ellens Hand und die meinige: Segen sey mit Euch! flüsterte er leise, und Roslin, wenn — wenn jemals ein ungünstiges Geschick — er konnte nicht vollenden, ich stand starr und regungslos, Ellens Thränen fielen auf seine Hand herab, mit unbeschreiblicher Milde blickte er auf sie hin, flüchtig berührten seine Lippen ihren Brautkranz, Du süßes Leben, hauchte er fast unhörbar, Gott sei mit Dir! — Eilig verließ er das Gemach, erst nach Stunden sahen wir ihn in ruhiger Fassung wieder.

Am folgenden Tage reisten wir ab, Ellen erhielt, ohne Zweifel auf Verwendung des edelsten Mannes, eine Summe Geldes, eine kleine unsern Verhältnissen angemessene Aussteuer, und so führte ich den Engel meines Lebens in eine sehr beschränkte, an einem reizenden Küstenabhange belegene Wohnung, ohnweit .... — Durch Ellens

Fürsorge erhielt das Haus ein freundliches Aussehen, ihre süße Anmuth schuf es zu einem Asyl der Liebe und des Friedens, wohin ich flüchte, so oft mein Beruf es gestattet. — Jetzt empfängt sie mich nicht mehr allein, ein allerliebster Knabe harrt mit ihr der Rückkehr des Vaters.

Roslin schwieg während einiger Augenblicke und Walsing ergriff, obwohl zögernd, den Anlaß zu bemerken, wie aus der geschehenen Mittheilung nur Glück hervorzuleuchten scheine.

Nur Glück! o Walsing, Sie denken das nicht, Sie fühlen zu tief, zu zart, um sich nicht zu sagen, daß mein Loos einer Abbüßung gleicht, wie man für Schuldige sie ersinnen dürfte. Nur Glück! rechnen Sie für nichts die völlig gestörte Laufbahn eines muthvollen, unterrichteten Mannes, für nichts die mißmüthige Langeweile, mit welcher ich, in dieser Abgeschiedenheit, einer mechanischen Thätigkeit harre, von deren minderem oder mehrfachem Vorkommen Armuth oder Wohlstand abhängen? Nur der Zufall kann mich begünstigen, oder niederdrücken, die eigne Thatkraft hat daran keinen Theil. — Eingeengt in einem Raume der keine Einsamkeit gestattet, die hier im Freien kaum zu finden ist, von braven, treuherzigen, aber ungebildeten Leuten umgeben, in deren Lebensweise ich mich schicken muß, kann keine Vernunft, keine Philosophie das Gefühl tiefer Leere besiegen, welches mich langsam tödten wird. — Wie öde ist der ganze Zustand hier! kein schattiger Baum zum Schutz gegen den sengenden Sonnenstrahl, kein Strauch, keine Blume, die Balsamfrische aushauchen, nur der Anblick von Fluth und Wiesen, nur der eigenthümliche Meergeruch, den der Westwind uns zuführt. —

Ein Seemann sollte so nicht reden.

Eben ein Seemann darf es, dem das Leben am Strande Verzweiflung ist. — Nur an stürmischen Tagen und Nächten ist mir hier wohl! wenn die Schiffe aus der See langsam über rollende Wogen daher schwanken, oder vom günstigen Sturm getrieben, in unsicherer Schnelle, scheinbar heran fliegen. Ist dann die Reihe wieder an mir, das Fahrzeug in den Hafen zu führen, mit wie leichtem Herzen springe ich in das Boot, über welches die Wellen hinweg schlagen, ergreife ich, an Bord angelangt, das Steuer, um ruhig und entschlossen meine Pflicht zu erfüllen. O jene dunkeln Nächte voll Grausen, die so manches Herz erbeben machen, wie stärken sie das meinige mit ihren erfrischenden Schrecken. —

Und Sie sind Ehemann, sind Vater!

Ich bin es, aber ich bin auch Mensch, mit allen Eigenschaften und Schwächen, welche Glück verheißen, Elend herbei führen. O Walsing, wenn Sie wüßten mit welchem Gefühl echter, reiner Freude ich jedesmal mein Haus betrete, das süße Geschöpf in meine Arme schließe, welches den Wiederkehrenden stets jubelnd empfängt, Sie würden mich nicht für undankbar halten, nur für tief niedergedrückt, für verletzt an der innersten Wurzel des Lebens.

Hegten Sie, armer Freund, beim Ergreifen Ihres jetzigen Beruf's eine günstigere Vorstellung von demselben? —

Eigentlich nicht, aber die Entschlüsse des Menschen scheitern an der Zeit. Mit wundersamer Verblendung gelobt man, ein beschränktes Leben voll Mühe und Sorge tragen zu wollen, ohne den richtigen Begriff sich folgen-

der, immer neu sich folgender Jahre mit dieser Betheuerung zu verbinden. Fast alle Lebensverhältnisse werden durch Täuschung gegründet.

Würde es für Sie so schwer halten, einen andern Wirkungskreis zu finden? —

Vielleicht nicht, aber ein solcher würde mich muthmaßlich oft lange, vielleicht für Jahre, von Derjenigen trennen, welcher ich als Ersatz für alle äußeren Güter des Lebens nichts geben konnte, als mich selber; und an dieß arme, einzige Gut hält sie fest mit allen Kräften ihres Herzens. Soll ich sie noch mehr berauben?

Walsing seufzte; tiefe Dämmerung ruhte auf dem Gewässer, feuchte Nebel stiegen empor, und mühsam brach der Mond durch Wolken sich Bahn. Schauernd empfand Walsing leises Frösteln, und warf, auf Roslin's dringende Bitten, dessen im Boote befindlichen Lootsenrock über; seltsam wurde ihm in dieser Kleidung zu Muthe, wehmüthige Gefühle, tiefes Mitleid, erfüllten sein Herz. Roslin lenkte, die Ruder wieder ergreifend, das kleine Fahrzeug nach dem Meere hin, und jede fernere Mittheilung über das eigene Geschick abbrechend, verflocht er den Gefährten in ein Gespräch über ferne Weltgegenden, welche er zum Theil früher gesehen, und jedenfalls wohl über dieselben sich unterrichtet befand. Beide junge Männer vertieften sich in Betrachtungen, denen sowohl ein rein humanes, als auch historisches Interesse zum Grunde lag; der Einfluß des Welthandels auf Cultur und Moralität bot dazu die nächste Veranlassung. —

Der hohe Stand des Mondes, welcher seine glänzenden Silberlichter über die See warf, deutete darauf wie

spät es sei; noch einen Blick in die unabsehbaren Fernen, und auf die früher vom Lande aus gesehenen Schiffe richtend, welche sich kaum bemerklich, und in dieser Beleuchtung, gleich reizenden Fabelbildern heran bewegten, bewog Walsing seinen Führer zur Rückkehr. — Im Augenblick, wo das Boot anlegte, sprang ein großer zottiger Hund mit fast wüthender Freude in dasselbe, seine stürmischen Liebkosungen an Roslin auslassend, der sie freundlich entgegen nahm, dann, durch gebietendes Ausstrecken der Hand, das Thier zur Ruhe bringend. — Das ist, äußerte er gegen Walsing sich wendend, ein Freund in dieser Lebenswüste.

Beide Männer durchwachten die Nacht miteinander, der erste röthliche Strahl in Osten mahnte an's Scheiden. Tief bewegt sagte Walsing: In wenig Tagen werde ich in .... eintreffen, darf ich Ihre Frau dort aufsuchen? Ein Zug schmerzlicher Aufregung zuckte über Roslins Antlitz, welches durch den augenblicklichen Anflug tiefer Blässe, mehr denn jemals, an jene idealen Männerköpfe erinnerte, welche nur mitunter, gleich Phänomenen, in der Wirklichkeit auftauchen. Ein Blick gab seine Einwilligung zu erkennen. Grüßen Sie Ellen, fügte er hinzu, und wenn Sie über Ihr Gewissen es gewinnen können, so sagen Sie ihr, daß ich glücklich bin. — Betrachten Sie mich nicht so ernst, so vorwurfsvoll, am besten dürfte ich Ihnen in einem Bilde die Richtung meines Gemüths darlegen. Dichter, poetische Wesen überhaupt, reden viel vom lautlosen Frieden der Natur, von jener majestätischen Ruhe, welche dem mächtigen Walde regungslos dazustehn gebietet, vor welcher selbst das leise, geheimnißvolle Flüstern

des Laubes verstummt, und gedenken ähnlicher Momente mit schwärmerischer Begeisterung. Mich hat solche schweigsame Regungslosigkeit immer mit Schauer erfüllt; der leblos sich darstellende Baum ertödtet bei mir jeden Antheil, und flößt fast gespenstisches Grauen mir ein. Ich bedarf überall in der Natur des frischesten Lebens, der kräftigen, sichtlichen Anregung. —

Und mit solchen Gesinnungen konnten Sie Ellen Leben und Treue weihen? —

O Walsing, überall liegt Etwas außerhalb des Kreises jeder Berechnung, jeder Lebensphilosophie. Die Liebe versteht nur, wer sie empfindet, sie ist unerklärbare Magie. Im Herzensgrunde dieses jungen, sanften Wesens liegen Perlen verborgen, welche Neigung allein aus der Tiefe hervor locken konnte, sie mußte so geprüft werden, um sich zu bewähren. Vergebens geschah es nicht, jeder Lichtstrahl wirft seinen Glanz auf die nächste Umgebung zurück. Und nun — Leben Sie wohl. — Noch ein Händedruck, dann schieden Beide. —

Sehnsüchtige Neugier führte Walsing schon in den nächsten Tagen nach .... fast mit Widerstreben fragte er nach der Wohnung des Lootsen Roslin, und erreichte, freundlich zurecht gewiesen, ein kleines Häuschen am jähen Abhange, wohin er auf einem unendlich schmalen Fußwege gelangte. Einige Bäumchen umgaben dasselbe; ein echter Baum würde in diesem losen, abschüssigen Sandgrunde kaum haben Wurzel fassen können. Vor der Thür spielte ein allerliebster Knabe mit einem Schiffchen und blickte verwundert auf: Wo willst Du hin, Mann? — Bevor jener antworten konnte, erschien Ellen in der Haus-

thür, größer, ausgebildeter als vor vier Jahren, mehr als jemals Schön-Ellen. Ergriffen, fast ohne zu grüßen, verweilte Walsing einen Augenblick in Betrachtung versunken, sie erschien ihm wie eine kleine, süße Blume, über deren Haupte, ihr unbewußt, ein Sturm im Anzuge ist, und sie erreichen und vernichten wird. — Sogleich den früher Gesehenen erkennend, färbte zartes Roth ihre Wangen, freundlich hieß sie ihn willkommen, in das enge, einer Cajüte nicht unähnliche Häuschen ihn einführend, wo Alles auf die zierlichste Ordnung deutete. Ellen's Kleidung war ihrem jetzigen Stande angemessen, aber sie glich darin und in dem weißen, anliegenden Häubchen jenen lieblichen Mädchengestalten Englischer Kupferstiche, welche man um ihrer Anmuth, um der Reinheit des Ausdrucks willen wieder und immer wieder betrachtet. Seufzend wandte Walsing sich von ihr ab: O ihr schönen, unschuldigen Augen, möge der, auf den ihr mit seelenvoller Liebe blickt, euch niemals Thränen des Kummers entlocken!

Mit dem Kinde spielend, mit der Mutter über den einzigen Gegenstand ihrer Gedanken sich unterredend, verflossen schnell einige Stunden. Endlich nahm Walsing Abschied: Kaum begreife ich doch, sagte er lächelnd und in der niedrigen Thüre sich bückend, wie Zweie hier Raum haben! Und doch, entgegnete Ellen scherzend, sind Sie ein Philosoph, der Alles begreifen sollte, aber Ihr Gelehrten lebt niemals in einer Herzenswelt. „Arme Ellen! dachte Walsing im Fortgehen, dein Mann lebt für die Dauer darin, und du wirst es inne werden, und verzweifeln.

Ein Jahr verfloß seit Walsings Besuch für Ellen in den wechselndsten Gefühlen, denn wie es sich wohl zu begeben pflegt, daß ein Herzenskummer, dem man nach langem Zwange einmal Worte gegeben, von dem Augenblick weniger treu vor aller Wahrnehmung bewahrt wird, so ließ auch Roslin nach der Unterredung mit Walsing die tiefe Schwermuth seiner Seele in Wort und Blick sichtlicher durchschimmern. Zärtliche Liebkosungen entrissen ihm das ihn drückende Geheimniß, unzählige, heimliche Thränen beweinten dasselbe. Der erste Schritt war geschehen, der zweite schien weniger bedenklich, und nach Ablauf eines Jahres erklärte Roslin seiner Ellen auf liebevolle, schonende Weise, wie es ihm, durch Gönner aus einer früheren Zeit empfohlen, gelungen sei, eine Anstellung in der französischen Marine zu erlangen, als erster Lieutenant auf der Fregatte l'Arthémise. Ellen's dunkelblaue Augen ruhten auf dem geliebten Mann, der ihr gegenübersitzend, und dennoch ihren Blick fast vermeidend, mit strahlenden Farben eine Zukunft ausmalte, an welche er im Rausche des Entzückens zu glauben schien. Träumerisch zuhörend senkte ihr Köpfchen sich mehr und mehr, und wähnend daß sie hinsinken werde, sprang Roslin erschrocken empor; ein Blick der Verständigung reichte hin, ihm den Irrthum zu benehmen. Mir schwamm Alles vor den Sinnen, sagte sie sanft, ich dachte, es sei ein Traum. Schmerzlich getroffen wendete er sich ab.

Sehr bald reiste Roslin seiner neuen Bestimmung entgegen, für Ellens nächste Zukunft war durch eine dem Anschein nach von der Tante gesandte Summe gesorgt; in Wahrheit kam diese von dem Vetter, an welchen Wal-

fing nach seinem Besuche geschrieben. Er hoffte Ellens Geschick zu verschönen und beschleunigte ihr Elend. Die Trennung war herzbrechend, mit der Liebe des Jünglings, mit der Wehmuth des Mannes schloß Roslin die zarte Gestalt in seine Arme, welche wie in Gram verschwebend, an seinem Herzen ruhte, und daneben der kleine Georg, welcher ungeduldig am Rock des Vaters zupfte, und mit den süßen Kinderaugen zu ihm aufsah. Der Abschied dauerte für menschliche Kraft fast zu lange. Jetzt muß ich fort! flüsterte Roslin gepreßt; mit dem letzten Laut dieser Worte entschwand Ellen's Bewußtsein. Tief seufzend und dennoch fast beruhigt trug er die holde Gestalt in einen Sessel, küßte ihre erkalteten Lippen noch einmal, dann sein blühendes Kind, und stürzte fort, mit mehr Verzweiflung im Herzen als er im Laufe entschwundener Jahre empfunden. Sein Wunsch, sein Wille waren erreicht, und dennoch, wie zögernd verließ er die Wohnung, mit wie viel unruhiger Reue blickte er noch lange darauf zurück! Seine Gedanken gestalteten sich zum inbrünstigen Gebet, und nie zuvor war die himmlische Stärkung desselben so überzeugend von ihm empfunden. Er selber kam sich einsam und verlassen vor, und indem das Bittere einer solchen Empfindung sein Herz ergriff, gedachte er mit flüchtigem Schmerz des geliebten Wesens, welches er aus freier Wahl einem solchen Geschicke hin gab. Vergeblich sagte er sich, daß es für ihr künftiges Glück geschähe, daß Ellen später in Frankreich sich ansiedeln werde; trübe Vorstellungen durchkreuzten diese Betrachtung, denn, wenn eine feindliche Kugel ihn traf — verzweiflungsvoll sich dem Ausbruch tiefen Jammers überlassend, flüsterte er leise,

händeringend: Dann, o dann verlasse Du sie nicht, Vater im Himmel, Trost aller Verlassenen!

Die Erhörung dieses Gebets lag nicht fern; froh wieder in angemessener Thätigkeit sich zu befinden, aber mit vielleicht vorurtheilsvoller Geringschätzung die Seeleute einer fremden Nation tief unter die eignen Landsleute stellend, erfüllte Roslin seine Pflicht ohne diejenige Befriedigung, welche er früher am Bord des vaterländischen Schiffes empfunden. Mit seinen Gefühlen in Zwiespalt, von Ruhmbegier, von Ehrgeiz nach höherer Anstellung hingerissen, setzte er sich jeder Gefahr mit derjenigen Beharrlichkeit aus, welche man selten oder nur da anzutreffen pflegt, wo der Glaube an Vorherbestimmung Wurzel gefaßt. Was einst als Ahnung seine Seele durchzuckt, wurde Wahrheit. — Sechs Monate nach seiner Trennung von Ellen ward er, ganz zu Ende eines blutigen Kampfs, von feindlicher Kugel tödtlich getroffen. Als man ihn vom Verdeck hinab tragen wollte, versuchte er es durch eine schwache Bewegung zu hindern, sein im Tode brechendes Auge richtete sich nach Westen: Engel! Engel des Friedens! flüsterte er leise; es waren seine letzten Worte auf dieser Welt. —

Einige Monate später suchte Walsing Ellen auf, da Geschäfte ihn in jene Gegend führten; die Tante war gestorben, der Sohn befand sich im Auslande, sie stand völlig allein auf der Welt. Was er beim ersten Abschiede für sie gefürchtet, schien in Erfüllung zu gehen, ihre Körperkraft war nicht gewachsen, ein schleichendes Fieber führte sie dem Grabe zu. Weinend, rücksichtslos weinend, betrachtete Walsing die Mutter und den Knaben. Wenn

Georg nicht wäre! sagte sie leise, und er empfand, was sie hinzusetzen wollte; die Angst, die Sorge um das Kind hielten unbegreiflicherweise den Lebensfaden fest, den sie, wie man denken sollte, noch schneller hätten zerreißen müssen. Unendliches Erbarmen erfüllte sein Herz, er gönnte ihr die Ruhe, welcher sie verschwebend entgegen eilte. Ich will für ihn sorgen, er soll mein Sohn sein, sagte er fest, Ellen sank vom Stuhle herab auf die Knie, schluchzend umschloß sie den Knaben: Georg, Georg, mein, mein Georg! — Liebkosend trocknete das Kind ihre Thränen.

Bald empfing Walsing, welcher bis dahin für Alles Sorge trug, das Vermächtniß der jungen beklagenswerthen Mutter, den herrlichen Knaben, der Zug für Zug dem Vater glich, und nur im sanften Ausdruck der schönen Augen an die kleine, liebliche Blume erinnerte, die früh ihr Haupt gesenkt hatte, um es nicht mehr zu erheben.

An die Mittheilung des Vorstehenden schlossen sich folgende Worte:

So viele, viele Tage habe ich fern von Ihnen hinbringen müssen, mit wunderbaren Gefühlen ziehe ich Sie daher in den kleinen Kreis des Erlebten, welches auch Ihnen Antheil einflößt. Sie werden Ellens Schicksal beweinen, wie ich es gethan; Georg ist hier, er hat mich nicht mehr verlassen, ich habe ihn der Sorgfalt eines jungen Mannes anvertraut, der mit liebenswürdiger Milde in seine kindlichen Gefühle eingehend, ihn mit Ernst belehrt, mit Nachsicht Kind sein läßt. Die armen Eltern

ruhen in Frieden, vor uns aber liegt noch das Leben mit seinen Wünschen und Sorgen.

Als ich vor zehn Jahren von Ihnen Abschied nahm, geschah es mit einem Schmerz, einer Ueberwindung, welche ich in dem Maße niemals wieder empfunden. Und doch, wie wenig würde ich zu jener Zeit, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, des höchsten Glücks werth gewesen sein! Reiner ist vielleicht nie eine Frau geliebt, als ich damals Sie liebte, denn es geschah ohne ganz klares Bewußtsein der tiefsten Leidenschaft, und kann ich mir das Beste nicht völlig als Verdienst anrechnen, so darf ich dennoch annehmen, daß jede Frau wünschen dürfte, so geliebt zu sein. Jung, unabhängig, voll Lebenslust, für jedes anmuthige Antlitz nicht ohne Empfänglichkeit, mußte die ernste Wendung meines Geschicks mir erst deutlich zeigen, was ich empfand, und was ich verlor. Augenblicke überschütteten mich mit Qualen, die Jahre voll Thorheit abbüßten. Nein, niemals ist früher oder später Aehnliches von mir empfunden. —

Ein völlig neuer Wirkungskreis, die Wichtigkeit des mir Anvertrauten ließen Schmerz und Sehnsucht in den Hintergrund treten. Nie habe ich vergessen, aber ich bin nicht positiv unglücklich gewesen, ich war zu beschäftigt, zu sehr geistig in Anspruch genommen, um es sein zu können, dagegen war auch mein Glück völlig negativer Art. — Mir erging es wie Erblindeten, welche ihr Loos mit Gelassenheit, oft selbst mit Heiterkeit tragend, erst im Augenblick, wo die Sehkraft ihnen wiederkehrt, selbst im dankbaren Rausch des Entzückens, den unermeßlichen Verlust durchfühlen, den sie seit Jahren erlitten. Ihr Anblick

war das Licht, welches in meine umnachtete Seele fiel. Wie Sie, habe ich nichts geliebt im Leben; und daß ich noch unvermählt bin, spricht dafür. Wer einmal, wenn auch in tadelnswerther Verirrung des Gefühls, als Gefährten des holdesten, wahrsten, lieblichsten Wesens sich denken durfte, kann andere Frauen flüchtig bewundern, sein Herz wird leer und ungerührt bleiben.

In meiner Gesinnung spricht meine Bewerbung sich aus, welche ich halb gläubig, halb furchtsam darlege. Ein einziger Blick hat mir Muth gegeben; beim ersten Wiedersehen, im überraschenden Impulse des Augenblicks. O, wie viel tiefe, freundliche Güte strahlte aus den lieben, lieben Augen mir entgegen! wie viel süße, wehmüthige Erinnerung lag darinnen! Darf ich, Ihnen gegenüber, des höchsten Glücks mich rühmen, dessen mein Herz sich zu entsinnen weiß? — Eine trennende Kluft liegt dennoch zwischen uns, der Unterschied des Standes, über welche ich kein versöhnendes Wort zu sagen weiß, ein bittendes wüßte ich wohl, aber es würde mir in dieser Beziehung keine Ehre bringen. —

Entscheiden Sie über mein, über unser Geschick; ich darf so reden, denn wer ein Herz voll treuer Liebe verwirft, veränderte zugleich das eigne Dasein, wäre es auch nur durch die Last nachdenklichsten Bedauerns mit einem Unglücklichen.

Wie schwer wird es mir zu schließen, denn mit aller Wärme des tiefsten Gefühls möchte ich Ihnen ewig wiederholen, was Sie wissen, worin Sie keinen Zweifel setzen können. Was könnte besser für einen Liebenden sprechen, als Liebesklagen und Liebesworte! — Leben Sie wohl,

vielleicht — vielleicht sehe ich Sie niemals wieder — niemals, oder für immer. Einen Mittelweg giebt es nicht, ich muß ganz glücklich oder völlig unglücklich werden. —

Antwort.

Heiße Thränen der allertiefsten Betrübniß sind von mir über Ellens Schicksal geweint. O arme, liebe Ellen! und Sie, Walsing, wie glücklich waren Sie! hätte ich nur etwas zur Linderung ihrer Leiden beitragen können. Aber so denkt man immer bei großen Unglücksfällen und läßt im Leben bei geringeren Anlässen unbeachtet, wo man trösten, helfen, heilen könnte. Diese Lauheit, diese Gewöhnung des Gefühls am Leide Anderer, ist das Schlimmste, was man unserer Natur, und leider mit Recht, nachsagen kann. —

So darf man also niemals im Leben einzig der treuesten Neigung nachgeben? Muß immer Vernunft mit zu Rathe gezogen werden? Die Vernunft, welche so Vieles verwirft, was Liebe wünscht. Ich fürchte es wohl; aber so klar im Schicksal dieser jungen Unglücklichen Alles am Tage zu liegen scheint, der eigentlichste Grund wird dennoch übersehen. Es ist der Mangel an Religion; ein so auf die Spitze gestelltes Geschick konnte ohne diese feste, ernste Basis nimmer bestehen. — O, mein Freund, so wird im Leben fast Alles abgeschlossen, ohne gläubige Ruhe, Alles getragen, ohne die Hoffnung des Glaubens. — Das Ende entspricht dem Anfang, wo der Grundpfeiler fehlt, da sinkt das Haus zusammen. —

Und Georg! der süße Knabe! er soll unser Sohn sein, und mit diesem Ausspruch beantworte ich zugleich

Ihre lieben, herzgewinnenden Worte. Gedankenvoll, tief nachsinnend, ist Alles von mir erwogen, was könnten wir Besseres thun, als den Rest unseres Lebens in Frieden und Zuneigung miteinander hinbringen? Sie konnten der Vergangenheit erwähnen, ich kann und darf es nicht; halten Sie Sich an die Gegenwart, welche mich im stillen Rückblick bestimmt, mit Innigkeit meine Einwilligung zu geben. Der Unterschied des Standes wird durch den Rang aufgehoben, welchen Sie in der Welt als Preis Ihres Talents bekleiden, ich habe niemals Werth auf einen Titel gelegt, den so Viele mit mir theilen.

Später wollen wir in H.... uns einschiffen und an jenem Lootsenhause landen; von derselben Bank will ich auf's Meer hinblicken, wo Sie den armen Roslin wiederfanden, wo sein verdüsterter Blick die fernen Fahrzeuge erspähte, will in demselben Boote mich rudern lassen, worin er mit so viel Verzweiflung im Herzen mit Ihnen umherschiffte. Mit einander wollen wir dort das arme junge Paar beweinen, und Georg, der arme, liebe Georg, soll vom Gestade eine Handvoll Muscheln und Steine zu ewiger Erinnerung mit hinweg nehmen.

Mein lieber, lieber Freund, wir durften vielleicht sehr glaubwürdig sagen, daß zwei Freunde die noch übrigen Tage mit einander vereint verleben wollen, aber ich denke, es wäre Alles unwahr, und fürchte sehr, daß zwei Liebende sich wiederfinden, und im Rausch einer noch jugendlichen Empfindung sich ewige Neigung und Treue geloben. So sei es denn — zwei Liebende finden sich, aber zwei Freunde wollen mit einander ausharren in Noth und Tod!

V.

Liebes-Duett.

Zweiundzwanzig Elegien

von

F. Gustav Kühne.

---

1. Der Gefangene.

Weckt mich nicht aus meinen Träumen,
Ach! der Schlummer ist so süß!
Und in goldgewirkten Säumen
Wogt und webt mein Paradies.

Was ich weiß — ich will's nicht wissen,
Was ich glaub' ist Seligkeit,
Und die Täuschung zu vermissen
Wär' mein tiefstes Herzeleid.

Nicht den Augen will ich trauen,
Dämmerlicht ist wundersüß;
Nicht in's Helle mag ich schauen:
Laßt mich still im Burgverließ.

Goldumsponnene Gitterstäbe
Schmücken meine Kerkerwand,
An dem Fenster schmiegt die Rebe
Sich hinauf zum Dachesrand.

Seht! so sitz' ich hier im Dunkeln,
Selbst den Himmel schau' ich nicht,
Aber Sterne seh' ich funkeln,
Und ich fühle Glanz und Licht.

Wenn sich meine Augen schließen,
Seh' ich nur ihr sanftes Bild;
Duft und Dämmerung umfließen
Meine Seele warm und mild.

II. Stille und Bewegung.

Der Gesträuche Balsamfluthen
Wogten durch die Gartenflur,
In der Sonne dunklen Gluthen
Schwamm und bebte die Natur.

Tief betäubt von würzigen Düften
Hängt der Kelch der Blume schwer,
In den angstbeklommnen Lüften
Regt kein Athem sich umher.

Müde von dem Sonnenwege,
Der sich nach dem Walde bog,
Standen wir im Laubgehäge,
Das die Wölbung um uns zog.

Und sie saß im grünen Schatten
Der nur wenig Kühlung gab,
Und die brennend heißen Matten
Schwiegen wie ein tiefes Grab.

Alles still. Auch mir im Herzen
Wogte stumm ein Feuerbrand,
Ob in Lust, und ob in Schmerzen,
War mir selber unbekannt.

„Himmel! welche Todtenstille
Drückt uns, sprach sie, denn so schwer!
Mitten in des Reichthums Fülle
Scheint die Welt mir plötzlich leer!"

Und sie sprang und hüpft' und lachte
Jubelnd in den Wald hinein,
Bis das Echo rings erwachte
Fern wie stille Bergschalmei'n.

Wo sie hinflog, wogte Regung,
Und ich haschte sie im Lauf;
Eine bebende Bewegung
Taucht' in allen Blumen auf.

Und die Geister in den Blüthen
Gaukelten aus ihrem Traum,
Und die Abendstrahlen glühten
Sanfter von dem Bergessaum.

III. Erstes Duo.

„Sag', was willst du, guter Schäfer?"
Sprach sie und entwand sich mir.
„Und gesteh' es, stiller Schläfer,
Wachst du oder träumst du hier?"

„Laß mich bei des Abend's Schwühle,
Deine Hand ist brennend heiß:
Warte bis zur Morgenkühle, —
Weiß ich doch schon was ich weiß!"

„„Du nur kannst die Gluth verscheuchen,
Lindern meiner Seele Pein!
Willst du mir die Hand nicht reichen:
Gönne mir's, Dir nah zu sein.

Schneeweiß glänzen deine Flügel,
Täubchenzartes Mädchenbild!
Wie der Wind vom Morgenhügel
Bebt dein Athem frisch und mild.""

IV. Ueberraschung.

Und sie bot der duftigen Wangen
Zarten, pfirsichweichen Flaum,
Und im drängenden Verlangen
Stand ich zitternd wie im Traum.

Ach! sie bot warum ich flehte,
Ihrer Huld beglückte Lust:
Plötzlich wie der Frühling wehte
Mir ihr Hauch aus tiefster Brust.

Kühlste Stille im Gemüthe —
Und nun plötzlich Hochergußl
Und der Lippen Kirschenblüthe
Wölbte sich zum Wonnekuß.

Warum zittern, warum beben?
Liebeshuld ist kurz und süß:

Wem's die Götter plötzlich geben,
Schaut das schönste Paradies.

Ach! ich sann und konnt's nicht fassen,
Daß das ferne Glück so nah, —
Und im tödtlichen Erblassen
Saß ich wie ein Bildniß da.

Meine Pulse hielten stille,
Und der Athem stockte tief,
Meiner Seele regste Fülle —
War es doch als wenn sie schlief.

Und sie bog sich rasch von hinnen,
Und ihr Lächeln wurde Schmerz,
Eine Perle sah ich rinnen
Und geschlossen war ihr Herz.

Ihre Perle lockte Fluthen
Mir aus der erwachten Brust:
Alle Bäche, die da ruhten,
Quollen auf zur Liebeslust.

Stürzt' ich auch zu ihren Füßen,
Ach! sie wandte still sich ab: —
Soll ich denn nun ewig büßen —
Ewig bis zum stummen Grab?

V. Abendfeier.

Wir saßen vom Laubdach tief umschirmt,
Der Himmel war rings von Wolken umthürmt,
Der Mond, er drückte die Augen zu:
Wir wünschten ihm 'ne gute Ruh.

Und mußte das Dunkel uns so umfließen,
So durften die Herzen sich frei ergießen:
Da haben wir manches uns gesagt —
Im Sonnenschein hätt' ichs nicht gewagt.

Es rollten die Locken vom schönen Haupt:
Wie ein Rosenbusch saß sie reich umlaubt.
Und wie ich geküßt die dunklen Locken,
Da wollt' es mich weiter noch verlocken!

Der Stern des Auges hält streng Gericht;
Doch ich schaute nicht mehr ihr Augenlicht.

Ich hörte der Nachtigall süßes Flöten —
Ich sah nicht mehr ihr stilles Erröthen.

VI. Duo.

Ach! du schaust mir in die tiefste Seele;
Sag' mir, Holde, was erspäht dein Blick?
Sahst du meine Tugend, meine Fehle —
Nimm was drinnen ist und gieb's zurück.

„O! ich sehe nur ein gährend Feuer;
Mensch, du bist nicht fromm; bist jäh und wild!
Tief im Innern ist dir's nicht geheuer,
Deiner Wünsche Maß ist unerfüllt."

Laß mich, Holde, drum noch länger schauen,
Gönne mir dein süßes Sternenlicht,
Das der dunklen Nacht geheimstes Grauen
Mit dem Strahl der Gnade still durchbricht.

„Weh, du Mann, vor deinem dunklen Blicke
Löst sich mir ein feuchter Thränenthau.
Ach! in unsrem trauten Liebesglücke
Wölbt sich uns der Himmel nicht mehr blau."

Laß uns doch die tiefste Nacht umdunkeln,
Wo nur Liebesschmerz und Kummer wohnt;
Wird kein Himmelsstern uns mehr umfunkeln,
Wandelt doch dein Auge drin als Mond.

„Dunkler Mann, ich sah Dich nimmer lächeln,
Ist dir ewiger Schmerz so eng vertraut?
Sprichst mir ja, daß Engel dich umfächeln,
Und doch wird die Freude niemals laut!"

Schau mir nur bis in mein tiefstes Leben,
Gönne mir's; und halte treu und fest,
Alles Nachtgeflügel wird entschweben,
Wenn du deine Sterne leuchten läßt.

VII. Sprach sie zu mir:

„Nein, du darfst dich nicht anklagen,
Du bist ewig warm und gut.
Meine Küsse dürfen's sagen,
Daß in dir mein Himmel ruht.

„Bist dein eigener Verräther,
Wenn die Lust durch Schmerzen bricht:
Hinter dem umwölkten Aether
Lacht der Sonne treues Licht.

„Nein, ich kenne dich im Glücke,
Kenne dich im tiefsten Harm,
Und ich weiche nicht zurücke
Vor der Nachtgespenster Schwarm.

„Deine dunkelsten Ergüsse
Waren lieb und treu und gut,
Deine fieberhaften Küsse
Brannten eine ewige Gluth.

„Zieh in Zweifel meine Scherze,
Ob es nicht bloß Täuschung war;
Aber trau' dem düstern Schmerze:
Schwermuth spricht nur treu und wahr."

VIII. Sprach ich wieder zu ihr:

Weib, du kennst ja alle Mächte,
Alle Träume rufst du wach,
Und die Wunder dunkler Nächte
Wechseln mit dem lichten Tag.

O so laß mit Wechseltönen,
Heilig süßer Melodien,
Um die Welten zu versöhnen,
Uns durch's weite Leben ziehn.

Alle Sphären zu durchfliegen,
Wundersamster Hochgenuß!
Streiten, sühnen — kämpfen siegen, —
Ewiger Fried' im ewigen Kuß!

IX. Unisono.

Ich bin nicht ich mehr, wenn ich dich erblicke,
Du bist nicht du mehr, schaust du mir in's Herz,
Und ach! in diesem süßen Wechselglücke
Zerfliegt die stille Seele himmelwärts.

Im Rausch der Liebe zähl' ich keine Stunden,
Im Rausch der Seele giebt es keinen Raum.

Vergangenheit und Zukunft sind verbunden,
Und Alles, selbst die Gegenwart, ist Traum.

Und ist es aus mit unsrem Traumesleben,
Auch jenseits finden wir nicht Raum noch Zeit,
Kein Ich, kein Du, — in Gottes Schooß entschweben
Wir Alle still in alle Ewigkeit.

Dort werden wir uns bald zurechte finden:
Wir wissen hier schon wie das All zerfließt,
Und wie die Leuchten dieser Welt erblinden,
Wenn sich das Herz dem Herzen tief erschließt.

X. Auferstehung.

All dies göttergleiche Leben,
Diese himmelstrunkne Lust,
Meiner Fibern heilig Beben,
Sonn' und Mond in tiefster Brust.

Meiner Wangen Glanzerröthen,
Meine Stirn so licht so hell,
Meiner Seufzer leises Flöten,
Meiner Thränen Freudenquell —

Sprich, gabst du mir alles dieses,
Maßest du so reich, so voll? —
Krone meines Paradieses,
Dir gebührt des Dankes Zoll.

Alle meine Geister schwiegen
Tief im Busen starr und todt:
Ich bin aus mir selbst gestiegen
Frei zum lichten Morgenroth.

Meine Kerker sind entriegelt:
Stumm sinkt meine Nacht hinab,
Meine Seele ist beflügelt
Und erlöst aus ihrem Grab.

Christus ist mir auferstanden,
Wie er stieg zum Himmelszelt,
Und aus meinen dumpfen Banden
Schweb' ich frei durch alle Welt.

XI. Metamorphose.

Sprach sie dagegen:

„Auch mir hast du den Erlöser gebracht;
Meine Seele lag tief in der Wiege,
Das Kind schlief still, — nun ist es erwacht,
Nun kennt es die Himmelsstiege.

„Wir steigen wol auf und niederwärts
Durch aller Welten Räume,
Es jubelt und weint und lacht das Herz
Und macht sich bunte Träume.

„Es blieb der Traum, obschon ich erwacht —
Wir wachen — und träumen doch immer;
Es schwand die Sabbathstille der Nacht
Mit ihrem Friedensschimmer.

„Es zogen wol Schmerzen in meine Brust,
Und früher kannt' ich nur Freuden,
Und doch! wer tauschte für stumme Lust
Der Liebe geschwätzige Leiden?

XII. Mußt' ich wieder reden:

O wundersamer Liebesrausch,
Wer faßt dein geheimstes Leben?
Unnennbar süßer Seelentausch,
Wie deine Zauber weben!

Du gabst dich mir, ich gab mich dir
Im Wechselspiel der Liebe,
Daß Lust und Leid nun für und für
In ewiger Eintracht bliebe.

Es brach dein stiller Kindertraum
Vor meinem Schmerz zusammen,
Und unsrer Freude Weihnachtsbaum
Steht doch in hellen Flammen.

XIII. Ziel des Lebens.

Alles strebt zum hellen Lichte
Und sinkt dann in seine Nacht,

Das Geschehene zum Gedichte:
Das ist seine Zaubermacht.

Was nicht Lied wird und Gedanke,
Wuchert hin und wuchert her;
Wie es sich auch mühsam ranke:
Eignes Sein erringt es schwer.

Aus des Chaos dunkler Gährung
Ringen sich die Stoffe los,
Und zur seligsten Verklärung
Lockt der Liebe süßer Schooß.

Alles sehnt sich zum Genüsse,
Das ist alles Strebens Ziel,
Und im innigsten Ergusse
Stirbt der Seele Dranggefühl.

Schwäne ziehn im ruhigen Gleise
Sanft vermählt und sehnsuchtsstill,
Und die Woge schmiegt sich leise,
Wunderseltsam tief und still.

Lauschend schweigt der Winde Kosen,
Bebend liegt die Welt im Traum,
Dunkler röthen sich die Rosen,
Und die Espe zittert kaum.

Ist das Freude? ist das Trauer? —
Schweig, ich weiß es selber nicht;
Das ist Liebesandachtschauer,
Das, Natur, ist dein Gedicht.

XIV. Sprach sie zu mir:

„Laß mich zittern, laß mich beben,
Aber zweifle länger nicht,
Daß ich mein geheimstes Leben
Dir geweiht zu süßer Pflicht.

„Lippen, Herz, und Mund und Wangen,
Und der Seele tiefster Schooß —
Eint mit dir sich im Verlangen;
Dich zu lieben ist mein Loos.

„Deine Zweifel können tödten —
Und doch wär' ich sterbend dein:
Sieht die Nacht nicht mein Erröthen,
Kann ich frei und offen sein.

„Du zerstörst mir meinen Himmel,
Mühst dich selbst in bittrer Qual, —
Jage fort dein Angstgewimmel,
Sei doch fromm und still zumal!

„Küss' ich dich, so muß ich zittern,
Denn dein Athem glüht und bebt:
Warum soll es denn gewittern,
Wenn die Sonn' uns hell umschwebt?

„Nasche doch vom Glück der Stunden,
Zukunft liegt mir viel zu weit:
Als ich dich, du mich gefunden,
Der Moment hat Ewigkeit."

XV. Nachtgeheimniß.

Andächtig lauschend, sinnend still versunken,
Als wenn ein ferner Geisterton mich rief,
Hab' ich am Liebesurquell tief getrunken,
Berauscht, betäubt, als wenn die Seele schlief.

Geheimnißvolles Licht! dein Sterngefunkel,
Ich sah es wogen leis' im Dämmerschein.
Es war mir hell im nächtlich stillen Dunkel,
Ein süßer Schauer floß durch mein Gebein.

So sind die Schranken alle denn entriegelt,
In's Bad des Lebens taucht' ich wonnescheu,
Der Räthsel räthselvollstes liegt entsiegelt,
Ein altes Wunder und doch ewig neu.

Ich glaubte sonst, die Welt sei dumpf verschwiegen:
Nun hat sie ihr Geheimstes ausgehaucht;
Den Schooß des Daseins seh' ich offen liegen,
In den sich meine Seele tief getaucht.

Nun weiß ich was den Lauf der Sterne zügelt:
O süß Empfängniß, heilig, wunderbar!
Nun weiß ich wie zur Brautnacht eng beflügelt
Gott und Natur verschmilzt auf immerdar.

XVI. Beschämung.

„Wer hat die Lippen dir entbunden?
Was sprichst du aus, du dunkler Mann!
Was ziehst du unsre Weihestunden
Zum lichten Tag der Welt heran?

„Das ist sonst ungesagt geblieben;
Selbst denken sollst du's nicht einmal.
Ach Himmel! einen Dichter lieben,
Welch' namenlose Herzensqual!"

XVII. Vorschlag.

Laß mich reden, dumpfes Schweigen
Sprengt des Herzens enge Kluft,
Willst du mir dein Ohr nicht neigen,
Schrei' ich's durch die weite Luft. —

Aber ach! sie senkt die Wimper,
Nimmt die Zitter, schmollt und lauscht:
Mach' dir doch ein still Geklimper,
Wenn mein Lied zu üppig rauscht.

Klimpre du auf deiner Leier,
Und ich singe laut und voll;
Das ist doppelt hohe Feier —
Hält uns auch die Welt für toll.

XVIII. Ewig?

„Ich soll's beschwören, ernstlich sagen,
Ob unser Glück ein ewiges sei?
O Faust, o Faust, mit deinen Fragen,
Mit deiner Spürkraft Grübelei.

„Soll denn die Rose ewig blühen?
Sie reift nur für den Augenblick,
Und wenn die Winde herbstlich ziehen,
So bleicht sie still und sinkt zurück.

„Sie fragt gar nicht nach Blüthendauer,
Selbst sterbend schwimmt sie im Genuß;
In der Erinnrung süßem Schauer
Da fühlt sie noch der Biene Kuß.

„Fühlt noch des Schmetterlinges Kosen,
Wenn Blatt und Blume schon verbleicht:
Das ist das Schicksal aller Rosen —
Und Liebe hat nie mehr erreicht."

XIX. Höchstes Glück.

Nenne mir der Augenblicke
Seligsten im Liebesharm!
Denk' an alle Zeit zurücke,
Wo wir ruhten Arm in Arm.

Welcher aller Hochgenüsse
Mag für uns der schönste sein?
War's der Wirbelhauch der Küsse?
War's der Sehnsucht Wonnepein?

War's wie du zum ersten Male
Mir in's tiefste Herz geschaut?
Oder mit dem Augenstrahle
Mir dein Seelenglück vertraut?

War's wenn unsre Adern glühten?
Oder in der Zweifel Noth,
Ob die Augenblitze sprühten
Leben oder Liebestod?

War's als durch den Thränenschleier
Sich dein Blick in Wehmuth brach?
War's die heilig dunkle Feier,
Als die Nacht still um uns lag?

O du tief geheimstes Beben!
Ich durchschwelgte oft dein Glück,
Aber Eins im Liebesleben
Kehrte niemals mir zurück.

Als du gabst warum ich flehte,
Stiller Blicke Zauberlicht,
Keuscher Morgenathem wehte
Um dein schüchtern Angesicht.

Zitternd reichtest du die Lippen,
Erster Neigung Stillgenuß —

Ach! es war nur scheues Nippen,
Reinster Liebe erster Kuß.

XX. Da sprach sie unwillig:

„O du undankbarer Wähler,
Der die Blüthe sich zerpflückt,
Und sich selbst ein ewiger Quäler
Seinen Liebestraum zerstückt.

„Du — mit deinem trunknen Herzen
Hast den Morgenhauch verscheucht,
Der in spielerischen Scherzen
Uns die Knospe still gereicht.

„Deine flügelschnellen Küsse,
Deiner Worte glühnder Wein,
Deiner Seele Fluthergüsse,
Deine drängend heiße Pein —

„Das sind alle die Verräther,
Die dein Erstlingsglück zerstört
Und den frischen Morgenäther
In den schwühlen Tag verkehrt.

„Ach! vom jungen Morgenhügel
Siehst du auf die Lerche ziehn,
Aber matt senkt sie die Flügel,
Fängt der Himmel an zu glühn.

„Schnell verstummt sind ihre Lieder,
Und sie taumelt niederwärts; —
Ach! so klammert mein Gefieder
Matt und krank sich an dein Herz!“

XXI. Lebewohl!

„Ich kann es länger nicht verhehlen —
Ja, wer die Wahl, hat auch die Qual,
Und dennoch will auch ich nun wählen
Die liebste Speis' am Liebesmahl.

„Ist Liebe reicher als das Leben? —
Ach! Leben zieht sich lang und weit,

Und Alles möcht' in Einem geben
Der Liebe Lust und Herzeleid.

„Die Liebe engt die fernsten Weiten,
Wie sie das Nächste tröstlich dehnt;
In Einem Blick ruhn Seligkeiten,
Die du auf Erden nie gewähnt.

„Was zart und groß, was fromm und düster,
Und was das Leben bunt umspielt;
Das wird in Einem Kußgeflüster
Der tiefsten Liebe durchgefühlt.

„Nun denn, ihr süßen Liebesflammen,
Der Welt verborgen, still und scheu,
Ich fass' euch alle noch zusammen,
Ich fühl' euch alle ewig neu.

„Und ob ich nun auch weinend scheide,
Doch schmeck' ich wie im ersten Glück
All meines Herzens Leid und Freude
Im letzten Kuß, im letzten Blick."

XXII. Der lyrische Dichter.

Schlußgedicht.

Er singt sich selbst, er giebt sich hin —
Und wär' auch Höll' und Himmel drin.

Er gab es was er heimlich barg:
Nun sitzt er stumm, nun sitzt er karg.

Ach! mit der Liebe starb sein Lied,
Ein kurzer Lenz hat ihm geblüht!

O furchtbar Loos! der Dichter ist todt!
Der Mensch ist immer noch frisch und roth.

O Nacht, Nacht! wende dich bald zurück,
O Leben! wiege sein dunkel Geschick.

Ach! innen todt und außen blind,
Er tappt umher, ein greises Kind!

Er hat die Ewigkeit geschaut:
Drum sind ihm alle Farben ergraut.

Er war im Glück ein Feuermeer,
Nun ist sein Hirn verbrannt und leer.

Er war im Glück ein Flammenstrahl,
Er schwelgte an dem Göttermahl:

Und nun — wer liebt, wer duldet ihn hier?
Er wankt, ein Bettler, von Thür zu Thür. —

Erbarmer der Welt, errette mich:
Ich lebte, liebte, litt für dich.

VI.

Die Höhle von Antiparos.

Von

Semilasso in Griechenland.

(Aus dessen zunächst erscheinendem Reisewerke.)

Der Morgen leuchtete mir im Hafen von Antiparos, die Ufer von Paros dicht vor uns, und rechts über viele kleine Inselklippen hinweg in einiger Entfernung Nio, das alte Jos, welches keine Tempel, keine Reste alter Kunst aufzuweisen hat, und dennoch von allen übrig gebliebenen Bergspitzen dieses untergegangenen Kontinents die merkwürdigste ist, wenn wir der Nachricht Glauben beimessen dürfen, daß auf ihr Homer seine unsterbliche Laufbahn beschloß. Auch wird diese Insel für die Schönheit und das affable Benehmen ihrer Weiber citirt.

Der Hauptort von Antiparos ist nnr ein unansehnliches Dorf, in welchem jedoch der Dinarch ein sehr gutes Haus bewohnt. Er selbst war in Athen, und wir wurden von seiner Frau, ihrer recht hübschen, etwas korpulenten Tochter, einer jungen Nichte und einem Verwandten des Hauses mit ehrwürdigem, weißen Barte, der noch die tür-

kische Kleidung alten Styles trug, empfangen. Diese Vergünstigung, einen Bart zu tragen, welches den Griechen im Allgemeinen verboten war, wurde dem Alten für geleistete Dienste vom Sultan persönlich verliehen, was in jener Zeit ohngefähr einem jetzigen Orden zweiter Klasse bei uns gleich gekommen sein mag. Die drei Damen hatten zu meiner Verwunderung die deutsche Sitte des Strickens angenommen, und jede derselben bearbeitete ihren Schicksalsstrumpf mit der Aemsigkeit der geschicktesten unsrer Kleinstädterinnen. Auch ihre Tracht war fast ganz Europäisch.

Nach dem Genuß der gewöhnlichen Erfrischungen, welche, der patriarchalischen Weise dieser Länder gemäß, dem Bauer, der uns hergewiesen, mit uns eingetreten war, und sich auch sans façon auf den gegenüberstehenden Divan niedergesetzt hatte, gleich uns von der jungen Nichte dargereicht wurden, — machte ich mich mit Theolog, sechs Führern und dreißig Wachslichtern sogleich nach der berühmten Höhle auf den Weg, die anderthalb Stunden vom Dorfe, am Gipfel eines der höchsten Hügel dieser Insel liegt. Der Ritt dahin gewährte wenig Interesse, denn obgleich Antiparos etwas grüner und vegetabilischer aussieht als Milo, so hat es doch eben so wenig Bäume und bietet daher einen nicht viel erfreulicheren Anblick.

Ich bemerke hier im Voraus, daß ich zufällig weder Tourneforts, noch Choiseuls, noch irgend eines Andern Beschreibung der Höhle von Antiparos gelesen habe, und folglich nur den Eindruck wiedergeben kann, den sie ohne alle vorgefaßte Meinung auf mich selbst gemacht hat.

Auffallend ist es, daß kein alter Schriftsteller der

Höhle von Antiparos, sonst Olearos, erwähnt, was vor-
aussetzen läßt, daß sie zu jener Zeit noch nicht entdeckt
worden war. Dennoch findet man die Reste einer, wie
es scheint, alten griechischen Inschrift an ihrem Eingang.

Sie ist ohne Zweifel die schönste und grandioseste ihrer
Art, die ich wenigstens gesehen habe, was jedoch nicht all-
zuviel sagen will, da mir sowohl die Wunderhöhle von
Corneal und von Adelsberg bei Triest, als die von Apfeleck
in Ober-Ungarn, und sogar die Baumannshöhle auf dem
Harz, sämmtlich bis jetzt unbekannt geblieben sind. Schon
der Eingang der hiesigen, vor dem sich ein geebnetes Run-
del mit einer kleinen Kirche und einer anmuthigen Aus-
sicht auf die nahen Inseln befindet, ist imposant, denn un-
ter einem hohen, weit vorspringenden Halbgewölbe bilden
bereits von außen in freier Luft kolossale Tropfsteinfigu-
ren, von denen die eine einer Statue, die andere einem
mit hieroglyphischen Zeichen bedeckten Thurme gleicht, das
Portal zum finstern klaffenden Munde dieses wahren Tem-
pels der Nacht.

Wenn man sich außer der gehörigen Anzahl von Füh-
rern, Lichtern und Stricken, auch noch mit zwei bis drei
Leitern, jede wenigstens von zwölf Sprossen versieht, kann
man die Höhle in ihrem ganzen Umfange, mit allen ihren
verschiedenen Sälen und Gemächern ohne Gefahr, ja so-
gar mit verhältnißmäßiger Bequemlichkeit besichtigen —
wenn man aber, wie wir, nur eine einzige morsche Leiter
mit sechs Sprossen, die, erst kürzlich reparirt, gleich im
Anfange wieder zerbrach, und nachher nicht mehr zu brau-
chen war, sich verschaffen kann, so ist die Unternehmung
nicht nur gefährlich, sondern in fast unerträglichem Grade

erschöpfend, weil Einem nichts übrig bleibt, als sich an zwölf bis sechszehn Fuß hohen, glatten Felsenwänden, blos mit Hülfe der Taue hinab- und hinauf zu helfen, was nur dem geübtesten Turner, wie den hiesigen Führern leicht werden mag. Im Mai dieses Jahres fiel ein englischer Schiffsarzt an einer dieser Stellen herab, und starb drei Tage darauf an den Folgen seines Sturzes. „Wenn das Kalb ersoffen ist, deckt man den Brunnen zu", sagt das Sprüchwort — doch hier ist man noch nicht einmal so weit gekommen, und der Gouverneur in Naxos, unter dem auch Paros und Antiparos stehen, hat weder vor noch nach dieser traurigen Katastrophe je daran gedacht, die weltberühmte Höhle zugänglicher zu machen, obgleich so viele Fremde sie fortwährend besuchen, und die ganze Sache mit höchst geringen Kosten auf das Leichteste zu bewerkstelligen wäre.

Die mannigfaltigen Gewölbe, welche die Höhle in sich schließt, sind von großer Ausdehnung und Höhe, und die Form der Stalaktiken von überraschender Abwechselung. Kannelirte und glatte Säulen, prachtvolle Draperieen von der größten Ausdehnung, Thiere, und Sitze in seltsamen Formen, über denen Schwerter und Lanzen herabzuhängen schienen, und andere barokke Gestaltungen sind häufig. Man zeigte mir auch den Altar, auf dem der Marquis de Nointel eine Messe lesen ließ, und den Namen unsres Herrn Christus eingeschrieben hat, neben welchem sich seitdem Tausende von Schächern, in Bleistift, Farbe und eingemeißelter Schrift zu verewigen suchten; am Ende hat ein Franzose auch noch den Namen einer von ihm verehrten Jungfrau hinzugesetzt: „Helene

Tacher, l'incomparable femme!" ein belustigender Schweif des Ganzen.

Was auf mich den stärksten Eindruck machte, war ein wohl 50 bis 60 Fuß hohes weites Gewölbe, über 100 Klaftern tief in den Eingeweiden der Erde, dessen wundersame Decke fallendem Schnee glich. Darunter glaubte man glänzend weiße Eisblöcke wild übereinander geworfen zu sehen, in deren Zwischenräumen ich jetzt meine Lichter so aufstellen ließ, daß man diese selbst nicht, sondern nur den Schein, den sie von sich strahlten, gewahr werden konnte. Diese Beleuchtung wirkte um so magischer, da gegenüber sich ein dunkler, wie mit Schuppen überdeckter Vorhang hinzog, von dem, obenherab aus dem Gestein dringend, eine schwarze Riesenfaust nach den schimmernden Eisklumpen unter ihr langen zu wollen schien.

Ich brachte ungefähr eine Stunde in der Höhle zu, wo eine heiße Stickluft herrschte, welche die Fatigue des Durchkletterns noch vermehrte. Zum Unglück hatte ich überdem, mit meiner gewöhnlichen Distraktion, früh ein Paar Stiefeln mit großen englischen Anschraubesporen angelegt, die während des Reitens zwar noch nützlich waren, aber, da ich sie beim Eintritt in die Höhle, trotz aller Mühe, nicht los zu machen vermochte, mich in dieser nicht wenig inkommodirten, abgerechnet die Lächerlichkeit, gewiß der erste zu sein, der die halsbrechende Grotte von Antiparos mit langen Sporen bestieg. Auch bedurfte ich, als ich in Schweiß gebadet an das goldene Tageslicht wiedergekehrt war, einer langen Ruhe, ehe ich mich disponirt fühlte, den Rückweg nach dem Dorfe anzutreten. Theolog hatte schon bei der ersten schwierigen Stelle alle Neugier

verloren weiter vorzudringen, und sonnte sich, seinem Beruf gemäß, vor der Kirche, wo er erklärte: „diese Höhle sei bereits ein Vorschmack der Hölle." Einer der Führer neckte ihn deßhalb, lobte dagegen meine Ausdauer, und schloß, sich gegen mich wendend, mit dem seltsamen Compliment, daß, da ich so rüstig in die Vorhölle hinabgestiegen sei, ich auch gewiß ohne Schwierigkeit in die wirkliche gelangen werde. Es scheint, als wenn dieser Hellene mehr antike als christliche Notionen von der Unterwelt in sich aufgenommen hatte.

Man erzählt von Lord Byron, daß ihm bei seinem Besuch der Grotte die Lichter darin ausgingen, und verbindet damit die Idee einer großen Gefahr. Dies ist aber irrig; denn die Höhle ist kein Labyrinth, und jeder der Führer findet den Ausweg so gut im Dunkeln, wie mit Lichtern, deren im schlimmsten Falle auch immer binnen einer Stunde frische leicht herbeizuschaffen sind. Alle Noth würde sich daher blos darauf beschränken, diese Zeit über in der Finsterniß verbleiben zu müssen, einer romantischen Situation, die, wenn sie wirklich statt gefunden, Lord Byron ohne Zweifel Gelegenheit zu einem schönen Gedichte mehr gegeben haben würde. Besuchte man aber die Höhle gar in Gesellschaft einer Dido, so müßte ja ein ähnlicher Unglücksfall nur noch anziehender werden, gleich den Zwischenakten bei den Ombres chinoises, wo Niemand sich über die eintretende Dunkelheit beschwert.

Ohngeachtet meiner Müdigkeit ging ich den größten Theil des Rückweges aus Ungeduld zu Fuß, weil die kleinen Esel, die wir im Dorfe gemiethet hatten, die Faulheit, welche ihr Geschlecht characterisirt, in einem so unbe-

siegbaren Grade besaßen, daß kein Züchtigungsmittel ihren Schneckenschritt zu beschleunigen vermochte.

Die Frau des Dinarchen bot mir, als wir wieder in ihrem Hause anlangten, gastfreundlich dieses zum Nachtlager an, doch zog ich meine größere Bequemlichkeit auf dem Schiffe vor, wo wir die Nacht wegen eines drohenden Gewitters und Sturmes, die sich schon durch fernes Wetterleuchten ankündigten, im sichern Hafen verblieben. Die Matrosen hatten sich unterdessen mit Fischen beschäftigt und eine so große Anzahl gefangen, daß wir, wenn auch nicht Dreitausend, doch wenigstens Alles, was sich auf dem Schiffe befand, damit sättigen konnten. Dies war uns aber um so willkommener, da in dem elenden Antiparos nicht die geringste Provision hatte aufgetrieben werden können.

VII.

Literaturblätter.

1.

F. G. Kühne's Klosternovellen und Charaktere.

Keine Literaturzeit hat soviel über sich selbst radotirt als die neueste, die vielleicht jetzt ihre Flegeljahre überstanden hat, um sich aus unruhigen Jünglingsträumen in ein thatsächliches Wirken überzubilden, und die Ideale, die sie stürmisch dem Leben abgefordert hatte, wenigstens in wesenhaften und inhaltsvollen Schöpfungen verbluten zu lassen. Denn ohne Verbluten geht es in unserer Epoche nirgend ab! Die Literatur, welcher seit 1830 die Flügel ebenso sehr gewachsen als verstaucht sind, wird ihr zwitterhaftes Verhältniß zur Nation nicht eher bessern können, als bis sie anfängt, der Nation Etwas zu geben anstatt ihr beständig zu nehmen, sie zu erquicken durch das neue und frische Blut, das Gestalt wird, anstatt sie damit erfolglos zu prickeln! Durch ein bloßes gereiztes Anstaltenmachen zur Literatur, wo jede kleinliche Persönlichkeit von

ihrer Hühnerstiege herab uns vorkräht, was sie Alles thun will und was Alles gethan werden müsse, durch diese eitle und thatenlose Selbstbespiegelung ohnmächtiger Naturen, die nur von denjenigen Dingen plaudern und prahlen, die ein wahrhaft strebender Geist in der Stille seiner Werkstatt als Mauerkelle und Hammer unter seinem Tisch liegen hat aber nicht schon für das fertige Gebilde selbst ausgiebt, durch diese Charlatanerie unserer Literaturmacher hat sich seit mehreren Jahren die Gefahr gezeigt, eine Literatur entstehen zu sehn, die eigentlich nur noch für die Literaten selbst von Interesse und Wirkung sein kann. Und auch dies nur in einem höchst krämerhaften und kleinbürgerlichen Sinne! Es sind aber Productionen nöthig, durch welche die deutsche Literatur wieder von dem Handwerksgeist unserer kleinen Literaten-Innungen abgelöst und zu einer Sache des Publikums gemacht wird! Denn wie kann eine Literaten in lebendige Wechselwirkung mit den Nationalinteressen treten, wenn sie den Weg zum Herzen der Nation nicht zu finden versteht, sondern, krankhaft in sich selbst wuchernd, nur ein entlegenes Winkeldasein, ein bettelhaftes Kneipenleben sich fristet? Wenn ein bekannter Spitalvater der neuesten Literatur vor einer solchen Literatenexistenz als „Lebensberuf" gewarnt hat, so kann man ihm darin wahrlich nur Recht geben, und muß nur bedauern, daß diesem Mann der sich entwickelnde höhere Begriff des literarischen Standes in Deutschland, der in seiner geistigen und moralischen Würde selbst seine verachtete Stellung im heutigen Staatsleben siegreich überdauern wird, so gänzlich unbekannt geblieben ist! Es liegen in unserer Zeit hochbedeutende Kräfte zu Tage, und

wenn sie noch mehr als ein unglückliches Conglomerat von Fähigkeiten daliegen, denn als eine gesunde und daseinskräftige Organisation, so ist die Widrigkeit dieser Zeit davon Ursach, daß es den besten Kräften so schwer gemacht wird, sich zu organisiren! Wenn aber die Literaten selbst fortfahren, bloß die Schlechtigkeiten ihrer armseligen Persönlichkeit in die Literatur zu übertragen und daraus Literatur zu machen, so wird ihre größte Strafe die sein, daß die Nation nichts von ihnen weiß, und daß sie, ohne gelebt und gewirkt zu haben, an dem Schmutz ihres eigenen selbstschänderischen Egoismus ersticken! Das Normalbild dieser modernen Literaturschlechtigkeit ist gegenwärtig ein hamburger Journal, in dem ein Schriftsteller, von dem man früher schönere und edlere Hoffnungen hatte, die neueste Phase der Entwickelung seines Geistes oder vielmehr nur seines menschlichen Charakters beschreibt. Er, der früher durch Schöpfungen, die weniger unreif, als vielmehr falsch und plump berechnet waren, die Zeitideen compromittirt und beschmutzt hatte; der durch ein heilloses Straßenausschreieen von Gedanken, die in der Stille des Geistes gepflegt und gezeitigt werden mußten, die Verfolgungen der Polizei auf die Literatur herabgerufen; den man dann in seinem Unglück und seiner Hinfälligkeit schonte und liebte, um ihn nicht gänzlich verkümmern und vereinsamen zu lassen, obwohl durch ihn die neuesten Literaturtendenzen mit der schwerabzuschüttelnden, weil lächerlichen, Kategorie des jungen Deutschlands beladen worden waren; er, statt nach diesen Kinderwirren endlich ein Mann zu werden, zeigt sich, eine kleinliche und gehässige Literatenkrämerei treibend, von Neuem bemüht, dem Publikum

seine Sympathie für die Literatur zu verleiden und ihm, statt Erquickung und Inhalt, das Schauspiel einer Polemik zu liefern, die so ekelhaft und principlos ist, daß nicht einmal Diejenigen, welche sie persönlich betrifft, daran Antheil nehmen werden, vielweniger das Publikum, welches sich mit Verachtung von diesen Ausbrüchen einer verzweifelnden Niedrigkeit abwendet!

Ist das Literatur? Dies schlechte Treiben, welches nicht gefährlich ist, weil es in sich selbst verdirbt, mußte doch hier erwähnt werden, um allen Zusammenhang dieser bloß aus persönlicher Nothdurft erzeugten Unliteratur mit der wahren, strebsam sich fortentwickelnden, die Nation suchenden Literatur in unserm deutschen Vaterlande öffentlich abzuweisen. Denn sie hat in der That nichts mehr mit ihr gemein, weil sie sich so schimpflich in ihren kleinlichen Interessen isolirt hat. In einer Zeit aber, wo Männer wie Varnhagen von Ense, Kühne, Anastasius Grün, H. König, Julius Mosen, Rückert, Lenau, Rosenkranz, Gans und noch sehr viele Andere in einem beständigen literarischen Hervorbringen begriffen sind, kann das Schicksal der neuesten deutschen Literatur zum Heil der Nationalbildung und zur Herausförderung des wahren Fortschrittes keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Unter diesen sonnigen Gestalten unserer Literatur, denen ich mich hier aus wahrem Herzensbedürfniß zuwende, und die ich am innigsten in einer bestimmten Gegenseitigkeit zum deutschen Publikum erblicke, liefert mir diesmal Kühne, durch die vier Bände seiner neuerschienenen Schriften (Leipzig, bei Engelmann 1838.) den erwünschtesten Stoff, um daran diejenige Art positiver Wirksamkeit, welche im gegenwärti-

gen Augenblick unserer Literatur so ersprießlich und heilbringend ist, hervorheben zu können. In Kühne hat sich die ächt menschliche und humane Seite unserer Literatur wohlthuend herangebildet und es ist durch die gediegene Einfachheit seines Verhältnisses zum Publikum mehr Bedeutsames gefördert worden, als durch alle die überreizten Anstalten, die Andere scheinbar zum Heil der Literatur, aber im Grunde nur zur Befriedigung ihrer Eitelkeit gemacht haben. Er hat das Auge fest und unverwandt auf ein höchstes Ziel der Verbesserung der heutigen Weltlage gerichtet, und versteht dabei in seinen gründlichen Anschauungen der Zeit zugleich durch Humor und Tiefsinn dasjenige Behagen um sich her zu verbreiten, welches immer mit einer geistigen und seelenhaften Fülle des Inhalts verbunden ist, selbst wenn Schmerz und Zorn sich hineinmischen müssen. Dadurch ist Kühne einer durchgreifenden Wirksamkeit am nächsten gekommen, indem er durch seinen geschmeidigen Geist den heutigen literarischen Verhältnissen Erquickung zuzuführen bemüht war und die Sympathieen der Nation für das Bestreben der literarischen Jugend zu erwecken suchte, während Andere, wie der unglückliche Gutzkow, von der Meinung ausgingen, daß man das Publikum ohrfeigen müsse, um ihm die höheren Zeittendenzen beizubringen!

Diesen reinen und wohlthuenden Charakter, der in dem Inhaltsvollen und Sachgemäßen seiner Thätigkeit beruht, hat Kühne in den letzten Jahren besonders in einer Reihe von Kritiken und literatur- und weltbeschaulichen Aufsätzen an den Tag gelegt, welche jetzt unter dem Titel: „Männliche und weibliche Charaktere" gesammelt

und überarbeitet erscheinen. Jemehr man durch den naßkalten Notizenkram unserer heutigen Journalistik davon entwöhnt ist, bei der Kritik einen Genuß zu suchen, um so belohnender wird man es finden, wenn man sich hier in zusammenhängender Lectüre an den guten kernhaften Geist und das schöne Gemüth, woraus Kühne's kritische Skizzen gewebt sind, hingeben kann. Diese Darstellungen umschreiben und verherrlichen zugleich einen großen Theil der heutigen Bildungsstoffe, welche am meisten bei der Gestaltung der neuesten Literatur und des gegenwärtigen deutschen Lebens mächtig gewesen. Der Verfasser entfaltet dabei vorzugsweisen Beruf, sinnverwandt jene weiblichen Gestalten zu würdigen, die durch ihre hervorleuchtende Erscheinung in unserer Zeit ein so eigenthümliches und in alle Fragen der Gesittung und Bildung hineinreichendes Interesse erregt haben. Seine Aufsätze über Bettina, Rahel, Charlotte Stieglitz beweisen durch sich selbst und durch die ganze Anregung, in die man dabei ein so begabtes Individuum, wie den Verfasser, gerathen sieht, welche neue und fruchtbare Beziehungen des Gemüths- und Culturlebens an diesen Frauen entstanden sind. Es konnte nicht fehlen in Deutschland und in einer Zeit, wo sich Alles trübt, daß man auch diese schönen Offenbarungen weiblicher Charaktere aus falschen Gesichtspunkten angefeindet hat, indem man ihren Erklärern, wie Kühne und Andern, Schuld gab, eine eigene Schule von Grundsätzen und Richtungen daraus gründen zu wollen. Beschränkte und triviale Köpfe, denen das Unheil der vielen Winkeljournale eine Existenz bereitet, haben sich neuerdings auf die Consequenzmacherei in der Literatur gelegt,

über die im Denken überhaupt Hegel schon die treffendste Bemerkung gemacht hat. Diese Consequenzmacherei hat namentlich dazu beigetragen, die Ansichten von der sogenannten Emancipation der Frauen, mit welcher sich schon der zum alten Deutschland gehörige Hippel beschäftigte, zu einer Lächerlichkeit zu verdrehen und dem literarischen Marktpöbel Belustigung daran zu gewähren. Ein schriftstellernder Komödiant hat in Berlin diese Emancipation der Frauen auf die Bühne gebracht und uns dadurch gezeigt, welche verkehrten Vorstellungen sich der gemeine Haufen von dieser neuerdings in Bewegung gesetzten Frage, die unserer Zeit zur Ehre gereicht, gemacht hat. Die Emancipation der Frauen ist nichts Anderes als die höhere Anerkennung des weiblichen Lebens in seiner eigenen Gränze, und daran hat die Geschichte selbst von alter bis auf die neuere Zeit in Fortgestaltung des ganzen Culturlebens sichtbar gearbeitet. Einige dagegen haben sich in besserer Meinung falsche Vorstellungen von dieser Frage geschaffen, und indem sie mit jener Consequenzmacherei nur die Spitzen der Thorheit daran herausfassen, verlangen sie, daß man beständig die thörichten und unpraktischen Consequenzen dieser großen Angelegenheit vertreten solle! Der größte Theil der Schriftsteller, welche heut schreiben, sind an Leben und Wissen so arme Leute, sie sind so sehr an die klägliche Scholle ihrer eigenen Persönlichkeit festgebunden, daß man es ihnen in ihrer Unkenntniß aller Geheimnisse der menschlichen Seele nicht verargen kann, wenn sie in ihren Kritiken Das als Unnatur ausschreien, was höhere Natur und Wirklichkeit ist, denn was wissen sie, die nur sich selbst kennen, von Welt und Wirklichkeit,

Ideal und Natur? In den Dunst ihrer Schreibstuben, welche ihre Gränze und ihr Gesichtskreis sind, kann eine Göttin eintreten und sie werden dieselbe wie eine Küchenmagd abfertigen. Ein anderer Schriftsteller, der für den eigentlich schlimmen Kopf des jungen Deutschlands gegolten, und der früher das unselige Buch geschrieben, in welchem er Religion und Scham aus der weiblichen Natur auszurotten strebte, beweist sich jetzt wenigstens darin consequent, daß er sich neuerdings, mit Menzel rücksympathisirend, zu einer seiner würdigen Verlästerung der weiblichen Natur und der auf ihre Verherrlichung gerichteten Bestrebungen mit jener schwerfälligen Bosheit, die ihn auszeichnet, gewendet hat. Doch kehren wir uns ab von dieser ekelhaften Perfidie, in welche man heutzutage so leicht die literarischen Charaktere umschlagen sieht, und betrachten wir die reinen, edlen und tiefsinnigen Darstellungen, welche Kühne von diesen weiblichen Gestalten gegeben hat! Hier haben wir jenes ausgezeichnete Verständniß der Individualitäten, das überall den lichten Kern des Wesenhaften herausschält, und mit hingegebener und scharfsichtiger Liebe an den persönlichen Ergebnissen die allgemeineren Beziehungen entwickelt, ohne daß es dem Verfasser einfällt, sogenannte Parteifragen daraus zu gestalten oder zu unterstützen, es müßte denn Das Partei genannt werden, was eine durch den reinen Gedanken bestimmte Ansicht und Perspective ist! Wie gut eine solche Natur des liebenswürdigen Kritikers zugleich damit bestehen kann, allen Anforderungen der Männlichkeit in dieser Zeit das Wort zu reden, beweist, in Urtheil und Hingebung, sein Verhältniß zu Shakspeare, das er in dem

inhaltsvollen Aufsatz „Shakspeare als Mensch und Lyriker" an den Tag gelegt hat. Hier wird die männliche und weltbeherrschende Natur des größten Dichters, die siegreiche Zeugung des gewaltigen Lebens, das in der schärfsten Wirklichkeit die höchste Dichtung und in der Dichtung die höchste Wirklichkeit entfaltet, jene tapfere und unendlich praktische Schaffenskraft, die spielend, zürnend und tobend alle ihre Ideen sogleich in Gestalten zur Welt bringt, mit einem Wort, hier wird die wahre Männlichkeit, die unter allen Dichtern am mächtigsten in Shakspeare aufgetreten, zur erschöpfendsten Würdigung gebracht. Auch in alle Verirrungen der männlichen speculativen Natur und in deren geheimes aber großartiges Unglück wirft Kühne einen durchdringenden Meisterblick in seiner Skizze Shelley's, die in dieser Sammlung größtentheils neu erscheint. Anmuthig sticht dagegen ab Kühne's Vorliebe für die Blüthen der neuesten Lyrik, und dies Ergehen sagt einem weichen und elegischen Element in ihm selbst zu, das an sich manches Schöne hat, obwohl im Ganzen die heutige Welt zu schlecht ist, um sich in ihr dem Glück der heiligen Wehmuth überlassen zu können, man müßte denn schon bereit sein, sich von ihr zurückzuziehn. Bemerkenswerth ist auch der Dialog: „über den Anfang im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein;" in den hier dialektisch ausgemalten Stimmungen, Widersprüchen und Entwickelungen strebsamer Jugendgeister hat man ungefähr einen Abdruck von den Elementen, aus denen sich die neuesten Literaturbestrebungen in dieser Mischung von Philosophie, Poesie und Liberalismus, erhoben haben. Man ist ziemlich einig darüber, daß die Productionen, welche in letzter

Zeit auf diesem Bildungsgrunde geschahen, bedeutsame Anregungen genug für die Gegenwart gegeben haben und deshalb etwas Nothwendiges für unsere Zeit waren. Eben so nothwendig ist es aber auch, nicht dabei stehen zu bleiben.

Kühne giebt uns in seinen Klosternovellen einen schönen Beweis von der Fortbildung und künstlerischen Ausgestaltung seiner Natur, und wir begegnen ihm hier vorzugsweise auf dem Gebiet der rein poetischen Hervorbringung, die, ohne sich von den Bedürfnissen der nächsten Zeitentwickelung abzuwenden, derselben jedoch mehr durch feste und bedeutsame Gestaltung, als durch die Debatte und die Reflexion zu dienen sucht. Es ist ihm gelungen, das Kunstwerk davor zu sichern, daß es nicht als ein bloßer Nothbehelf für die Debatte dastehe, sondern um seiner selbst willen als ein eigenthümliches und genießbares Dasein heraustrete. Der Gefahr, daß unsere Literatur sich gänzlich in Journalistik und Debatte auflösen werde, hat er seinerseits durch ein tüchtiges Werk begegnet, das vor allen Dingen seine Angel- und Haltpunkte in sich selbst sucht, und überall nach einer künstlerischen und gestaltenklaren Durcharbeitung trachtet. Diese letztere ist, vielleicht nur einige Partieen in der ersten Novelle des ersten Theils ausgenommen, in einem hohen Grade geglückt, und an Reinlichkeit, Zierlichkeit, Abrundung und Geschlossenheit der Darstellung dürften die Klosternovellen schwerlich durch irgend ein anderes Product der neuesten Zeit übertroffen werden. Das Wesentliche an dieser Dichtung ist jedoch der welthistorische Geist, in dem sie empfangen und gedacht worden, und der, als höherer Werkmeister ei-

ner neuen Lebenspoesie, darin überall zum Durchbruch zu kommen strebt, obwohl man vom ersten Anlauf noch nicht das Erreichen des Ziels begehren darf. Kühne hat namentlich im zweiten Theil seiner Klosternovellen die vollendetsten Zeichnungen historischer Gestalten und Verhältnisse gegeben, doch stehen diese, namentlich die meisterhaften Figuren Heinrichs IV. und Sully's, noch zu abgetrennt von dem eigentlich poetischen Kern des Ganzen da, und überragen ihn, anstatt sich mit ihm zu verschmelzen. Die neueste Literatur hat ohne Zweifel das Verdienstliche, daß sie in Kritik sowohl als in Production vorzugsweise welthistorisch zu wirken gesucht hat, und sie bedarf zu dieser Wirkung auf die Nation keineswegs der historischen Figuren, Namen, Daten und Jahreszahlen, sondern das geschichtliche Leben, das sie erzeugen und auf dem sie beruhen soll, muß schon in dem Geist, aus dem sie schafft, in ihren Ideen und Richtungen sich vollbringen, sonst bleibt es, bei allen historischen Namen, dennoch ein Todtes und Ungeschichtliches. Der weltgeschichtliche Geist in der literarischen Production ist daher heutzutage das Hauptsächliche, und es kommt darauf an, diesen Geist in künstlerischen Gestalten zur Anschauung zu bilden. Die Gefahr, bei solchen Darstellungen in die Zwittergebilde der glücklich überstandenen historisch-romantischen Affectation und der walterscottischen Decorationsmalerei wieder zurückzufallen, und dabei mit den Herren Tromlitz und Bronikowski zu concurriren, kann eben nur durch die ideelle Gewalt des welthistorischen Geistes, der die Dichtung beherrschen muß, vermieden werden. So vertiefte schon Tieck den historischen Roman in seinem Aufruhr in den Cevennen durch

ideelle und psychologische Motive und brachte dadurch ohne Zweifel eine höhere Gattung hervor. Kühne befindet sich auf demselben Wege, und begegnet sich in seinen Klosternovellen aus der historischen Vergangenheit her mit den nächsten Fragen der Gegenwart, die den Widerstreit von Welt und Kirche in sich tragen. Die Ideen des Jesuitismus, die er darin entwickelt, sind in einem großartigen Sinne dem innersten Leben der modernen Weltgeschichte abgewonnen. In seiner Behandlung des Katholizismus hat er vielleicht etwas zu viel von jenen weichen und elegischen Elementen seiner Natur abgesetzt, deren liebenswürdigem Andringen man aber schwerlich gram werden wird, denn es hat sich die zarteste und innigste Poesie dabei entfaltet. Es ist in unserer Zeit freilich wichtiger, selbst Geschichte zu machen, als die alte zu reproduciren, aber dieser bedeutsamen Art der Reproduction wird man wohl die Geltung in keiner Beziehung streitig machen können. Ich verweise auf eine ausführlichere Besprechung dieser Novellen und der dabei angedeuteten Fragen in meinem nächstens erscheinenden größeren Werke: „Die Literatur der Gegenwart, größtentheils aus persönlichen Erlebnissen geschildert.“

Dresden, 1838. Th. Mundt.

2.

Niebuhriana.

(Fortsetzung.)

10.

Zu den Merkwürdigkeiten, die seit kurzem in Betreff Niebuhr's an den Tag gekommen, und besprochen wor-

den sind, gehört auch ein Brief Niebuhr's an Ernst Münch, in des letztern „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien." Der Brief ist aus Bonn vom 25. Juli 1827 und entschuldigt den Schreiber, dem Empfänger nur so wenige Mitwirkung zu dessen damals gewünschter Anstellung in Preußen versprechen zu können. Die Art der Entschuldigung ist sonderbar, und wirft manches Licht auf Niebuhr's Karakter, der in letzter Zeit so widerstreitend beurtheilt worden. „Ich habe — schreibt er — nicht allein im Staate nichts zu sagen, sondern das Ministerium scheint es sich zur Regel zu machen, meine Empfehlungen nicht zu beachten, so wenig als meine Warnungen gegen verkehrte Maßregeln und Wahlen." Wie so will denn — hört man fragen — Hr. Niebuhr im Staate etwas zu sagen haben, dessen öffentlichen Dienst er verlassen hat, und in welchem seine Stellung nur noch die eines Gelehrten ist, der Vorlesungen hält? Wie so will er das Ministerium verpflichten, die Empfehlungen so geflissentlich zu beachten, die Warnungen so besonders zu befolgen, die ein hiezu höchstens bittweise Berechtigter, und wenn auch sonst wohl Einsichtiger, doch zugleich höchst Einseitiger und in vielen Fällen Unkundiger, ihm zugehen läßt? „Verkehrte Maßregeln und Wahlen" hätten wohl am meisten aus jenen Empfehlungen hervorgehen können, behaupten wohlunterrichtete Staatsmänner. Ueberdies liegt in obiger Klage nicht nur die anmaßlichste Eitelkeit, sondern auch eine Unwahrheit. Vielfältig ist auf Niebuhr's Empfehlungen Rücksicht genommen worden, namentlich ist die Berufung Hegel's nach Berlin lediglich auf Niebuhr's Erinnerung und Empfehlung geschehen, wiewohl er selbst, kann man

behaupten, kaum wußte, welchen Werth und welche Bedeutung diesmal seine Empfehlung hatte; seine Freunde haben später oft genug darüber geseufzt! In dem Briefe heißt es dann weiter: „Ein höchst beklagenswerther Einfluß, der von bösartigen Intriganten, durch einen leeren und oberflächlichen Menschen, der es wohl nicht böse meint, auf Andere, allzu leicht Stimmbare geht, ist Männern, wie Sie, entschieden zuwider." Darauf räth er ihm den armseligen Versuch, den Herrn Minister durch die Dedikation eines Buches zu gewinnen! Zugleich verbittet er sich aber die ihm selber zugedachte Dedikation, weil diese bei der Behörde mißdeutet werden könne. Wie quält sich Niebuhr doch mit falschen Vorstellungen von der Wichtigkeit des Hasses, die ihm aufliege, von der Eifersucht, die man ihm hege! Nur der eitle Wahn, der seine Ansprüche in fremde Eifersucht kleidet, ist in allem diesen offenbar. Wollte jemand noch an dieser Eitelkeit zweifeln, so wird ihn der nächste Absatz des Briefes belehren, wo es heißt: „Wenn Sie mir übrigens, öffentlich oder privatim, schreiben, nennen Sie mich nicht mehr Excellenz! ich mache keinen Gebrauch von den Distinktionen, woran dieses Prädikat hängt, welches mit dem Verhältniß eines Privatdozenten an einer Universität nicht harmonirt." Der Unkundige muß aus dieser sonderbaren Wendung herausdeuten, Niebuhr verzichte aus Bescheidenheit auf jenes Prädikat, welches ihm in der That zukomme; was will das anders heißen: „Ich mache keinen Gebrauch von den Distinktionen, woran dieses Prädikat hängt?" Aber Niebuhr hatte nie die geringste Befugniß zu jenem Prädikat, und hatte nie solche Distinktionen, an denen es hängt! Er war

Geheimer Staatsrath und Gesandter gewesen, an welchem Titel und Amt in Preußen die Excellenz niemals gehangen hat. Dies wußte auch Niebuhr, der Vielwissende, sehr gut. Kam es ihn zu sauer an, gradezu Hrn. Münch zu sagen: „Ich bin es nicht," und gebraucht er darum jene künstliche, verdrehte Wendung? von der auch Hr. Münch sich vollkommen täuschen ließ, und wahrscheinlich noch getäuscht ist, denn ohne die Voraussetzung, Niebuhr habe ein Recht auf die Excellenz gehabt, hätte Hr. Münch diese Stelle, welche seinen verehrten Gönner so arg bloßstellt, gewiß lieber im Druck weggelassen! —

11.

Als der König von Preußen im Jahre 1822 Rom besuchte, war natürlich sein Gesandter bei Besichtigung und Erklärung der dortigen Merkwürdigkeiten besonders mitthätig. Doch war sein Eifer ungeschickt und daher oft lästig. So erklärte er immer ausführlich, was die Sachen nicht seien, und oft kam es gar nicht dazu, daß man erfahren hätte, was sie denn in Wahrheit seien. Bei dem Gefängnisse des Jugurtha hieß es gradezu, man solle doch die alte Frau rufen, die den Ort zu zeigen pflege, denn Niebuhr vergesse ja über seine gelehrten Abhandlungen grade alles, was man wissen wolle. Natürlich war Niebuhr sehr mißvergnügt, nicht besseres Gehör zu finden, und er beschuldigte zunächst den General von Witzleben, ihm diese Ungunst zu verursachen. Bald bekam er aber noch einen andern Anlaß, gegen diesen General zu ergrimmen. Man hatte Tivoli besucht, und sich vielleicht etwas lange aufgehalten, daher die Rückfahrt rasch an-

geordnet wurde, und jeder, wie es sich grade fügte, in den vorhandnen Wagen eilig Platz nahm. Niebuhr kam zufällig als einer der Letzten mit Jemanden aus dem Gefolge in denselben Wagen, und nachdem er den Stand und Rang des Mannes erfahren, glaubte er sich in seiner Würde tief beleidigt, daß ihm keine höhere Gesellschaft zugeordnet worden. Sein Grimm hielt sich schon unterwegs nicht zurück, und stieg aufs höchste, als er so durch die Straßen von Rom fahren mußte, in dem letzten der Wagen, und in solcher Begleitung. Wüthend wandte er sich an einen bedeutenden Herrn aus dem Gefolge, und schüttete seinen ganzen Zorn gegen den General aus, der ihm das, wie er meinte, recht absichtlich zum Schimpf angethan. Vergebens stellte man ihm vor, wie bei der ganzen Reise durchaus kein Ceremoniel beachtet werde, übrigens jener zufällige Gefährte ein sehr geachteter und gar nicht so niedrig stehender Mann sei, auch der General nur nebenher das Amt eines Reisestallmeisters verwalte, bei einer Spazirfahrt aber gewiß gar nicht daran gedacht habe; Niebuhr behauptete, er müsse Genugthuung haben, und diese gewähre nur der Zweikampf. „Blut muß fließen!“ wiederholte er mehrmals, „Blut muß fließen!“ und es kostete viele Zeit und Mühe, ehe man ihm die Forderung, die er dem Feinde schicken wollte, wieder ausredete. Der General bekam erst lange nachher von der Gefahr, der er entgangen, Nachricht, und hat noch oft über das: „Blut muß fließen!“ und über die ganze Geschichte gelacht, bei der ihm weder Absicht noch Zuthun zur Last fiel, und er ganz unschuldig in Anspruch genommen wurde.

12.

Niebuhr's Krankheit war der Ehrgeiz, wo ihn der nicht störte und verstimmte, war er ein herrlicher Mensch, voll edler Gesinnung, gütigen Wohlwollens, hoher Großmüthigkeit. Sein vortreffliches Gedächtniß, das alles ergriff und behielt, war schwach und kraftlos, wenn es das Andenken von Beleidigungen und Kränkungen galt, und so heftig sein Gemüth im Augenblick aufzureizen und so maßlos und grausam sein Wort bisweilen war, so wenig konnte er Rachlust nähren, und nie benutzte er die oft dargebotene Gelegenheit, sich wirklich zu rächen. Menschenliebend und wohlthätig von Natur, gab er gern Geld und Geldeswerth den Bedürftigen, ja noch mehr, auch das Kostbarste, seine Zeit, widmete er oftmals fremden Anforderungen, und schrieb mit eigner Hand Eingaben und Bittschriften, um die ihn Leute geringen Standes ersucht hatten. Daher waren ihm auch Hausgenossen, Schreiber, Diener, und wer sonst in Klientel zu ihm stand oder stehen wollte, sehr zugethan. Doch ein empfindliches Verhältniß zeigte sich gleich, so wie nur diese Klientel nachzulassen schien, und er konnte es nicht ertragen, diejenigen neben sich zu sehen, gegen die er früher sich in höherer Stellung gefühlt. Sogar auf solchen Stellen, von denen er freiwillig abgetreten, sah er nur mit peinlichem Gefühl Andre wieder eintreten, und wären diese ihm sonst auch noch so genehm gewesen. Er äußerte einmal mit Bitterkeit, der Staat hätte mehr auf seine Anklagen und weniger auf seine Empfehlungen achten sollen! Doch glaubte er, daß man auch diese nie genug geehrt habe. —

13.

Niebuhr hatte nicht die Gabe, im Augenblicke schnell und treffend zu antworten, und sogar im Schreiben, wenn er voll Eifer plötzlich einen Anlauf nehmen mußte, war er des Maßes und Ausdrucks nicht Herr. Eine berühmte Anzeige, die er in's Bonner Wochenblatt rücken ließ, giebt hievon den schlagendsten Beweis. Doch fehlte es ihm keineswegs an Witz, wenn er dazu kam, daß er über einen Gegenstand gelassen scherzte. Ein Landsmann von ihm hatte durch sein Schriftchen „von der falschen Theologie" Schleiermachern empfindlich getroffen, wenn auch nicht grade gemeint. Dieser machte sich nicht viel daraus, und nahm den Thäter bei sich auf, als wäre nichts geschehen. Niebuhr aber mißbilligte diese Milde, und als Schleiermacher einst von ihm wegging und sagte: „Wenn ich jetzt nach Hause komme, find' ich Ihren Landsmann bei mir, soll ich ihm was von Ihnen bestellen?" erwiederte jener sogleich in seiner guten Aetzmanier: „O ja, wenn er sie von der falschen Theologie überbracht annimmt, viele Grüße!" Schleiermacher gab sich denn doch die Genugthuung, dies vor vielen Zeugen dem Betheiligten spöttisch vorzuhalten und sich an dessen Verlegenheit zu weiden.

14.

Wir gedenken diese Niebuhriana, zu welchen uns noch ergiebige Materialien in Menge vorliegen, nach Umständen und Nöthigungen fortzusetzen. Doch thäte es uns leid, wenn wir dadurch, daß man ein günstiges Grau, ja sogar bisweilen das hellste Weiß, für Schwarz ausgiebt, nun wirklich ein völliges Schwarz zu geben gezwungen

würden, nur um zu zeigen, daß jene Schattirungen in der That noch höchst vortheilhafte und helle gewesen. Niebuhr wahrlich auch könnte wieder einmal den italiänischen Spruch beten, daß Gott ihn doch besonders vor seinen Freunden behüten möchte, denn sie wären es, die ihm den größten Schaden brächten, wenn sie, statt gerechter Würdigung, abgöttische Verehrung für ihn verlangten! Zwar er selber war am wenigsten ein Schoner seiner Freunde; wenn er sie auch zu Zeiten in den Himmel erhob, so wußte er ihnen bald wieder herabziehende Gewichte anzuhängen. Das glauben wir wohl, daß die Herausgabe seiner Briefe mit größter Sichtung und schonender Sorgfalt geschehen ist, — die Herausgeber brauchen darauf nicht zu pochen, — sie hätten einmal anders verfahren sollen, so würden schöne Dinge an den Tag gekommen sein! Die jetzt Gefeierten und im Sonnenlichte des Lobes Glänzenden würden sich oft in häßlichem Schatten finden; an dem, was über Schleiermacher mitgetheilt ist, hat man schon eine kleine Probe! Will man auch hier widersprechen? Man reize uns nicht zur Herausgabe einer Reihe unverstümmelter Briefe von ihm, in denen sich Bitterkeit und Säure in seltnem Uebermaß bis zur Ungebühr ergießen! Wir sind nicht der Meinung, daß Niebuhr es so böse gemeint, wie er sich zu äußern pflegte, gewiß nicht! Aber daß er sich so geäußert, diese Thatsache soll man uns nicht wegläugnen. Und wie er über Personen schonungslos herfiel, so ließ er sich auch gegen Regierungen aus, und verschmähte die herbsten Formen nicht, um seine persönliche Unzufriedenheit als politische Opposition auszuprägen. Auch davon können wir Beweise geben, und zwar wiederum nicht

zum Tadel seiner Persönlichkeit, — die hierin eine tüchtige und muthige Seite zeigt, sondern zur Feststellung der Thatsache. In Summa, wir wollen Niebuhr nicht verkleinern, sondern würdigen und ehren in seinem Guten und Ausgezeichneten, aber dazu ihn sehen, wie er war, nicht wie ihn ein schmeichlerisches Afterbild hinstellen möchte, um Abgötterei damit zu treiben. — Soviel für jetzt, — das Weitere, wie gesagt, nach Umständen und Nöthigungen. —

3.

Letzte Briefe Niebuhr's an Ernst Münch. *)

(Von einem andern Einsender.)

1.

Bonn, 10 Aug. 1827.

Die gegenwärtigen Zeilen sind durch eine Unbedachtsamkeit veranlaßt, welche ich mir habe zu Schulden kommen lassen. Gegen Ende des verflossenen Monats (den 24sten oder 25sten) schrieb ich Ew. Wohlgeboren, und versäumte auf der Adresse dem Namen Ihres Wohnorts die Bestimmung „im Breisgau" hinzuzusetzen. Da ich weder Bergmann noch Jesuit bin, so kam es mir nicht in den Sinn, daß ein so unbestimmt addressirter Brief Gefahr laufe, nach Sachsen oder ins Uechtland geschickt zu werden: zumal letztes, weil die Oberpostamtsexpedition zu Frankfurt durch Pfeilschifter wohl mit dem Jesuitercolle-

*) Ein früher geschriebener (bereits oben erwähnter) ist im II. Bande der „Erinnerungen, Lebensbilder u. s. w." mitgetheilt. Mehrere Andere sind, aus Rücksicht für Lebende, nicht mittheilbar. Der Einsender.

gium verbunden ist. Sollte nun also durch diese Etourderie mein Brief auf eine falsche Straße gekommen sein, so wünsche ich doch nur, daß Ew. Wohlgeboren erfahren, daß ich Ihnen geschrieben — und Ihnen Kenntniß geben wollen, was ich über Sie an den Prinzen der Niederlande geschrieben — den übrigen Inhalt zu wiederholen fehlt es mir freilich an Zeit, und ich will hoffen, daß der Brief doch wohl an seine Bestimmung gelangt sein wird. Er beantwortete Ihre freundliche Zuschrift und Mittheilung.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren ergebenster

Niebuhr.

Ist mein Brief richtig angekommen, so schreiben Sie nicht eher, als Sie es doch sonst thun würden. Sollte er verirrt sein, so würde ich suchen ihm nachzuspüren.

2.

Bonn, den 30sten September 1827.

Die Nachricht, welche Ew. Wohlgeboren mir über die glückliche Wendung Ihres Schicksals gaben, ist mir so sehr erfreulich, daß ich Ihnen umgehend meinen Glückwunsch darüber schreiben muß. Vielleicht ist die Freude daran noch um etwas durch die Hoffnung erhöht, daß, wie ich mir in der That einbilde, ich durch meinen Brief an den vortrefflichen Prinzen Friedrich etwas dazu mitgewirkt habe. Der Boden, den Sie betreten werden, ist freilich ein fremder, und für einen freigesinnten Katholiken brennt er unter den Füßen. Indessen mit Umsicht von Anfang her werden Sie Sich so stellen können, daß das Feuer Sie nicht versenge. Sie haben Lüttich gewählt:

Da Sie Belgien nicht kennen, muß ich Ihnen über beide Universitäten sagen, was ich weiß. Beide sind wesentlich katholisch, so wie die Städte, in denen sie sich befinden, es ganz ausschließlich sind. Unter den Professoren beider befinden sich einzelne Protestanten. Im Ganzen glaube ich, daß die Genter Professoren einem Deutschen mehr zusagen, wie denn auch unter ihnen mehrere Deutsche sind, und darunter wenigstens ein ganz vortrefflicher Mann. An beiden Orten ist eine bigotte und böse Geistlichkeit. In Lüttich, wo alle Bildung französisch ist, hat sich ein ziemlicher Theil der Bürgerschaft von ihr unabhängig gemacht, aber nur mit Hülfe der französischen Literatur und Philosophie. Wenn Einzelne liberale Gesinnungen haben mögen, so sind sie so wenige, daß sie sich nicht zeigen können. Eine historische Geistesfreiheit gilt bei dieser Classe der Literaten nicht, wie sie den Priestern dagegen ein ärgerer Gräuel ist, als Spott. Das sind die schlimmen Verhältnisse, welche man im Voraus kennen muß. Die Flammländer sind roher, als die Lütticher, aber unter den Jünglingen giebt es einzelne vortreffliche, wie ich einen solchen, dem hier ein Licht über historisches Rechtsstudium aufging, hier kennen gelernt habe. An beiden Orten herrscht die Industrie, und hat höchstens Toleranz für alle Gelehrsamkeit, die nicht für ihr Treiben brauchbar zu machen ist. Die Schulen und Gymnasien sind im Bezirke beider Universitäten noch sehr schlecht und in den Händen der Geistlichkeit: in der Hinsicht hat die Regierung sich viel Versäumniß vorzuwerfen. Behutsamkeit wird Ihnen sehr noth thun: so wie ich mir erlaube, Sie aufmerksam zu machen, daß Uebung im lateinischen

Vortrage das erste Bedürfniß ist: dem müssen Sie, mit Beseitigung von allem Uebrigen, den ganzen Winter zuwenden. Sie werden jetzt von nothwendiger Schriftstellerei rasten können: ich hoffe, daß die Einnahme Ihrer Stelle reichlich sein wird. Sie werden Ihre Kräfte nur auf die niederländische Geschichtschreibung concentriren können, die es wohl verdient und der Arbeit lohnt. Wie viel ist namentlich über die Verfassungsgeschichte der Städte, und einiger freien Landgemeinden zu entdecken! Möchte ich Sie bewegen können, diese desiderata Sich zur Aufgabe zu machen, deren Erfüllung noch zu erleben ich sehr wünsche.

Mit der Hoffnung, Sie im künftigen Frühling hier, und mit frohem Herzen auf dem Wege zur neuen Heimath zu sehen, empfehle ich mich Ihnen ergebenst.

Niebuhr.

Weber besorgt die Sendungen Ihres Pakets an Herrn v. ** heute. Sie werden, da das Paket frankirt gekommen, ersehen haben, wie arg die Portosätze sind, so daß für Büchersendungen immer Buchhändlergelegenheit erwartet werden muß.

3.

Bonn, den 18. Dec. 1828.

Diesen ganzen Sommer und bis tief in den Herbst bin ich allerdings abwesend gewesen, wie ich mein Vorhaben angekündigt. Erst war ich im Bade, dann in Holstein und bis Kopenhagen. Es that Noth, um meine durch zu intense Arbeiten mitgenommenen Lebensgeister

und Nerven herzustellen, und besser ist es jetzt auch, als vor dem Jahr. Während dieser Abwesenheit sind auch von Ihnen, verehrter Herr und Freund, Briefe angekommen und unbeantwortet geblieben: denn ich hatte einen Freund gebeten, alle eingehenden zu öffnen, und mir dringend nothwendige nachzusenden. Der Arzt hatte alle Beschäftigung verboten, und gänzliche Abspannung und Unthätigkeit war in dem Maße nothwendig, daß ich auch die geringste Arbeit, irgend einen Brief, mit Grauen anfing.

Bei der Rückkehr fand ich Ihre Briefe, welche nun eigentlich keine Beantwortung mehr erheischten; und da Sie durch unsern Hausfreund Classen von uns hörten, so zog ich die Tilgung anderer Briefschulden vor; oft eingedenk derer, womit ich Ihnen verhaftet sei. Ich sehe mit wahrer Freude, daß Sie mir darüber nicht ungehalten sind.

Wäre ich im Frühling hier gewesen, so würde ich Ihnen umgehend mein eignes Exemplar vom Petrus de Vineis gesandt haben, wie Sie hiebei den Hinkelmannschen Koran erhalten, der aber nicht mir, sondern der Bibliothek gehört; und da die arabischen Studia hier mit übermäßigem Eifer getrieben werden, so könnte es wohl leicht geschehen, daß er nach nicht langer Zeit gefordert würde.

Was bei Ihnen vorgeht, befremdet mich nicht im Geringsten: Sie wissen das. Im Jahr 1814 redete ich dort dringend dafür, daß man die beiden Hälften nicht zusammenschweißen, sondern ein Aneinanderwachsen vorbereiten sollte. Oft habe ich nachher geglaubt, ich hätte mich geirrt gehabt; und nun hat man diesem fatalen Sy-

stem schlimme Opfer gebracht, — und ganz umsonst. Zu diesen schlimmen Opfern rechne ich das neue Gesetzbuch auch für die nördlichen Provinzen, deren angestammtes Recht erhalten werden konnte.

Ihr Stand ist schwer. Ihre Ansichten sind richtig und ehrenvoll: ich freue mich, daß der einfache Deutsche sich nicht täuschen läßt, wie der dünkelvolle Wallone. Ihre Aufsätze im — Journal habe ich erkannt; finde aber seit einiger Zeit keine mehr, die Zeitung muß wohl ihre Farbe verändert haben. Ist ein Brief von Brüssel in der allg. Zeit. (vor ein paar Tagen, Beilage) von Ihnen, oder von einem Hamburger, Bach, der, wenn ich nicht irre, jetzt zu Brüssel lebt?

Ich erkenne die freundliche Gesinnung, worin Sie mich mit der Zueignung Ihrer beabsichtigten Ausgabe des Petrus de Vinees ehren wollen, mit lebhaftem Dank. Wissen Sie aber, daß Pertz mehr als 200 ungedruckte Briefe zu dieser Sammlung hat, neben unzähligen Varianten, und glauben Sie, daß es richtig sei, wenn ein Anderer ohne Vergleich größere Hülfsmittel hat, und uns bald mit einer Ausgabe folgt, zu thun, was uns unvollkommner gerathen muß?

Mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebener

Niebuhr.

4.

Ihrem Verlangen, hochverehrter Herr und Freund, umgehend Antwort zu erhalten, genüge ich hiermit (gestern

Nachmittag ist Ihr Brief eingegangen); wenn sie nicht so bündig, wie Sie es wünschen, lautet, positiv ja oder nein, so liegt das in der Sache, und nicht in mir.

Politische Schriften, und überhaupt was nicht eigentlich gelehrte Werke von Mitgliedern der hiesigen Universität sind, werden hier nicht censirt, sondern zu Cöln. Klagen über unvernünftige Bedenklichkeiten habe ich nicht gehört: allein die Censur wäre nichts Willkührliches, wenn man dafür einstehen könnte, daß dazu keine Veranlassung in gegebenem Fall eintreten werde. Wenn sie das Mspt. hieher an Weber schicken, und mich autorisiren, dem Censor unter der Hand zu schreiben, daß Sie im Auftrage der Regierung schreiben, so könnte der Versuch, mit Wahrscheinlichkeit des Erfolges, gemacht werden. Sie müßten Sich vorher entscheiden, ob sie allenfalls Eines oder das Andere, woran der Censor sich stieße, aufopfern würden, der Druck könnte alsdann hier besorgt werden, und Weber nähme Exemplare auf die gewöhnlichen Bedingungen in Commission. Ginge es mit der Censur zu Cöln nicht, so müßte das Manuscript nach Frankfurt oder Stuttgart gehen, wo kein Gedanke an Schwierigkeit ist.

Daß Sie den Leuten Wahrheiten sagen, ist höchst verdienstlich, aber ein saurer Beruf. Possierlich ist es, wie die Frankfurter Zeitung, während Pfeilschifter Sie sonst als Jakobiner designirt, mit der belgischen Coalition zärtlich thut, und Sie anstachelt. Der Himmel gebe Ihnen Erfolg und Heiterkeit. Die Probeblätter vom Koran habe ich erhalten: aufrichtig gesagt, kann ich sie nicht loben. Arabisch muß so lithographirt werden, wie es zu Paris geschieht, daß es einer kalligraphischen Handschrift

gleichsieht. Ueber die Angelegenheit Ihres Briefs werden Sie Sich wohl gefälligst bald entscheiden.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Bonn, den 24sten Februar 1829. Niebuhr.

5. *)

Bonn, den 29sten April 1829.

Ihr Unwille, hochverehrter Herr und Freund, gegen den Cölner Censor, Consistorialrath G., ist höchst gerecht: ja Sie äußern sich sehr gemäßigt. Glauben Sie nur, daß die Schuld nicht an mir liegt. Ich bin mit dem Manne gar nicht bekannt: habe ihn niemals besucht — und wahrscheinlich will er mich eben dies fühlen lassen. Ich schrieb ihm also nicht bei Uebersendung Ihres Mspts., sondern ließ Weber schreiben, und ein ostensibles Billet von mir anlegen. Darauf habe ich Weber zweimal mahnen lassen, und endlich vor vierzehn Tagen mich entschlossen, direkt zu schreiben, und auf das allerernsteste und zugleich höflich, ihm das ganz Unverantwortliche seines Verfahrens vorgestellt. Ich habe ihm gesagt, er könne doch nicht beabsichtigen, einen Ausländer zu hindern, irgendwo sonst drucken zu lassen? Ihnen das Mspt. gar vorzuenthalten? Die Willkühr habe er durch seinen Auftrag: und wenn er das imprimatur verweigern wolle, so könne Niemand etwas

*) Dieser Brief bezieht sich auf eine höchst verdrießliche Censurgeschichte, in welcher beide Epistolanten, der Protektor, wie der Protegirte, gleich sehr von einem Consistorialrath unwürdig behandelt wurden. Die Regierung zerhieb aber den Knoten und setzte den gewaltthätigen Censor in Schatten.

darüber sagen. Dazu aber sei er verpflichtet, in diesem Fall, Ihr Mspt. zurückzuschicken, und ich forderte von ihm alsdann es umgehend zu thun.

Darauf habe ich keine Antwort erhalten, und bin also gezwungen gewesen, heute grob zu schreiben. Ich kann Ihnen nur rathen, das wahrhaft schändliche Verfahren durch die K. Niederländische Regierung diplomatisch zu Berlin zur Sprache zu bringen, und dem X. X. einen Schadensprozeß an den Hals zu werfen.

Entschuldigen Sie mein Stillschweigen. — Sie sehen, daß ich gehandelt habe, so weit es in meiner Macht stand. Ich bin mit allen Geschäften im Stocken: meine Frau hat den ganzen Monat sehr gefährlich krank gelegen; und da ich ein Haus gekauft habe, und zum Beziehen einrichte, so habe ich alle Hände voll zu thun.

Ich werde mich ganz herzlich freuen, zu vernehmen, daß Sie in eine erfreuliche Lage und zu Thätigkeit kommen. Mit ꝛc. Ihr ergebenster

Niebuhr.

4.

Delbrück über Schleiermacher.

Unter dem Titel „der verewigte Schleiermacher" hat Ferdinand Delbrück in Bonn eine kleine Schrift drucken lassen, die zur Absicht hat, als ein Beitrag zu gerechter Würdigung des Verstorbenen die Streitigkeiten aufzuklären, die zwischen ihm und dem Verfasser entstanden waren, und den Verehrern von jenem darzuthun, daß dieser, obzwar die Schleiermacher'sche Dogmatik durchaus verwer=

fend als ein Werk, das den christlichen Glauben keineswegs enthält und darstellt, dennoch den Verehrern des Mannes beigezählt zu werden verdient, indem er denselben als einen geistbegabten, wissenschaftlichen Meister und als einen Mann von tiefem und redlichem Streben anerkennt.

Man sieht, hier ist ein großes Thema der Zeit berührt, in wissenschaftlichem und in persönlichem Betreff: die christliche Glaubenslehre und Schleiermacher.

Wir halten uns füererst an das Persönliche, welches der großen Welt näher steht, als das theologisch Wissenschaftliche.

Schleiermacher gehört zu den merkwürdigsten Räthseln, dessen Deutung und Lösung schon vielfach versucht worden ist, aber immer auf's neue versucht werden muß, denn bisher ließ noch jede Deutung und Erklärung etwas Ungelöstes zurück.

Schleiermacher ist räthselhaft mehr deßhalb, weil man das rechte Wort nicht den Muth hat auszusprechen, als weil es so schwer zu finden wäre. Vielleicht wird sich dasselbe nicht lange mehr erwarten lassen!

Bis dahin muß jeder Beitrag uns willkommen sein, durch den wir den merkwürdigen Mann von irgend einer Seite in wahrer und ächter Gestalt zu sehen bekommen. Das geschieht durch die Delbrück'sche Schrift unläugbar.

Vor allem sind uns die zwei Briefe von Schleiermacher an Delbrück wichtig, die hier abgedruckt sind. Sie geben zwar in Form und Inhalt eigentlich nichts Neues, sind aber durch die ganze in ihnen herrschende Behandlungsweise ein so ächter, so auf die Spitze getriebener Ausdruck des Schleiermacher'schen Geistes, daß sie gleich-

sam die Bestätigungsurkunde aller früheren Zeugnisse liefern, nach denen man sich von dem dialektischen Meister eine sichere Vorstellung konnte gebildet haben.

Dieses spielende Sichanstellen, diese kalte Freundlichkeit und warme Bitterkeit, dieses Hänseln und Ironisiren, diese offenbare Maskerade des Nichtwissens und Nichtverstehens, der Demuth und Anerkennung, wobei doch nur immer die Beschämung und Vernichtung des Gegners als die lauernde Absicht hervorblickt, dieses Kniffliche, Häkliche, Spitze, und mit aller Feinheit doch wieder Plumpe und Grobe, hat uns entsetzlich angewidert! Eine solche Streit- und Behandlungsart hat etwas Unwürdiges, besonders bei einem geistlichen Lehrer, der die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit in diese Kleinlichkeit herabzieht.

Delbrück hat sich etwas von dem Sauersüß seines Gegners anstecken lassen. Er muß nicht zu den Verehrern desselben gehören wollen, denn er kann es nicht. Den Geistesgaben mag er Bewunderung zollen, den Menschen entschuldigen; den Gelehrten aber, den Streiter und die Art wie derselbe seine Waffen gebraucht, muß er tief unter sich sehn.

Auch kennt er ihn wohl, und giebt S. 80 eine Schilderung seiner Manier, wo das schlechte Verfahren mit Scharfsinn aufgedeckt und nach der Natur gezeichnet ist.

Delbrück ist durch seine gerade Redlichkeit dem gewandten Gegner und dessen ungewandten Schülern und Freunden unendlich überlegen. Aber er begiebt sich dieser Ueberlegenheit zum Theil wieder, indem er zu früh

die Waffen senkt, und einige starke Schläge nicht wagt, zu denen er später doch vielleicht gezwungen sein wird. —

5.

Erste und letzte Liebe von L. Mühlbach.

Dies schöne Büchlein hat der Kritik der Tagesblätter einige Aufmerksamkeit abgenöthigt und ist auch uns in die Hände gefallen. Wir haben uns noch den frommen Literatursinn bewahrt, an solchem Vorfrühling einer jugendlichen und begabten Seele Antheil nehmen zu können, und gestehen daher, daß dieser kleine Roman, obwohl ihm noch das schärfere Gepräge der Wirklichkeit und so zu sagen, die stählerne Wahrheit des Lebens fehlt, uns doch in manchen Partieen ein höheres Interesse und eine nicht gewöhnliche Hoffnung von der Verfasserin erweckt hat — der Verfasserin, denn den weiblichen Sinn und die weibliche Hand verläugnet die ganze Arbeit in keiner Beziehung. Die Schreibart ist durchgängig lobenswerth und verräth in Stil und Ausdrucksweise so viel Springkraft und reizenden Jugendmuth, daß man sich davon wie auf frischen Quellfluthen hingetragen fühlt. Etwas trübe angehaucht ist schon die Weltansicht der Verfasserin, doch strebt diese innerliche und geheime Befangenheit mit der Gewalt eines tüchtigen Naturells sich zur Klarheit und sichern Lebensanschauung durchzuarbeiten und zu vertiefen. Auf der andern Seite macht sich wieder so viel gläubige Unschuld bemerkbar, daß die Verfasserin in der Auseinanderwickelung ihrer Romanverhältnisse oft fast gar zu arkadisch gemüthlich erscheint, nicht wissend, daß Welt und

Menschen bei weitem schlechter und verderbter sind, als sie noch vorauszusetzen wagt. Unsere demoralisirte Literatur kann solche frische Gemüther brauchen, die ihre vollen und unverdorbenen Jugendsäfte in der Poesie ausathmen, und auf den mit Leichen überfahrenen Büchermarkt ländliche Blumensträuße heranbringen. Welches auch das Schicksal dieses ersten Versuches der Verfasserin sein möge, sie wird wohl thun, muthig fortzufahren, immer praktischer in ihren Gebilden zu werden und sich aus dem herzensergießlichen und redseligen Dilettantismus, der sich oft die Sache gar zu leicht macht, zu einem strengern künstlerischen Gestalten, Begränzen und Vertiefen hinzuwenden! —

(In Ermangelung des Raumes hat die Redaction Artikel über **Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten, Julius Mosen's Ahasver** und die **Fortsetzung der Beiträge zu Lessing's Werken** für das **vierte** Heft des Freihafens zurücklegen müssen.)

VIII.

Correspondenzblätter.

□ **Paris.** — Unter den fünf verschiedenen Akademien, aus denen das Institut gegenwärtig zusammengesetzt ist, fängt die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften an, eine in das Staatsleben immer tiefer greifende, von der Regierung selbst anerkannte und begünstigte Wirksamkeit zu üben. Diese Akademie verdankt ihre Wiedergeburt der Juli-Revolution. Napoleon hatte sie, aus begreiflichen Ursachen, vor etwa dreißig Jahren aufgehoben, obschon sie einen integrirenden Theil des Instituts gebildet. Er soll durch eine zu lebhafte und freimüthige Kritik oder Opposition ihrer Mitglieder dazu gereizt worden sein. Diejenigen unter diesen also, welche dem Sturme der Ereignisse und den allgemeinen Schicksalen bis zum Jahre 1831 Stand gehalten hatten, machen heut den eigentlichen Stamm dieser Körperschaft aus, meistens Männer, welchen die französische Revolution und die Kaiserzeit ihre Geschichte gemacht hat. Ohne Bedenken darf man bei ihrer Aufzählung mit dem Fürsten Tal-

leyrand beginnen, der noch in seiner letzten als Schwanengesang gehaltenen Rede seine ehemaligen Beziehungen zu der Akademie den ältern und jüngern Kollegen zum Bewußtsein zurückbrachte; nur kam er seit der neuen Epoche dieser Anstalt damals zum ersten und, wie er selbst prophetisch bemerkte, zum letzten Male dahin. Dagegen sehen wir noch jetzt jeden Sonnabend, (dem Sitzungstag dieser Akademie) den alten Merlin (von Douay), den einst so berühmten Direktor und Präsidenten des Directoriums im Jahre VII; nicht lange ist es her, daß dieser Veteran, nach einer glücklichen Augenoperation in den Saal geleitet, die Glückwünsche seiner Kollegen entgegennahm. Der bejahrte Herzog von Bassano, Minister des Innern unter Napoleon, ist noch jetzt eines der rüstigsten, thätigsten Mitglieder der Akademie. Man sieht ihn keine Sitzung verfehlen; niemand zeigt so gleichmäßige und ungetheilte Aufmerksamkeit; und wie anziehend, wenn der würdige Greis in anspruchslosester Art bei verschiedenen Gelegenheiten aus dem Bereiche seiner Erfahrungen über die Geschichte seiner Zeit Aufschlüsse giebt, oder wenn er denjenigen des Baron Bignon, eines andern ehemaligen Ministers Napoleons, heute seines Geschichtschreibers, durch seine Bemerkungen eine erhöhete Bedeutung giebt. Ich könnte noch einige nennen von diesen Alten, deren Häuflein immer mehr zusammenschmilzt, und den Berühmtheiten einer jüngern Generation den Platz räumt, den Guizot, den Dupin, den Cousin, Mignet u. A. Allein ich will Sie heute ausschließlich von demjenigen dieser Veteranen der Diplomatie und diplomatischen Wissenschaften unterhalten, der gleich jenen eines der ersten Mitglie-

der war, aus denen bei der Schöpfung des Instituts diese Akademie zusammengesetzt wurde, und welcher im Laufe des verflossenen Winters zur Betrübniß seiner Freunde und Verehrer durch seinen fast plötzlichen Tod ihre Zahl vermindert hat: vom Pair und Grafen Reinhard. Ein günstiges Geschick führte mich bei meiner Ankunft in Paris im vergangenen Herbste in die Nähe des Grafen, ganz kurz nach dessen Rückkehr aus Deutschland, namentlich aus Hamburg und Göttingen. Von jenem Zeitpunkte ab bis an seinen Tod, am ersten Weihnachtsfeiertage 1837, war ich ziemlich oft um seine Person, bei ihm im Hause oder in der Akademie, oder auf einem Spaziergange. Blicke ich jetzt auf jene ersten Monate meines hiesigen Aufenthalts zurück, welchen der Umgang mit dem Grafen Reinhard auf eine für Geist und Herz erhebende Weise vor der nachfolgenden Zeit auszeichnete, hier in einer Stadt wie Paris, wo Gegenstände und Begegnisse vorüberrauschen, eines das andere verdrängen will, so möchte ich mich fragen, ob jene mir so theuern Augenblicke wirklich in noch so geringer Entfernung hinter mir liegen, ob nicht die Frische meines Schmerzes über den erlittenen Verlust mir eine Frische längst verblichener Erinnerungen vorzuheucheln scheine: so schwer wird es, eine Gestalt dem Leben entrückt zu denken, welche uns nur in voller Kraft und Gediegenheit vor der Seele schwebt!..

Seine vielfältigen und unsterblichen Verdienste, die Geschichte seiner Laufbahn, seine Tugenden, sein Character sind seitdem in Frankreich und Deutschland mannigfach besprochen und gewürdigt worden. Selbst wer nie früher vom Grafen Reinhard gehört hätte, hat doch jetzt Notiz

von diesem Namen nehmen müssen, seitdem die Rede des Fürsten Talleyrand zu seinem Lobe in ganz Europa ihren Wiederklang gefunden hat. Kürzlich noch hat einer seiner würdigsten Freunde, Freiherr von Gagern, dem Grafen Reinhard ein herzliches Wort des Andenkens nachgerufen, und zugleich die Erwartung erregt, daß in Deutschland ein des Verstorbenen würdiges Denkmal zu unsrer Erbauung vorbereitet werde. Seinem Briefwechsel mit Göthe sehen wir seit längerer Zeit entgegen. Um die wesentlichste Seite seiner Wirksamkeit zu begreifen und zu schätzen, müßte man Reinhards Berichte im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Paris studiren dürfen. Zum Glück sind in seinem Nachlasse sämmtliche Concepte dieser Berichte erhalten, und so wird einst gewiß auch diese Lücke ergänzt werden können. Bis dahin muß ich bei dieser Skizze seines Lebens und Charakters, die ich für Sie aufsetze, die Nachsicht in Anspruch nehmen. Die Stimme der Dankbarkeit scheint kein verwerflicher Zeuge für den Ruhm des Edeln.

Karl Friedrich Reinhard wurde geboren den 2. October 1761 in Schorndorf im Würtembergischen. Sein Vater war lutherischer Pfarrer, späterhin Superintendent in Belingen. Sein erster Lehrer war der Präceptor in Maulbrunn, Namens Mebold. Von seinem dreizehnten bis zum siebzehnten Jahre besuchte er die Klosterschulen von Dickendorf und Maulbrunn. 1778 bezog er die Universität Tübingen, um Theologie zu studiren. Frühzeitig äußerte sich sein poetisches Talent, das er sowohl in eignen Hervorbringungen, als in metrischen Uebersetzungen der alten römischen Dichter, und nicht nur in der

Muttersprache, sondern auch im Lateinischen, späterhin sogar im Französischen übte. So nahm er an dem ersten Schwäbischen Musenalmanach von 1781 Antheil. In diese Periode fällt seine Bekanntschaft mit Schiller. Andere freundschaftliche Verbindungen für das Leben stiftete er mit Conrad Stäudlin, Osiander, Planck, Hartmann, Armbruster. Im Jahre 1783 ging er nach der Schweiz. Hier lernte er Lavater, Bodmer, Geßner, Füßli, W. Metzger, in Schaffhausen Ebel kennen. Bei Geßner und Fürst erschien seine metrische Uebersetzung des Tibull, für welche die Verleger sechs Louisd'or zahlten. Bis zu seiner Auswanderung stand er seinem Vater in Belingen als Vicar zur Seite. Hierauf nahm er eine Hauslehrerstelle in der Schweiz an, wo er Gelegenheit hatte, sich in der französischen Sprache festzusetzen. Der Tod seiner Mutter begeisterte ihn zu einer Elegie in deutscher und lateinischer Sprache (1786). Wie denn Reinhard während seines ganzen Lebens freudige und wehmüthige Epochen in würdiger Weise durch Gedichte feierte, in welchen sich, außer einem unverkennbar poetischen Talent in Erfindung und Ausdruck, die jedesmalige allgemeine Zeitstimmung auf eine prägnante Weise einen Ausdruck gegeben hat. Im nächsten Jahre (1787) geschah seine Auswanderung nach Frankreich. Er wirkte als Erzieher in Bordeaux. Sein damaliger Zögling (Lefebvre) ward nachmals in Florenz sein Legationssecretair. Seine Stellung hinderte ihn nicht, durch die Aufnahme in das Musée de Bordeaux, späterhin auch in die Societé des amis de la Constitution geehrt zu werden. Es war der Moment, wo die Geister, von neuen Ideen schwanger, für die nahe Zukunft

sich leichter und enger an einander schlossen. Reinhard erklärte sich für die Principien der Revolution, und wurde der Freund der vorzüglichsten Männer, deren Namen in der Gironde geglänzt haben, namentlich von Vergniaud und von Ducos, mit welchem er den anziehendsten Briefwechsel geführt hat. Seine Gesinnung verkündigte er (1788) in einer Ode à la liberté und andern französischen Gedichten. Er folgte diesen seinen Freunden nach Paris mit einer besondern Empfehlung an Sieyes versehen. Im Jahre 1792 ging er als Gesandschafts-Secretair unter Dumouriez nach London. Von hier aus schreibt sich sein persönliches Verhältniß zu Talleyrand. Er verließ London beim Ausbruche des Krieges und ward als Legations-Secretair nach Neapel geschickt. Auf dem Wege dahin mußte er Rom von seinem Schiffe aus erblicken, ohne ans Land steigen zu dürfen. Seit der Ermordung des französischen Geschäftsträgers von Bosseville zu Rom herrschte zwischen beiden Nationen eine noch ungestillte Aufregung. Reinhard dichtete im Anblicke Roms eine deutsche „Ode an Bosseville's Schatten" am vierten Mai 1793, in welcher Wehmuth, Zorn und politische Begeisterung jedes Wort färbten und die hohe Energie seines Geistes sich aussprach. Seine Rückkehr von Neapel nach Paris erfolgte während des Sturzes der Gironde. Diese Wandelungen hinderten seine Anstellung als Chef de Division im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nicht; er verdankte sie seinem Freunde Otto Colchen in Paris. Unter Robespierre's Herrschaft ward er für das Comité de l'état public requirirt und war hier nahe daran, eines der Opfer der Guillotine zu werden. Im

Jahre 1795 wurde er zum Minister bei den deutschen Hansestädten in Hamburg ernannt. Hier, im Hause des Professor Reimarus lernte er seine künftige Gattin, Christine Reimarus, kennen, welche, wie ihre Mutter Sophie, zu den würdigsten Frauengestalten ihrer Zeit gehörte. Christine Reimarus war es, welche an Bollmann schrieb, als er in Ollmütz gefangen saß. Am 12. October 1796 geschah die Vermählung, welche Reinhard durch ein schönes Gedicht „Am Tage meiner Trauung" feierte. Er verließ 1798 mit seiner Gattin Hamburg und ging als Regierungskommissair nach Florenz über Rastadt und Tyrol. Hier in Florenz gab er herrliche Beweise seiner gerechten und menschenfreundlichen Sinnesart. Ihm hatte es dieser Staat zu danken, daß die Bildergallerie nicht entführt wurde. Als ferner eine Menge Franzosen in Mittelitalien, namentlich in Ancona und Viterbo in Gefahr waren, von dem fanatischen Pöbel ermordet zu werden, erleichterte er vielen das Entkommen vermittelst Verkleidungen. Zu diesen gehörte Mangourit, welcher aus Griechenland herübergekommen war, wo er als geheimer Agent die Griechen gegen die Pforte zum Aufstand hatte reizen sollen. Er begleitete später (1803) den General Mortier bei der Einnahme von Hannover und machte von hier eine Reise nach Hamburg, wo Reinhard zum andernmal als Minister residirte, und er seinen Wohlthäter wieder sah.

In Florenz gebar seine Gattin einen Sohn. Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht an der Trebbia nöthigte Reinhard Florenz zu verlassen. Er schiffte sich mit seiner Familie in Livorno ein, und hatte das Unglück, seinen jungen Sohn auf dem Schiffe durch den Tod zu

verlieren. Außerdem kam er bei Begegnung eines englischen Schiffes in große Gefahr. Im Hafen zu Villifranche fand er seine Ernennung zum Gesandten in der Schweiz vor; allein drei Wochen später in Toulon, wo er Quarantaine hielt, erhielt er die Berufung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Bei seiner Rückkehr in Frankreich gab er den Eindrücken der letzten Vergangenheit eine Gestalt in seinem Gedichte: „Italien." Einige Jahre später umfaßte er den ganzen Zeitraum von 1798 bis 1801 in einem schönen Gelegenheitsgedichte auf den Geburtstag seiner Gattin (22. Februar 1801).

Reinhard verdankte den ihm unerwarteten Ruf, Talleyrand als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu ersetzen, diesem selbst, in Folge der Revolution des 30. Prairial, welche außer der Entfernung der alten Direktoren auch einen theilweisen Ministerwechsel herbeiführte. „Man gab ihm (Talleyrand) zum Nachfolger einen Würtemberger, schreibt Thiers in seiner Geschichte der französischen Revolution, welcher unter dem Aeußern der deutschen Bonhommie einen bemerkenswerthen Geist verbarg (qui sous les apparences de la bonhommie allemande cachait un esprit remarquable) und welchen Herr von Talleyrand als den fähigsten, ihn zu ersetzen, empfohlen hatte! Dies war Herr Reinhard. Man hat gesagt, daß diese Wahl nur provisorisch gewesen war und daß Herr Reinhard nur da stand, um den Moment abzuwarten, wo Herr von Talleyrand zurückgerufen werden könnte." — Es war die traurigste Periode der französischen Revolution, die Regierung desorganisirt, Niemand welcher gehorchen wollte, Niederlagen auf dem Schlachtfelde, eine

gewaltsame Veränderung der Verfassung vor der Thür. Das Direktorium wünschte jetzt die Rückkehr Bonaparte's und seiner Gefährten aus Aegypten, in einem Augenblicke, wo jener diese Wünsche im Oriente errathen hatte und bereits auf dem Wege nach Frankreich begriffen war. Dem alten Direktorium und seinem Minister Talleyrand hatte man zuletzt aus Bonaparte's Expedition nach Aegypten ein Verbrechen machen und darin nur ein dem großen Feldherrn auferlegtes Exil sehen wollen. Ob das Direktorium Bonaparten Ordre gegeben, von Aegypten zurückzukommen, war wenigstens bis auf die neueste Zeit streitig, wie sogar noch Thiers einräumt, indem er sich auf die Memoiren des abgesetzten Direktors Larévellière beruft. Doch vor zwei Jahren hat Mignet in der Lobrede auf Sieyes (gelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie den 28. Decbr. 1836) aus den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten einen merkwürdigen Brief mitgetheilt, welcher jene Zweifel besiegte. Es war das Schreiben des Ministers Reinhard an den General Bonaparte vom 18. September 1799. Es verdient hier eine Stelle: „General! Le directoire exécutif m'a chargé de vous dire qu'il s'interesse avec sollicitude à votre situation, à celle de vos genereux compagnons d'armes et de travaux; qu'il regrette votre absence et qu'il desire ardemment votre retour ... Il vous attend, vous et les braves qui sont avec vous. Il ne veut pas que vous vous reposiez sur la négociation de Mr. de Bouligny *). Il vous autorise

*) Des Spanischen Gesandten in Konstantinopel — wegen der Räumung Aegyptens.

à prendre, pour hâter et assurer votre retour, toutes les mesures militaires et politiques, que votre génie et les évenemens vous suggereront ....

Dieser Brief kam nicht mehr in Bonaparte's Hände, welcher schon den 9. October in Frejas landete. Reinhard blieb auf seinem Posten bis zehn Tage nach dem 18. Brumaire, und trat ihn Talleyrand wieder ab am 3. Frimaire (24. Nov.).

Reinhard blieb nicht lange unthätig. Er wirkte 1801 bis 1802 als Gesandter in der Schweiz, wo er sich im Kampfe mit dem Grundsatze „der Einheit und Untheilbarkeit" zeigte. Darauf trat er seine zweite Mission in Hamburg an, diesem Orte, der ihm durch Bande der Verwandtschaft und der Freundschaft theuer geworden war, letztere namentlich mit Sieveking, Vogt u. A. Auch wurde ihm hier 1802 sein Sohn Karl, jetzt Graf Reinhard, geboren. Unter den Gedichten dieser Periode wird eines: **Les trois Emblêmes**, vom Januar 1805 bemerkt.

Reinhard hatte bereits im December 1802 die freie Elbschifffahrt sowohl der französischen, als auch der Schiffe derjenigen deutschen Staaten, welche Frankreichs Verbündete waren, gegen den König von Dänemark, als Herzogs von Holstein, siegreich behauptet und erklärt, daß keines dieser Fahrzeuge von nun ab salutiren werde. Im Jahre 1805 wurde Reinhard, nach der, gegen seinen Rath erfolgten Verhaftung des englischen Residenten Rumbold, durch Bourienne ersetzt, kehrte auf kurze Zeit nach Paris zurück, und ging 1806 als General-Konsul und Resident nach Jassy, wo er mit Ypsilanti, Morusi, Hammer Bekanntschaften knüpfte. Bei dem Einzuge der

Russen in diesen Ort verdankte er dem unversöhnlichen Hasse Dolgorucki's gegen Frankreich seine Wegführung nach Krementschuch am Dniepr, mitten unter einer Eskorte von Kosaken, im December 1807, bis nahe bei Pultawa, wo er aber sofort seine Freilassung erhielt, als der Kaiser Alexander davon benachrichtigt worden war. Auf der Rückkehr kam er durch Carlsbad. Hier gründete sich seine Verbindung mit Göthe, welche durch einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten wurde. Einen Brief Göthe's an ihn vom Jahre 1818 gab der Graf Reinhard als Muster des Facsimile in dem Pariser Abdruck von Göthe's Werken. Göthe dankte hier für bewiesene Dienste bei Ueberschickung des Kreuzes der Ehrenlegion. Er begab sich an den Rhein und kaufte Landgüter, namentlich, in Gemeinschaft mit Sulpiz Boissereé, Apollinarisberg an. Mit den Brüdern Boisserée, so wie mit Friedrich Schlegel hatte er in Köln Bekanntschaft geschlossen. Er ging nach Paris, und wurde von Napoleon im Jahre 1808 „zur Ueberwachung seines Bruders" nach Kassel geschickt, wo er bis 1814 blieb. Hier lernte er Johannes von Müller, Hegner, Heeren, Villers kennen. Er empfahl sich im Jahre 1809 durch ein ausgezeichnetes Memoire über Hamburg. In der Epoche von 1812 befand er sich beim Kaiser in Dresden. Nach der Katastrophe von 1813 flüchtete er sich mit Jerôme von Kassel, und kehrte nur auf kurze Zeit dahin zurück. Im März 1814 war er mit Talleyrand in Paris. Dieser ernannte ihn zum Directeur de la Chancellerie. Unter den damals in Paris anwesenden Deutschen schlossen sich ihm Thiersch, Steffens, (Oelsner aus früherer Zeit), Lindemann, von Humboldt an. Während

des Aufenthaltes von Talleyrand in Wien, nach der Wiederkehr Napoleons von Elba, ging Reinhard nach Brüssel; hier und später in Lüttich war er einige Zeit thätig. In Folge von Mißverständnissen wurden seine Papiere in Aachen von den Oesterreichern in Beschlag genommen und nach Wien gebracht. Der König Ludwig XVIII. verwandte sich zu seinen Gunsten; die Papiere wurden mit unverletzten Siegeln wieder erstattet, dem Gekränkten eine Ehrenerklärung gegeben! Dieser hatte die Entwickelung dieser Wirrungen in Frankfurt am Main abgewartet. Er machte jetzt eine Reise nach Gent, um Ludwig XVIII. seine Dankbarkeit auszudrücken. Nach der Schlacht bei Waterloo brachte er in Mons eine Zeit großen, innern Kampfes zu, ging jedoch mit dem Entschlusse daraus hervor, von neuem in Frankreich Dienste zu nehmen. Talleyrand trug zu seiner Rückkehr nach Paris bei. Er ward, außer Directeur de Chancellerie, Mitglied des Staatsraths, und zur Anerkennung seiner vielfachen Verdienste von Ludwig XVIII. (also nicht von Napoleon) den 22. August 1815 in den Grafenstand erhoben. Im November dieses Jahres erhielt er seine Ernennung zum Gesandten beim deutschen Bundestage in Frankfurt, wo er im December ankam, und eine längere Reihe von Jahren verlebte. Er hatte seine Gemahlin, geborne Reimarus, schon am 20. Februar 1815 durch den Tod verloren. Er vermählte sich einige Jahre später (1825) mit dem Fräulein von Wimpfen, welche ihn heute als bekümmerte Witwe betrauert. In Frankreich stiftete er Freundschaft mit Herrn von Gagern, Smidt, Berg, Wessenberg, Schmitz/ Grellenberg, Trett, Lerchenfeld, Lindenau, Carové. Im

Jahre 1829 wurde er durch den Fürsten Polignac zurückberufen. Er erlebte so die Juli-Revolution in Paris. In demselben Jahre noch ging der Veteran als Gesandter nach Dresden, wo ihm der Aufenthalt im Jahre 1831 durch den Besuch seines Sohnes mit dessen junger Gemahlin versüßt wurde. Seine Tochter hatte schon früher Herrn von Diemar geheirathet. Im Juli 1831 erfolgte endlich seine „retraite definitoire." Bald nach seiner Rückkehr, im October 1831, wurde er zum Pair ernannt. Das Jahr 1832 brachte ihm die Grandes lettres de naturalisation. Von jener Zeit ab bis an seinen Tod lebte er, die Theilnahme an den Sitzungen der Pairskammer abgerechnet, von öffentlicher diplomatischer Thätigkeit ganz zurückgezogen. Im Herbste des vorigen Jahres 1837 sah er den zahlreichen Kreis seiner Verwandten, Freunde und Verehrer auf einer Reise mit seiner Familie in Deutschland zum letztenmale. Ueber die Huldigungen, welche ihm bei der Jubelfeier in Göttingen in reichem Maaße wurden, haben Sie manches Nähere in dem Artikel des Herrn von Gagern in der Allgemeinen Zeitung gelesen.

Die nach allen Seiten bei ihm rege bleibende Theilnahme an der Gegenwart floß bei dem Greise aus einer Frische und Lebendigkeit des Geistes, welche sich an allem zündete und nährte, was der Fortschritt des Gedankens in Wissenschaft und Literatur, Civilisation und Kunst Neues zu Tage fördert; der Sechsundsiebzigjährige war noch des lebhaftesten Enthusiasmus fähig. Gleich Männern auf derselben Stufe einer hohen Geistesfreiheit verachtete er nichts — sein Tisch vertrug die flüchtige Novelle, wie die letzte Vergangenheit sie brachte, neben den gediegenen Werken

des Tiefsinns oder der Kritik. So unterhielt er einst während des Essens die Gesellschaft von den „Europamüden von Ernst Willkomm“ und richtete an mich die Frage: ob nicht der Verfasser ein ganz junger Mann sei? Das Buch hatte ihm übrigens gefallen. Er hatte seinen letzten Aufenthalt in Deutschland benutzt, sich mit der neuesten deutschen Literatur vertraut zu machen, so daß ich ihm wenig ganz Neues von dort berichten konnte.

Der Graf Reinhard war seit der Stiftung des protestantischen Consistoriums darin Mitglied. Natürlich konnte er bei seiner seltenen Anwesenheit in Paris diesem Institute wenig mehr als den Glanz seines Namens leihen. Erst in den letzten Jahren wohnte er den Sitzungen regelmäßig bei, und suchte seinem Standpunkte gemäß zu wirken. Es darf hier wohl bemerkt werden, daß in seinem Hause ein christlich und kirchlich frommer Sinn jedes Glied der Familie beseelte. Man besuchte regelmäßig die lutherische Kirche in der rue des Billets, in welcher Cuvier, Verny predigen, und wohin die Gegenwart der Herzogin von Orleans seit längerer Zeit auch viele hinzieht, die zu dem reformirten Oratoire gehören. Der Graf Reinhard hielt darauf, den eigentlichen und strengen lutherischen Begriff zu bekennen. Daß er übrigens in Religion, wie in Politik und überall im Leben höchst freisinnig war, darf kaum hinzugefügt werden. Kirchliche und religiöse Fragen wurden bei und von ihm häufig besprochen, wozu die Besuche des schätzenswürdigen Pastor Verny besonders Veranlassung gaben. Er erlebte noch die Kölnischen Wirren, welche sein Interesse im hohen Grade erregten. Graf Reinhard entschied sich von vorn herein für die Sa-

che und das System der preußischen Regierung, und vertheidigte seine Ansicht mit einer Wärme, welche den Widerspruch bis zum lebhaftesten Ausdruck steigern konnte. Die Angriffe der französischen Blätter gegen Preußen und den Protestantismus kamen zur Sprache. Die Bemerkung eines Anwesenden gab dem Grafen Gelegenheit zu einer Kritik der vorhandenen französischen Journale, um darzuthun, wie französischer und deutscher Liberalismus divergiren; daß z. B. kein einziges der liberalen Blätter eigentlich berufen sei, dem Protestantismus in Frankreich gegen den Katholicismus eine Stütze zu sein, trotz der großen Verbreitung des erstern in diesem Lande. — —

. **Prag.** — Indem ich es unternehme, von unsern Lebensbewegungen Einiges zu Ihrer Kunde zu bringen, werfe ich zuerst einen flüchtigen Blick auf den Zustand unserer Literatur, und vorzugsweise auf die eingeborne, die czechische. Hier leisten als Historiker und slawische Philologen Palacky und Schafárik wahrhaft Gediegenes. Das umfassendste Werk Palacky's, die eben erscheinende Geschichte Böhmens, deren zweiten Band er mit unermüdetem Eifer zur Herausgabe vorbereitet, gehört zwar der Sprache nach in die deutsche, dem Gehalte und dem Wesen nach aber eigentlich in die böhmische Literatur. Der treffliche Verfasser will diesen Herbst zur Vermehrung seiner Quellen eine zweite Reise nach Italien unternehmen, wohin ihn diesmal zur Herstellung ihrer Gesundheit durch das mildere Klima auch seine kränkelnde Gattin begleiten soll. Seine böhmische Geschichte, so weit wir sie bis jetzt kennen, stellt den Verfasser schon unter die ausgezeichnet-

sten (besonders unter die gewissenhaftesten) Geschichtschreiber; was könnte das Werk aber erst sein, wenn Palacky ohne gewisse Nebenrücksichten auch alles schreiben dürfte was er weiß! Schafárik zeigt sich in seinem großen Werke über slawische Alterthumskunde (Slowanské starozitnosti) als einen Riesen an Geist und Wissen, an durchdringendem, läuterndem Scharfblick. Sehr achtbare Stimmen fremder Slawisten zollen diesem höchst verdienstvollen Manne nicht nur ein eben so begeistertes als gerechtes Lob, sondern lassen auch den Wunsch vernehmen, man möchte ihm die Mittel nicht fehlen lassen, seine klassischen Forschungen in der ganzen Ausdehnung der von Slawen bewohnten Länder, z. B. im Norden und Osten von Rußland, in den türkischen Provinzen u. s. w. an Ort und Stelle fortzusetzen, und so seinen köstlichen Schatz aus den reinsten, volkseigenthümlichsten Urquellen zu bereichern. Sollte das gänzlich ein frommer Wunsch bleiben? Freilich, wenn Schafárik nach einer reichlichen Belohnung, nach einem Ordenskreuze u. dgl. strebte, so hätte er eine andre Bahn einschlagen sollen — allenfalls eine neue Theorie aufstellen, nach welcher man die Husaren-Pferde wohlfeiler beschlagen könnte; so aber hat er nur ein Werk geliefert, welches eine feste Grundlage zur künftigen Geschichtsforschung für alle slawischen Nationen bildet, und der einzige Lohn für die ungeheure Mühe, mit welcher er eines der bis jetzt dunkelsten, unzugänglichsten historischen Labyrinthe entwirrte, ist ein wohlerworbener, dauerhafter Ruhm. Sollte man es nicht als allgemeine Volkssache betrachten, solch einen Mann wenigstens für seine physische Arbeit hinreichend zu entschädigen, und hiezu ein Zu-

sammentreten hochgesinnter Slawen zu bewirken suchen? Es käme vielleicht nur darauf an, daß Jemand einen guten Anfang machte und den ersten Impuls gäbe. — Die Kräfte der czechischen Literatur in der Poesie und Belletristik sind minder bedeutend. Zum Theil ist ihre unvortheilhafte Stellung daran Schuld. Das Uebergewicht der über alle unsre Gränzen einströmenden, ausländisch deutschen Literatur drückt sie um so mehr nieder, da sie in diesem Felde ohnehin kaum der böhmisch deutschen Produktivität das Gleichgewicht halten könnte. Meistens werden Erzählungen aus der deutschen, französischen, englischen oder einer ostslawischen Sprache übersetzt, unter den Gedichten sind noch die Originalarbeiten am häufigsten. Die jungen Czechen müssen ihre Stoffe entweder aus der unbestimmten Allgemeinheit, oder aus so alter Urzeit ihrer eigenen Geschichte entlehnen, daß die Umrisse, in nebeltrüber Ferne verschwimmend, keine festen Anhaltspunkte geben; wer aber einen Stoff aus der näher liegenden Epoche des Mittelalters wählte, müßte ihn so vorsichtig behandeln, daß die Phantasie stark gelähmt wäre! So fehlt der Sache der beste Kern. Schade daß sich der eben so talentvolle als originelle Jaroslaw Langer von literarischen Arbeiten zurückgezogen hat. Er hätte bedenken sollen: „Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit.“ Wer weiß ob nicht einmal die czechische Literatur bei den Schwierigkeiten eines kräftigen, anhaltenden, eigenen Aufschwungs, mit irgend einer ihrer ostslawischen Schwestern in eins verschmelzen wird? Vielleicht ist grade ein Gefühl von eigener Schwäche der Grund, daß manche der czechischen Schriftsteller das Fortschreiten ihrer deutsch dichtenden Collegen

mit Kälte, wo nicht gar mit Ungunst betrachten, während diese an jeder interessanten Erscheinung in böhmischer Sprache meistens wohlwollende Theilnahme zeigen. Palacky's Beispiel, welcher seine Geschichte Böhmens, um dafür ein größeres Publikum zu gewinnen, in deutscher Sprache schrieb, während er viele treffliche czechische Aufsätze geliefert hat, und noch fortwährend liefert, wurde von mehr als einem Ultra-Slawen als eine Apostasie angesehn; besser wirkten die Beispiele Schafárik's, Purkinie's, Kaubek's, Anielewsky's und Anderer, welche einzelne deutsche Aufsätze über slawische Stoffe in unsre gediegene, seit ihrem einjährigen Bestehen schon vielseitig auf das rühmlichste anerkannte Zeitschrift Ost und West lieferten. Von unsern deutsch schreibenden Schriftstellern ein ander mal ausführlicher, für jetzt melde ich Ihnen nur in Kürze, daß Karl Egon Ebert einen neuen Band Gedichte zum Druck vorbereitet. Balladen und epische Stoffe werden darin vorherrschend seyn, und nach den Proben, die ich vorläufig kennen lernte, darf man sich etwas Ausgezeichnetes versprechen. W. J. Tomaschek hat sechs von ihm komponirte alt-böhmische Gedichte aus der ehrwürdigen Königinhofer Handschrift herausgegeben. Die treffliche Eignung zur musikalischen Bearbeitung findet sich bei diesen kernigen Worten der Vorzeit in noch höherem Grade als bei der ohnehin schon so volltönenden und schmiegsamen neu-böhmischen Sprache, und Tomaschek hat sich als würdiger Tonsetzer der eben so eigenthümlichen als ausdrucksvollen Texte bewährt. Um dieses interessante Kunstwerk auch dem deutschen Publikum zugänglich zu machen, ist eine deutsche Uebersetzung, welche Prof. W. A. Swoboda

sehr sorgfältig der Metrik des Originals anpaßte, den Liedern beigegeben.

Die Katze läßt das Mausen nicht und der Prager nicht das Tanzen, es mag nun Winter oder Sommer sein. Als Schiller den Friedländer von seinen Landsleuten sagen ließ: „Dies Geschlecht kann sich nicht anders freun als bei der Tafel“ hätte er noch prophetisch hinzufügen sollen: „beim Strauß'schen Walzer, beim athemlosen Galopp und beim langweiligen Cotillon.“ Der Abend mag noch so lieblich, die Natur noch so einladend sein, (und wie schön ist die Natur in Prag's Umgebungen!) man sperrt sich in den Saal der Färberinsel ein, weil man auf die Reunionen abonnirt ist, oder wenn man zum anspruchsloseren Theil des Publikums gehört, in den ersten besten Tanzboden. Da arbeiten sich die Leutchen halb zu Tode und schwitzen wie Dampfmaschinen, und holen sich irgendwo in einem frischen Luftzug die artigste Lungensucht. Das Beste dabei ist, daß in den Zwischenpausen des Tanzes manchmal ein gescheidtes Musikstück zu hören ist. Auf diese Reunionen, auf dieses Galopp- und Walzer Publikum ist das unterdrückte Talent des Componisten Emil Titl angewiesen. Ein lebender Beweis, wie man junge, tüchtige Künstler bei uns unterstützt und aufmuntert, wurde dieser wackre Compositeur, welcher in einer vollendeten und zwei angefangenen Opern, einer Messe, vielen einzelnen Gesang- und Clavier-Compositionen, Chören u. s. w. lobenswerthe Proben seiner Fähigkeit ablegte, durch die äußerste Noth dazu gezwungen, Regiments-Kapellmeister zu werden. Nun schreibt er ex officio Märsche, Tänze, Potpourri's &c. für die Janit-

scharen-Musik, und weil er es doch nicht ganz lassen kann, macht er zuweilen auch etwas Besseres. So componirte er z. B. unlängst einen Männerchor mit Orchesterbegleitung, die nächtliche Heerschau, welche selbst auf sein tanzschwindelndes Auditorium einen kräftigen Eindruck machte. Doch fort aus diesen schwülen, erstickenden Räumen, aus diesem Durcheinanderwirbeln menschlicher Kreisel! Wer für etwas Andres Sinn hat, der besteige mit mir den leichten Nachen, und von den Wellen der Moldau gewiegt, schweben wir hin durch die Nacht bis unter den Fuß des Wyssehrad. Der Vollmond ist aufgegangen über den letzten Trümmern des Gemäuers von der ehemaligen Fürstenburg; mit wehmüthiger Milde blickt er durch das kühn vorspringende Bogenthor, welchem die Sage den Namen „Libussenbad" beilegte. Die Kunde von Jahrtausenden haucht eine belebende Ahnung in die Schauer der Nacht, riesige Schlagschatten geben dem imposanten Anblick der mächtigen Felsmassen eine doppelt verstärkte Wirkung, die duftig beleuchteten vorspringenden Kanten werfen den magischen Strahl auf den Wasserspiegel zurück; und die räthselhaften Bilder des Zwielichtes schweben wie Heldengeister über der dunklen, geheimnißvollen Tiefe der Fluthen. —

†† **Hanau.** — Literatur ist nicht unsere Hauptsache. Der Hanauer lebt gern, d. h. außer seinem Geschäft, das er gern auf den Fuß oder wenigstens den Namen einer Fabrik zu heben sucht, läßt er es sich gern wohl sein. Frankfurt spornt ihn zum Erwerben und zum Genießen, es steigert unsere Ansprüche und unsern Aufwand. Manchen zum Nachtheil. Es trägt aber auch zur Bil-

dung bei — besonders des Geschmacks in Einrichtungen des Lebens, so wie der Kunst, da wir an allen Ausstellungen, Theater und Sehenswürdigkeiten leicht Antheil nehmen können. — — Unter den hiesigen Frauen ist viel Sinn und Bildung, unter den Männern, besonders aus der Klasse der Fabrikanten, viel Lebensgewandtheit, Liebe zur Musik, mimische Talente. Man findet nicht leicht eine Stadt oder ein Städtchen, wo die Elemente so angenehm gemischt und neutralisirt wären, — die Staatsdienerschaft, die Fabrikanten, die Kaufleute. Der Adel ist zu unbedeutend, um sich zu sondern und die Gesellschaft zu zersetzen. Dennoch theilt er sich in öffentlichen Vergnügungen sehr, wenn nicht nach Kasten, doch nach persönlichem Behagen. Eine Hauptresource für den Sommer ist das nahe Wilhelmsbad, wo an gewissen Tagen Versammlung von weit und breit, und wöchentlich zweimal Hazardspiel stattfindet. — Jene angenehme Mischung der Gesellschaft zeigt sich kirchlich durch eine seltne Toleranz der verschiedenen Bekenntnisse. Das Religiöse ist durchaus dem Umgänglichen untergeordnet, und der Pietismus regt sich nur in einer ganz niedern Klasse auf kaum beachtete Weise. Und damit auch jede kirchliche Eifersucht entfernt bleibe, besitzt keine Gemeinde einen ausgezeichneten Prediger oder nur einen irgend hervorstechenden. — Wir haben keine Bibliothek und kaum die bekanntesten Literaturblätter werden in kleinen Kreisen gelesen. — Trotz Allem dem haben wir einige Literaten und Schriftsteller. Unser viel beschäftigter Arzt Kopp hat in seiner Wissenschaft einen bedeutenden Namen, und zufällig einen bis Rußland verbreiteten. Vor etlichen Jahren kam nämlich der russische

Dichter Shukowsky krank in die Gegend und nahm auf Anrathen eines hier privatisirenden, ihm aus Petersburg bekannten Militärs, (Russen aus deutschen Provinzen) Kopp zum Arzte an, und wurde von ihm hergestellt, nachdem man ihn in Petersburg aufgegeben hatte. Da Shukowsky Erzieher der kaiserlichen Prinzen ist, so erregte dies viel Aufmerksamkeit in Petersburg und Rußland. Seitdem kommen häufig Russen hierher, berathen sich bei Kopp oder bleiben auch kürzere oder längere Zeit. So sind schon mehrere Literaten hier gewesen. Außer Shukowsky — der Fürst Wäsemsky, Gogol, Melgunoff. Auf diese Weise konnte die von H. Koenig herausgegebene und bearbeitete Schrift: „Literarische Bilder aus Rußland," die aus dem Verkehr Koenigs mit Melgunoff entstanden, gerade von Hanau ausgehen. Herr Koenig ist gegenwärtig mit einem neuen größeren Roman beschäftigt, der Shakspeare und seine Zeit zum Gegenstand hat und hoffentlich noch in diesem Jahre zum Druck gelangen wird. — Ein anderer Hanauer Schriftsteller, ein geborner Fuldaer, ist Karl Arnd, Ingenieur und durch mehre Schriften über National-Oekonomie, über Wasserbau rc. bekannt. Derselbe giebt jetzt auch die „Zeitschrift für die Provinz Hanau" heraus, die mit der Geschichte, der laufenden Bildung und den Interessen dieser Provinz bekannt machen soll. — Unser Gymnasium hat mehrere recht gebildete Schulmänner, die sich aber gerade als Schriftsteller noch nicht besonders hervorgethan haben. — Unsere Pensions-Anstalten, besonders weibliche, sind sehr alt und waren stets auch vom Ausland besucht. Seit einiger Zeit thut sich auch die Knabenschule mit Pension des Dr. Den-

hard hervor durch den Eifer junger Freunde, welche die Anstalt unternommen haben.

* **Wien.** Der Name Anastasius Grün darf hier nicht mehr gedruckt werden, weil er von keinem Censor das Imprimatur erhält, und zwar aus dem Grunde nicht, da es keinen Nachweis dafür giebt, daß ein solcher Dichter als Person existirt. In dem kürzlich erschienenen Album, welches alle österreichischen Dichter auf einer Tenne vereinigt zeigt, fehlt daher Anastasius Grün, dafür ist der Graf Auersperg mit einem Gedicht, das diesen seinen Namen führt, eingetreten.

† **München.** Das von R. Marggraff neubegründete Kunstblatt wird unter dem Titel: „Münchener Jahrbücher für bildende Kunst" jetzt (in einem Leipziger Verlag) ins Leben treten und sollen in diesem Jahre noch zwei Hefte mit den dazu gehörigen lithographischen Abbildungen, unter denen sich besonders eine Gruppe aus Kaulbachs neuem (noch unvollendeten) großem Bilde: die Zerstörung Jerusalems auszeichnen wird, geliefert werden. Der Jahrgang dieses Kunstblattes wird 4 Hefte umfassen. In den artistischen Beilagen, die den Hauptzweck der Münchener Jahrbücher bilden sollen, ist es besonders darauf abgesehen, die bedeutendsten Kunstwerke der Münchener Schule zu reproduciren, doch dürften auch die Leistungen anderer Schulen bald hinzuzuziehen sein, um dem Publicum eine vollständige Anschauung von dem Zustande der heutigen Kunst zu bieten. —

Hamburg. Ludolf Wienbarg hat ein höchst interessantes Manuscript: Hannover und die Sieben, bereits seit längerer Zeit vollendet, doch dürfte dem unmit-

telbaren Erscheinen dieser Schrift noch mancherlei im Wege stehen, das sich aber wohl beseitigen lassen wird. Sein **Tagebuch aus Helgoland** wird hier sehr stark gelesen, und findet überhaupt in Deutschland die verdiente Anerkennung, welche beweist, daß die ächten, edeln und ehrenwerthen Leistungen der neuesten Literatur beim deutschen Publicum noch nicht die Sympathieen verloren haben, welche ein anderer von unglücklicher Ruhmsucht getriebener Autor durch allerlei Schmutz, den er auf dem literarischen Gebiet zusammenschleppte, gewaltsam zu zerstören bemüht war. Wenn man den edeln und würdigen Charakter betrachtet, den sich Wienbarg in der Literatur zu erhalten gewußt hat, so sieht man die innere Grundlosigkeit jener Genossenschaft ein, die ihm vor einigen Jahren durch **Gutzkow** angehäkelt ward und welche von beiden als **das junge Deutschland** getauft wurde, das leider auf die allerunnützeste Weise von der Welt Veranlassung gab, Wienbargs und so mancher Andern Thätigkeit auf längere Zeit zu hemmen und in den Bann zu thun. Sein ehemaliger Genosse Gutzkow scheint wenigstens in dem moralischen Bann dieses jungen Deutschlands verblieben zu sein, indem er sich von Neuem in eine literarische Verworfenheit hineingearbeitet hat, in der man ihn diesmal sich selbst überlassen muß, während Wienbarg zu der unzweideutigen und ruhmwürdigen Stellung zurückgekehrt ist, die er selbstständig für sich zu behaupten im Stande ist. —

= **Leipzig.** Die Arbeiten zur Gasbeleuchtung, die auch in unserer Stadt eingeführt werden soll, werden gegenwärtig sehr stark betrieben, und wird Leipzig schon zu Anfang Septembers, also zur jährlichen Feier des Con=

stitutionsfestes, die Aufklärung dieses neuen Lichtstoffes an sich bewähren lassen. Zur Verschönerung der Stadt geschieht jetzt sehr viel, überall entstehen hier neue Gebäude in einem großartig schönen Styl, Leipzig verliert allmählig die alte pittoreske Giebelform, und wird dafür eine moderne Stadt. Nur dürften bei modernerer Bauart die engen Gassen sich nicht mehr so traulich, wie bisher zu den Erkerhäusern, verhalten, sondern eher ein Mißverhältniß zeigen, da die Häuser, die man jetzt baut, auf eine größere Perspective des Raumes berechnet sind. Das neue Postgebäude vor dem Grimmaischen Thor ist seiner Vollendung und demnächstigen Benutzung nahe, es gewährt einen ebenso imposanten als geschmackvollen Anblick und ist der Centralbedeutung Leipzigs in dieser Beziehung vollkommen würdig, während das bisherige in der Stadt gelegene nicht nur nicht ausreichte, sondern auch durch die Enge der Gasse, in der es sich befand, hin und wieder sogar Unglück veranlaßt hat. — Den sich in Sachsen aufhaltenden Preußen, die besonders in Leipzig bei einem längern Aufenthalt mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, ist jetzt durch das neue sehr liberale Heimathsgesetz, welches Preußen erlassen hat, eine bedeutende Vergünstigung bereitet. Da die preußische Regierung jetzt zu einem Aufenthalt im Auslande Heimathsscheine auf drei Jahre ausstellt und zu fünf Jahren verlängert, unter Umständen auch darüber hinaus, man also dadurch nachweisen kann, daß man in einem bestimmten heimischen Verbande bleibt, der jederzeit wieder Rückhalt und Schutz zu gewähren vermag, so wird Sachsen, das sich unter allen Bundesländern darin am schwierigsten gezeigt hat,

in der Aufnahme von Ausländern wohl von jetzt an sich duldsamer erweisen. — Unsere Eisenbahn wird vom 31. Juli an bereits bis Wurzen befahren und hat somit schon eine für den Weg nach Dresden wichtige Poststation erobert. Noch immer herrscht bei der hiesigen Bevölkerung eine wahre Manie, Spazierfahrten auf der Eisenbahn zu machen, die aber mit der größeren Ausdehnung der Bahn wohl allmählig dem gewöhnlichen Geschäftsbetriebe weichen wird.

Jacob Grimm hält sich seit einiger Zeit hier auf und ist beschäftigt, mit der Weidmann'schen Buchhandlung (Reimer) eine große wissenschaftliche Unternehmung zu berathen. Diese wird in einem etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache bestehen, das Grimm unter Mitwirkung von Lachmann und Moritz Haupt herausgeben will.

Der junge talentvolle Dichter Karl Beck hat ein neues größeres Gedicht vollendet, das unter dem Titel: „der fahrende Poet" in diesen Tagen erscheinen wird und in Weise von Lord Byrons Ritter Harold, jedoch in ganz selbstständiger Conception, eine Sängerfahrt darstellt, die besonders in Ungarn, Wien, Weimar und auf der Wartburg beschreibend und betrachtend verweilt, und dabei in den mannichfachsten Zeitanklängen sich ergeht. Das Gedicht ist in Sonetten geschrieben.

Von der bei Leopold Voß erscheinenden und durch Rosenkranz und Schubert herausgegebenen Ausgabe Kant's sind soeben vier neue Lieferungen: Der zweite Band (Kritik der reinen Vernunft), der dritte Band (Prolegomena zur Metaphysik und Logik), der siebente

Band, in zwei Abtheilungen (kleine anthropologisch-praktische Schriften und die Anthropologie in pragmatischer Hinsicht) herausgekommen. Diese Ausgabe fährt fort sich in ihrer prächtigen und gediegenen Ausstattung und durch den ächt wissenschaftlichen Geist der Besorgung als eine der ausgezeichnetsten literarischen Unternehmungen unserer Zeit zu bewähren. *)

β. **Berlin.** Nachdem der Fürstencongreß, welcher unserer Hauptstadt im Juni so vielen Glanz verlieh, vorübergegangen ist, hat die stille träumerische Ruhe des Sommers, wie gewöhnlich und vielleicht im noch verstärkten Maße, sich auf Berlin gelagert. Wer fort kann, wandert aus und der Drang nach den schlesischen und böhmischen Bädern war so gewaltig, daß die Schnellpost nach Dresden oft auf vierzehn Tage hinaus keinen Platz mehr zu vergeben hatte. — Man sieht, daß gegen die Reise- und Badelust unserer Zeit Edicte so wenig helfen, wie einst vor Jahrhunderten gegen üppige Feste und Pluderhosen, und doch ist es nicht lange her, daß der Staat selbst allen Aerzten es zur Pflicht machte, ihren Patienten Reisen und Bäder so wenig als möglich anzurathen, weil mancher allzuzärtliche Gemahl sich für die Wünsche seiner schönen bittenden Gefährtin in Schulden stürze, Familienglück zerstört und Unfrieden ohne Noth erzeugt werde. Es ist ein hübsches Bestreben jeden guten Bürger beim besten Muthe zu erhalten, und Schranken für den Armen

---

*) Wir werden in einem unserer nächsten Hefte ausführlicher darauf zurückkommen. D. R.

zu bauen, ohne Unmuth über göttliche und irdische Weisheit in seine Seele zu bringen; aber was kann man gegen den Willen der Mode und den herrschenden Geist der Zeit, welcher epikuräisch alle Zwecke des Lebens in den Genuß setzt. Die schnellen Posten und die schönen Heerstraßen laden von selbst zum vermehrten Wechsel ein, man müßte Alles beim Alten lassen, wollte man das Alte erhalten. Kommen nun gar erst die Eisenbahnen, so wird es mit jeder Reiseabschreckungstheorie völlig zu Ende sein, und jeder Gevatter Schneider und Handschuhmacher seinen freien Sonntag wenigstens in Leipzig oder Dresden, in Stettin oder Breslau nach Belieben verdämmern können, und die Aristokratie auch diesen Vorzug verlieren. —

Wer in Berlin zurückbleiben mußte, hat wenigstens zu seiner Entschädigung den Wollmarkt und das Pferderennen gehabt; aber der erste ist so verzweifelt schnell vorüber gegangen, daß man weder die runden sonnenverbrannten Gesichter der würdigen Landjunker und Amtleute, noch die kleinen, rothwangigen Fräulein, welche alljährlich sonst in Schaaren herbeiziehen, um nach dem überstandenen Fegefeuer der Verkaufstage aus den gefüllten Börsen ihrer Anbeter, Väter und Onkel sich zu modernisiren, gehörig betrachten konnte. — Der Wolllüstlinge (wie die Berliner sagen) waren diesmal zu viele, und die Wollhabenden verkauften oft ehe sie noch die Thore erreichten, und brachten gar zu schnell ihr Geld und ihre Schäfchen in Sicherheit. Kläglicher noch ging es mit dem Pferderennen. Der Hof war schon nach Schlesien abgereist, die Prinzen fast sämmtlich in verschiedene Provinzen zerstreut und der größte Theil der hohen Aristo-

kratie ebenfalls verflogen. Ueberhaupt aber ist die Theilnahme für diese Vergnügen beträchtlich im Abnehmen, und eine Anzahl junger Offiziere und Dandys die einzigen fast, welche als Actionairs und Wettende lebendigen Antheil nehmen. Es muß etwas Außerordentliches geschehen, wenn die Pferderennen sich halten sollen, denn man sieht immer mehr ein, daß sie im jetzigen Zustande wenig nützen. Komisch ist es dabei, daß die englischen Jokeys gewöhnlich schon vorher wissen, welches Pferd der Sieger sein wird, und die eigentliche bestimmende Macht sind, welche ihre Tractate schließt und das Schicksal des Tages leitet. — Eine neue Zierde Berlins wird das Universitätsgebäude werden, dessen Ausbau rüstig fortschreitet. Dieser alte Palast des Prinzen Heinrich hat allerdings das sonderbare Schicksal gehabt, in einer Zeit, wo in Preußen plötzlich für geistige Entwickelung des Volkes nichts zu hoch und zu heilig erschien, in einen Sitz der Musen verwandelt zu werden. Später freilich dachte man daran und ging mit dem Plane um, ihn seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zuzuwenden, die Musen und ihre Zöglinge aber in eine stillere Gegend zu verbannen und auf den Feldmarken am Köpniker Thor ein quartier latin zu stiften. — In einem so gut geordneten Staatshaushalte berechnet man jedoch vor allen Dingen die Kosten, und so wurde denn der baufällige Palast nicht niedergerissen um einem modernen Königsschlosse Raum zu geben, sondern er blieb den Wissenschaften und wird so geschmackvoll ausgebaut, wie es die unschönen Verhältnisse zulassen. — Es ist bekannt, wie der witzige Ausspruch Friedrichs des Großen lautete, als er den Bau zuerst sah. Mein Bruder, sagte er lachend, hat

sich ein Haus gebaut, das unten wie eine Festung, in der Mitte wie eine Kirche und oben wie ein * * * aussieht, und man muß gestehen, daß viel Wahres darin liegt. — Indeß passen sich die kühlen hohen Räume in den gewaltigen Mauern recht gut zu Hörsälen und Museen, und die moderne Kunst verschönt, wie sie kann. — Der Park hinter dem Schlosse wird auch umgeschaffen, und unter den alten schattigen Bäumen werden die Bronzebüsten der berühmtesten Lehrer der Universität aufgestellt werden, namentlich: Fichtes, Hegels, Solgers, Wolfs, Schleiermachers Köpfe, mahnende Zeichen der Zeit, welche nicht mehr Heerführern und Fürsten in Purpur allein zu Denkmälern bevorzugt. — Auch zu der längst beschlossenen Reiterstatue Friedrichs des Großen soll endlich das Modell begonnen werden, nachdem man Jahre lang über den Platz gestritten hat, wo sie aufzustellen sei.

Die Wissenschaft hat wieder einen harten Verlust durch den schnellen Tod des Professor Bartels gehabt, dieses gelehrten und vielverdienten Mediziners. Man sucht jetzt auf allen Universitäten nach einem würdigen Nachfolger, und der würdigste würde unstreitig Schönlein sein, wenn nicht — politische Rücksichten, ihn sowohl wie Oken, Grimm und Andere von uns entfernten. — Es ist übel, daß die Politik selbst der Wissenschaft Rücksichten auferlegt, und somit wird auch nicht Schönlein, sondern der Professor Nasse aus Bonn Bartels Stelle einnehmen. —

Vor Kurzem befand sich in unsern Mauern der Geh. Legationsrath Kölle aus Stuttgart, Verfasser der Schrift über Diplomatie und der bekannten Handbücher über Paris, Rom u. s. w. Vielleicht hatte seine hiesige An-

wesenheit theilweise den Zweck, die Kräfte der norddeutschen Hauptstadt für die Cotta'sche Vierteljahrschrift zu gewinnen, als deren Hauptbetheiligten sich Herr Kölle jetzt ziemlich deutlich zu erkennen giebt.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Viertes Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

Inhaltsverzeichniſs.

Bei den Briefen von Chamisso im ersten Aufsatze des gegenwärtigen Heftes sind nachstehende Versehen gefälligst zu berichtigen:

Ueber No. 21. muß stehen: An B. in Berlin.
Ueber No. 28. — — An B. in Paris.
Ueber No. 33. — — An B. in Berlin.

I.

Zum Gedächtnisse Adelbert's von Chamisso.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

„Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist alles, was wir den Todten zu geben vermögen." Dieses Schmerzenswort Goethe's fällt uns auf's Herz bei dem jüngsten herben Verlust, den wir durch das Scheiden des geliebten Freundes, des edlen Dichters Chamisso, neuerdings erlitten haben. Zwar hat er selbst, durch seine Dichtung wie durch sein Leben, ein solches Andenken sich längst gesichert, allein bei weitem nicht vollständig, die Freunde haben noch viel hinzuzufügen. Chamisso ist in allem Betracht eine der merkwürdigsten Gestalten unsrer Zeit, eine höchst eigenthümliche, wie sie auch einzig in diesen Zeitumständen entstehen konnte. Der Franzose, der emigrirte Franzose, der ein deutscher Dichter wird und ein deutscher Gelehrter und Bürger, und der in allen diesen Eigenschaften doch wieder so sehr Franzose bleibt, — der ist wohl ein Phänomen, das, wie es früher nicht dagewesen, auch in dieser Weise kaum wiederkehren wird. Und solchen ursprünglich auseinander liegenden, und doch hier unlösbar zusammengefügten Gegensätzen

entspringen Widersprüche, Eigenheiten, Kämpfe, die bald im Innern des Gemüths, bald in äußern Ereignissen, sich verarbeiten und fruchtbar werden. Alle Schickungen, welche der sturmbewegten Welt entsteigen, schlagen hier an, treffen ganz oder theilweise, reißen fort, hemmen, und indem sie den Menschen umherwerfen, ihn ganz zu beherrschen oder zu bedingen scheinen, haben sie am Ende über eine treue redliche Seele doch nichts vermocht; sie geht aus ihnen rein und selbstständig hervor, mit ihren ungeschwächten, ja befriedigten Ansprüchen und wackern, preiswürdigen Leistungen. So erwächst ein Lebenslauf, der schon für den äußeren Blick sich als ein außerordentlicher und bedeutender darstellt, für den innern aber eine noch reichere Welt eröffnet.

Diesen inhaltvollen Stoff allseitig zu bearbeiten, wird niemand der bewährten Freundeshand Hitzig's vorgreifen dürfen, welchen die innigste Vertrautheit mit dem Hingeschiedenen und die erprobte Sicherheit der Darstellung zu dieser Aufgabe gleich sehr berufen. Wenn ich gleichwohl hier mitherantrete, so ist es nicht, um eine Schilderung zu versuchen, noch über den Freund ausführlich zu reden, sondern vielmehr ihn selbst reden zu lassen, und somit einen Beitrag zur Kenntniß eines Menschen darzubieten, der in allen seinen Aeußerungen gekannt zu sein verdient.

In Wahrheit, diese kleine Auswahl von Briefen, die ich Chamisso's Freunden hier vorlege, darf auf keine geringe Theilnahme rechnen. Nicht auf Voraussetzung, sondern auf schon gemachte Erfahrung gründet sich diese Zuversicht. Ich gebe diese Blätter nicht voreilig, sondern mit Bedacht, und auf mehrseitige Wünsche und Mahnungen. Der noch frischen Empfindung des Verlustes thut solche Mittheilung

wohl, und sie regt weitere Thätigkeit an. Wer den edlen Freund gekannt, wer auch nur seine Lieder kennt, — und wie groß ist nicht der Kreis liebevoller Verehrer und begeisterter Anhänger, die er durch seine Dichtungen erworben, — wird mit liebender Neigung in das treue Herz blicken, in die frühe unschuldige Jugend voll Eifer und Lust, in die starke Mannhaftigkeit voll Muth und Ernst, die sich hier vertraulich dem Auge entfalten. Wir sehen die heitre Neigung zur Poesie gleichzeitig mit ernstem Verlangen nach gründlichem Wissen und mit edelstem Freundschaftstriebe in wechselseitiger Förderung sich erheben. Wie schön steht der Franzose unter den Deutschen da, wie eignet er sich deren Strebungen und Aufgaben an, wie nimmt er kämpfend an ihren Mühen und Arbeiten Theil! In Kämpfen aller Art, der Sprache, des Versbaues, der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, ja sogar — und auch hier tüchtig und ehrenhaft in dem für ihn verhängnißvoll gesteigerten Loose — des wirklichen Kriegskampfes! Erst als der letztere völlig national wird, und die Gegensätze gewaltsam auseinander treten, kann der Franzose nicht mehr Deutscher, der Deutsche nicht mehr Franzose sein, und indem er keines von beiden verläugnen noch opfern kann, tritt er zurück. Aber auch seine Zurückgezogenheit ist nur neue Entwickelung und Auszeichnung; er dichtet sein anmuthiges Mährchen, das in der deutschen Urschrift und in vielfachen Uebersetzungen weithin Glück macht, und er selbst wirft sich in Studien, die ihn bald befähigen, einer wissenschaftlichen Unternehmung zu folgen, die ihn um den Erdkreis und zu den entlegensten Völkern führt.

Doch diese Zeit liegt schon über den Bereich der vorliegenden Briefe hinaus; diese Unternehmung wie die ganze spätere Erscheinung Chamisso's, welche zwei entgegengesetzte Richtungen so schön verbindet, die Abentheuer einer dreijährigen Weltfahrt und die glückliche Ruhe stiller Häuslichkeit, gehören recht eigentlich für die Feder Hitzig's, als welcher zu jener der thätigste Helfer und bei dieser der nächste Zeuge und Theilnehmer war.

Hier sind es hauptsächlich die frühen Anfänge des eigenthümlichen Geistes- und Gemüthslebens, die wir dem Leser darbieten. Wir sehen den preußischen Offizier, den emigrirten und wieder heimischen Franzosen, so wie den deutschen Dichter und Studenten in den traulichsten Freundschaftsergüssen. Wie er das angeeignete Deutsch nach eigner Weise zerarbeitet, im unsichern Ausdruck schon schöpferisch wird, Reimen und Silbenmaßen nachgeht, und diese vollkommen bezwingt, wie er zu noch schwierigeren Sprachen übergeht, neben Exerziren und Wachtdienst Griechisch und später auch Latein lernt, und darin, fast nur auf eigne Kraft und Fleiß angewiesen, die merkwürdigsten Fortschritte macht, davon geben diese Briefe ein lebendiges Bild, das man nicht ohne Rührung, ja mit Bewunderung betrachten wird. Dann der strenge, heilige Ernst, das deutsche Ringen zur Tiefe, wobei doch wieder die den Franzosen angeborne und anerzogene Scherz- und Spottlust ihn nicht losläßt, noch die Liebhaberei an Aeußerlichkeiten, in welche das innere Streben sich jugendlich kleidet; dann die biedre, gemüthvolle, ehrenfeste Gesinnung, auf unwandelbare Redlichkeit gegründet, die reine, heiße Liebe zu den Freunden, die willige Anerkennung der Mitstrebenden, die hohe Ver-

ehrung für die Meister, — dies alles liegt in ansprechenden, oft ergötzlichen Zügen hier vor uns. Diese Sorgfalt, welche den frühen, meist noch schwachen und bald vergessenen Gedichten zugewendet ist, zeigt schon den gewissenhaften Sinn, der einer ganzen Lebensdauer zu gute kommt, das Maß und die Haltung, welche durch die schwierigsten Verhältnisse glücklich durchführen. In einigen Wendungen kündigt sich schon die Laune an, aus der nach mehreren Jahren der berühmte Schlemihl entsteht; in andern der kraftvolle Unmuth, der zürnend auf die Unbilden der Welt blickt.

Außer dem vielartig Anziehenden, das in diesen Blättern vorkommt oder berührt wird, dürfte manches in ihnen heutiges Tages noch den Reiz der besondern Zeitgemäßheit haben. Irren wir nicht, so hat diese Art von Freundschaft, wie sie hier einen schönen Kreis von mannigfachen Strebungen und Talenten umfaßt, eine Freundschaft, die da wahrhaft liebt und schätzt, aber eben deßhalb auch Mahnung und Tadel sowohl übt als leidet, die nie Gemeines oder Geringes auf sich einwirken läßt, und frei von Herrschsucht und Heuchelei nur stets das Aechte und Tüchtige zum Augenmerk behält, die durch allen Wechsel der Umstände, auch nachdem die Bedürfnisse der Jugend erloschen und die auseinandergerücktesten Ziele erreicht sind, in ihrer Wesenheit unverletzt bis zum Scheiden fortbesteht, — irren wir nicht, so ist heutiger litterarischer Jugend, wie viel reicher auch diese an Hülfsmitteln, Gaben und Leistungen dastehen möge, ein solches Bild, wie diese Briefe Chamisso's geben, mit bester Meinung an's Herz zu legen!

Berlin, am 1. Oktober 1838.

Varnhagen von Ense.

An Varnhagen, in Hamburg.

1.

Berlin, im September 1804.

Auch nur, mein lieber Getreuer, karggezählte Zeilen, und die hübsch spät, — also pflegen sich schuldbewußte Weltlinge eben mit ihrer Schuld zu prahlen, und wie Du es ihnen dann und wann nachmachen kannst, muß ich es Dir heute nachmachen lernen. — Geschäfte und Meldungen. —

Das erste Kapitel. Fünf Friedrichsd'or richtig empfangen. Aber Du denkst wohl, man könne ein Buch über die Bestimmung des Menschen schreiben, und nicht eine Zeile über die von fünf Louisd'or, Du verdirbst dem Teufel seinen Spaß, der das Wort Geld so gewaltiglich akzentuirt hat. — Ich bitte um bestimmte Instruktionen über diese Sachen, so sehr es Dir auch kosten mag, um solcher Ursachen willen in schreibenden Zustand Dich zu versetzen.

Das andre Kapitel. Robert le Diable und Adelbert der Wilde sind zahm wie die jungen Lämmer auf der Weide zusammengekommen. Der „erste Schiffer" steht uns zu Befehle, und ein Sonett wird er noch liefern; den Schiffer werd' ich vermuthlich im Strome seines eigenen Wassers verlassen. Der Sänger hat sich in Weimar mild von der dortigen Sonne bescheinen lassen, die „Ueber- und Uebergebildeten" werden dort aufgeführt werden. Als Robert ist er dort nicht aufgetreten. Augusta Klaproth liefert noch ein Sonett. Der langsam vorwärts schleichende Druck des Almanachs hat den vierten Bogen erreicht, und die Mitte der Elegie von Koreff. Niedliche Druckfehler sind auch wohl schon vorhanden. Die Erwartung scheint auf die Theremin'schen Sachen gespannt zu sein, sein Name ziert nur die Uebersetzungen aus dem Petrarca. Ein Sonett von mir an Lafoye wird Dich erfreuen. — Der Rio verde von Eduard ist da. —

Daß mir Dein Portrait, zum Vollenden, wieder in die Hände gekommen ist, weißt Du; daß ich aber, seit Du weg bist, zu keinem Pinsel wieder gekommen bin, wirst Du so nicht wissen, mit jedem Tage will

ich wieder anfangen, und werde, von Entschließungen zu Selbstvorwürfen schwankend, vorwärts in die Zeit hinein geschleudert, ohne daß ich ihr Blüthen irgend einer Art abzwinge. So geht's mir mit dem Griechischen und mit Allem; ich sage noch immer: diesen Winter will ich fleißig sein! — Ich habe auch einige Tage gemanövrirt, sowohl in Potsdam als in Berlin, daß einem das poetische Herz im Leibe lachen mußte! — Deine Freundin hab' ich weniger oft gesehen, wie ich selber gewünscht hätte.

Ich sehe öfters Augusta, freue mich an ihr, gebe ihr auch Unterricht im Französischen. Das Mägdlein soll in Lieder die Gefühle ergießen. — Was Du an Hermann geschrieben, hat mich schön erfreut, es ist einer Deiner bessern Briefe. Ich danke Dir, mein Varnhagen, der Kapitels über Deine Schwester, — ich liebe sehr das Mägdlein, sprich zu mir auch von ihr, und vergiß nicht Deine Versprechungen in Betreff des Stammbuchs; laß sie auch etwas von Deinem Adelbert wissen.

Mit Julius Klaproth ist wenig abzuhandeln; auch hab' ich zu wenig im Sinne, was für hohe Dinge im Schilde Du trägst und ihm verkündest, — doch von einer Sammlung Kritiken, Freund, laß Dir sagen: wir sind Jungen, die da kauen lernen, und lehren zu wollen, und aburtheilen zu wollen, würde mir höchst spaßhaft vorkommen; ich erinnere mich des Distichons recht gut:

„Das was gestern sie lernten, das lehren sie heute schon wieder;
O was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!"

Und nichts weniger als die Schlegel sind gemeint. Lerne Dein ABC. — Für die „Miszellen" will ich gern etwas schreiben, wenn ich kann, doch macht man mir auch Schande daraus. Wirklich, Freund, kommt's mir wie ein Sterbender vor, der sich an eine Schandsäule lehnt. — Wenn ich zu meiner Feder komme, werd' ich sehen; aber lass' erst den Grünen ganz grün sein, und stehen da — wie man zu sagen pflegt „vollendet in sich."

Apropos! Meine juristische Seele würde mit meiner poetischen in gewaltigem Kampfe streiten, und wehe sollte es gewiß meinem eigenen Rücken aus lauter Mitleiden thun, wenn, die erstere das Recht behaltend, ich dem geheimnißvollen Namendiebe unsrer Stern-Gedichte begegnete, und mich zu dem unangenehmen Geschäfte berufen fände, ihm mit dem σκηπτρον zu Leibe zu gehen. — Gott sei mit uns!!

Lebe Du wohl. Dein Brief an Theremin geht an Einem Tage mit diesem fort. Die Post ist unverschämt, wenn von Genf die Rede ist; hin oder her, muß man Mehrheiten von Thaler Porto bezahlen;

laß den Jungen bald nach Paris segeln. — Von Karoline Lehmann — jetzigen Clementi — wird Dir doch hoffentlich nichts unbewußt geblieben sein: Heirath, und Reise. —

Diesen Brief habe ich eigentlich dazu bestimmt, die Reinlichkeit und äußerliche Schönheit der Deinen hervorragen zu machen. Danke mir also für seine Form und die Pracht der Kalligraphie. — Hast Du mir nun gedankt? — Ja. — Also ganz wohl, lebe recht wohl, und liebe mich, und schreibe an mich, und sei „kunstvoll, gut, gesetzt von Jahren," wie Du es selber versprichst!

Adelbert.

τ. τ. π. α.

2.

Berlin, December 1804.

τ. τ. π. α.

Χαιρε ἀδελφε. Ich habe Dir lange nicht geschrieben: und schreibe Dir heute noch nur wenige flüchtige Worte, dafür habe ich zweihundert fünfundachtzig Verse in meinem Homeros gelesen, lange treffliche Briefe auch erhalten und gelesen, und fange spät in der Nacht an zu schreiben, um spät in dem Tage vielleicht aufzuhören, und so soll es fürwahr hinfort getrieben werden. Denn Griechisch, es ist Zeit, will ich lernen, und Eure Liebe, Männer, die Ihr mir verbündet seid, ist das Köstlichste mir meiner Habe. — Im Frühjahr 1806 gedenke ich eine Reise nach der Heimath zu unternehmen, die Sterne dann mögen den Ausgang leiten, aber bevor ich von dieser meiner hohen Schule auch nur auf kurze Zeit mich wende — — will ich Griechisch und auch wohl etwas Latein können.

Den Neumann seh' ich in der Regel weniger, als wär' er schon bei Dir. Da würd' er mir doch wohl schreiben. — Nur Eine schöne herzliche Nacht haben wir zusammen gelebt, die soll er Dir erzählen. — Da wacht' ich am heimischen Heerde mit dem Bruder, und wir hörten in dem Hause über uns das Geräusch, das die theuren Erzeuger erregten, es stürmte draußen, und wir freuten uns der milden Hitze der Flamme, der dampfenden Cigarren und hoher Freundschaft Andacht.

Ich danke Dir die hübschen Blumen, sie sollen mir doch werth sein, und hoch geschätzt; noch bitte ich Dich, oder vielmehr Lafoye selber bittet Dich um etwas von Deiner Arbeit, das ihn erfreue, — aber auch noch andres Werthes hast Du mir versprochen, und hast mir nicht Wort gehalten, und ich muß Dich schelten — etwas von der

Hand Deiner Schwester, — ein Blatt in mein Stammbuch, das sie schreiben wollte. Grüße sie herzlich von mir. Das schöne, das treffliche Mägdlein. Und erinnere Dich unsrer Gespräche.

Hör, Dein Aufenthalt in Deiner Retraite zu Hamburg ist Dir nützlich und gut, wird Dir angenehm noch dabei, wenn Du den Freund an Deine Seite erhältst; da hast Du am besten verkochen können, was Du gelebt hattest. Auch gefallen mir Deine Briefe mehr und mehr, und Deine Muse sinkt nicht. Sehr brav ist Deine Elegie. Der Anfang vielleicht dehnt sich etwas und rückkehrt auf sich selber, und — bestrebe Dich doch auch einer leichteren Sprache. — „Spaß" mißfällt, auch dem Fichte; „Scherz" vielleicht? Der Anfangsfuß eines Verses gegen das Ende, – ⏑ ⏑ drei einsilbige Worte, ist falsch skandirt, auch Aïdes – ⏑ ⏑ ist falsch, meines Wissens wenigstens zu Deutsch ⏑ – ⏑.

Fichte hat mir aufgetragen, Dir zu sagen, daß Dein Brief ihn gefreut habe, er wolle Dir gut und lang antworten, dazu müsse er aber Zeit haben, er wolle erwarten, daß er Zeit habe, welches itzt nicht der Fall sei, und dann es ordentlich thun.

Hör, lieber Freund, die Augen fallen mir zu, ich schreibe Dir nächstens!

Lange Briefe hab' ich von Lafoye! sei ihm treu.

Soll wiederum ein „Grüner" erscheinen, so schreibe Du — durch mich zur Besorgung — an Lacrimas-Schütz, dem ich in meinem grünen Schmucke genaht bin, — keine lebende Seele aber weiß in Berlin, daß solch ein Buch dies Jahr existire. Es ist ein Geheimniß, ein nicht verrathenes; wir halten, was wir drucken — wie andre Leute, was sie denken — so fest verschlossen für uns. Lafoye hat aber Freudenthränen geweint, und Koreff Euch gelobt, — davon ein andresmal mehr, und viel durch Neumann. Ich dichte nicht, Gott bewahr; ich lerne Griechisch.

Adelbert.

3.

Berlin, Frühjahr 1805.

Nebst einem Gruß von Theremin folgendes Sonett an Dich:

Stets muß das Hohe mit Gemeinem ringen,
Wohl weiß ich es, und werd' es nie beklagen:
Wohl aber, daß, die nach dem Hohen fragen,
Selbst nur verweilen bei gemeinen Dingen.

Und scheint auch Einer sich recht hoch zu schwingen,
Und scheint vor Allen göttlich er zu ragen,
So brauchst Du ihm nur an das Herz zu schlagen,
Und es wird hohl die schlechte Scherbe klingen.

So daß ich oft, wenn ich die Besten zähle,
Gegen die Welt, und mich, und Alle wüthe,
Das Herz mit Traurigkeit und Schwermuth quäle.

Dann aber freut mich deiner Dichtung Blüthe,
Dann denk' ich dich, du feste, treue Seele,
Du starkes Eisen, — daß dich Gott behüte!

Ich möchte Dir schreiben, Lieber, Guter, weil es mich und Dich freuen müßte, dieses fühl' ich, weiß ich; aber die Feder ist mir wie behert und kann keine Züge bilden. Wisse, daß ich Dich liebe, und gehabe Dich wohl. —

Der junge Karl von Raumer ist hier (Ernst und S. in unsrem Almanach), ein guter trefflicher Knabe, scheint es, ein geliebter Freund von Koreff, und der ihm auch in manchem nicht unähnlich sein möchte, ein sinniger Aufstreber zum Bessern. Unsern dritten „Grünen" wird er wohl nicht verlassen, und ich wünsche und hoffe, Dir bald Manuscripte von ihm einzusenden. Er will mehreres, das er fertig hat, wieder durchsehen und reifen. Wenn Robert noch der Unsrige sein soll, so wünsch' ich aus vielen Gründen, daß Du selber, und nicht ich, ihn aufforderst, und ich werde ihm ansagen, daß ich Dir für dies Jahr alle Rechte überantwortet habe. Noch warte ich ein weniges, bevor ich mit dem Buchhändler Fröhlich spreche. Von dem Grundsatze aber gehen wir aus, daß Grünling wieder erblühen soll. Indessen ich werde ihm dieses Jahr ein sehr karger Vater sein. In dem lieblichen Lenze, den wir da haben, kann ich einzig und allein nur husten, und das reimt sich nicht. — Ich weiß, Lieber, Guter, von einem Geschenke von Dir, das für mich in Berlin ist, habe auch schon blaue Decken schimmern sehen, und drei werthe Namen sind mir zugleich genannt worden. Ich danke Dir auf das herzlichste, und erwarte gierig ma mise en possession, um ein Weitläufigeres darüber Dir zu sagen.

Julius Klaproth's beschleunigte Reise ist, ehe wir uns versehen haben, zu einer noch beschleunigtern Entweichung geworden. Er hat mich mit vieler Laune zum Abschiedsschmause eingeladen, hat mich zu diesem Zwecke eine Lustreise, die ich auf die Feiertage vorhatte, aufgeben heißen, hat mich als Boten zu Hermann hinausgeschickt, auf daß ich den schon Begehrenden entflamme, und ihn bedeute, ja nicht des Schmauses und der Einkassirung seiner Forderungen vergessen zu sein: ist aber am andern Morgen inkognito abgesegelt, und schon am Mittag war der wohlbekannte Finke bei mir, der mir als souvenir d'amitié gesandt war, um von mir die Berichtigung seiner Forderungen und seine von Julius hinterlassenen Papiere zu empfahen. Papa wird

alles ausgleichen. Nur der bescheidene Hermann wird zu kurz kommen; da ich mich über dieses Abentheuer scheckig lachen wollte, meinte doch der, es wäre nicht höflich von Julius gehandelt! —

Ich beantworte schlecht Deine schönen guten Briefe, lasse Dich dieses nicht abhalten, mir welche zu senden, ich liebe Dich doch. Mein letzter Brief ist an unsern Neumann gewesen; Euer Verhältniß ist das schönste, und ich kann Wilhelms mich freuen. Wahrlich, wahrlich, haltet Euch fest, und Ihr werdet nicht straucheln, Ihr seid gut gepaart.

Was Deine Stelle anbetrifft, wie ich es damals unserm Wilhelm sagte, ich denke itzt nicht an sie, möchte mich aber hüten, mir voreilig den Weg zu ihr zu versperren. Jede Zeit hat sich. — Ich schließe meine Chronik. Lebe Du wohl. — Willst Du durch mich an Theremin schreiben, so mach geschwind, er geht bald nach Frankreich.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

4.

Berlin, den 31. Mai 1805.

Suchet alsbald die Nummer des 6. Mai der Jenaischen Literaturzeitung. Oder habet Ihr die schon gelesen? —

Lange ist es, beste Kinder, daß ich Euch zu schreiben habe, und Euch dennoch nicht schreibe, lange aber auch, daß die Schwellung der materiellen Theile meines werthen Hauptes, in allerdickstdemselben, den Gedankenraum dergestalt verengt haben, daß alle jene erlahmen, und ich meine köstliche Faulheit zu Rathe ziehend mich für untüchtig erklärt habe, die Feder zu regieren. — Heute, nun es Sommer heißt, und auch die Exerzirzeit entlebt ist, und ich so ziemlich aller Uebel erlöst bin, heute sag' ich: diese Nacht noch bezahle ich alle meine Schulden, schreibe fünf ungeheure Briefe, und fahre morgen früh zu Fuße nach Potsdam zu Hitzig, wo ich fünf Tage zuzubringen gedenke. Also zur Sache. Historisch. Summarisch. — —

Der dritte Grünling will früh aufstehen, das Manuscript mußt Du im August zu Anfang Septembers zusammenschaffen. — Der Verleger Fröhlich wird zur Zeit des Treffens abwesend sein, er hinterläßt Befehle, und ich selber besorge den Druck. — Der edle Mann! er rührt mich; ich glaube, ich weine! — Was macht Lacrimas-Schütz? ich habe ihn nicht gesehen. Was Robert? ich habe ihn nicht gesprochen, obschon ich ihn oft sehe. — Ich schreibe noch heute an Raumer,

wenn es nicht zu spät wird. Soll ich mit Bernhardi sprechen? Ich sehe ihn manchmal bei sich, er scheint mir gewogen, er hat mir herrliche Lehrstunden gegeben, über seine Ansicht der Metrik und andere Dinge; er selber wird wohl nichts haben, kann aber vielleicht etwas Gutes anschaffen oder sonst helfen. — Hat Dir Fichte geschrieben? — Ich habe Friedrich Heinrich Jacobi hier nur Einmal gesehen, er hat mich gut empfangen, hier hat ihn der Strudel der Welt gehabt. —

Gedichte von uns an uns mögen immerhin aufgenommen werden, ich habe nichts dawider. Nur aber, und darauf bring' ich, müssen solche Schmeichelbälge der strengsten ästhetischen Censur unterworfen werden. — Mein Sonett an Neumann zum Beispiel, dieses mein Sonett ist ein schlechtes Machwerk. Theremin's Sonett an Dich ist gut; Deine Ode, nebst ihren nicht zu verachtenden Metrums-Häkchen, kann ein zu ehrender Versuch sein, so auch andre Dinge; aber ich wiederhole es und überkomme mit Machtspruch: Du wirst nichts aufnehmen, was aus irgend einem Grunde könnte billig verschmissen werden. — Dir übrigens die Vollstreckung des Gesetzes.

Anakreon scheinet mir wahrlich ein magrer Bursch. Aber warum müßte ein Gedicht, das nach ihm wäre, darum eben verworfen werden? liest man doch gern in Goethe „an die Cicade." Wenn Du mein Dingchen nicht schlecht findest, laß es hinein laufen! — Du aber, in deiner Uebersetzung, hast den ersten Vers nicht gut verstanden, oder nicht gut ausdrücken können. *Τα*, — ich schreibe von der Wache, wo ich das Buch nicht habe: sieh mit deinem Lehrer dieses *τα* an und den Genitiv des Namens, — ungefähr so viel, als: mich kümmert nicht was des Gyges ist, — oder wie der Kerl heißen mag!

Nun deine Sonette, Bruder Neumann. Das eine drückt diese Wahrheit aus: après la pluie vient le beau temps, — (Erbsen sind nicht Bohnen, wie es bei Robert heißt) — das andere hat mir schöne, wohlgekannte, befreundete Reime in's Ohr zurück geführt, die ich gleich gegrüßt habe wie meine Vettern, — indeß ich habe nicht andre Sonette von Dir über diese vergessen. Spreche ich also zu Euch, gute Kinder, es ist, damit Ihr wieder also zu mir sprechet, wenn ich Euch etwa bald mit jungen und alten Raritäten, Hauskehrigt, rogatons und avortons heimsuche. —

Ich komme manchmal zu Rahel Levin. Ueber diese einen langen Brief an dich, Varnhagen, oder keine Silbe. —

Lebet beide recht wohl, meine Brüder, und lasset scheinen den Stern des Nordens. Ich werde Euch schreiben, wenn es Gott geben wird. (Ihr sollt ja keine Narren sein, und Briefe an mich frankiren.

Ich selber frankire nie einen Brief. Wer ihn schreibt, hat die Mühe, wer ihn liest, die Freude, er bezahle.)

Adelbert.

τ. τ. π. α.

Varnhagen! Eduard Hitzig grüßet Dich herzlich und schreibet Dir bald. Wenn ich etwas vergessen habe, verzeihe es mir Gott.

5.

Berlin, den 8. Juni 1805.

Die „Romanzen vom Thale Ronceval" sind von Pellegrin, und Pellegrin ist ein Landedelmann hier, Baron von Fouqué, vielleicht Graf, welches bei der Sache nichts verbessern und nichts verschlechtern würde. —

Ehlers, Schauspieler aus Weimar und geliebter Eleve von Goethe, welchen er auch mit ächter Religion, wie es recht ist, liebet und anbetet, er, dessen hinreißendes Talent ist, deutsche Lieder, mehrstens Goethische und eigenkomponirte, zur Guitarre zu singen, wird aus unseren Almanachen mehrere komponiren, — auch habe ich ihm zu diesem Behufe „Wehmuth" und Dein andres Lied mitgetheilt. Diese Deine Gedichte lasse ja nicht aus der Sammlung.

Nach dem Schauspiele kommt heut Bernhardi zu mir auf Wache, — später noch mehr von ihm, — ich bringe manchmal die Abende bis in die Nacht hinein bei ihm zu, und er lehret mich.

Ich habe erst die Blitzmordrezension bei Bernhardi gelesen, — und kann deine Rezension der Rezension nicht schelten. Ich hatte einen Einfall, den Bernhardi billigte — vor allem Rath und Entscheidung von dir — am Ende des Grünen möchte das Schlußsonett der Rezension wieder abgedruckt werden, als eingesandt und empfohlen von M. Z. oder wie der Fabelmann sich nennt! —

Ich bitte Dich um eine Abschrift des Briefes, den Dir Friedrich Schlegel geschrieben hat. — Ich korrespondire nicht mit Fichte, Du trägst mir ein Hartes auf. Kannst Du ihm nicht schreiben?

Noch Einmal! Sei streng gegen die frommen Kinder, die ihren Eltern schmeicheln. —

Dein und Neumann's Freund und Bruder.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

6.

Berlin, den 17. Juli 1805.

Ich schreibe Euch nicht, ich kann, ich kann es nicht, aber ich liebe Euch, bin Euer Bruder, bin und lebe mit Euch, sitze mit an Eurem Tische, und studire angestrengt mit Euch. Und umarme Euch.

In vierzehn Tagen werde ich die vier Bände des Homeros durchgelesen haben (und das gut), — ferner zwei Tragödien des Euripides, drei Bücher der Anabasis des Xenophon, den Anakreon, und zwei der größern Dialogen des Lukian, auch die erste Philippika des Demosthenes. Nur muß ich noch zu der Grammatik ernst zurückkehren. — Alle Stunden, die mir nicht der *καρτοφλοφαγων δολιχος ποδας* Dienst raubet, sind dem Einzigen geweiht, nur wenige Tage in der Woche widme ich wenige Stunden der Gesellschaft, täglich aber sechs und acht und zehn Stunden dem Griechischen. —

Ich lege Dir, Varnhagen, Friedrich Schlegel's Brief, und jedes seiner Worte, an's Herz. — O weh, mein Licht geht aus!

Adelbert.

τ. τ. π. α.

7.

Erbsen bei Göttingen, den 8. November 1805.

Seid Ihr denn alle in tieferen Koth gerathen, denn ich, daß Ihr für Euren bedürfenden und flehenden Bruder nicht Hände mehr zu rühren vermöget, wehe dann Euch und mir! —

Ei, so stürme denn da draußen, Wetter, und regne mit deinem unendlichen Regen, bei dunkler mondloser Nacht; wahrlich, wahrlich, ich bin trauriger, denn du arg bist!

Warum erhalt' ich denn kein Liebes-Lebenszeichen von Euch? Lebe ich Euch nicht mehr? Geschrieben habe ich, und wiederum geschrieben — *φωνη βοωντος ἐν ἐρημω!* — Wahrlich, ich würde mich härmen, wenn meine Briefe in die Irre gegangen wären, wie ich selbst, der da noch in tiefer regnigter Nacht in solchem Kothe herumgeschleifet wurde, daß wir alle Lebenslust und Schuhe verloren, — deß weinten die Chefs der Kompagnien bitterlich, und weinen noch, sehet sie und fraget sie, und lasset Euch verzählen, mich aber verschonet, daß ich mir nicht noch die Seele mit dem frischen nassen Angedenken dieses Kothes ewigen Jammers — ein anderes 1792 — übertünchen müsse; — härmen müßte ich mich noch mehr, wenn sie angekommen wären, meine Briefe, und Ihr schriebet mir dennoch nicht. —

Sie schwatzen von Frieden und von Krieg, — ich kann nicht Krieg, nicht Friede finden, und der Regen durchnäßt mich bis an die Seele, — o betet zu Gott, daß er seinen Regen von uns wende! Wir haben schon einen Mann in dem geschwollenen Feldgewässer verloren, er starb eines erbärmlichen Todes, noch ein andrer hat sich die Beine an einem Felsenstück zerschmettert, es mag ein Stück faulen Käses gewesen sein, den sein Vordermann etwa weggeworfen hatte, man konnte es in der Dunkelheit nicht gut unterscheiden, und man redet nicht gern davon, — wo will das hinaus, ich bitte Euch! — O ich bin heute grimmig, grimmig, daß ich mich zu Tode lachen möchte. Sähen alle Esel so aus, wie die, die uns führen, dann würden keine übrig bleiben, die man nach der Mühle mit Nutzen peitschen könne, und es würde überall so sein, wie im gebenedeiten Berliner Lande, wo die Eselsseelen maskirt gehen, und nicht in schönbeohrte Eselshäute fahren.

Eine Meile in der Richte von Göttingen, lieget in einem hohen Bergthale, rings von waldbewachsenen und feldbebauten Gipfeln umschlossen, ein ausgehungertes Dorf, mit Namen Erbsen. Daselbst gelangten wir und hielten den nicht brillanten Einzug Nachts vor acht Tagen. Die Kompagnie ist wiederum getheilt, und ich liege hier allein mit dem Kapitain. Mit diesem Dinge habe ich nun volle sechs Tage in Einer Stube, einer schlechten, auf dem verpachteten Edelhofe ausharren müssen; nun bin ich weggezogen, in des Predigers Hause wohne ich nun, und habe wenigstens dieses bei dem Tausche gewonnen, daß es mir hier gegönnt ist, mich, während ein Theil der Stunden sich in sich selber zu verlieren eilet, in einer köstlichen Flaumfederwolke zu verlieren, und allen Gram mit mir; nicht also köstlich sind die „morgenröthlichen Gewölke," wie wir sie hier zu Lande haben. Auch habe ich hier liebliche unmündige Kinder, die mich an andere erinnern, und erfreuen, eine Auguste, eine Emmy, einen Adolf; — aber e r, — wie ahndungslos in der Fülle der eigenen Jämmerlichkeit dies gelernte Volk selbstbehaglich daher schreitet, wie blind es mit seinen Augen ist, und wie taub mit seinen Ohren! Ich würde Lügen gestraft haben den, der es mir hinterbracht hätte. Und sie weinen nicht bitterlich über sich selber, und sie lassen den Himmel mit allen seinen Augen auf sich weinen, und sie ahnden es nicht, daß er über sie weine.

Hier lese ich nun fleißig und mit Erbauung die Schrift. — Evangelium Matthäi habe ich gelesen, und vergleiche nun Evangelium Johannis. Matth. 14, 22 u. ff. Diese Stelle hat mich ergriffen, leset sie — wenn auch nur im Luther — nach, und also auch andere. Winterquartiere hier, — und ich bin ein Schriftgelehrter worden. — Eine Hoffnung habe ich, eine schöne Hoffnung: auch von der Göttinger

Bibliothek werde ich vielleicht Bücher erhalten. Mein Hausphilister vermag ein solches zu verschaffen. Des gottseligen hocherleuchteten Jakob Böhmens — teutonici philosophi — alle theosophischen Werke, habe ich gefordert, — Winterquartiere hier mit ihm gehalten! o wie wollen wir Freunde werden! seinen Lebenslauf habe ich hier gefunden und verschlungen. Nächst ihm habe ich noch Aeschylos gefordert, und Goethe, versteht sich. Bis das alles einkommt, wird es aber vielleicht spät, und wer weiß, wo wir uns noch verschleppen könnten. — Nach Göttingen bin ich noch nicht gegangen; Ihr Stubenbewohner wißt nicht, wie sehr der Regen naß sei. —

Nächst dem Grundtexte ist mir der alte gute Luther sehr erfreulich, welch ein ächtes deutsches Deutsch er spricht! — Hätt' er den Gebrauch nur der Gerundien in end. Fast bedaur' ich jetzt, daß ich ihn zu wenig brauche.

Ihr kennt noch die Bernhardi'sche Theorie der Grüße, — grüßet uns auf Hebräisch, Kinder. — Welche verstehen den Krieg, das sind meine kleinen Franken, die raschen freudigen Gesellen, die mich entzücken. — Redet und redet, wie die Welt jetzt eingejammert ist, ersehe ich dem Ausgang keine Wichtigkeit, als für die, so die Landkarten illuminiren. Den Zweck des Treibens finde ich also in dem Treiben selbst, und wie die es treiben, freuen sie mich, sie sind was sie heißen — Soldaten, und sie treiben den Krieg. — Franzthum und Deutschheit, meinet ihr; — das wäre etwas, aber das ist auch nichts; wo ist Deutschheit? In dem Busen Einiger. Ein Funken nur glimmet, doch ein ewiger, unauslöschender — aber da draußen — Freunde! raubet Euch nicht der allgemeine Regen den Glauben an eine mögliche nahe Weltmorgenröthe?

Ich bereise inkognito einige deutsche Provinzen, und wie leicht es mir wird, macht mich so gutmüthig lachen, wie es vielleicht Varnhagen verbissen thun würde. Wie unendlich unendlich unbekannt wir Grünlinge sind, glaubet kein Menschenkind von uns. Ich muß doch die Grünen bei mir führen, Hermann soll sie mir gesammt schicken, und dann werde ich mich ferner nach meiner Art und den Umständen mit ihnen amüsiren. Ich habe sie mir in Rautenburg gewünscht, bei meinen guten Leuten des Pfarrhauses, die mir nicht ohne Thränen den Abschiedssegen gaben. — Grüßet mir Euren Hamburg und meinen Berlin. Θαρσει, χαιρε.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

Schafft mir Briefe aus Berlin, und schreibet mir.

8.

Erbsen bei Göttingen, den 1. December 1805.

„Kein Volk, kein Vaterland, einzeln müssen wir's treiben!" — Siehe, das hast Du mir aus dem Herzen in das Ohr geschrieen, daß ich erschrack und mir die Thränen, die rollenden, von den Wangen wischte. — O das muß in allen allen meinen Briefen schon gesteckt haben.

Noch ein anderes wunderherrliches Wort hast Du gesprochen, und ein Wort, das Du nicht vergessen sollst! „Ich glaube fest an sie, wie an eine Fabel." Jung, ich möchte Dich küssen, Dich vor Freude würgen, — wie an eine Fabel glauben, — das ist es, was mich lange gequält hat, das hast Du so heraus gesagt, und vielleicht ohne es selbst zu wissen; wo zum Teufel hast Du das hergenommen, — gestohlen hast Du es mir aus dem Schatze der Dinge, die mein gehören sollten. —

Dank übrigens für beide Briefe. — Du indeß sollst bereits zwei andre von mir erhalten haben. Morgen brechen wir nach Kassel auf, von da mehr.

Dein Liedchen ist ein bijou, ein wunderliebliches Ding; bravo, Varnhagen, bravo! —

Herodotos geht an, man merkt ihm nur ein wenig an, daß Du ihn aus seiner griechischen Haut in eine deutsche gepeitscht hast. —

Ich habe Dein Wort über Berlin nur obenhin gelesen. Dazu sind die Nordischen Miszellen gut genug. Du hast es gefunden. Das Ding scheint mir schnakisch genug zu sein. — Dank für das Mitgeschickte. χαιρε. Sturm wie man nie gehört und gesehen.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

9.

Wichershausen, den 4. December 1805.

Es spricht sich das Wort des Krieges aus:

Οὐδε τι πω σαφαρ ἰδμεν ὁπως ἐσται ταδε ἐργα.

Wir haben Erbsen verlassen und ziehen gen Kassel (dieses zur Nachricht) zu dem Korps des Generallieutenant von Rüchel, also auch laute meine Addresse, und werde in Berlin bekannt; immer beim zweiten Bataillon Götze.

Ich schreibe Euch aus dem herrlichen Gebirge an den Ufern der Weser, aus dem Dorfe Wichershausen, wo wir ein paar Tage bleiben, während sich die verschiedenen Korps der Armee ordnen. — Nicht oft wirkte solch prachtvolles Schauspiel mit solcher Macht auf mich. Die Wolken

ziehen, bald regnet's, und bald blicket die alte Sonne vom blauen Aether aus den ziehenden Wolken hervor, — mit der Wintersaaten lächelndem Grün sind die Hügel angethan, die hohen Bergwälder erschimmern purpurn und golden, die ferneren, auf den schön geschwungenen abstufenden Linien des Gebirges, überziehet ein dunkeles Blau, auf seinem fernen Scheitel aber ruhen unendliche dunkele Wolken, welche zu ihm sich senken, wie ein seltsamer Kuß, den doch der Himmel der Erde giebt, und die Gebirgswasser rauschen hinab in das Thal, auf daß sie Fruchtbarkeit ihm brächten. Diese Gegend durchschweif' ich mit meinem treuen Figaro, wir lagern uns in den rauschenden dürren Blättern, und lauschen tief zu unsern Füßen dem Erbrausen der Weser aus dem jähen Abgrund des Thales, wo sie sich schlängelt, oder schauen in unabsehbare Ferne, zu den geheimnißvollen Spielen der schönen Gebirgs- und Gewölkslinien, und den Spielen der Regen und der Sonnenstrahlen. Dann rückkehr' ich zu der engen Kammer und zu unsern Gesprächen, den traulichen, die meine eigene Nahrung sind.

Ich werde haben (in meinem letzten Briefe aus Erbsen) meinen guten Wirth gar ungerecht der derben Flüche — die auszustoßen es mir an diesem Tage Bedürfniß war, — theilhaftig werden lassen. Es war ein guter Mann, beschränkt und unwissend wie ein Philister; aber nicht, wie ein Philister, Feind alles Heiligen. Mein Lehramt habe ich bei ihm und seiner guten Frau angetreten, und sie lauschten fromm dem nicht immer verstandenen Worte, aber sie liebten mich darum, und ich kann sagen, daß wir als Freunde geschieden sind.

Einen unendlichen Spaß gewährte mir der letzte Tag, und im Genuß eines erfreulichen Sieges des Bessern in mir über die reine Flachheit. Das Kompagniechef nämlich, welches sehr schlecht eingenistet war, und sehr des köstlichen Essens, das ich genoß, begehrte, war äußerst artig einigemal bei uns erschienen, und hatte auch Einmal das Glück des Tisches genossen. Am letzten Tage, als an welchem ein königlicher Abschiedschmaus nebst reichem Punsch bereitet war, erschien es wieder, auf daß es Abschied nähme, und die Zeitung zum Durchlesen erhielte. Mit sichtbarer Verlegenheit des Bewußtseins der Schuld gegen die Konvenienzen, erhielt es wirklich den begehrten Abschied, auf der Stelle, nicht aber die Zeitungen, welche noch nicht da waren, „man würde sie dem Herrn Hauptmann zusenden" —. Wie es abzog, blieb vor Angst die Spitze seiner Nase in der Mitte der Stube, wo sie war, und es zog sich nur mit der sich ziehenden Wurzel bis zur Thür hinaus, wir mußten die vergessene Erscheinung eigenhändig ihm nach, aus dem Hause zuschieben. Wie alles fort war, wurde es laut, — „Wir hätten — sagten die Guten — es doch bitten müssen, — aber es ist so hübsch und gut, daß wir heute unter Freunden

bleiben." Sie frugen mich, ob ich noch heute hinauf ginge zum Schreiben, wenn ich das thäte, dann wollten sie noch dem Kompagniechef nachschicken; — ich kehrte das Ding um, und sagte: „Schicket ihr nach, so gehe ich oben;" wir lachten, und es blieb wie es war. — Aber nach den Zeitungen schickte es noch wohl zehnmal, die hatten wir mit häufigen Toasten recht heilig gelesen, und wir waren freudig worden. Der Prediger, wie zuletzt sie an das Kompagniechef, das ihrer so sehr begierige, geschickt werden sollten, holte hervor, seine Freude zu verlängern, eine Zeitung von passendem Tage und Nummer von Anno 1803, die 3 wurde in eine 5 verwandelt, und wir lachten unsre Kleidungen naß, und uns selbst aber dreiviertel todt, indem wir, uns auf der Erde wälzend, in dieser neuen Zeitung vom gelben Fieber in Malaga, der Furcht in London, und von Schinderhannes vieles Erbauliche lasen. Sie wurde den andern beigelegt, und dem Kompagniechef richtig zu seiner Erbauung eingehändigt. —

Ein kleines Blatt habe ich an Dich in einen Brief aus Erbsen an Hermann eingelegt, einen Empfangschein Deiner beiden Briefe, und ein hohes Lob Deines wunderlieblichen Liedes, — ja wir wollen und müssen uns alles mittheilen, was wir dichten, und auch Neumann; lebet man doch nur, sagt Theremin, wenn man dichtet. Hier noch mein Neuestes! —

Adelbert.

τ. τ. π. α.

10.

Delbach, den 26. December 1805.

Προςευχεσθε δε ινα μη γενηται ἡ φυγη ὑμων χειμωνος.

κατα Μαρκον 13, 18.

Es ist heute kein kluges Wort aus mir zu ziehen, und ich bin auf das Haupt und an das Herz geschlagen, es geschiehet alles wie es will und muß, und ich wie eine Blindschleiche irre darin von Tag zu Tag und von Busch zu Busch, und sehe gar nichts. Nicht ein Tag Ruhe und Rast wird uns gegönnt, und nicht eine Meile breit Landes können wir in Einem Tage durchziehen, — aber, die wir itzt im Fuldaischen und zwar auf der Straße nach Würzburg liegen, wir sollen nun, heißt es, vorwärts gehen; in Gottes Namen, — aber kein Brief! kein Brief! kein Brief! Ich besorge sehr, daß nun alle die über Kassel gar nicht zu uns bringen, darum diese meine Addresse: Bei der Armee des Kurfürsten von Hessen-Kassel, über Fulda. — Keine Post bringet zu uns, alles klagt, und keiner hilft. **Von unzähligen Briefen, die ich nach Berlin geschrieben habe, müssen viele angekommen, und doch einige beantwortet worden sein. Von Bernhardi, Zacharias Werner, Hermann, Mad. Cohen, Mad. Sander u. s. w.**

keine einzige Silbe, alles, alles gehet verloren, und ich sitze da wie ein Narr. —

Die Einlage an meinen Bruder Hippolyte, lieber Bruder, empfehle ich dir sehr, und es hätte doch auch wohl nicht der Empfehlung nöthig, ein Brief, weißt Du, ist kein Mantel, und wäre es auch nur ein Mantel, ach „armes Kind, die Welt ist ja so kalt.“ Προςευχεσθε etc.

Ich greife hin und her durch die Saiten, und kann keinen vernünftigen Akkord herausfinden. Ich brauche Briefe, mein Guter, die möchten für mich Texte zum Denken werden, wie, ich weiß nicht welch ein magerer Hund, ich weiß welch ein erbärmliches Buch betitelte. Gelesen, geschrieben, gedacht, gehört, gesehen, erfahren, gelebt — habe ich auch seit der letzten Zeit gar nichts, wo zum Henker sollte ich auch etwas Neues hernehmen an Euch zu schreiben! — Ich stehe vor Euch da, wie eine Geige, die sechs Wochen im Regen gehangen hat. Also auch gut, das sehet Ihr von mir, und das ist mein Brief.

Ich wäre also gierig, etwas von Berlin zu vernehmen! Was wird gedruckt und nicht gedruckt, was machen unsere Lieben, unsere Leute, und selbst das Wundermännchen? Nicht auch von dem Könige der jetzigen Welt dringet das leiseste Gerücht bis zu mir, von Kotzebue nämlich! Bei Gott, ich habe nun Fichte verstehen lernen, und der Mann ist groß, der ein ganzes Geschlecht repräsentirt, und stehet an dessen Spitze, und ist ihm herrlich geworden wie ein Pfleger zugleich und ein Hirte und ein Bollwerk, auf daß dies Geschlecht in seiner Selbstheit beharre, das heißt dabei bleibe, bei nichts, und wohl getrennt seien diese und jene, — und auch diese das Genüge haben, — sehet selbst seine Fruchtbarkeit! — Wahrlich, wahrlich, Weisheit, Nothwendigkeit, πολυωνυμε, ich bete Dich in ihm an, wie in Deiner Welt allen Theilen, wo nur immer ich sie begreife, aber ihm ist ein großes, ein herrliches Loos gefallen. Kotzebue könnte mich zu dem heiligsten hohen Liede begeistern, wenn nur ich in diesem Winter singen könnte! Die Hieroglyphe der Nachtigall, die ist so hübsch! — ich nenne jetzt alles Hieroglyphe! Ihr müßt Euch darin finden — es ist nicht anders. Lebet wohl.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

Grüßet mir meinen Berlin und Euren Hamburg. Saget mir ja auch, ob es wirklich gegründet ist (was man mir letzthin sagte), daß der **Premier Consul** zum Kaiser der Franzosen gekrönet worden sei, ich habe lange keine Zeitung gelesen.

Lafoye? Koreff? Theremin? — ??? —

11.

Engelrode, den 8. Januar 1806.

Es ist mir beim Schreiben später geworden, und da ich heute doch schreiben muß, auf daß Ihr eine Adresse von mir habet, werde ich nur flüchtig einige Zeilen ziehen. — Ich rechne nicht auf das, was die Posten noch besitzen möchten.

Ich danke Euch Eure Gedichte, — ob sentimental, ist „an den Tod" von Neumann mir sehr werth, und er hat mich bis zum Hinreißen angesprochen. „An Achim von Arnim" habe ich noch nicht verstanden, und ich muß schweigen. — Ich danke Dir noch, lieber Varnhagen, Deine sechs Sonette. Soll ich Dir aber Antwort stehen, — sie müssen mir wohl noch vertrauter werden, — aber außer dem, was Du selbst sagst und ich auch gelten lasse, kam es mir beim ersten Blicke vor, als ob dieses zu sagen eben nicht gebundene Zeilen erforderlich gewesen wären, und es nicht ihrem Wesen nach nothwendige Gedichte wären; — mehr vielleicht wenn ich sie besser kenne. Was mich anbetrifft, ich habe seit der Zeit ein einziges gutes Gedicht gemacht, und ich übersende es Euch, auf daß es ja zu Nro. 4. des Grünen aufbewahret werde, mit dem Besten von dem, was Ihr habet, und etwa der „Sehnsuchtslilie", die ich doch dem Bran nicht gönne; dieser Mann erhält auch nichts aus dem Felde, oder ich müßte mich sehr irren, denn ich weiß ihm itzt viel weniger als nichts zu schreiben, das Viele nämlich, das ich weiß zu sagen, muß sich jeder zu drucken hüten. Das zählet Ihr Euch an meinen Briefen ab.

Aber zu meinem Gedichte „Völker und Staaten"! Ich würde wohl mehrere solche κωνωπες gebähren, wäre nur wie mein Geist auch meine Feder gespitzt, sie an das Papier zu heften; aber es ist schwer, sehr schwer, und ich bin nicht einer der darin Geschickten; schickt mir Gott ein Mehreres, so soll es Euch nicht vorenthalten werden. — Es ist bald Zeit an den vierten Grünen zu denken. Hat Neumann seine Elegie gedichtet? Bist Du, Varnhagen, gerüstet zu einer Uebersetzung der Hymne:? εἰς Ἀφροδίτην ist so schön als leicht. —

Zum Verständniß meiner Geschichte soviel: Nach langweiligen Märschen und fast täglichem Aendern unserer Positionen, standen wir endlich mit der Avantgarde auf der Straße nach Würzburg, vor uns in Brückenau die Jäger, und die Husaren auf den Vorposten trieben Patrollen bis unter Würzburg selbst, — da machten wir schleunig linksumkehrt, der Krieg war abgesagt, und unsere Marschroute, die wir am zweiten Tage des Rückzuges erhielten, lautete auf Osnabrück, am zweiten Tage des Rückzuges aber auch erhielten wir Kontreordre, und blieben in Hünefeld stehen. Von da aus wurde ich nach Schlitz detaschirt, um diese Stadt zu besetzen und daselbst Kommandant zu sein, und ich ließ es mir sehr ange-

nehm sein, — ich hatte auch schon eine hochgelehrte Büchermachergesellschaft allda entdeckt, und sehr gelacht; diese Vergötterer Kotzebue's bemühten sich nicht mit der Erweiterung der Gränzen der Wissenschaftslehre, sondern allein mit ihrer Verbreitung, und schrieben in Schlitz an der Schlitz eine allgemeine dicke Naturgeschichte für die liebe Jugend, — indeß ich da meine Parade aufziehen ließ, meine Parole ausgab, meine Ordonnanz besorgte u. s. w., ging das Regiment wieder vor, und ich erhielt von meinem Bataillons-Kommandeur, der mich detaschirt hatte, ein Schreiben, worin es hieß: „Ew. Hochwohlgeboren erhalten hiebei die Order, linksum zu machen", in der Order selbst aber war deutlich r e c h t s u m zu lesen, — ich bin sehr unglücklich im Spiel, ich würfelte, machte linksum, nnd drückte mir die Nase glatt an die Wand; — das war die Art meines Zurückkommens zum Regiment, welches nun seine Winterkantonirungen hier in dem Vogelsberge bezogen hat. — Es fallen unendliche Schneen, die geschwollenen Wintergewässer erbrausen in den Tiefen, und der Wind pfeift langgedehnte trauervolle Töne. — In Schlitz hörten wir, und in der ganzen Gegend wurde es vernommen, fernher dumpfauf vom Mainstrome das Gedonner der ehernen Münder verhallen, wir glaubten Alle schon, daß wir geschlagen wären, nous en sommes quittes pour la peur, es zog nur der Sieger nach seinen Landen, und Frieden ist jetzt das einzige Wort. — Auf Wiedersehen, Kinder, wenn wir einmal in Berlin wieder zur Ruhe sind. — Aber Monde müssen noch wechseln. — Ich bitte Dich sehr, lieber Varnhagen, meinen herzlichen Gruß an unsre Freundin zu bestellen! Manches in Deinen Briefen begehrte beantwortet zu werden, ein andermal! In Deinen Bekenntnissen lieb' ich Dich. —

Herodotos kenne ich annoch nicht. Die Theorie der Grüße ist, daß jegliche Nation sich in dem ihren ausspricht: comment vous portez-vous, wie geht es rc. Der Chinese fragt: wie schwitzest Du? χαῖρε, vale, und endlich der Jude: „Friede sei mit Euch!" — er ist froh, wenn er keine Prügel kriegt, — das ist das Schalomnicha, das ich mir ausbat. — Ich habe Euch das Mährchen noch nicht erzählt von meinem Wirthe dem Müller in Wichershausen, er hatte auch seine Pferde vor unsern Wagen spannen müssen, und fuhr uns in's Kasselische, der wackere Kerl peitschte die Thiere nach Herzenslust, und schrie ihnen ermahnend zu: „Ziehe, ziehe, zieh was du kannst! wir fahren die Preußen aus'm Land!" — χαίρετε τέκνα Διός. Euer alter

Adelbert.

τ. τ. π. α.

12.

Ober-Gränzenbach, den 18. Januar 1806.

Ich will hiemit nichts weiter, Kinder Berlins und Hamburgs, als Euch die Order ertheilet haben, nichts mehr an mich nach Engelrode zu senden, — denn, wir sind schon lange über alle Berge. —

Der Krieg ist abgesagt, und wir reisen weiter, — nicht etwa heimwärts, nein, weiter, links nach dem Waldeckischen, dem Paderbornischen, dem Gott weiß, — auf daß wir erfahren, welcherlei Farbe der Dreck allda sei. „Und steckt es langsam wieder ein", schließt es nicht also?

Dieses war also die Frucht meiner Mühen, meiner Zeit! Dieses, was ich auf meinen weitschweifigen Reisen erfahren, daß ich nichts erfahren habe. — Nun auch das ist wohl etwas, — was aber klage ich, weiß ich nicht nun, welcherlei Farbe und Tiefe der Dreck in den verschiedenen Gefilden Deutschlands sei, — und alles was auf dem Vogelsgebirge mir widerfahren ist? Wahrlich, wahrlich, wäre mir solches auf Grönlands Küsten geschehen, es würde mir zu hohem Ruhme gereichen, denn ich könnte es erzählen, und sagen: ja, theure Freunde, solches ist mir auf Grönlands Küsten geschehen, und es ist ein gar von Gott verfluchtes Land, — wenn das Thal einer Dreckpfütze ähnlich sieht, weiß man dort, vor dem vielen Schnee, nicht Himmel und Erde zu unterscheiden, der Wind pfeift, man siehet nichts, fühlt unten und oben gleichen Widerstand u. s. w.

Ich bin heute weit gemarschirt und sehr abgespannt. Ich muß machen, daß ich von der Feder zu der Streu komme. — Schreibet mir bloß: Armee des Kurfürsten von Hessen, zur Feldpost, und Gott geleite das Geschriebene! — Ist etwa Grünling in die Schneen des Vogelsberges gegangen? so halte ich mich versichert, daß er nicht herausfinden wird, — alles, was dorthin wird gegangen sein, ist so gut wie verloren, ich habe keine der unter uns berühmten Nasen gehabt um es zu riechen. — Erman's Brief ist verloren, saget es ihm. — Lebet Alle wohl, und gedenket ferner auch meiner.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

Ich weiß aber gar nicht, wie ich es anstellen werde, um dieses Ding, Unding oder Mittelding von Brief an irgend eine Post zu bringen, und wann es Gott geben wird, bis zu dieser Stunde wird es vielleicht noch wachsen. — Lebt wohl und grüßet mir Alle! — Was macht denn Robert? Ich habe aus Demuth an seine Schwester Rahel nicht geschrieben. — Möge es Marianen besser gehen, wie Du es mir in Deinem letzten Brief schilderteſt — und sie Zeit gewinnen Dich anzuhören, daß Du ihr meinen Namen nennest. Lebet wohl, Kinder.

13.

Altendorf bei Holzmünden, den 17. Februar 1806.

Αυτο δ' ἀγων, λαοι δε θοας ἐπι νηας ἑκαστοι
ἐσκιδναντ' ἰεναι· τοι μεν δορποιο μεδοντο
ὑπνου τε γλυκερου ταρπημεναι. Αυταρ Ἀχιλλευς etc.
Il. Ω. 1. — 12.

Also ich selbst, *ἀνδρες ἀδελφοι*, da ich nun Eure Briefe (zwei fehlen noch immer) erhalten habe. — Vereinigung auf der hohen Schule zu Halle, — das ist also die Frage? — ja, ich will's, will's — wenn ich es wollen darf! denn meine Seele ist müde bis in den Tod, daß ich an die Gemeinheit geworfen bin, und ich bin jung genug und habe Kraft, und ich will mich regen, — aber höret mich an, — o daß Ihr mich weinen möget sehen!

Ich schäme mich nicht meiner Unwissenheit; — aber ich weiß und Ihr wisset sie. Was auf der hohen Schule ohne ein Wort Latein? Zuvörderst also es lernen —, wohl, und die Nächte muthig durchwachen, da Ihr schlummert, und Euch obenein ein paar Stunden des Tages rauben, auch das noch, — nun, ich will's thun, ich will's, — aber: nun muß ich noch sechs Monate in Frankreich verlieren, — höret! begleitet Ihr mich, *ἀνδρες ἀδελφοι*, — und — werde ich selber nicht festgehalten — so holen wir uns etwa den Bruder, den herrlichen, den vielgeliebten Lafoye. — Komme Du mit, Varnhagen, Du lehrest mich Latein, auf den Wegen, in den Stationen, und Nachts und Tags, — und andererseits sehen wir manche Dinge und Menschen, und ich lehre Dich — ich will's mich rühmen — manches sehen. Haben wir einmal wieder das diesseitige rechte Ufer des alten Rheines erreicht, — dann, o dann welche Macht möchte uns wieder trennen, und ich weine köstliche Thränen an die Brust der deutschen Freunde.

Aber — die ich mich schäme zu nennen, die ich dennoch (man muß zwar nicht müssen) — die ich aber dennoch nenne, die leidigen Bauchsorgen — siehe! des Menschen Sohn hat nicht wo er sein Haupt ruhe. — Einer für Alle — wohl! — aber welcher von Allen, — ich bringe Euch für's erste nichts mit, als höchstens kümmerliche hundert Thaler des Jahres. O daß ein Reicher diese Dinge verstände! Selbst unserm kleinen Freunde, wie er annoch ist, mag ich sie nicht eröffnen. — Wir müßten, uns umarmend, einen Rath fügen, und ein Wort sprechen gewaltiger denn alle Shakespeare's-Schwüre und Flüche — und, *ἀνδρες ἀδελφοι*, danket mir, denn wenn ich diese Gedanken zu fassen nicht schauderte, und sie gelassen zu Euch sprach, riesengroß standen Eure Schemen vor meiner Seele. —

Sehet, das sind die Worte Eures Freundes, wenn ich träumte, so zerreißet diese Blätter, und dann schreibet mir, auf daß ich bitterlich weine.

Die Verlegenheit, verlegt zu werden, beseitigt, — läßt sich wohl das Gewerk der tachygraphischen Romanen- und Journalaufsätze-Verfertiger vermehren, — darin habet Ihr wieder unendlichen Vorsprung, — gleich einem Aï bin ich anzusehen, wenn ich die Feder führen soll! Und dort wäre es mir in der Zeit, und Tag und Nacht ohne Rast und Aufenthalt zu studiren. Denn Ihr könnt Latein, und Du, Neumann, hast zwei der europäischen Sprachen Vorsprung auf uns, und wir müssen alle europäischen Sprachen und mehrere orientalische lernen, dann, dann würde ich wohl mit Hoffnung an das Reisen denken, wenn wir also zusammen wären. Lafoye möchte dann Medizin studiren.

Ich habe erprobt, daß Stroh ein gutes Lager ist, und daß Brot nähret, dieses macht mir keinen Kummer, — aber ich habe Euch des Luxus beflissen gesehen, und zu Zeiten selbst der Verschwendung — und das macht mir Kummer, zumal wenn wir, wie ich denke, Dach und Fach theilten, und ich mit leeren Händen in den gemeinschaftlichen Schatz schüttete. — Dieses alles bedenket wohl.

Wir stehen hier bei Holzmünden, bereit die Franzosen in Hameln abzulösen, wenn es so weit sein wird. Daselbst werden wir auf unbestimmte Zeit als Besatzung bleiben, immerwährend auf dem Kriegsetat. Ob wir da bleiben, weiter ziehen, ob ein Tag der Heimkehr uns bestimmt ist, das alles steht zu erwarten. — Ob auch wohl ein Abschied genommen werden darf und kann, — die Zeit, daß man auf Kriegsetat steht, — weiß ich nicht, und habe ich's noch nicht fragen mögen. Dieses aber ersehe ich, daß es dann nur mit beträchtlichem Verlust an Geldeswerth geschehen könnte. — Von dem allen gleich nach Euren Briefen. —

Du sollst, Varnhagen, über die vorgeschlagene Reise nach Frankreich und den sonstigen Gehalt dieses Briefes mit Fanny Herz reden, Du sollst sie herzlich von mir grüßen. Die Meinung, die sie von mir hegt, erhöhet meinen Stolz und meine Kraft. Ich werde sie verdienen. Ich baue auf ihre Worte. Du magst alles mit ihr berathen. Sie hat das Recht, und es ist gut, und ich begehre selbst, daß sie mit meine Loose werfe. Ich frug Dich einst, ob die Stelle in ihrem Hause besetzt sei, oder auch besetzt werden sollte oder könnte? — —

Ihr scheint einen Brief von mir aus Merlitz den 18. December an Neumann — worin vieles über und für Lafoye, und viele Blätter an meine Familie waren, zu vermissen. Drin auch Antwort über Merkel, und ein Päan (in Prosa) an Kotzebue —. Die heutigen Schicksalsblätter aber sollt Ihr mir alsbald nach der Reihe beantworten, und Duplikata

schicken, und Triplikata behalten, bis daß ich endlich erhalte, worauf ich harre in schlummerloser banger Ungeduld. — Verschönet auch, wenn Ihr wollt, Eure Briefe mit anmuthigen N. B. oder so etwas Gutes, Bitte an die Posten, und dergleichen mehr; es hilft zwar nicht, aber es tröstet.

Von Deinen Gedichten, Varnhagen, verstehe ich nicht: „Im Dunkel war" ꝛc. und über die andern wollen wir uns vielleicht bald, wie selbst über dieses, unterhalten. Die verhöhnende Uebersicht meines großen Gedichtes, welche durch Neumann geschehen ist, ist besser denn alles, was sich hätte sagen lassen. Ich lobe sein Epigramm, mais j'en appelle.

Die Wagen, von denen Erwähnung geschieht in dem Mährchen des Müllers zu Wichershausen, sind keine andern, als die Bagagewagen der Hauptnase, oder des Nasenmannes, mit dem ich mich beim Marsche einen Tag wie den andern zu placken habe. Hier dieses Wunderdinges seltsames und sehr ähnliches Schattenportrait, eine zu meinem Gedichte gehörige Figur, — Du, Varnhagen, sollst sie regieren lernen, und die Kinder damit erfreuen, wenn es sie anders nicht erschreckt. Bei der Ausrufung: „Was!" läßt sich sehr artig das Maul weit aufsperren und die Nase weit herausschießen — und dergleichen mehr, Du wirst schon kleine Dramen dazu ersinnen. Die Terzinen sollen schließen:

„Das Wort nur borgen; Dolchgleich wird er schießen
Von sich die Wundernase, eh man's dachte,
Sonst ist nur Viertel Nase zu genießen."

Ich bin viermal durch Kassel gegangen, und habe wiederum nichts beschaut, als das herrliche Basaltpflaster, nicht aber das Museum. Wie diese herrliche Gegend mir als ein göttlicher Garten erschienen, und die Stadt selbst als eine Gartenstadt, kann ich Euch schwerlich begreiflich machen. Der Weißenstein da oben erschien mir wie eine Parodie, wie ein Berliner Monbijou-Garten, in einem Garten. Die basaltischen Gebirge habe ich aber wohl kennen gelernet. — Beim Hermarsch ist es mir wie das erstemal mit Göttingen gegangen. Anstatt dessen habe ich einen halben Tag und eine Nacht auf Urlaub bei meinem Pastor Meißner zu Erbsen zugebracht, und habe mich der guten Leute gefreut. Der Koth war aber daselbst tiefer als je, und es geschah uns wiederum in diesem Soldatenleim bis in die tiefe Nacht zu kleben. — Hier habe ich schöne Glashütten, und Eisen- und Stahlhammer besucht. — Χαιρετε τεκνα Διος.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

14.

Altendorf, den 26. Februar 1806.

Genug seltsamen Ausdruckes mag mein letzter rascher Brief ausgefallen sein, der da Luft verschaffte der beklemmten Brust, — sein Gehalt nur schwebet meinem Sinne vor, und ich will es bekräftigen, wie unsere Väter nüchtern bekräftigten, was sie Tages zuvor beim funkelnden Glase verhandelt. — Ja, meine Brüder, es ist also, das Mögliche will ich thun, und was das Mögliche sei, wird den Versammelten uns erscheinen. Euch anzugehören, und uns und mir, und nicht hinfort dem bösen Dämon, ist mein Begehren.

Ja, mein Bruder, daran laß uns gemeinschaftlich denken, und mit vereinten Kräften dazu wirken. Ich ruf' es Dir mit Deinen Worten zu, und Ihr müsset, müsset, so wahr Ihr meine Freunde seid, müsset auf Eurer Reise, da sie nicht über Berlin gehet, zu mir, dem Bruder in der Wüste, und ich erwarte Euch. — Dieses, und jegliches Opfer, nehm' ich von Euch an, daß auch mich unserem Ziele näher rückt, dann sind wir etwa Ich und Du und Er und der Andere? Nein, wir sind „Uns"; ὁ ἔχων οὐατα ἀκουειν ἀκουετω.

Meine Seele aber ist in den Tod betrübt. Die Zeit vergehet, und rinnet fort und fort. Ich aber mühsamen Schlafes schlafe in bangen Träumen, und fühle mich gebunden und gehalten. — Sie erfreuen schon wieder ihr Herz mit unsinnigen Kriegsgedanken; so lang es nicht gehemmt wird, ist jedes Thun und Wirken in mir gehemmt, und wie sie harren, harre ich selber. — Noch wahrlich rücken wir nicht einmal in Hameln ein, und es will zu keinem ersehnten festen Stande kommen, ohne den ich nichts unternehmen darf. — Selbst, auf dem Kriegsetat stehen und den Abschied fordern, will sich nicht reimen, und ängstet mich. —

Hier in der Mühle zu Altendorf führet es sich ein seltsames Leben; sechzehn Stunden geschlafen, und acht an dem köstlichsten reichsten Tische allerlei Speisen genossen, in der gemeinschaftlichen Stube von jeglichem anstrengenden Lesen, Schreiben, Denken, sorgsam abgehalten, — wahrlich, der gute Ferdinand und die schöne Hanne wollen mich gleich einem ihrer Lörche mästen, — und ich finde mich darein wie ich kann, sie aber meinen es sehr gut.

Ich danke Dir Deinen Herzensbrief, Wilhelm, Du hast ihn aus Deinem Herzen in mein Herz geschrieben. — Ja, kommt zu mir. —

Ich habe also den guten Uthmann verloren, — ich mehr denn Ihr. Ich erinnere mich gar wohl, wie er zu weinen anfing, da wir schieden, — und dennoch schmiegte sich nicht meine Seele an die seine, wie Freundesseelen thun. Aber Friede dem theuren Abgeschiedenen, und Nachruhm ihm! —

Hier aber, wie ich es auch klagte, kann ich nichts anfangen, nichts vornehmen, und ich gehe zu Grunde; nicht an die Epigramme habe ich zeither gedacht. — Apropos, Du billigest sie also? Unterlasset nicht, sie mir ächt streng durchzusehen. — Ich dächte den Haupttitel „Encheiridion" zu geben, und darunter den Schwarm bestmöglichst zu ordnen, jedes Glied titellos lassend, blos durch einen Strich von dem folgenden gesondert.

Mich erfreuet höchlich die Kunde, die Du mir von Neander giebst, und er sei mir herzlich und innig gegrüßt, — er aber darf nicht, saget es ihm, darf nicht Göttingen wählen, daselbst zu studiren. Ich habe an Ort und Stelle selbst Erkundigungen eingezogen. Diese Universität, längst in Abnahme, dadurch, daß sie keinen namhaften Professor mehr besaß, — höret nun ganz auf, dadurch, daß sie alle ihre Studenten verliert; sie sind beleidigt worden, und haben nicht Recht erhalten in der letzten Sache, viele haben sich schon zurückgezogen, und zu Ostern verläßt die Allheit der Ausländer Göttingen. Die Inländer könnten sie zwingen; nun hat es gar aufgehört, ein In- und Ausland für Göttingen zu geben. —

Deinem Traume, Neumann, gebe ich die Palme. Was will aber Varnhagen mit seinem „Im Dunkel war" ꝛc. Lasset uns doch nicht an Unverständlichkeit ringen; Du, Neumann, hast Dir die Klarheit auserwählt, und es ist besser. —

Adelbert.

τ. τ. π. α.

15.

Altendorf, den 3. März 1806.

Sehet, wie sie sich Alle durcheinander auf's neue anknurren! O ich werde noch lange, lange festgehalten, und kosten nach und nach von dem allfärbigen Kothe, so Himmel und Erde mit Lust unsern Langbeinigkeiten bereiten.

Freunde, es bleibet dabei — wir sehen uns noch, bevor das Ding, das Unding, das Mittelding, diese Halbheit und Albernheit mich abermals sich bewegend mit sich nehme. — Hameln, sehe ich nun wohl, ist uns sehr weit. Aber da es jetzt wiederum erbärmlich regnet, zweifle ich nicht, daß wir uns baldigst wiederum auf die Strümpfe machen, — auch gehet eine Sage, — (und die lieget einem köstlichen Briefe der Dulderin Sander zum Grunde, welche da spricht, als wäre es am Tage) — daß wir, wir von Oranien-Fulda gewesene von Götze, nächsten Tages nach der guten Stadt Berlin aufbrechen würden. — Fragt immer Eure Korrespondenten, ich weiß von nichts, von nischts niche.

Ich schreibe Euch aber jeglichen Parolebefehl, der Euch angehet, zur Stunde, — wolle nicht der Himmel, daß wir uns kreuzen.

Berlin? mir wäre es wohl gut, Berlin wiederzusehen. — Einen religiösen seltsamen Brief des streng geschlagenen Werner müssen wir zusammen lesen — selbst eine Abschrift hälfe Euch und mir wenig. Er schließt: „Ich muß auch Sie sprechen, und wenn Sie nicht zu mir kommen können, so komme ich wohl einmal will's Gott zu Ihnen. Leben Sie wohl, und vergessen Sie nicht den, der sich im Ernste Ihren Freund nennt und im Scherze Zacharias."

Eure Briefe sind da. Ich danke Euch herzlich diese Blätter. Viele Briefe sind zeither gewechselt worden, die diese beantworten. Ueber das Nähere nun schieb' ich alles auf bis auf die Zeit, da die lebendige Sprache zwischen uns walten wird. Ich schreibe Euch aber — weil ich es muß, in banger Erwartung Eurer Antworten. — Ueber den Glauben an die Fabel wollen wir reden, wenn es annoch vonnöthen.

Lebet wohl, und desertiret mir nicht, — denn es ist ein Uebel, das gewaltsam um sich gerissen hat, die Desertion. Ein Uebel, oder auch ein Wohl, oder auch eine Gleichgültigkeit. Genug, unsere sämmtlichen Ausländer haben sich schon seit sehr langer Zeit von uns getrennt. —

Ich lese ein ganz kapitales Werk, die tausend und eine Nacht. Wahrlich, wahrlich, fraget das Buch selbst, was es werth ist. — Χαιρετε τεκνα Διος.

Adelbert.

16.

Hameln, den 25. April 1806.
Von der Hauptwacht daselbst.

Diese Fabel — „Adelberts Fabel" —, an der ich mich seit acht Tagen dumm gedacht habe, und diese Wachtnacht von 10 Uhr des Abends bis 6 Uhr des Morgens blind geschrieben, die ich mit Gewalt dem ersten Briefe beifügen wollte, sei Euch, meine herzgeliebten Kinder, die alleinige Schuld, daß Ihr vielleicht ein paar Tage meinen Briefen entgegengesehen habet.

Von unserem Geschäft [Abschiedsgesuch] — ich nenne es unserem, — kein Sterbenswort. Es ist, wie da Ihr mich verlassen, nur daß die Sache nunmehr regimentskundig ist. — Ja, ich war noch gequält, wie Ihr mich verließet, — nunmehr müssen wohl alle Federn gesprungen sein, ich bin so gleichgültig worden wie ein Weiser oder ein Thor. Annoch schreib' ich an niemanden. Von der schnöden Wirklichkeit also zurück zu der Fabel.

Ich fühle, ich kann noch keine ruhige Prosa schreiben. Das Ding wird verzerrt genug dastehen. Dem sei wie ihm wolle, ich lege einiges Gewicht auf dies Gedicht. Aber das Ei ist gar zu frisch gelegt, und ich muß mir aus Erfahrung alles Urtheil darüber absprechen. Ich fordre Euch, Euch zum Urtheil auf, und Neander zumal, der, bin ich nicht ganz verkehrt, manches uns Gemeinschaftliches darin wiederfinden soll. —

Wär' es nur Friede! Wär' ich nur bei Euch, — meine Kinder! bei Euch in Halle. Ja ich fühle, ich könnte Euch nützen, wie Ihr mir nützen könntet. Aber

οὐδε τι πω σαφα ἰδμεν ὁπως ἐσται ταδε ἐργα.

Es ist wohl wahr, ich hätte nun wohl Lust, die Kräfte in einer guten Kampagne zu versuchen. Aber dazu liebt' ich auch mehr meine kleinen Franken, als unsre grands hommes. Hört! hier ist nun, außer Ponsard, ein Villeneuve, der die ganze Kampagne von Austerlitz mitgemacht hat. Herrlich, bei Gott! — —

Lebet wohl gesammt, meine Brüder, ich drücke Euch an mein Herz, — der Worte genug! was Thaten heischt, heischt keine Worte. — Dich, Neumann, an den ich nicht schreibe, und von dem ich doch die ersten Briefe erwarte, drück' ich darum festester in meine Arme.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

Mährchen, und selbst die abgeschmacktesten, sind doch das Vernünftigste, was man lesen kann! Ich lese täglich einen Band von der Blauen Bibliothek. —

17.

Hameln, den 23. Mai 1806.

Ihr schreibet mir nicht! — Ihr denket wohl, ich sei schon auf der ersehnten Reise nach Halle begriffen. Nein, meine Freunde, nein, es ist gar so weit noch nicht, allein ich werde sie dennoch, so Gott will, einstens antreten diese Reise; Ihr indeß müsset mir schreiben, müsset Liebesklänge, deren ich so sehr bedürftig bin, mich umschmeicheln lassen, denn es werden mir noch hier viele trübe Tage träge entschleichen, in denen düstere Langeweile mich darnieder schlägt.

Es geht mir wie einem armen geplagten Teufel, der da auf der Erde sitzt mit rücklings gebogenem Haupte und weit aufgesperrtem Maule, — indem der Zahnbrecher hinter ihm den Zahn gefaßt hat, und — und — noch nicht auszieht.

Hört — unser Prinz von Oranien war Einmal hier, und ich habe zu meinem größten Verdruß erfahren müssen, daß noch nichts gethan sei. Ich habe alles Gethane noch Einmal thun müssen, und es wird gelegenheitlich weiter besorgt werden. Wir sind, habe ich vernommen, unser drei, die da eins und dasselbe Anliegen haben, unsere Geschäfte werden zusammen gehen, und kein Zweifel ist, daß es nach Wunsch gehe. Aber Geduld!

Ich habe jetzt eben die gerichtliche Verzichtleistung auf alle Versorgung u. s. w. unterschrieben und petschirt, — und lasse satteln, und gehe wieder auf fünf Tage auf das Land, um von den Tamburs wegzukommen zu den Nachtigallen, und zu athmen, — und Gott sei mit uns. —

Schreibet, und verlaßt mich nicht! denn ich bin an Herzens-Langeweile krank. Krankheit, vor der Euch möge hüten Gott der Herr! In Monatsfrist, wenn es gut gehet, — andere Lieder! Indeß muß ich von hier aus noch einige Briefe schreiben, und dies ist mir itzt, wie Ihr wißt, verhaßt und ängstlich.

Ich lese den Godwi; nur erst die ersten Blätter, aber welch ein Kernteufel scheint in ihm zu hausen! Verhält er sich nicht zu Wilhelm Meister, wie der gährende Most zu Lacrima Christi? Wenigstens ist es ein Buch, worin etwas steckt, und um von ihm zu reden muß man wohl erst die Uebersicht haben, und dann es lesen. Mehr, wenn ich das gethan haben werde. — Ich glaube schon gesehen zu haben, daß Brentano selbst die Briefe für alle seine Figuren geschrieben hat, ahnde aber auch, daß es ihm gar nicht darauf ankommen möchte.

Ich umarme Euch herzlich. — Laßt leuchten den Stern! —

Adelbert.

τ. τ. π. α.

An V. in Halle.

18.

Hameln, den 23. Juli 1806.

Wenn man Götterfreude empfunden hat, und so noch die Seele erschlossen ist, dann eilt man gerne zu dem Freunde, an das Herz ihn zu drükken und ihm zu sagen: „Dieses ward mir vom Himmel, und auch Du sollst Dich freuen", — also, Varnhagen, also komm' ich heute zu Dir. Spät in der Nacht, müde vom Pferd, wenige Worte nur werde ich Dir sagen, aber auch Du sollst Dich freuen.

Von dem ehrenfesten edlen Degen, dem Kernmenschen, dem Barden Pellegrin, von Fouqué kehr' ich zurück, aus dem Bade zu Nenndorf. Er

hatte mich gerufen, er umarmte mich mit Kraft und Liebe, bot mir den Brudernamen an, und ein Gespräch von vier Stunden und ein andres von sechs Stunden, worin alles Heilige getauscht ward unserer Seelen, müßte ich Dir abschreiben können, um Dir und mir ein Genüge zu leisten. Es ist nicht, daß ich es könnte thun; womit anfangen, was nicht sagen! — Er freut sich unser, und liebt uns. Bände ihn nicht ein Vertrag mit sich selber, in keine Gesellschaft zu treten, so würde er dieses erwählen, unser Zeichen τ. τ. π. α. zu tragen.

Hier ein Gedicht von ihm für den etwanigen vierten Grünen, eine nordische Sage folgt nach. — Er arbeitet jetzt an einem Kranz von vier deutsch-historischen Trauerspielen, in Jamben und Prosa, ein großes schönes Gedicht. —

— Die Augen haben sich mir gestern von selbst geschlossen, und heute habe ich auch nur wenige Minuten Dir zu widmen, — ich habe neuen Urlaub nach Nenndorf genommen, und reite dahin, — nach der Rückreise mehr, auch hoffentlich dann Briefe an Neander und an Raumer. Grüße beide. Es ist des Letztern Beginnen herrlich, — er soll nicht nach Rom gehen ohne uns gelobet zu haben, unserer zu gedenken. Grüße ihn, umarme ihn von mir, und melde mir die Zeit, so zu seiner Reise festgesetzt ist. —

Meldet mir doch auch etwas umständlich, wie es um alle Eure Druckgeschäfte stehet, damit ich mich darnach richte. Ich werde Euch nach und nach zuschicken was ich kann. Apropos, Avenarius schlägt diesen Pentameter vor zu dem Hexameter des Distichons nach dem Griechischen:

„Dankbar beschenkt er dafür jede mit einem Gesang."

Aber der Mann, der noch mit Goethe zusammen Student in Leipzig war, ist aus einer vorhexametrischen Zeit, hat daher nur zweifelhafte Stimme. —

Pellegrin wußte um meine letzten Schicksale, er selbst ermahnte mich sehr zur Ausführung, sobald sie die Zeit zulassen wird, und die Umstände sie dann noch verstatten. Nicht er allein, auch Ereignisse in Nenndorf haben mich sehr gemahnt. Dahingestellt, und in der Zeit mehr!

Auch Pellegrin hat Dein Lied hoch gelobt, und über alle Deine andern Dichtungen erhoben. Laß es im Grünling dem Vierten nicht fehlen. —

Wenn Du an das kleine Ding, so geringen Ursprungs und so nichtigen Ausgangs schreibst, so wasche ihm doch was es seinen Kopf nennt, und lasse Dir es Red' und Antwort stehen von wegen Lafoye's Büchern. — Wißt Ihr, daß Robert in Paris sein soll? — Neumann, Neander, Raumer, Schleiermacher, Blanc (durch ihn Riquet und Franceson), Theremin's Brüder — alle seien gegrüßt! *Χαιρετε τεκνα.*

Adelbert.

τ. τ. π. α.

19.

Hameln, den 7. September 1806.

Ich eile in freudiger Stimmung meine Freunde dankend zu umarmen. Werde aber, glaub' ich, nur wenige Worte schreiben.

Dank Euch der herrlichen Sendung, — Briefe und Bücher, alles hat mich mit Freude berauscht, — und ich ward ein Kind am Weihnachtsabend, ob doch ernste Kleinode vor mir lagen. Alles fordert Antwort und heischet Worte, wo anfangen? — Die wohleingepackten Bücher sind doch nicht ganz unversehrt angekommen, der leidige Regen ist durchgedrungen, — und was gelitten hat, ist hauptsächlich das Wunderhorn. Auch Schlegel's Roma hat die Nässe verspürt. —

Lass' uns in Gottesnamen den vierten Grünen fahren lassen, ich bin es zufrieden, wenn Du Deinem Verleger den genialischen Streich versetzen kannst, ihm für baares Geld einzuprägen, was er nicht umsonst gewollt. Mein Vorrath ist Dein, und ich glaube, daß das Geschenk Pellegrin's so gut hie als dort aufgehoben ist. — Hier ist es passend, daß ich Dir des guten Theremin's Brief und Betragen sehr zu beherzigen gebe, also müssen ächte Studenten (nach meinem Sprachgebrauch heißen alle fortschreitenden, nicht Philister gewordenen Gelehrten so) es treiben. Ist es nicht an der Zeit, aufzuhören, die Herausgabe eines Almanach zu höchstem Ziele unsrer Mühen zu machen? Ich möchte wohl, daß dies Buch von selbst seine Fortsetzung gefunden hätte, aber sie ihm aufzuzwingen, mit Aufbietung aller Kräfte, ist nischts niche. Laß denn für's erste den Grünen verblichen sein.

Ich bitte Euch, Kinder, eigenen Heiles wegen, wenn ich Euch Raritäten aus meiner Gedichtenfabrike zusende, sie mir ja noch möglichst zu durchpeitschen, und, so unerfreulich es Euch auch manchmal bedünken muß, ihrer mit mir zu sprechen. Denn ich brauche es. Ich bin blind für sie, und kann, was wahrlich immer das Beste bleibt, mit Niemanden mich mündlich besprechen. —

Ich werde meinen Fortunatus abschreiben lassen, und Ihr erhaltet ihn lieferungsweise — binnen vierzehn Tagen vielleicht die siebenhundert bis achthundert Verse, die da sind — auch in vierzehn Tagen (zwar der besten Muße) entstanden —. Gedenkt meines Gesprächs mit Pellegrin über ein noch zu schreibendes Drama, das ist die Ansicht, die ich gefaßt habe, meines Spiels. — Was Ihr erhaltet, wird doch noch fernerer Umänderung sehr unterworfen sein. Ich will alle Kräfte aufbieten, zu denen meine Freunde mehr Zutrauen haben, als ich —, werde glauben, sehr früh fertig worden zu sein, wenn der Winter ihn sich ründen siehet. Ich will, sag' ich, alle Kräfte aufbieten, er soll Allen ein Probirstein werden der in mir zu nährenden Hoffnungen des Dichter-

berufs. Fällt auch die Probe, was ich ahnden kann, sehr demüthigend aus, so gräme ich mich darum nicht zu todt; muß ich auch auf den köstlichen Besitz der schöpferischen Kraft Verzicht thun, bleibt mir doch, die nichts mir rauben kann, die empfangende, und also nenne ich mich fortan noch einen Dichter. Lust und Schmerz der Bemühungen selbst, haben sich selber reich belohnet. — Die Worte schreibe ich sehr naiv nieder, legt mir keine sich verstellender Eitelkeit Schuld bei.

Ich habe hier einigen Weibern vorgelesen, der Eindruck ist der des gewaltigsten Komischen gewesen. — Schickt nicht in die Welt die Kunde, daß ich ein solches Buch schreibe (ein dickes Buch wird es wahrlich, oder nichts). Aber für alle Freunde sind die Blätter offen, und ich wünsche zumal, daß Pellegrin davon wisse. Du mußt, Varnhagen, Fouqué'n durch Bernhardi nach Berlin fordern lassen, und entweder kommt er, oder läßt Dich selbst nach Nennhausen holen, daß Du Dich nicht weigern wirst.

Apropos. Die Korrespondenz mit Frankreich, die ich über Halle führe, bekommt für mich die höchste Wichtigkeit. Triff wo möglich Anstalt, daß der nächste Brief nicht zu sehr verspätet und doch recht sicher an mich ergehe; — wenn wir marschiren, thue ich es Euch kund; — dieser nächste Brief kann entscheidend sein. Ich handle selbstständig, frei und nothwendig nach meiner Art. Von den Loosen in Kronions Urne kein Wort; von den gefallenen zu ihrer Zeit das Pflichttheil, — sollte es mir auch nur gegönnt sein, Euch den Sinn errathen zu lassen, so sollt Ihr es doch bewahren, als Kleinod des heimlichen Schatzes des Freundes; was ich muß, und auch was ich darf, erhaltet Ihr jegliches-mal ganz. — Apropos noch der Briefe aus Frankreich — ich weiß unser und Euer Geldgeschäften-Verhältniß mit Neander nicht, und mag vollends nicht mit dem Heiligen davon philistriren; wenn es besser ist, vergütigt ihm das Porto. —

Herzlichen Dank der Briefe und Nachrichten, die Du mir mittheilst. Laß uns fest zusammen hangen, und auch von Zeit zu Zeit immer von unserer Schrift etwas sehen. Karl von Raumer ist herrlich! — Mit Theremin rede viel von mir, ich will alle Tage — und komme nicht dazu — die Zeit mir nehmen, an ihn zu schreiben, Ihr aber, wenn Ihr vereint seid, müsset Euch auch darin vereinen, einmal gut an mich zu schreiben. — Die Du in Berlin von mir grüßen sollst, und wie jeden, weißt Du aus dem Geiste aller meiner Briefe, und überlasse ich Dir. — Jede Zeile an Dich kostet einen Vers Fortunaten.

Laß Dir noch, guter Bruder, wegen der Zueignung von Lessing's Schriften innigst danken; wahrlich, wahrlich, nicht das Anschauen des ersten Korrekturbogens des ersten Grünen hat mir also das Herz er-

freut. — Du hast mir Freude bereiten wollen, und siehe, es ist Dir wohl gelungen, noch Einmal — Dank und Umarmung — sei Dir Dein edler Franke geschenkt; aber meinen Lessing muß ich in Frankreich haben, und eben das Exemplar. —

Griechisch mag ich jetzt nicht treiben. Epiktet's Encheiridion habe ich mit Hülfe einer Uebersetzung sehr gut gelesen. Von dem Büchelchen vielleicht mehr an Neander, dessen Briefe herrlich sind, und auch dieser letzte; könnte ich sie nur leichter lesen!

Grüß Fanny, — Rosa Maria, — Reinhold. Sag diesem, wie sehr Fouqué'n sein Sonett gefreut hat. Laß die Stanzen an Fichte bei Gelegenheit auch erscheinen. *Χαιρετε τεκνα.*

Adelbert.
τ. τ. π. α.

Folgendes ist eine Probe aus meinem Encheiridion:

„Gütiger Gott, mit dir selbst ja schachern sie voller Gewinnsucht,
Setzen das Handgeld dran, denken: es lohnet der Kauf.
Gieb Paradies nicht, Herr! sonst wirst du geprellt wie von Juden,
Sind sie zum Thore hinein, wahrlich, sie lachen dich aus!"

Dazu noch zwei, denen ich noch nicht Zeit gehabt habe, Hexameter anzupassen, sie wollen von selbst sich nicht bequemen, zu Papier zu kommen. Es könnte fast ein Bändchen Epigramme zu Stande kommen.

„Welch ein anderes Bild mir erwacht, fleugt tragend in Händen
Rechts das Wassergefäß, links den entflammeten Brand? —
Seltsam entstiegenes Bild, dem mit Andacht flehenden sag, dem
Weihe begehrenden mir, deiner Mysterien Wort! —
„Schnell auflodernder Gluth hinschwinde der winkende Eden,
Daß aufhöre der Mensch Gutes zu wirken um Lohn;
Schnell auslöschender Fluth hinschwinde die schreckende Hölle,
Daß aufhöre der Mensch Schlechtes zu lassen aus Furcht.""

Das wäre ungefähr das Zweite. Schaltet es ein, wenn es erscheinen kann und soll. Ihr wißt die Vorliebe, die ich zu diesem Werklein hege. — Uebrigens ist dies der erste Entwurf! Bessere Du, wenn Du kannst.

„Daß mir die Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß!"

Es ist der Apotheker. — Ich bin wegen Fußschaden vier Wochen eingeblieben, daß ich mich sehr gefreut habe, — nun hört es auf! Den Schlaf habe ich mir aus den Augen gewischt. Ich kann eigentlich nur nachts arbeiten, und sitze gewöhnlich bis um 2 Uhr. Dafür sind mir auch die Tage sehr schlecht nutz.

Hier noch ein Beitrag zum „Gelehrten Berlin," solchen Xenien ist viel erlaubt!

Paul Erman.

„Wie mit Zank und mit Schweiß die Thoren nur alle sich aufblähn,
Schreitet mit Ernst er allein, Isis, zu deinem Altar.“

Julius Klaproth.

„Welcher zu sein Du Dich rühmst, der Verhöhnung Künstler und Meister,
Pfuscher, Siberien selbst lehrt Dich die eigene Kunst.“

Boquet.

„Boquet ab hoc et ab hac einst lehrte Physik, und es leerte
Bald sich der Lehrsaal, blieb ganz wie die Lehre nun leer.“

Varnhagen.

„Wehet der Wind, so knarrt das Getrieb und mahlet das Mühlwerk,
Freuet der Herr sich betäubt seiner Sonettenfabrik.“

Chamisso.

„Auch Du, mäßiger Held, laß, redlicher Franke, Dir rathen,
Bleibe Du lieber davon, lasse das Dichten nur sein.“

Ancillon.

„Daß für Laternen man Blasen gekauft, muthsprechendes Faktum! —
Blase, du blasest dich auf, aber noch fehlet das Licht.“

Erman der Vater, über Sophie Charlotte.

„Lass', ehrwürdiger Greis, es genug sein, wahrlich sie schläft schon.
Lauschte vom Grab sie hervor, drückte Dein Buch sie zurück!“

Hermbstädt.

„Fahre nur fort, zu verpuffen mit Spießglanz Deinen Salpeter,
Bis in der Technologie endlich Du selber verpufffst!“

An Mad. Fanny Hertz in Hamburg.

20.

Hameln, den 5. November 1806.

Das beigelegte Dokument, theure Freundin, wird Ihnen das Loos verkünden, das mir gefallen; noch ist die Zeit nicht da, da ich ein eigenmächtiges Leben antreten kann, und darf.

Ich liebe mein Volk und Land, und bin ein Verwiesener, und bin in die Acht erklärt. — Hart sind die Widersprüche, die auf mir lasten. — Als Belege für meine Denkungs- und Handlungsweise wünsche ich dies Blatt in die Hände meines Bruders und meiner Familie. — Ich ahnde wohl die Unzulänglichkeit desselben vor dem fühllosen Gesetze, — sollte aber der fränkische Gesandte anders denken (wenn Sie denselben in Ihrem Hause sehen, oder sonst sprechen kön-

nen), und könnte mir in andern bessern Tagen darüber ein Paß nach Frankreich ertheilt werden, so sollte es mich ungemein trösten und freuen. — Denn wahrlich, wahrlich, ich denke meine Freiheit wiederzuerwerben sobald als thunlich, und unter Zwang leben hat mich schon zu viel gekostet!

Ich erhalte so eben einen Brief von Neumann aus Göttingen, wohin er mit Neander sich geflüchtet hat. Die Universität Halle, mein zweites Land, hat aufgehört zu sein, und ich wüthe in meinem Herzen. Schrecklich, schrecklich! — Die Freunde haben gelitten, und leiden noch sehr viel. — Von Varnhagen weiß er nichts, ich sage ihm das Wenige, das ich weiß, und bitte Sie, wenn Sie es noch können, an Varnhagen wissen zu lassen, was ich Ihnen sage.

Nach einer langwierigen Fußreise, während deren Neander krank geworden, verlassen von allem, sind sie in Göttingen angekommen, wo ein dortiger Doktor Gesenius ihr Schutzengel geworden ist.

Verzeihen Sie, theure Freundin, — unsere Frohndienste sind drückender geworden, und nur in späten Stunden der Nacht, die ich dem Schlafe abborge, kann ich zu meiner Feder kommen, — verzeihen Sie diese schlechtgesetzten Zeilen. — Ich rechne abermals auf Ihre Güte, meinem Bruder das eingelegte Wort und das Schicksalsblatt übersenden zu wollen. — Vergeben Sie mir noch eine zutrauliche Bitte, — ich weiß, daß ich eine kleine Summe Geldes frankreichsher unterwegens habe, ohne ein Weiteres davon zu wissen, — sollte die noch nicht in Feindeshänden sein und vielleicht an Sie kommen, so wäre vielleicht ein nicht sicherer mein Name und Titel, und ich würde Sie bitten, entweder durch Ihren Herrn Sohn hieselbst oder durch den Pastor Wiehen sie an mich, etwa durch die Post, gelangen zu lassen, — es scheinet wohl, daß wir noch lange hier bleiben werden. — Wir können aber belagert oder blokirt werden; dann müßt' ich Sie bitten, auf der Adresse zu bemerken, daß es Ihnen in solchem Falle zurückgesendet werde.

Die Augen fallen mir zu — vor Schlaf und Müdigkeit. — Verzeihen Sie mir, theure Freundin, — in andern bessern Zeiten vielleicht komm' ich selbst nach Hamburg. —

Adelbert.

τ. τ. π. α.

21.

Hameln, den 22. November 1806.

Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen, es ist vollbracht das Schmähliche, die Stadt ist über.

Erwarte keine Erzählung von mir, nein, den tiefen Ingrimm meiner Seele will ich nur in Dein Herz weinen. Siehe, ich konnte eigenes Unglück, dessen mir auch auf meiner Bahn ein Theil geworden, mit wohlmännlicher Fassung ertragen, und kann heute mich annoch selbst nicht fassen, mich nicht denken, ich habe nur Jammer, nur Thränen, die in mein Herz zurückfallen und es schwellen, daß ich nicht Athem holen kann. O Freund, müssen Einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende, Starke und Gesunde auszuleeren vermögen, und sie in eigene Niedrigkeit ziehn und verderben. O! es ist ein Hartes, bei Gott! ein Hartes, der schuldlosen Opfer eins zu sein, und zürnend Schamröthe über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man nichts verbrochen.

Erinnre Dich der trauten Gespräche, deren wir pflogen. Wie wahr, dessen wir damals einverstanden, daß es nur unter seinen Landsleuten sich ziemt, die Waffen zu führen, und wie schwer hat es auf mich gedrückt! Möchte doch damals mein Abschied, den, eingesehenem Mißverhältnisse mich zu entziehen, ich gefordert, mir zugestanden worden sein, welchen unsäglichen Schmerzen wär' ich entgangen! Aber auch durch diese schwere Prüfung mußt' ich gehen, und die angeborne Freiheit, nach der ich vergebens die Hand streckte, duldend von der Schmach empfahen, und nicht selbsthandelnd sie wieder erwerben. So rächt sich die Jugendsünde an dem Mann. Herben Kampf hatt' ich gekämpft, mein Freund, und gelitten, was ein Mensch, was einer, der alles schwer nimmt, wie es meine Art ist, nur leiden kann und mag, bevor ich, mich in meine Lage schickend, verschmerzt habend das Ungeheure, selbst gegen mein Volk, in's schöne waltende Waffenspiel zu treten, nun ungetheilt und froh mich gerüstet. Und also, also sollte es mir vergolten werden! In der gewaltigen Stimmung hatte ich nicht der Pfeile geachtet, die wohl schonungslos von den Unsern gegen mich geschnellt worden. Ich hatte mir ein Genüge gethan, und sie hatten nicht Macht über mich; aber nun, siehe, nun in der Stunde der Entscheidung, da streckte die alte Sünde wieder ihr Haupt empor und höhnte gräßlich. Ich, der ich unternehmenden Muth, wie es die Zeit heischte, und erhöhte Kraft innen fühlte, — ich, der Franke, war als ein solcher gelähmt, und konnte Wuth nur weinen, weinen nur wie ein Weib, da Männerthaten geschehen mußten, Thaten, die nur mir, eben nur mir zu unternehmen verwehrt waren. O wär' ich nur ein preußisches Kind gewesen, Freund, und hätten wir auch zu Grunde gehen müssen, da es zur Gegenwehr zu spät war, so wäre doch mindestens mit kühner That blutigem Siegel unser Untergang gestempelt ein edlerer gewesen; nicht bloß in sich selbst wühlend wäre dieser

stark muskulöse Körper in unmittelbare Fäulniß übergegangen, wie es meine Augen geschaut, sondern hätte sein Brandmal getilgt, und wäre dann durch das Eisen, wie es schön ist, umgekommen.

Doch, mein Freund, es stand vom Anbeginn, wie es auch gekommen, zu erwarten, ob der Schlag mich gleich zerstörend trifft, wie Du es an diesem krankhaften Briefe vermerken wirst, trifft es doch nicht den Ahndungslosen. Was war zu ersehen, wenn Lecoq mit seinem Korps vorläufig unter Hameln zu bleiben den Entschluß faßt, und sich zugleich Hände und Füße abhaut, indem er leichtes Fußvolk und Kavallerie von sich weist? Die sollen sich durchhauen, und er schickt, um Verhaltungsbefehle bittend, einen Offizier an den König. Muß ich denn den Zorn zu kühlen, Trivialitäten niederzuschreiben mich zwingen! Mit zehntausend Mann Infanterie und mehr, deren viertausend zum Kriegsdienst in der Festung hinreichten, mit dem guten Dragonerregiment von Osten, einer halben reitenden Batterie, zwei Kompagnieen der vortrefflichen Feldjäger, und einem Füsilier-Bataillon konnt' er an der Weser, von Hameln aus, lange den Fluß vertheidigen und das Land halten, in Verbindung mit Nienburg bleiben, Partheien ausschicken, Korn und Vieh und Salz eintreiben, und kam es endlich so weit, daß der Feind, mit Uebermacht eine Armee ihm entgegenstellend, ihn in die Festung gezwungen und rettungslos in derselben belagert hätte; dann war es Zeit, die Pferde, die uns nähren, nicht aber von uns zehren sollten, einzuschlachten, und also hätt' es, mich däucht, ein Mann begonnen. — Und sollt' er, wozu er Anfangs Anstalt gemacht, sich durchzuschlagen versuchen, wie daran nur denken, ohne Kavallerie und leichtes Volk? — Aber von alledem nichts, er bleibt mit der Infanterie müßig da, und zehrt, und ein preußisches Magazin auf der Weser — der Name des Orts ist mir entfallen, er liegt über Holzmünden — bleibt schlechthin vergessen dem Feinde aufbewahrt, und klüglich ihm aufbewahrt die in Rinteln aufgepflanzte hessische Artillerie, die zu holen man uns entbietet, — weil in dessen Betreff keine Ordre da ist!

Und was war sonst für die Vertheidigung der Stadt geschehen? Auf dem Fort No. 2. lag der Bau eines neuen Werkes, einer Kaponiere, durch den anbrechenden Winter unterbrochen, unvollendet da, etwa hundert und funfzig Arbeiter hätten binnen ein paar Tagen einen Erdwall auf dem ragenden Grundgemäuer zur nothdürftigen Defension aufwerfen können; aber nein, die Bresche bleibt dort offen, und der General ist indeß bemüht, Abtritte auf den Forts erbauen und die Schilderhäuser durchaus schwarz und weiß, nach preußischer Art, anmalen zu lassen, — auch Küchen, daß die Bitterkeit mich nicht die

Wahrheit zu verletzen reize, auch gemächliche Küchen wurden in den Graben des Forts No. 1. errichtet. Vertheidigungsanstalten aber mußten wir, wir junge unwissende Infanterieoffiziere, nach bester Einsicht treffen, und nicht zum Scheine selbst ward uns Hülfe gereicht, und der Feind war da.

Auch waren wir früher überantwortet, als berennt, und die Menschen sannen nur auf Mittel, den Verrath in's Werk zu setzen. — Der erste Anschlag ward ihnen vereitelt. Da hielt Caprivi, der auf den Forts kommandirte, noch wacker, er weigerte sich zu Unterhandlungen in die Stadt hinabzusteigen, und die einzelnen Korps der Garnison in geschäftiger Bewegung gewannen Zeit, sich kraftvoll auszusprechen. Offiziere und Gemeine im Einklang hoher Begeisterung hegten nur Einen Sinn und Einen Gedanken. Es galt in herzhaftem, zwiefachem Widerstreit, bedräut und bedrängt vom äußern zugleich und innern Feinde, den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge wäre abgefallen! O mein Freund, ich muß es mit freiem, reuevollem Bekenntnisse büßen, das stille Unrecht, das ich diesem braven, waffenfreudigen Volke that. Ja — wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk, waren besser, als ich uns in unsern Gesprächen anschlug; und ewig werden mir gepriesen und ewig meinem Herzen werth und nah sein die braven Kameraden, von denen ich auf immerdar nun geschieden. — O hätten Männer an unserer Spitze gestanden!

Nun durchdring' ich erst das Wesen ganz, von dem ich abgeschlagen. Ein Herrliches ist doch Soldatensinn und Krieg — so ganz alle niedre Privatrücksicht auf das Einzelne, in das allgemeine Große aufgelöst, und von Allen alles ohne Rückhalt an eine Idee gesetzt, — an die Ehre, das einzige Lebendige noch, was, ein Anderes als das Geld, neben dem Gelde gilt, in diesen unsern winzigen, schmächtigen Zeiten, wo Staaten und Völker nur ungeglaubte Worte sind, die von Schelmen an Thoren gesprochen werden, und wo Kunst, Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft nur von Einzelnen gepfleget werden, die Schwärmer heißen; der Ehre Priester aber ist der Soldat, und Krieg ihr Dienst. Fürsten, laßt doch die Sitte des Zweikampfes walten, laßt auch also Blut fließen und Opfer fallen, auf daß verherrlichet werde diese Gottheit! —

Wo doch schweif' ich verworren mit den Gedanken hin? von jenem Tage wollt' ich Dir erzählen, da wir siegten. Du, ächter Preuße, hättest Dich gefreut in Deiner Seele, Dich an dem Anblick der kräftigen Männer weidend. Mit klingendem Spiele und alter Lieder Sang zog das zweite Bataillon Oranien vor dem Kommandantenhause vorüber,

hinaus zum Thore, und stieg auf das Fort. Dort waren die Kanonen, dabei die Lunten brannten, auf die Stadt gerichtet. Die Artillerie in der Stadt war des Winkes gewärtig, alles Geschütz zu vernageln, und mit den Stücken, die sie fortzuschleppen sich getraute, hinauf auf das Fort zu ziehen, von wo gleichzeitig ein Ausfall auf die Stadt geschehen sollte. Andere Korps hatten Abgeordnete in das Kommandantenhaus gesandt, den Fluch der Feigheit schwer auf die Schuldigen zu wälzen. Bei solchen Umständen mußte die Kapitulation unterbleiben, die die Zeitungen voreilig als damals geschlossen angekündigt, wie wir's in unsern Mauern gelesen. Es erging ein feiger Parolbefehl, darin man uns kund that, man habe die Unterhandlungen mit dem Feinde, deren Foderungen unwürdig gewesen, abgebrochen, und uns zur Aufbietung aller unserer Kräfte zur besten Vertheidigung, deren erstes Bedingniß aber völliges Zutrauen zu den Chefs sei, lächerlich genug ermahnte. Der König von Holland, der uns aufgefordert, hatte uns freien Abzug und Geleit bis zur Königsarmee zugesagt. —

Also war das erste Abentheuer bestanden. Man brachte den Generalen eine Katzenmusik und andere verschiedenartige Ständchen, je nachdem sie sich gezeigt hatten. Der Feind, der uns berennt hatte, zog nun von unsern Mauern; wir sehen seine Feuer nur noch an der Unterweser fern erschimmern, wir wähnten, daß nach fehlgeschlagenem Versuch er uns vorüber gegen die Elbe und den Hauptkriegsschauplatz anrücken werde. Anstatt daß man uns gegen den abziehenden, muthig ihn anzugreifen, angeführt, ward es uns kaum vergönnt, über seine verlassenen Lagerstätten zu streifen, ein in Oertzen verlassenes Magazin einzubringen und seine Brücken am Ohrberge zu zerstören, zurückgebliebene Feldstücke sollen uns durch unsere Saumseligkeit entgangen sein. — Die Bürger selbst, denen ich Lob sprechen muß, — sie haben sich zur Zeit der preußischen Besitznahme durch Haß gegen uns als Hannoveraner bewährt, und itzt im gemeinsamen großen Streite, durch gänzliches Vergessen dieses Hasses als Deutsche, — die Bürger, sag' ich, trieben uns an, und begehrten ihre Wälle zu bewachen, indem wir mit gesammelten Kräften einen muthigen Angriff unternähmen. Nicht aber auf solches hatten die Führer ihre Gedanken.

Noch muß ich Dir sagen, daß wir in manchem lustigen Gefechte uns erprobt, und mit unserm Geschütz dem Feinde manches Leid zugefügt. Es sind aber nur zwei Schüsse gegen uns gefallen vom Ohrberge; wie dort eine Kolonne zog, wurden zwei Haubitz-Granaten gegen die Forts geworfen, sie fielen fern in die Ebene, und vom Plane des Forts No. 4. grüßten ihnen unsere Kameraden entgegen. Noch

ist bemerkenswerth, daß wir eine von uns selbst erbaute wichtige Schanze, welche die Schleusen zur Ueberschwemmung sicherte, verlassen; der Feind besetzte sie alsbald, und stach das Wasser ab. — Nun, Freund, vernimm die Kunde der gestrigen Begebenheit.

Die Entfernung des äußern Feindes hatte den innern stark gemacht, und uns unachtsam. Es ritten die Befehlshaber, und unter ihnen Caprivi, nach einer Warte, die zwischen Stadt und Lager auf mittlerm Wege liegt; dort hatten sie die Unterhandlungen angesagt. Sie kehrten zur Vesperzeit wieder heim, und als gegen Abend wir im Kaffeehause, da wir zusammen zu kommen pflegten, viele versammelt waren, ging das Wort, der Handel sei geschlossen. Wie es laut ausgesprochen, erhoben wir uns im Sturme, riefen Fehlende in Hast herbei, und gingen viele an der Zahl zum Kommandanten, daß er uns Rede stehe, und die Wahrheit sage. Lecoq und die andern Generale waren beisammen. O mein Freund, nicht um meiner Seele Preis hätt' ich mögen einer der Sünder sein! Wie standen sie ängstlich vor uns da, blöden, lichtscheuen Wortes Antwort uns gebend: In Berlin sei doch schon der Feind, die Macht des Königs vernichtet, Magdeburg und Küstrin, und Spandau und Stettin, und Gott weiß welche Städte mehr hätten die Thore wohl eröffnet, warum doch ein Gleiches nicht thun, in der Zukunft müsse es doch kommen, und endlich, es sei nun einmal geschehen. — „Daß es geschehen, ist die Schmach, warum begierig nach Anderer Schande fragen, eine gleiche auf sich zu laden? Nach dem, was zu thun, um ehrenfest zu bleiben, fragt, und wir werden Antwort wissen!" — Wir sind doch nur auf siebenzig Tage proviantirt. — „Auf siebenzig Tage doch. Wo ist sonst die sturmreife Bresche in unserm Hauptwall?" — Es wird doch keines Nutzens sein. — „Wer fragt nach Nutzen? Aber auch also! Eine starke Kriegsmacht aufzuhalten und sonstiger Wirksamkeit zu entziehen, ist Nutzen. Und wißt Ihr, ob das Kriegsglück nicht sich wenden, ob nicht ein Frieden noch geschlossen wird?" — Es ist nun an keinen Frieden und an keinen Krieg mehr zu denken, und wir werden uns doch ergeben müssen. — „Und was gewinnt Ihr, es jetzt zu thun? Zeit ist es immer noch, die Waffen zu strecken, und hinzugeben die braven Bursche, die nicht also denken, wie Ihr!" — Also verloren wir Zeit und Worte, und es fand sich nicht gleich einer, der da gesprochen hätte: „Folgt mir!" — Rade, ein Kind, das erst aus der Ingenieur-Akademie getreten, nahm wohl das Wort, und trat aus sich heraus, und redete gewaltig; herrlich ließ er den Schatten seines Ahnherrn aus dem Grabe steigen, das ihm auf den Wällen der Stadt, die er im siebenjährigen Kriege vertheidigt, aufgeschüttet, und stand mit gezogenem

Degen fest da, einen gewaltigen Schwur vorsagend, aber er führte nur die Stimme des Vorwurfs, und vermochte nicht die alten Bande gewohnter Subordination zu zerschlagen. O hätt' er sich uns zum Führer aufgeworfen, die Füße ihm küssend wären wir ihm gefolgt, und es stände anders um unsern Namen! Er beschwor thöricht, als könnte der Dolch die Wunde heilen, die er geschlagen, diejenigen, die selber unterschrieben hatten, abzustehen, und zurückgehend unsern Weg einzuschlagen. Er begehrte, als Sühnopfer für den Wortbruch, sein Haupt in's feindliche Lager darzubringen. Wir Alle schrieen: das Loos erwähle einen! Das Anerbieten ward abgelehnt; ein Trompeter mußte alsbald aufsitzen, und wir, mit Halbheiten, Vertröstungen, Versicherungen, es würde gethan werden, was zu thun sei, eingewiegt, schwankend in halbem Glauben, gingen hinaus, angewiesen, die Burschen in Ruhe und in den Quartieren zu erhalten, da die an sie gelangende Kunde sie zu empören drohte. Zwei Artillerie-Offiziere, die eigenmächtig ihre Leute auf den Wällen versammelt hatten, gaben willig ihre Degen ab, und stellten sich in die Wache ein. — Es war später Abend.

Mehrere von uns fanden sich in das Kaffeehaus wieder ein und hielten sich dort versammelt. Ich redete unter ihnen: „Wer unterschrieben, hat selber sich gerichtet und gebunden, es ist nicht an ihn ferneres Zutrauen zu hegen. Ohne Haupt sind wir, das ist das Gebrechen. Alle Eines Sinnes, und fest auf uns vertrauend, laßt die Namen auf Zettel schreiben, in einen Hut werfen und schwingen, und das Loos gebe uns ein Haupt. Laßt dann die Regimenter unter die Waffen treten, die Thore öffnen, und ruft aus: wer nicht kämpfen will, bis er falle, ziehe hin, wir brauchen seiner nicht. Schwört sodann in die Hände des neuen Kommandanten und laßt den König hoch leben; schickt aber alsbald auf das Fort, von dem wir nichts wissen, daß dort ein gleiches geschehe. Ich redete noch, da ward Allarm geschlagen. Es war 10 Uhr an der Zeit.

Die Bursche wußten sich verrathen, und ließen ihre Wuth wallen. Ein Magazin war eingebrochen. Die erste Idee war wohl, was man nicht genossen, zu zerstören, auf daß auch der Feind es nicht genösse. Der Allarm brachte noch die Regimenter und Bataillone zahlreich zusammen. Keiner ertheilte Befehle. Man ging nicht auf die Wälle, sondern blieb auf offener Straße da. Man langweilte sich, ging endlich auseinander. Alles war in Waffen auf den Straßen, vieles zog nach den Magazinen. Stückknechte raubten, und die zerschlagenen Branntweinfässer mahnten den Soldat, das kargvorenthaltene Gut nicht eitel verrinnen zu lassen. Er hatte viele Monate die schwere Bürde

der sechzig Patronen, immer hoffend auf den Feind, und nie ihm entgegengeführt, ungenutzt getragen; nun wolle er sie auch knallen hören. Der erste Schuß war ein Signal, mit dem ein Lauffeuer begann, welches bis am Morgen durch die Straßen fortdauerte. O mein Freund, am schreckhaftesten ist die Verzweiflung, wenn sie in die Gestalt der rauschenden Freude sich verkehrt! Das ist ihr Wahnwitz! — Ein solches Schauspiel bot die Nacht dar, erhellt von den Blitzen des Salpeters. Die Wachten waren verlassen, vieles zog zu den offenen Thoren hinaus; andere suchten den Kommandanten und schossen in seine Fenster. In jedem Augenblick erwartete ich ein gleiches Spiel mit dem Donner des Grobgeschützes beginnen zu hören, und war gewärtig, die Pulvermagazine auffliegen und die Stadt in Brand auflodern zu sehen. — Ein Uhrmacher-Laden wurde geplündert, ein paar Bürger in ihren Häusern von verlorenen Kugeln getroffen; viele Soldaten fanden auf den Straßen ihren Tod. Eine Anekdote laß Dir erzählen, wie ein Feldwebel von Haack sie mir berichtet, und der Prediger, bei dem ich heute der Gastfreundschaft genieße, sie auch von Andern vernommen:

Bei der Kompagnie der Kapitains von Britzki, Regiment von Haack, standen die zwei Brüder Warnava, Soldatensöhne und Soldaten selbst. Ihre Geschichte zeugt, wie sie engverbunden, stets in Freud' und Leid aneinander gehangen. Die setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust, und drückten zugleich ab, und fielen einander in die Arme, nicht überlebend die Schmach ihrer Waffen.

Ich habe Dir die Nacht zu schildern gesucht; laß vom dämmernden Morgen mich schweigen. Sollt' ich Dir die Haufen schildern der geschmähten zerschlagenen deutschen Waffen, wie sie im Kothe lagen, denn es ist kein Bursche gewesen, der nicht selber sein Gewehr zerschellt hätte, damit es nicht von andern Händen rühmlicher geführt würde, als von den seinen; Dir sagen, wie die alten Brandenburger weinend Abschied von ihren Offizieren nahmen, wie diese stumm und starr da standen, wünschend, daß eine verirrte Kugel sie noch treffen möchte, da Betrunkene, die abgeworfenen Taschen durchsuchend, noch Patronen fanden, und hin und her schwankend ihr Gewehr abfeuerten, — laß weg mich wenden von diesen Bildern.

Gegen 10 Uhr des Morgens, nachdem man mehreremal in der Nacht in's feindliche Lager gesandt hatte, marschirten mit rauschender Musik die Holländer zu den verlassenen Thoren ein. Nicht Franzosen, nur Holländer hatten wir vor uns, und die höhnen uns, daß wir ihre schwache Zahl nicht verscheucht oder aufgehoben haben; selbst doch mit Aufopferung seiner

Hab' und Gut möchte mancher Bürger diese Schmach der Deutschen erkauft haben.

Uebrigens habe ich mir nie verhehlt, daß Hameln schlecht zu vertheidigen war. — Das Fort gestürmt, die Stadt bombardirt, in Einer Nacht mußten diese hölzernen Häuser mit den angefüllten Scheunen und unsern Haupt-Magazinen in den Kirchen, in Rauch aufgehen. — Die Graben sind breit, aber die Wälle nicht revetirt, und wir verstanden schlecht den Festungsdienst. Auch wäre gegen uns der Anschlag gelungen, der, während des vorigen Winters, gegen die Franzosen versucht werden sollte, und dessen Ausführung nur der Herzog von Braunschweig hintertrieb. Nach der Uebernahme im Frühjahr theilten mir ihn französische Offiziere mit, wie er zu ihrer Kenntniß gelangt, — eine falsche Attake am Osterthor, und die wahre gegen die Insel über den Fluß. Daß man gegen uns die Truppen und die Offiziere, die hieselbst Dienste gethan, stellen konnte, war noch ein Vortheil. Das neunzehnte französische Linienregiment muß bei der holländischen Armee sich befinden. Dem sei wie ihm wolle, jedes Verderben über uns, nur die Schande nicht, welche nichts abkauft!

Nun das Allgemeine verdorben, tritt die Sorge für das Eigene in tausendartigen kümmerlichen Gestaltungen schnell wieder ein, und jeder sucht das eigene Heil, welch' greller Abstand der Bilder! Welche die Kapitulation gewesen, und ob sie gehalten wird, weiß keiner. Die Burschen werden zu einem Thore hinaus getrieben, eine scheue wehrlose Heerde, vermuthlich nimmt man sie auf dem Glacis in Empfang, um sie zu transportiren. Morgen sollen wir Pässe erhalten. Kameraden haben mit Rührung Abschied von mir genommen, mir dankend, daß ich ausgeharrt und treu verblieben. Wo meine Bahn mich geführt, laß ich kein schlecht Angedenken hinter mir. Ich begehre nach Frankreich, dort will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich einfinde, denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in meinem Herzen, und bleib' ich auf immerdar. Nicht werd' ich noch dienen. Vielleicht, mein Freund, erwachen andere Zeiten, da ich froh zu einem Degen noch greifen kann, jetzt ist keiner da, den ich mit Freuden führen könnte. — Mag es vielleicht doch gut sein, daß die Dinge eben also sich wenden, wie wir es sehen. Ich rechte mit den Göttern nicht. Wo gebaut werden soll, muß zuvor geschleift werden; Gottesstrahl thut es, möge das Zeichen wahrgenommen werden.

Aber Du, mein vielgeliebter Freund, mögest Du eher auf einem Schlachtfeld, da es sich gut ruhet, bleiben, als solches erleben, wie ich erlebet! Der ich mein Herz mit den Gedanken des Geschehenen quälen muß, ich geselle Dich zu ihnen, und schreibe an Dich bis in die späte Nacht

hinein, und weiß nicht, Guter, ob Dich der Brief antreffen wird. Lebe wohl

Adelbert.
τ. τ. π. α.

Ich habe einen Paß nach Frankreich erhalten.

An V. in Berlin.

22.

Wesel, den 3. December 1806.

Wo Du auch seiest und Dich diese Zeilen treffen, ersuch' ich Dich, Bruder, meiner zu gedenken und mich nicht lange Deines Wortes harren zu lassen. Meine Schicksale weißt Du. Schmach denen, die Schmach bereitet haben, wir waren bei Gott! ein gutes, ein starkes Kriegsvolk, und freudig der Waffen, aber da das Haupt fehlt, muß in dem Körper die Gährung eintreten, die in Fäulniß übergeht. — Gewesen! nicht rückgeschauet denn, und nicht mit Bangigkeit die Seele gequält! Vorwärts denn, immer vorwärts, — ich bin mir bewußt, ein Reiner zu sein, der da gethan hat, was in ihm war, die Kräfte sind da, und die alten begehrten Bahnen mir offen. —

Auf der Pilgrimfahrt bin ich begriffen nach dem Mutterlande, — die mußt' ich so begehen; doch verarmt, und des Segens Eurer Umarmung beraubt, zieh' ich hin. — Möge liebvoll meiner warten das Waltende! Ihr indeß werdet die alte, donnergeschlagene, auseinander versprengte Heerde wieder sammeln, und meiner denken, daß ich zu ihr mich fügen kann, in der Zeit, wenn Gott es giebt; drum liegt es Euch ob, mit Worten mich zu verfolgen und nicht sinken zu lassen.

Ich werde für uns den Koreff aufsuchen, wo er sich versteckt hatte, und werde Lafoye umarmen, von beiden erfahrt Ihr durch mich, und sie durch mich von Euch. — Zusammenhalten müssen wir, und stets uns anrufen, auf daß wir wach bleiben.

Es hat mir sehr wehe gethan, nichts von Dir aus Berlin zu erhalten. Ich gebe der Post schuld. — Bist Du noch in Berlin, so ist Bendel — mein Bursch — mit mündlichen Aufträgen an Dich ergangen, und mit einer zweiten Lieferung des Fortunat. Apropos von diesem. Da ich nun ganz vereinzelt bin, ist es mir wichtig, ein gründliches Wort darüber zu vernehmen; ich werde vielleicht dort auf dem Lande Zeiten haben, da ich daran wacker arbeiten können werde.

Zweitens bitt' ich um Bericht über Eures Buches Schicksal, — ist es da, und wie? Ein Exemplar begehr' ich, und zwar auf dem sichersten,

schleunigsten Weg. Was macht das „Gelehrte Berlin?" An alle die Freunde berichtet meinen Gruß, und laßt Gebet ergehen, daß sie meiner nicht vergessen; ein deutscher Student will ich fortan leben und sterben. — Eduard Hitzig, Bernhardi, Fichte, Robert, Pellegrin, Theremin, Erman ꝛc. ꝛc.

Sollt' ich aber dort, was Gott verhüten möge, ist dieses mein Testament. Mein Hab und Gut an Möbeln und dergleichen fällt τ. τ. π. α. anheim, — die Auswahl meiner Bücher aber und ein Kästchen mit Briefen, Dokumenten, Pretiosa ꝛc. wird Lafoye zugeschickt, als Ersatz für die verlorenen Bücher. —

Du weißt bereits, wasmaßen unsre Hallenser in Göttingen sind, — es war mir zwar nicht weit, sie zu besuchen, — des Rathes hätten doch wir nicht pflegen können, da Du fehltest, — und es war mir darum zu thun, mit peinigendem Gefühl im Herzen, von dem Schauplatze zu flüchten, wo nach zehn langweiligen Jahren der Aufruf zu begehrtem Wirken das Signal ward der Ereignisse, die diese Familie zerstören. Ihr schloß ich mich grade am stärksten an in diesen ersten frohen Stunden der Erwartung — eine solche sollte die Katastrophe werden! — Als gute Brüder haben sie mich den guten anerkannten Bruder umarmt, ich hatte sie mehr schätzen gelernt, sie mich, und schmerzlich ward die Trennung; ein hin sich gebendes Abwärtssehen vom persönlichen Interesse, vom geldischen, und irdischen, für eine Idee, ein Nichts, wie sie es nennen, lebend, — erhebt den Soldaten, unbewußt lebt er Poesie, und bei Gott! in seinen Kriegen ist er noch dem Dichter der nächste — bei Gott, ich habe es gefühlt. —

Willst Du Worte — ich gebe nur Klänge. Lebe wohl. Χαῖρε.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

Habt Ihr gelehrte und andere Aufträge für Paris, lasset es mich gleich dort erfahren.

23.

Pertus, den 12. März 1807.

Ich werde hier frei und freier, und mir bleibet fast nichts übrig, als die Thränen des Scheidens zu vergießen; denn vieles im Mutterlande hat ein Recht an meine Liebe. — Dennoch will ich noch nichts versprechen, einen festen Stift in die bewegliche Zukunft einschlagen zu wollen, der da bleibe.

Theurer Karl, es war eine Zeit, da ich glaubte, indem ich mich zu Dir sehnte, Dir wahrlich nutzen zu können: sind sie getreue Spiegel Dei-

ner selbst, belehren mich eines Andern Deine weiser und weiser werdenden Briefe, und nun sehn' ich mich zu Dir, Deiner allein zu genießen, und erhöht meiner selbst, und auf daß Du mir helfest, mir, der ich nicht in gleichem Maße gewachsen bin wie Du. Lass' uns zusammenkommen, in der Dir zugemessenen Zeit vereint arbeiten, und dann auf Gott und uns vertrauen. Ja, es sei denn also.

Ich glaube klug, zu erwarten, daß Ihr bestimmt wißt, wohin Ihr geht, daß Ihr da seid, und mich mit Euch eingemiethet habt; laßt mich nicht in Deutschland irre gehen, denn ich habe nicht genug des Geldes, und es kostet viel; o binnen zwei Monaten werde ich wohl reisefertig sein, und erwarte viel früher meine endliche Bestimmung zu erfahren, — Freunde! Freunde! was werden wir nicht uns zu freuen haben!

Ich lese Deinen Brief wieder, und zürne, daß ich Dir heute so kalt und stumm schreibe; lieber, guter, herrlicher Junge, wer könnte daran zweifeln:

„Was paßt, das muß sich finden,
Was liebt, zusammen sein!"

Ja wir werden uns finden, und fortan zusammen sein, frühzeitige Männer, ewige Jünglinge in der Liebe, nimmer altern, und wie uns freuen, daß, von so vielen Plagen und Hemmungen befeindet, wir nach innerer Nothwendigkeit siegten.

Schreibt mir, Zeilen, Briefe, wie es kommt; erhaltet Ihr nichts von mir, der ich noch im Prüfungsofen schwitze, so schreibet darum nur mehr und mehr, — rechnet auch darauf, daß viele Briefe verloren gehen, wie ich es an Freunden wahrnehme, und es doch bis itzt ein gütiges Geschick von mir abgewendet hat, — Freunde, gute Freunde, laß diese letzte schwere Zeit Gott an mir vorüber gehen! — (Zumal wenn Ihr mir die Order zu geben habt, schreibt mir per duplicata nach Paris, und nach Vertus über Epernay, Departement der Marne.)

Zieht alle meine besten Bücher an Euch — alle die brauchbaren, — laßt auch Hermann den Schatz Euch zusenden eines pappenen Kastens, darin alle meine Papiere, Briefe, Pretiosa u. s. w. sind, meine Miniaturfarbe, kurz alles was ich bei Euch haben muß.

Ich werde in der Zukunft zwei- bis dreihundert Reichsthaler haben, werde vielleicht aber leer bei Euch einlaufen. Ein Losreißen ist es von diesem Orte. Nach Geld werd' ich mich schlecht umschauen können. Mein Vermögen lass' ich vor der Hand in meiner Brüder Händen.

Laßt mich ja genau wissen, wo Ihr mich erwartet; in Kerkern und Fesseln habe ich bis itzt gelebt, und der Kerkermeister reichte mir zu bestimmter Zeit mein Brot; mich schwindelt's, allein auf der Ebne zu

schreiten, laßt mich nicht irre gehen, und wohl in Eure offnen Arme sicher fallen.

Lafoye hat Euch von seinem Orte geschrieben; Ihr wißt, wie wir uns gesehen haben. — Von Koreff keine Zeile, nur mündlichen Auftrag. Auch seinetwegen werd' ich nach Paris zurückgehen wollen. Ach mir bleibt viel zu thun! — Auch werd' ich ein Nützliches thun, sollten auch Tage darauf gehen, eine sehr gute Gelegenheit benutzend, mich hier unter sehr günstigen Zeichen in den Orden der Freimaurer aufnehmen zu lassen.

Ich bin entzweit mit meiner Feder, sie will und will heute nicht gehen. Ich mag es nicht aufschieben, an Euch zu schreiben, und schicke Euch wie er ist den schlechten Wisch. Freut Euch meiner, und nicht des Geschriebenen. — Ich habe wenig aus Frankreich geschrieben, und gar an Neander nicht, er und die Freunde mögen durch mich von mir und meiner beständigen urfesten Liebe erfahren. Χαίρετε τέκνα.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

24.

Troyes, den 17. März 1807.

Die Dinge, mein theurer Freund, stehen nicht ganz also, wie sie Dir meine letzten Briefe geschildert, — o wer doch von den Franzosen den nichtshabenden Franzosen sehen würde, der da bemüht wäre, ein junges liebliches Mädchen von sich zu wehren, welches viele, ja viele Tausende reine helle feste Einkünfte an der Sonne hätte! Meine guten, liebenden Brüder sehen's, und staunen; und ich leide um ihretwillen.

Man thut einen einzigen Schritt hinauf, wird, man weiß kaum wie, zu dem Schritte hinauf geholfen, und reibet sich die Augen, und der Wagen fährt und fährt, und fährt behert viele viele tausend Meilen, wohin, wohin!

Nicht verzagt. — Wir sehen uns noch, — ja, so Gott will. Schreibt mir, und öffnet die Arme.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

Den 23. März 1807.

Auch ich lieb' Euch wie Ihr noch gar nicht wißt, wann erst wir Brust an Brust drücken, jenseits des Rheines, dann wird es nicht mit der Zunge gesagt sein das Wort, ewig aber in der Ursprache gesprochen, und wohl verstanden von uns und den Göttern, — nein es ist kein

Traum, darf kein Traum sein, sonst wahrlich, wahrlich, möcht' ich nicht leben. Bei Gott, es ist so schön, nur einen Augenblick, wie den zu Hameln, zu leben, und würdig, eines Lebens Preis zu sein, — ja ist schön, ist herrlich, und Schuften nicht zugemessen, und nur Wesen zugemessen, die ihrer Höhe stolz sein dürfen.

Ich will ruhig, klar, selbstständig, Hoffnungen verderben, wie sie nur auf der Erde grünen mögen, und innerhalb des Kreises der Pflicht alles thun. Ja. Und erhöre mich Gott. —

Meine Brüder, ich quäle mich schon mit Bangigkeit, daß ich nicht wieder Nachrichten von Euch erhalten; lebt nicht Halle wieder auf, findet Euch dieser Brief nicht mehr dort, und verliert sich am Ende noch, so ist es jetzt nicht in der Allweisheit Rath zu helfen, wo es so lang Hemmungen entgegenhäufen gewollt. —

Deine Briefe sind herrlich, und ich danke sie Dir innig, aber, Bruder, noch um dieses bitt' ich, fordre es, wenn selbst Du nicht schreiben kannst, lasse oft Nachrichten-Zettel ergehen, denn die Zeit naht, und da ich hier sehr unstät hin und her gehe, kann mich vieles Geschriebene verfehlen, lange irren, oder gar sich ganz verlieren.

Das Eis zergeht, die Sonne schreitet vor, es wird der Lenz, — alles mahnt und mahnt, es muß nicht gezögert werden, muß zum Werk geschritten werden, und ich lausche noch auf Euer Wort.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

25.

Vertus, den 13. Juni 1807.

Festgetreue und vielgeliebte Freunde! Derselbe Bote, mit dem mein letzter Brief abgegangen, hat den Euren gebracht. Ich find' ihn, wie ich vom Lande komme, und schreibe, auf daß Ihr nicht um die Richtigkeit unseres Briefwechsels besorgt seid.

Keinerlei Worte sollen hinter den Thaten her hinken, und nicht die Worte des Dankes; der spreche anders; ich erkenne Eure Liebe dadurch, daß ich, Mährchensohn, auf sie baue, wie die Menschenkinder auf ihre Felsen, welche ihnen so oft wanken. — Ich werde kommen; auch ich, so wie Ihr, zweifle nicht mehr, und mein Gebäude wird nicht wanken, indeß schreibt mir, und ich schreib' Euch wieder, wenn ich erst die Pässe in meiner Tasche habe.

Ich bin sehr stolz, und stolz darauf, daß ich es bin und sein kann, — Ihr aber Alle, strebt mich zur Eitelkeit zu berücken. Ihr bildet Euch von mir ein, was ich selber mir nicht einbilden kann. Lieben darf und

soll man mich, aber nicht Wunder denken, was aus mir werden wird; einen wackern, redlich es meinenden, einfachen Kerl, der nicht weit laufen, nicht hoch steigen, nicht tief dringen wird, geb' ich ab, und eigne mich wohl und nur dazu, in dem Palmenwald mein stilles Hüttchen zu bauen; ihr überwerft das Ziel, wie Neander — von dem Ihr mir sagen sollt, was er thut und betreibt. — Dem sei wie ihm wolle, nach dem Palmenwald werd' ich kommen, und wir werden zusammen sein, — könnte es dahin kommen, daß ich Erde gewinne und Korn säen kann, (ich meine es irdisch, und bin um sogenanntes Brot bedacht,) so wüßt' ich wohl, mein Karl, einen Gedanken, der mir durch das Herz gefahren ist, und wie wir, so wie wir zusammen, auch beisammen κατα σωμα alt werden dürften. Eine Brotkunst denn! Von dem allen — in irgend einer Nacht, wie die in Hameln, die uns Gott schenken möge, — mehr und lebendiger. —

Es ist mit mir gespielt worden, so daß ich viele Zeit verloren, ich weiß noch nicht, wie es wird, und wann ich die Taue lichten oder abhauen werde. Ich könnte etwa während Deiner Hundstage kommen, Dein Haus ist doch auch Wilhelms, seid mir immer bereit, — nach Hamburg wär' ich gern mit Dir gegangen. —

Grüßt mir Alle, und thut nach den Worten meiner letzten Briefe, und so Ihr könnt, sagt mir, daß es geschehen sei, ἰνα οἰδομεν ἀμφω. Ich hätte gern mehr geschrieben, es ist aber die Stunde der Post. — Grüße mir innig Deine Schwester und Fanny. Ich grüße und herze Alle. Was macht unter andern Eduard?

Adelbert.

τ. τ. π. α.

26.

Saint-Germain en Laye, den 15. August 1807.

Aus der düstersten Stimmung geschrieben, erhältst Du diesen, so Gott will, letzten Brief — ich bin endlich, oder doch glaub' ich mich auf dem ungehemmten Weg zu Dir, — und wollte Gott, ich wäre früher angelangt und hätte Dir zur Seite gestanden, — Karl, Du sagst mir kalt den herbsten Schmerz an.

Auf denn! Ich werde an meinem Zorn und Wehe nagen, und werde kommen, und werde nicht reden bis ich weiß, — sei's denn —, nimm diesen Brief hin, kalt wie er ist, die Tinte fließt kalt von meiner Feder, die Gluth ist in mir. — Bereite Dich denn, mich mit allen meinen entschiedenen Eigenheiten zu empfahn, die zu ehren, mein Handeln mir frei und unverunglimpft zu lassen, wo es auch nicht Dein

Handeln gewesen wäre; Liebe hegt Glauben, und auf den erprobten, unwandelbaren, unerschütterlichen Felsen unserer gegenseitigen Liebe haben wir fürder unser gemeinsames Haus zu bauen. Gleich sind wir, in unserm brüderlichen Bunde, zween Männern, die einander Eheleute sind, und also in einander verschlungen, männlich und tapfer leben. Nie in Raum und Zeit von Dir zu scheiden ist mein Wunsch, und möge die Zeit Ideen reifen, die ich hege.

Zürne Wilhelmen nicht, der Arme, Verwaiste, verschließet sich still, einsam und unscheinbar, in sich selber, und gräbt, und gräbt Gold.

Wie ich's mit dem Kopfe und dem Herzen hin und her wälze, erschaue ich es immer gleicherweise, daß unser Bund keine eitle Teufelslüge sei, ob er auch Dornen dazwischen zu säen sich gewiß bemühen wird. Drum, wo er auch rede, trau' ihm nicht, und habe Sanftmuth. — Ich will es keck sagen, Du hast mich in Berlin entbehrt, — ich weiß nicht, was geschehen, aber Müller (wenn's nämlich Adam, der gegensätzige, ist) taugte da am allerwenigsten — ich hätte da getaugt, — hätte auch, was mir nicht lieb, geschehen müssen!

Ich sage Dir nicht, daß ich nicht früher habe kommen können, Du weißt es, oder bist des Hinschreibens nicht werth. Ich habe bis zum Frieden keinen Paß haben können, und konnte nicht nach Berlin, wo ich so bekannt, ohne streng richtige Pässe. — Heutzutage habe ich ihn noch nicht, meinen Paß; — soll ihn aber bei meiner Rückkehr ausgefertigt finden, ich habe indessen mißtrauen gelernt. — Ich gehe indeß, wie es Recht und Billigkeit, vor dem Scheiden bei meinen Brüdern und Angehörigen umher, — von Paris nach den Friedensfeiern am 22. nach Troyes, dort acht Tage, andre acht oder zehn Tage in und bei Vertus, acht Tage in Saint-Menehould, im Anfang Oktobers land' ich bei Pellegrin in Nennhausen an, — ich schreibe ihm nicht, Du sollst ihm schreiben, auf daß er auf mich warte, und ich soll dort bestimmte Nachrichten und Adressen von Euch finden; ich könnte auch wohl Ende Septembers ankommen, habe nur nicht der Teufel mit meinen Pässen sein Spiel!

Apropos! „Schulden," das ist ein Wort des Mißtons. Solide Männer, wie es an dem ist, daß wir welche sein sollen, dürfen unter keinerlei Vorwand mehr brauchen, wie sie haben. — Das ist meine Idee über Schulden. — Andrerseits will es mir bedünken, als schwärmtest Du zu sehr bei Leuten umher; — habe Sitzfleisch, und arbeite.

Ich habe keine vernünftige Schreibmaterialien, und ein wehes Herz, es wird doch daraus kein Brief, ich beschließe. — Ich grüße

bestens Fanny Hertz, Deine Schwester, und falle meinem guten vielgeliebten Neumann um den Hals. — Ich habe nicht Deine Adresse zur Hand. Lafoye ist Sekretair beim Kriegskommissair Antoine David, bei der großen Armee. Auch ihm hab' ich viel zu beichten, und komme nicht an eine Feder. O meine Freunde, was bin ich gequetscht worden. Lebt wohl.

Adelbert.

τ. τ. π. α.

An V. in Ungarn.

27.

Berlin, im August 1809.

Du hast, mein lieber Karl, eines der vorzüglichsten, vollsten, raschesten, frischesten Kapitel Deiner „Versuche und Hindernisse" wacker ausgeführt, und ich umarme Dich herzlichst und mit allem Respekt, — ist um eins geschehn, mußt nach andern gehn, — Kapitel wird auf Kapitel folgen, und das Buch sein Wesen behaupten. — Aber lass' uns an Deinem jetzigen Krankenlager weilen, wo Du nun Zahlung leistest, für reiche, schöne, theure Erinnerungen auf das ganze Leben hin, — wer hätte nun genugsam lange Arme, Dich dort mit Händedruck und freundlicher Pflege, und Liebe überhaupt, zu erreichen, — ich erfahre wieder schmerzlichst, daß ein Gänsekiel noch kein Flügelpaar ist, — und daß ich mir denke, es wäre hübsch, etwa am andern Beine angeschossen bei dem gemilderten Freunde nun in guter Freundschaft zu liegen, macht Dich um nichts fetter. — Thaten, Erfahrungen, Worte, hab' ich den Deinen nicht entgegenzusetzen, — wir treiben hier die Gewöhnlichkeit ganz gewöhnlich vor sich hin, und das ist alles; nichts ist um uns beträchtlich, als unsre patriotischen Klötze, womit man, Gott straf mich, die Mauern einer Citadelle einrennen könnte! Bei dieser Armuth vermag ich nichts, als Dir, und leider auch nur schriftlich, um den Hals zu fallen, und ich thue es wiederholt. —

Von Harscher läuft keine Nachricht, kein Brief ein, ich denke ihm in diesen Tagen wieder zu schreiben. — Dein Geld kommt richtig an. Du hast schon Ueberschuß bei mir in Depositum. Ferner weißt Du ungesagt, daß Deine Hände in meinen und Neumann's Taschen immer gerngesehene Gäste sein werden, wir wissen aber nicht wo nicht wie. Sage, was wir thun müssen, — denke aber, daß vielleicht eine noch schlimmere Periode für Dich eintreten möchte, wenn Du erst auf Deinen Beinen Dich finden wirst. — Was mit Dir und aus Dir wird, was Du

verübst und was an Dir verübt wird, lass' uns treulich wissen. — Deine Briefe, mein Vielgeliebter, haben mich aus großer Bangigkeit gezogen, und aus großem Jammer Deine Schwester, diese scheinen sie doch erschreckt zu haben, mit Härterem haben sie genügt, ich sehe keine Gefahr, sehe Dich von Deiner Wunde völlig wiederhergestellt, und es will mich bedünken, als plauderten wir traut und seelenvergnügt, ohne es eben anders geschehen zu begehren, das Ereignete mit einander ab. — Alle Gesandten der Welt haben schon Nachrichten begehrt des geliebten Hauptes, und mit großem Gewichte, Gott Lob, daß nun ihre Nachrichten einen Posttag zu spät ankommen werden. — Ich will zu unserm Neumann mit dieser Epistel, verzeihe ihre Dir schon befreundete schlechte Weise, liebe Du fort, und halte Dich für sehr geliebt. — Ich habe mich bereits verspätet. *Χαιρε.*

Ich füge nun doch noch ein Wort auf Neumann's Blatt bei. Die Gesandten hatten Deine Freundin Rahel in Bewegung gesetzt; sie schrieb auch an Marwitz, von dem Du nichts zu wissen scheinst, der aber von Dir wissen konnte; dem, und meinem lieben wackern Willisen, dessen Anblick Dich am Morgen des zweiten Tages der Schlacht so sehr erquickte, ist hoffentlich nichts geschehen, obschon es auch nach Wagram noch arg herging. Wie herzlich gedenk' ich meines Zusammenwohnens mit Willisen, und wie viel besser hätte ich sein Beispiel eisernen Fleißes und strenger Zurückgezogenheit benutzen sollen! Kommst Du mit ihm zusammen, so drück' ihm die Hand von meinetwegen. Hitzig, der liebe, treffliche Bruderfreund, grüßt Dich; er ist mir in dieser schweren Zeit ein fester Anhalt und Trost. — Leb wohl!

Adelbert.

τ. τ. π. α.

28.

Chaumont, den 27. Juli 1810.

Da ich Dich wohl noch in Paris finden werde, lieber Bruder, will ich mich nicht eben mit langen Briefen schreiben quälen. — Die Furcht verschwindet mit den Jahren. Zu den Geistern, die in dieser alten Burg hausen, könnt' ich wohl sprechen: „Ich bin's, bin Faust, bin Deinesgleichen," finde aber bequemer gar zu schweigen. Alles schreibt emsig fort, man sieht sich nur drei kleine halbe Stunden bei den Mahlzeiten. Die Staël gefiele mir am Ende noch am besten. W. Schlegel sagte mir, er kenne wohl schon die Gedichte von Uhland, und bei seiner Artigkeit, Gebortheit, und seinem großen Fleiße, find' ich eben nicht angebracht, weiter und angelegen mit ihm davon zu sprechen. — Vielleicht wenn er davon anfängt.

Matthieu de Montmorenci, Monſ. de Sabran, Mad. Récamier, ein Ruſſe und ein Italiäner-Muſiker ſind unſere Geſellſchaft. Man redet alle Sprachen der Welt durcheinander.

Leb wohl, mein Guter, und grüß mir die Freunde.

Du würdeſt Dich, lieber Sauerteig, beſſer hier amüſiren als ich, der verſchiedenartigen Elemente ſind viele, und wer Luſt und Geſchick hätte, ſie in Gährung zu bringen, könnte ſich vielleicht Kurzweil verſchaffen. Mich geht das nichts an. —

29.

Chaumont, den 15. Auguſt 1810.

Ich danke Dir, lieber Freund, die gütige Mittheilung, und ſchicke Dir zugleich den Brief zurück; ich habe unlängſt von hier aus an Freund Wilhelm geſchrieben, grüß' ihn aber noch und mein Berlin, wenn Du ihm wieder ſchreibſt. —

Unter allen Rückſichten, die mich abhalten, auf Deinen Brief nach Paris zu eilen, um Dich zu umarmen, iſt die nicht mit einbegriffen, daß ich mich hier zum Todtlachen amüſirte. — Lieber Freund, ich bin sauf votre respect wie ein zuſammengeballter Schweinigel, — da ſind Dir rund herum Stacheln, und weder Kopf, noch Hände noch Füße an dem Dinge. Da hat ein Freund nicht viel daran zu holen. Dann hab' ich kein Geld, dann ſitz' ich eben nicht in der Diligence, ſondern auf meiner Stube. — Wenn's der erſte Fall wäre, würd' ich ganz gewiß hinkommen, und, wer weiß, komme vielleicht auch ſo hin. — Uebrigens haben wir uns beide über den Trennungsſchmerz durch häufiges Wiederſehen luſtig zu machen gewußt, und ich erkenne, daß nun die Reihe an mir iſt, Dir den Beſuch, den Du mir höflichſt in Paris abgeſtattet haſt, nach feiner höfiſcher Sitte wieder abzuſtatten. Vielleicht komme ich doch ſelber als Text hinter dieſer Vorrede her. Ich bin überhaupt ſo tückiſch und ſeltſam, daß ich Dich ſehr ermahne, auf wunderliche Dinge von mir gefaßt zu ſein. Je ne crie pas: gare! d'abord. Aber, um mit einer raſchen Wendung auf etwas Anderes zu kommen, was ſind denn das für Gründe, aus welchen Du für Lafoye nichts beſorgt haſt, und wie haſt Du denn den vortrefflichen Doktor verhöhnt? Sage mir denn das alles. — Auch wir ſind Alle mitſammen auf ſehr komiſche Weiſe verhöhnt worden. Le bourgeois de la case est arrivé d'Amérique septentrionale où nous le croyions prenant un bain de pied dans le Mississipi, et ne se doutant pas qu'il y eut de la grossièreté à cela, il est venu frapper à la porte de son château. C'était la soeur qui nous avait installé par pure amitié. Nous l'avons prié à diner, et il

a repris sa bonne, ses enfants, ses écureuils etc. et s'en est allé chez sa soeur attendre qu'en toute hâte nous déguerpissions de la baraque. C'est toujours se bien conduire pour un Américain. Wir ziehen übermorgen Mittwoch aus, nach dem Schlosse Fossé bei Blois, und ich verliere hier eine Natur, die mich äußerst ansprach. Die See, die Schweiz und die Rheinufer ziehen jetzt meinen Sinn gewaltiger an, denn alle Kunst und Wissenschaft und Menschenverkehr. Paß' auf! ich werde auch noch einmal ein Einsiedler. — Dazu bin ich doch, wie ich gestehen muß, in schlechten Dispositionen, indem ich ein sehr ausgesprochenes doppeltes weltliches Gelüst in mir vermerke, einmal nach einem wenigen Gelde, und das andremal nach einem großen Gelde, ich könnte beides brauchen; — wenn Du beim Spazierengehen über einen Geldkasten von einer Million — mehr oder minder — stolperst, so theile redlich mit mir, ich will Dir auch schön Dank sagen. —

Besuche doch einmal Helmina von Chezy! Ein Unglück hätte ihr fast eins ihrer Kinder geraubt, das andre ist krank, (Koreff der Arzt,) und sie selbst soll gar nicht wohl sein; wenn Du sie siehst, sag' ihr alles Antheilvollste von mir. Grüß die Freunde, besonders aber Harscher, von dem Du mir nichts sagst. — Habt Ihr keine Antwort aus der Schweiz? —

An V. in Paris.

30.

Fossé bei Blois, Ende August 1810.

Der beiliegende Brief ist mir offen zugekommen, ich habe ihn auch gelesen, und sogar zum Theile A. W. Schlegel'n mitgetheilt, und lasse ihn unverzüglich an Dich abgehen, — Gott gebe, daß er Dich noch in Paris antreffe.

Du schreibst mir wohl noch einmal. Wir haben Chaumont verlassen, — unser **homme d'affaires**, den wir bei der Hiobspost des **retour imprévu** aus Paris zurückberufen, hat uns ein wüstes Schloß in der Gegend meublirt und eingerichtet, und wir sind gezogen als blieben wir eben zu Hause. Es ist doch schön, reich zu sein. —

Die Stael ist kein gemeines Weib. Sie hat Gradheit und Enthusiasmus; sie faßt alle Ideen mit dem Herzen an, sie ist leidenschaftlich und stürmisch. — Andrerseits ist die Welt ihr Geburtsort, sie bewegt sich nur in ihren Formen; und aus Paris vertrieben, ist sie eben aus der Welt verbannt; — ihre Existenz ist mit politisch, und sogar alles was mich von ihr trennt, macht sie mir wiederum zu einer merkwürdigen Erscheinung. — Auf meinem Felde ist sie mit der Seele einheimisch, und trotz meiner

Fremdheit in ihrer Sphäre hat sie mich aufgesucht und erkannt, sie hat mir Freundschaft und Zutrauen erwiesen, und ich habe mich wohl ihrer gefreut. — Am höchsten muß ich einen Schlegel auf ihre Bürgschaft schätzen, er ist eitel, eifersüchtig, — aber groß uneigennützig, bieder, und reines Gold. — Das Haus geht toll und um; — eine seltsame und im Grund hübsche Sitte ist eingeführt, das gesprochene Wort ist verbannt, — in den Geselligkeitsstunden macht uns der gute Pertora Musik, und wir sitzen an einem runden Tische, worauf Tinte, Federn und Papier, und vermöge der sogenannten petite poste ist man in geschriebenem tête-à-tête mit wem und so vielen man will begriffen; — sonst ist im Garte l'allée des explications, und man hat auch fleißig explications mit einander. Der Teufel ist immer los, Freundschaft ist hierzulande eifersüchtiger denn Liebe. — Schlegel ist der petite poste abhold, und bleibt auf seinem Zimmer; er liebt eifersüchtig, drohend, gebietend, wird nur mit der größten Freundschaft und Hochachtung erwiedert. Die Stael rechne ich zu meinen Freundinnen, sie weiß viel von meinem Leben, ich viel von dem ihrigen, und ich schätze sie. —

Ich habe hier wahrgenommen, wie Frankreich nur ein kleines Loch, und die Welt überhaupt, worin es wie in einem engen Zimmer schallt. Was Einer ganz versteckt in Paris treibt oder nur denkt, wird in der ganzen Welt ausposaunt; selbst von ganz Unbekannten, und sehr fernher, sind mir ganz seltsame Dinge von mir wieder zugeschrieen worden. — Hast Du in Paris von mir, der ich mich so vergessen glaubte, nicht auch reden hören?

Lebe recht wohl — grüße die Freunde, grüße die, denen Du schreibst, — ich schreibe wenig, denke doch viel an die Lieben. —

Das Buch — [die französische Uebersetzung von A. W. Schlegel's dramaturgischen Vorlesungen] — geht erbärmlich langsam. — Ich bleibe hier, so lange es geht; nach dem vermuth' ich nicht einmal, was aus mir wird. Deutschland scheint mir näher als je, diese Winternacht werd' ich aber auf jeden Fall in Frankreich noch bivuakiren, vielleicht im mittäglichen Frankreich bei de Barante, nach dem träum' ich von der Schweiz und wieder von Berlin — nach Amerika zög' ich mit, wäre nicht das Eine meinetwegen, und das Andre ihretwegen. — „Ich hab mein Sach auf nichts gestellt," dem armen Lafoye geht's nicht besser. —

Hast Du Briefe von Rahel? von Harscher? Dein Freund

Adelbert.

An V. in Steinfurt.

31.

Napoleonville, Oktober 1810.

Du bist der Lebendigste unter uns, und ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich mit Dir gefreut habe; ich habe Dich aber ohne Ahndung von Kummer scheiden lassen, und Dir nicht einmal den letzten Brief, den Du in Paris begehrtest, geschrieben, weil es mir eben in der Feder nicht lag an Dich zu schreiben, und weil ich's auf den nächsten Besuch versparte. — Ich lerne von Dir Beweglichkeit, und habe bereits mit einigen zweihundert und vierzig Lieues Kourierreisen durch Südfrankreich präludirt. Nun bin ich in Napoleon, Departement der Vendée, und gewiß, obschon meine Adresse dahin beim Präfekten Herrn de Barante lautet, und gewiß, sag' ich, wird mir keine Ewigkeit dort zugezählt werden. Mein Präfekt könnte sogar wohl Beweglichkeit von mir erlernen, von mir, als von welchem er doch etwas lernen muß. Ich kann Dir nicht alles berichten, was sich zugetragen und wie es steht — soviel nur sollst Du wissen, daß mich eine Freundin dem andern Freund zugesellt hat; von den Gewittern, die dort eingeschlagen (bei Frau von Stael), wirst Du ohne mich erfahren; so unbesonnen, unberechnet ich für mich selber bin, so schüchtern muß ich sein, wenn Andere auf dem Spiel sind. — Manches hat mich empört, die Willkür trifft so gräßlich wie die Feuersbrunst beim Feste, und wie dort mehr das Gleißen, hier ward mehr das Wesen einer heroischen Welt zum Ziele. — Mir ist gewissermaßen wohl, daß ich nicht nach Paris zurückgekehrt bin, — manches würde mir das Herz beklemmt haben, ob ich schon für die Ausstellungen und Vorstellungen für die zehnjährigen Preise neugierig, und auf die Museen begierig gewesen wäre. —

Geht hier alles hübsch bürgerlich zu, was Gott vielleicht durch mich verhüten wird, geh' ich indeß wohl gegen das Frühjahr nach dieser Strömung mit meinem Präfekt zurück. — Aber ich fühle es an meinen Flügeln, ich werde noch, und binnen kurzem, einen Ausflug nach Deutschland unternehmen. Was mich hier beschäftigt, ist im Grunde nichts Eigenes. Harscher rief mich nach Deutschland, Antheil an seinen Studien zu nehmen; er grüßt Dich sehr, und geht nach Halle. Es wollte sich noch nicht schicken. Mich hält unter andern die unglückselige Uebersetzung, die kein Ende nimmt, es ist wie das Gewebe Penelopeia's. —

Lebe wohl, und tummle Dich; ich will Gleiches thun, bis ich mein Schneckenhäuslein antreffe, darin ich mich vertiefe; bei Gott, viel mehr begehr' ich nicht, sehe es auch wohl mit den Augen meines Kopfes,

und kann nicht dazu gelangen; — ich bin so genügsam, so beschränkt in meinen Begierden, — ein Dach, ein Heerd und reine Verhältnisse, soll denn ein Menschenleben draufgehen, bis es sich findet! — Ich bin noch ganz der Alte, mein Lieber, wie Du deßgleichen, — aber das Leben hat mich seitdem etwas untergehabt, schon in Paris, Du hättest es sehen können, verborgen hab' ich Dir nichts, nur eben nicht gesagt. Liebe mich und lebe wohl; wie weit ich auch vom Hause bin, thue ich desgleichen. —

An V. in Hamburg.

32.

Kunersdorf, den 27. Mai 1813.

Zuvörderst, lieber Bruder, für Deinen freundschaftlichen Brief Dir danken, — sodann ihn beantworten.

Nachdem, ich darf sagen, der klareren Einsicht Ehrenmanne nachgebend, ich unterlassen, was ich zu thun bereit war, mich nämlich unter die grünen Jäger zu mischen, müßt' ich mir selber ein ungünstiges Urtheil fällen, wenn andere Gründe, als die ich zur Zeit in Erwägung gebracht, mich itzt eine andere Stelle thätig in diesem Kriege begehren ließen, als die mir die natürlichste bedünkte. — In einem Kriege gegen Frankreich darf ich, kann ich — der Kerl der ich bin — nichts für mich holen wollen; aber in einem Kriege für Norddeutschland hätte ich wohl meine Knochen zu Markte tragen können, und ich war erbötig es zu thun, — und es kann wohl noch etwas der Art vorkommen, ich helfe hier den Landsturm exerziren, und kommt es zu einem Bauernkrieg, so kann ich mich wohl darein mischen, — pro aris et focis, — mit Euch unterzugehen will ich nicht verneinen — —.

Lieber Varnhagen, thun und lassen war für mich gleich schmerzhaft; durch den Machtspruch der Selbstthätigen in Unthätigkeit gebannt, bring' ich den Sommer bei dem Herrn von Itzenplitz auf seinen Gütern zu, — Kunersdorf bei Wrietzen — und beschäftige mich allein mit Botanik, wozu ich die herrlichsten Hülfen habe.

Gruß dem Albert von Stael (für Albert muß ich doch den anerkennen, den Du in Hamburg hast), meinem wackern Freunde! Sein Bruder hatte selber meinen damals noch sehr schwankenden Entschluß bekräftigen helfen, — und mich das zu thun angewiesen, worin Deine freundlichen Lockungen mich nicht stören sollen. Daß bei seiner Durchreise mich August von Stael in Berlin besucht, wird jener doch durch ihn wissen; ich wünsche Albert Segen und Heil, und umarme ihn herzlichst.

Der Aufenthalt in Berlin war mir drückend, — bei dieser rasenden Zeit zieh' ich mich in Demuth zurück, — und selbst zu schreiben wird mir peinlich. Ich bin Deiner guten Schwester noch einen Brief schuldig, — ich werde, wenn ich werde können, an sie schreiben. — Mehr fast als Preußen ist mir Hamburg an's Herz gewachsen, Du hast mich schon darob verhöhnt, Du kannst denken, mit welcher Theilnahme ich immer nach der Niederelbe hinab gesehen habe, — eine Republik — wär' es auch nur eine kaufmännische — erzeugt doch eine Herrlichkeit, die man nicht verkennen kann. — Begegnest Du ihm noch: grüß herzlichst den wackern Bärsch. — Grüß mir meine alten Bekannten und Freunde.

Harscher dient bei den Schützen der schwarzen Legion, und hat schon vor dem Feinde gestanden.

33.

Sonnabend, den 4. August 1838.

Kann wohl das schwache Reis nur aus der gleichen Wurzel gesprossen sein, und nicht ein bloßer Schatten von dem Puschkin'schen üppigen grünen sein?

Könntest oder wolltest Du mich durch Abschrift von Puschkin, mit wörtlicher Uebersetzung, in den Stand setzen, wenn mir eine gute Stunde schlägt, eine gute Uebersetzung davon zu liefern? — Ich nehme sie dann Spaßes halber in den Almanach auf, — oder noch besser, versuche Du es.

Hier der Aufsatz [von V. über den Schlemihl], der mir in der Erinnerung stand — und zwar im Gesellschafter, und über die Uebersetzung —. Nun weiß ich nichts von einem andern in Haude und Spener, — hat sich auch nicht gefunden, aber ich bin noch nicht mit Nachsuchen durch. —

Semler ist heute früh verstorben. Seine Frau liegt in Wochen, und weiß es noch nicht!!

Guten Abend, alter Freund.

Ad. v. Ch.

34.

Montag früh den 6. August 1838.

Der Rabe fliegt zum Raben dort,
Der Rabe krächzt zu dem Raben das Wort:
Rabe, mein Rabe, wo finden wir
Heut unser Mahl? wer sorgte dafür?

Der Rabe dem Raben die Antwort schreit:
Ich weiß ein Mahl für uns bereit;
Unterm Unglücksbaum auf dem freien Feld
Liegt erschlagen ein guter Held.

Durch wen? weßhalb? — Das weiß allein,
Der sah's mit an, der Falke sein,
Und seine schwarze Stute zumal,
Auch seine Hausfrau, sein junges Gemahl.

Der Falke flog hinaus in den Wald;
Auf die Stute schwang der Feind sich bald;
Die Hausfrau harrt, die in Lust erbebt,
Deß nicht, der starb, nein, deß, der lebt.

Y suis-je? ou n'y suis-je t'y pas?

Um Kritik und Zurechtweisungen bittet

Ad. v. Ch.

Ich habe keine Abschrift, also bitte ich um Rücksendung. Herzlicher Morgengruß, Dank für Deine treue Hülfe. — Bei Semler beim Alten. Noch weiß die Frau nichts, und soll's nicht erfahren, und morgen früh wird das Leichenbegängniß mit Gepränge Statt finden!!

II.

Der neue Hyacinth.

Novelle

von

Friedrich von Heyden.

Der Postmeister auf der kleinen Station bei dem Dorfe S — im südlichen Deutschland hatte niemals hinlängliche Pferde in Bereitschaft, wenn mehr als eine Extrapost weiter zu befördern war, und die Ungeduld der Reisenden erregte ihm dann gewöhnlich Verdrießlichkeiten. Man mag daher seine Bedrängniß ermessen, als plötzlich ein Zug von drei stattlichen Reisekaleschen, jede zu vier Pferden unter dem Geschmetter der Posthörner, vor dem Posthause hielt, und Weiterbeförderung in Anspruch nahm. Bediente sprangen ab, forderten Eile: „es sei der —sche Gesandte General von M..., der nach Konstantinopel reise, und Seine Excellenz sei keineswegs bei Laune zu warten.“ Nun waren nur zwei Pferde im Stalle, während doch zwölf gebraucht wurden. Man mußte nach dem nächsten Orte schicken, dem Mangel von dort her Abhülfe zu verschaffen, worüber leicht eine Stunde hingehn konnte.

Der Postmeister gestand den Bedienten redlich seine Noth, und bat um Geduld. Da die Diener großer Herrn

auf Reisen gewöhnlich meinen, das Geschick der ganzen Welt hänge von ihrer eiligsten Beförderung ab, machte sich der arme Beamte auch auf eine hinlängliche Last von Unhöflichkeiten gefaßt, indeß es ging ihm besser, als er dachte. Es stiegen einige Herren, die zur Gesandtschaft gehörten aus dem Wagen, und versicherten, der Botschafter mache sich dieses Mal gerade nichts aus der Beschleunigung, denn für jetzt wünsche er nur vor Abend die nächste kleine Stadt zu erreichen, wo er einen Tag, vielleicht länger, verweilen wolle, um Depeschen zu erwarten, die ihm von seinem Hofe nachgesandt werden sollten. Man dürfe sich daher Zeit lassen.

Dieses war für den Postmeister zwar ein Trost; er gewann Zeit, seine Vorkehrungen zn treffen, für die Frau Postmeisterin aber eine Folter. Nicht etwa, als ob ihre Bewirthung sehr strenge Beurtheilung der vornehmen Gäste zu erdulden gehabt hätte, man forderte kaum ein Glas Wasser von ihr; wohl aber, weil sie gern erfahren hätte, wie in aller Welt ein Gesandter auf dieser Straße den Weg nach Konstantinopel nehmen könne, denn so viel verdankte sie dem belehrenden Umgange mit ihrem Eheherrn, daß Konstantinopel der Wohnsitz des Großtürken sei, und man zu diesem über Wien reise. Die Straße nach Wien lag aber nicht weniger als 5 Meilen abwärts, und es war kein Grund, ihrer Meinung nach, abzunehmen, warum der hohe Reisende solchen Umweg wähle, um diesen Winkel der Landes kennen zu lernen. Sie hoffte, dem Geheimnisse auf die Spur zu kommen, und nahm daher ihren Sitz vor der Hausthüre.

Sie erreichte ihren Wunsch aber nicht.

Die Herren in dem Wagen stiegen nach und nach sämmtlich aus, doch nur um sich auf Spaziergängen bis zur Ankunft der Pferde zu zerstreuen, denn die Gegend war sehr anmuthig, das Juni-Wetter, es mochte vier Uhr Nachmittags sein, entzückend. Es blieb also Niemand, der ihr hätte Rede stehen können, als die Diener, welche die Wagen nicht verließen, und die ihre erste, bescheiden aushorchende Frage mit großstädtischer Anmaßung barsch abwiesen. Nicht einmal den Gesandten, bei den sie einen großen Stern und breites Ordensband als nothwendige Pertinenzien seiner Erscheinung voraussetzte, hatte sie bisher zu Gesicht bekommen. Alle Personen der Gesandtschaft erschienen in Reiseoberröcken, und keiner zeichnete sich aus vor den Uebrigen.

Einer der Fremden hatte den mittelsten der Wagen schon beim Anhalten verlassen, und wandelte jetzt, einen Livree-Jäger hinter sich, zwischen blühenden Kornfeldern, über duftende Wiesen, einem nahen Eichenwalde zu, der durch schöne Baumformen und schattige Kühlung anlockte.

Diesem Waller müssen wir folgen.

Eine hohe Gestalt, etwa Vierzig, einer der stattlichsten Männer, stolzer Gang, gebietende Haltung, durchweg vornehm. Diese edeln Züge nahmen aber ein, ohne zu erfreuen. Ein Ausdruck von Stolz und Strenge, etwas von jener Unzufriedenheit, die Personen von hohem Range bisweilen eigen ist, würden nicht haben befremden dürfen. Wer denkt nicht an Goethe's:

„Sie sind aus einem hohen Haus,
Und sehen stolz und unzufrieden aus:"

aber diesen Bestandtheilen der Physiognomie war noch ein gewisses Etwas beigegeben, für das es keinen genau bezeich-

nenden Namen giebt. Eine Spur heftiger noch nicht ganz bemeisterter Leidenschaften, eine finstere Wolke des tiefsten Schmerzes, kurz, Etwas, das um so mächtiger anzieht, je mehr es abzuweisen bezweckt; das, wo wir ihm überrascht begegnen, — uns den Athem verkürzt, indem es die Seele mit bänglichen Ahnungen erfüllt.

Der Fremde betrat den grünen Bezirk des kühlen Waldes, und forschte nach einem Fußpfade, der ihn von der Straße abführen sollte. Daß er ihn ohne Mühe fand, obgleich Brombeergesträuche seine Ausmündung beinahe unkenntlich machten, bewies wohl, wie er die Gegend genau kenne.

Auf diesem Pfade setzte er seine Wanderung fort, immer eilender, immer bewegter, so daß der Jäger ihm kaum folgen konnte. Endlich schien ihn eine Empfindung zu überwältigen, die noch mächtiger sein mochte, als sein Bestreben zur Eile, denn er sank auf einen Baumstumpf nieder, und stützte sein Haupt in die Hand.

„Alles, wie sonst!" sagte er halb für sich, halb zu seinem Begleiter.

Dieser erlaubte sich ehrerbietig zu bemerken, daß wenn das Ziel der Wanderung noch fern sein sollte, es vorzuziehen sein dürfte, die Kraft nicht vorzeitig in zu raschem Gange zu erschöpfen. —

Der Herr antwortete:

„Das Ziel ist nahe. — Wenn wir aus diesem Walde kommen, der bald zu Ende ist, werden wir einen kleinen See erblicken. An seinem jenseitigen Rande wird sich ein hohes Ufer zeigen, das einen ähnlichen Wald trägt. Dahin nur will ich. Es ist nichts an dem einsamen wilden Flecke

das die Wanderung für Andere belohnte, obgleich er anmuthig ist. Mir bedeutet er viel. — Was siehst Du mich so wehmüthig an, Wilhelm? Ich glaube gar, es fiel Dir eine Thräne aus dem Auge. Mein Junge, Du bist brav, und die Liebe ist überall ein schönes Geschenk. Aber was hast Du?"

Der junge Mensch eilte auf ihn zu, und küßte seine Hand.

„Sie haben mich erziehen lassen, haben meine arme Mutter mit Wohlthaten überhäuft, da muß ich Sie ja wohl lieben wie einen Vater, wenn ich auch nur ein gewöhnlicher Diener bin. Womit könnte ich aber dankbar sein, als mit dem Gebete zu Gott, daß Sie so glücklich sein möchten, als Sie es verdienen."

„Glücklich! — rief der Andere, und schlug ein bitteres Gelächter auf. Das Glück, mein Sohn, ist viel öfter hinten auf der Kutsche zu finden als darin. — Laß das, und komm, wir haben Eile."

Als der Eichenwald durchschritten war, zeigte sich der See. Der Blick des Fremden flog hinüber zum jenseitigen Ufer. Er trat fast erschrocken zurück. Von dem einsamen stillen Haine, den er dort angekündigt hatte, keine Spur. Statt der Bäume, ein großer weit ausgedehnter prächtiger Pallast, reiche Gartenanlagen umher, das hohe Ufer in Terrassen verwandelt, die der See bespülte, mit Blumenstücken und Orangerieen geschmückt.

Der Wanderer starrte lange hin. Ein tiefes Weh ging durch seine Züge, dann sprach er: „Hier ist Alles verändert, — alle Erinnerungen der alten Zeit sind verwischt.

Was soll der Plunder da? — Wer gerieth auf den albernen Einfall?"

Der Jäger konnte den Einfall so albern eben nicht finden. Ihm schien keine Stelle geeigneter zu einem ländlichen Wohnsitze des Reichthums und der Größe. Auch setzten ihn Pracht und Schönheit dieses majestätischen Schlosses in Erstaunen, erfüllten ihn mit Bewunderung und Entzücken. Er schwieg indeß und folgte dem Gebieter, der nun mit stürmischer Eil, wie von einem Magnete gewaltsam angezogen, um die Krümmung des Ufers jenem stolzen Bauwerke zuflog. Was aus der Ferne sich so wohl ausnahm, erschien noch viel herrlicher in der Nähe.

Dieser Pallast konnte nur eben erst erbaut, in diesen Tagen fertig geworden sein. Die Oelfarbe, mit welcher bezogen der Stuk der reichen Verzierungen an Fenstern und Simsen glänzte, war kaum trocken. Das Gebäude mußte ungeheure Summen gekostet haben, denn architektonischer und plastischer Schmuck war bis zur Verschwendung daran ausgebreitet. Die grünen Jalousien alle aufgeschlagen. Hinter den riesenhaften Spiegelscheiben der langen Fensterreihen, schimmerten reiche goldbefranzte Vorhänge von Seidenzeugen in allen Farben.

Mit dieser Herrlichkeit bildete das tiefe Schweigen umher einen bänglichen Gegensatz. Niemand zeigte sich in der Nähe, keine Stimme lebender Wesen. Alles wie ausgestorben. So mögen die verzauberten Schlösser sein, die in den Mährchen vorkommen.

Der Fremde stand lange schweigend auf dem grünen Vorplatze, an einen Obelisk von rosenfarbenem Granit gelehnt, der dessen Mitte schmückte.

Nachdem er lange gewartet, sagte er zu dem Jäger: „Zieh Dich in jene Lauben zurück, und erwarte mich dort. Ich will mich weiter umsehen, vielleicht glückt es mir Jemand zu ermitteln.“

Sein Befehl wurde befolgt, und der Fremde umwandelte nun allein das Schloß, ohne seinen Zweck zu erreichen. Endlich stieg er sogar die große Vortreppe empor, und trat unter den Säulenperistil, der den Eingang beschattete.

Die großen Thürflügel waren nur angelehnt, — er öffnete sie völlig, und schritt hinein. Ein prachtvolles Vestibul, strahlend von nachgeahmtem kostbaren Gesteine und Vergoldung. Eine breite Staatstreppe in der Tiefe, mit Scharlachteppichen belegt, zwischen Reihen von weißen Marmorstatüen sanft emporsteigend.

„Niemand hier?“ — rief er. — Sein eigenes Wort hallte nach, sonst keine Antwort.

Er versuchte mehre Thüren. Sie waren verschlossen.

Er stieg die große Treppe empor, und gelangte oben in einen andern, nicht minder geschmückten Vorsaal, in den wieder viele Thüren ausgingen. Eine war halb offen. Er näherte sich der Schwelle, und blickte in eine Reihe Prunkgemächer, Alles neu. Im letzten nahm er eine weibliche Gestalt wahr, die eben damit endete, die vielen kleinen Gegenstände eines Damenboudoirs zu ordnen.

Sie kam näher, — es war eine schon ältliche Kammerfrau, — erblickte den Fremden, und — fuhr mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Dieser eilte auf sie zu. „Margarethe, — rief er, — so sehen wir uns wieder? — Fasse Dich. — Erkennst Du mich nicht mehr? — Bist auch Du verändert, nachdem sich Alles hier verändert hat?“

Die Kammerfrau sammelte sich.

„Jesus Maria, sprach sie mit schwacher Stimme. Sie sind es, Sie! — und hier sehen wir uns wieder? Welches Wunder führt Sie hierher? — Um Gotteswillen, fliehen Sie. — Ihre Erscheinung bringt Verderben."

„Fliehen? — erwiederte er — warum? ich fürchte Niemand! — Sage mir zuerst wo ich bin? — Was das Alles bedeutet?"

„Sie sind im Schlosse des Grafen von K. — der Ihr Freund nicht sein kann. Wenn Sie für sich keine Gefahr fürchten, denn ich weiß ja wie kühn und verwegen Sie sind, haben Sie Mitleid mit der unglücklichen Gräfin. Ihr Anblick würde sie tödten."

„Ist Adelaide hier in diesem Hause?"

„Dank allen Heiligen, nein, heute noch nicht. Erst morgen bezieht die Herrschaft diesen neuen Wohnsitz. Ich nehme mit Schrecken wahr, daß ich mich hier verspätet und allein zurückgeblieben bin, während die andern Diener, welche die übrigen Gemächer aufzuräumen hatten, schon fertig geworden, und weggegangen sind. Die Anordnung des Kabinets der Gräfin hat mich aufgehalten. Ach, und doch ist es gut, daß Sie Niemand hier antreffen, als mich, die Vertraute, die Mitleidende. — O wie viel Thränen weinten wir um Sie. — Ich kann Sie nur warnen, ermahnen, den kümmerlichen Frieden nicht zu stören, der endlich hier die Trümmer eines verfehlten schönen Daseins mit dürftigem Grün der Entsagung überzieht."

„Margarethe, Du sprichst mit einem Manne, keinem Knaben. Ich bin nicht mehr der Heinrich, der ich vor zehn Jahren war. Der General von M... hat zu viel Schlacht-

selber gesehen, um bei der Leiche seines irdischen Heiles die Besonnenheit zu verlieren. Eins ist aber wie damals. Noch heute will ich, was ich will. — Ich will hier nicht entfliehen, ich will erforschen, wissen, was ich wissen muß, wenn ich ferner leben soll. Mein Weg führt mich weit weg aus diesem Lande, vermuthlich für viele Jahre. Ich scheute einen Umweg nicht, um noch einmal die Stelle zu betreten, wo ich einst von Adelaiden den letzten entsetzlichen Abschied nahm."

„Sie finden die Stelle nicht mehr. Vernichten auch Sie eben so die Erinnerung daran in Ihrer Seele."

„Hat Adelaide den nämlichen Wunsch?"

„Fragen Sie mich nicht."

„So muß ich Adelaiden selbst befragen."

„Bei Allem, was Ihnen lieb und heilig ist, stehen Sie ab von diesem entsetzlichen Vorsatze." —

„Ich wiederhole Dir, daß ich der Mann nicht bin, der Gespenster fürchtet. Ich muß Adelaiden selbst befragen. Wenn sie mir sagt, daß sie mein Andenken in ihrem Herzen ausgelöscht, wenn sie mir sagt, daß ich ihr gleichgültig, daß sie glücklich geworden ohne mich, — dann werde ich gehen, denn alsdann wird mein Geschäft hier für immer geschlossen sein."

„Welcher Frevel, das Schicksal herauszufordern!"

„Das ist die Weise starker Seelen."

„Der Graf!"

„Ich verachte ihn."

„Er verdient es nicht. Er ist gut. Niemals gab es einen zärtlicheren, nachsichtigeren, mehr schonenden Gemahl. Ach! er hätte ein ganzes Herz verdient."

„Dieser zärtliche, nachsichtige, schonende Gemahl hat es also nicht? —"

„Es wäre besser, wir ließen diesen Gegenstand."

„Ha — vortrefflich."

„Lachen Sie nicht so fürchterlich. Sie lachen den Unsegen hinein in diesen neuen Wohnsitz. Wer wird darin jemals froh werden, wenn die Geister der Wuth, der Rache vielleicht, ihn noch vor den Eigenthümern beziehen."

„Ich will keine Rache. Hätte ich die gewollt, wäre der zärtliche, nachsichtige, schonende Gemahl wohl schwerlich dahin gelangt, diesen Pallast zu erbauen. — Wie lebt Adelaide?"

„Ein Leben ohne Kern. Der Schmerz der gezwungenen Entsagung hat ihn zerstört. Seitdem griff sie nach allem irgend Erreichbaren, die liebelose Leere künstlich auszufüllen. Der Graf forscht nach jedem ihrer Wünsche. Ehe sie ihn noch äußert, muß er gewährt sein. Allen ihren Launen schafft er Befriedigung, verschwendet darin unermeßliche Summen, und wird dessen nicht froh; erndet dafür keinen andern Dank, als den, kalter höflicher Förmlichkeit. Jedem Bestreben, mit so viel Lebhaftigkeit es anfangs ergriffen wird, als sei in ihm alle fehlende Befriedigung zu erwarten, folgt nur zu bald Ueberdruß, Mißmuth. Dieses ewige Jagen nach einem Gute, das niemals, und auf keinem bisher eingeschlagenen Wege erreicht wird, überreizt, zerstört. Bitterkeit durchdringt das ganze Dasein, äußert sich in Umgang und Gespräch. Das Urtheil wird schonungslos, die Schärfe des Verstandes zieht sich zusammen in die Spitze einer verwundenden Ironie. Je mehr Schonung, je mehr Lieblosigkeit von ihrer Seite. Es ist nicht abzusehen, wie

das enden soll, und ich — habe nichts als Thränen, bittere Thränen, denn ich bin noch die Einzige, gegen die sie unausgesetzt mild ist, der sie vertrauensvoll ihre Qual klagen mag."

„Arme Adelaide! Das ist die Folge Eurer Wahnbegriffe. Fluch über Eure Unmenschlichkeit, die ihre Mißgestalt mit dem geweihten Purpur der Hoffart bekleidet. — Fluch —

„Halten Sie ein, Sie schmähen, was Sie verkennen. Ich darf, ich will Ihre Lästerung nicht hören. Auch meine unglückliche Gebieterin darf, will ich nicht vertheidigen, kaum entschuldigen. Habe ich ihr doch selbst tausendmal gesagt, daß sie ihre Pflicht verkenne, undankbar sei gegen ihren würdigen Gemahl."

„Würdigen Gemahl."

„Höhnen Sie nicht, das ist er. Sehen Sie um sich. Dieser Pallast, was ist er sonst, als eine ins Leben gerufene Laune der Gräfin. Sie fiel darauf, sich einzubilden, sie hasse den Aufenthalt im Schlosse der Ahnen unsers Gebieters; sie beschäftigte ihre, in der Irre taumelnde Einbildungskraft mit Entwürfen zum Bau eines Schlosses an dieser Stelle. — Ach, sie wußte wohl warum gerade an dieser. Der Graf, entzückt Etwas erreicht zu haben, das ihr dauernde geregelte Beschäftigung, nachhaltendes Interesse gewähren könnte, wendete, ohne Bedürfniß, vier Jahre lang viele Tausende an diesen Bau, versammelte alle Künste um sich, ihn zu verherrlichen. Ein paar Monate wurde die Theilnahme der Gräfin daran gefesselt, aber bald ward ihr auch dieß Unternehmen erst gleichgültig, dann widerwärtig. Sie wendete sich voll Ueberdruß davon ab. Warum be-

saß man keinen Zauber in ein paar Wochen zu vollenden, was sie in ein paar Stunden als Luftschloß erträumt. Man setzte fort, was schon zu weit gediehen war, um es wieder aufgeben zu können, ohne daß sie das Geleistete eines Blickes würdigte. Gestern sagte sie mir sogar: „„ich wünschte, die Erde thäte sich auf, und verschlänge jenen anspruchsvollen Steinhaufen. Es ging mir einmal durch den Sinn, dort ein Mausoleum für die Leiche meines Glückes zu begründen; an der Stelle sanfter trauern zu können, wo ich Ihn zum letztenmale sah. Aber es wird Alles gemein unter diesen zutappenden Händen, und ich erkenne meinen Gedanken nicht wieder, nachdem er versteinert emporstarrt."" Dennoch soll sie morgen diesen neuen Wohnsitz beziehen. Der Graf, — ach! wenn er ahnen könnte, was seiner Gemahlin die Stelle bedeutet, auf der er baute: wenn er sich träumen ließe, was er für sie bauen sollte; — wie viel unglücklicher würde er sich empfinden."

„Er büßt seine Schuld. Ich verachte ihn. Margarethe, ich muß Adelaiden sprechen."

„Mit meinem Willen, niemals."

„Ich sage Dir, daß ich muß. Keine Zeit hat meine Gefühle für sie schwächen, kein Wechsel der Erscheinungen in einem wild bewegten Leben ihr Bild verdunkeln können in meiner Seele. Glücklich die, welchen die süße Hülfe schmelzender Wehmuth gewährt ist. Mein Ingrimm wird sich lösen, vielleicht wird ein milder Strahl jener Wehmuth in mir aufgehen, wenn ich sie noch einmal gesehen, gesprochen habe."

„Sie sind wie Sie waren. Sie denken nur an sich."

„Du wirst bitter, Margarethe. Ich vergebe Dir, treue Seele. Hättest Du mir melden können, Adelaide sei, wenn auch nicht glücklich, so doch ruhig, ich würde gegangen sein, wie ich kam. Aber nun, — es ist unvermeidlich. Wir müssen uns sprechen."

„Warum ist es unvermeidlich?"

„Weil ohne diesen letzten Lichtstrahl in die Nacht unseres Leides die Verzweiflung sie ergreifen muß, und mich."

„Das sind Täuschungen der Selbstsucht. Solches Wiedersehen kann nur Verderben bringen. Ob Ihnen, ich weiß nicht. Der Gräfin gewiß."

„Es ist meine Weise nicht, Margarethe, Gemeinplätzen Einfluß auf meine Ueberzeugung zu gestatten."

„O Ihre Weise! — man hört, daß sie noch heute die alte ist. Von mir erwarten Sie aber nichts. Wenn Sie das gefährliche Spiel wagen wollen, sei der Einsatz Ihre Sorge. Melden Sie dem Grafen Ihren Besuch an, er wird Sie vermuthlich empfangen."

„Dem Grafen kann ich nur zu seinem, oder meinem Tode, vielleicht zum Tode beider, begegnen. Er ist mir Genugthuung schuldig, und hat sie verweigert wie ein Feiger; hat sich aus seiner Verantwortlichkeit gegen mich gezogen wie ein Niederträchtiger. Doch verachte ich ihn zu sehr, um die Rache zu suchen. Es ist besser für Adelaiden, wenn das Aufsehen unserer öffentlichen Begegnung vermieden wird. Ich will den Grafen nicht sehen, um sie zu schonen. Ich kam hierher, sie zu trösten, nicht sie zu vernichten. Margarethe, melde ihr meine Anwesenheit in ihrer Nähe, bitte sie um die heimliche Zusammenkunft nur von wenigen Minuten."

„Und wenn Sie mir alle Schätze der Welt dafür bieten, niemals.“

„Und dennoch — ich gelobe es bei meiner Ehre, — dennoch werde ich sie sehen.“

Der General hatte dieses mit erhöhter Stimme gesprochen, als der Fall eines Gegenstandes in einem Nebenzimmer vernommen wurde. Der Ton, in der tiefen Stille dieser Gemächer, war um so schauerlicher. Margarethe fuhr entsetzt auf, und wankte zitternd und leichenblaß in das neue Cabinet der Gräfin, aus dem das Gepolter erschollen war.

Der General folgte ihr.

Ein Bildniß, das nicht wohl eingehängt sein mochte in den Haken, der es tragen sollte, war von der Wand gefallen, und lag mit seinem schweren breiten vergoldeten Rahmen auf dem Parket.

Margarethe hob es auf. Es war das Bild eines wunderschönen Knaben von etwa sieben Jahren.

„Wen stellt dieses Bild vor?“ fragte der General.

„Den einzigen Sohn des Hauses.“

„Den Sohn Adelaidens?“ — —

„Ihren und des Grafen einzigen Sohn, unseren lieben holden Hyacinth.“

Der General wurde blaß wie der Tod. Er bebte. Seine Hände schlossen sich.

„Der Sohn Adelaidens, und der seine! —“ stöhnte er tonlos, drückte die geballten Hände vor seine Augen.

Als er wieder aufsah, stand Margarethe, ihm den Rücken wendend, auf einem Tabouret, das Bild wieder an die Wand zu befestigen.

Der General sah wild umher. Sein Blick traf den Tisch Adelaidens, auf dem ein Album, mehre Mappen, Papiere, Kleinode noch ungeordnet umherlagen. Er griff, gleichsam krampfhaft, nach einer kleinen Kapsel von rothem Maroquin, steckte sie zu sich, verließ wie hinweggescheucht von Schreckensgebilden, das Kabinet, die Gemächer, flog die Treppe hinab, hinaus, und verlor sich in den Gebüschen des Parks.

Als sich Margarethe wendete, nahm sie erstaunt sein Verschwinden wahr. Sie hatte die Tritte des Fliehenden nicht vernommen. Plötzlich, wie er erschienen, war er verschwunden. Sie mochte zweifeln, ob sie einem Wirklichen begegnet sei, oder einem Gespenst, brach in Thränen aus, stürzte inbrünstig betend auf die Knie.

Lange lag sie so, den Himmel anflehend um Schutz für ihre Gebieterin, die sie liebte wie eine Tochter. Endlich erhob sie sich, ohne den Raub zu bemerken, den der General begangen, verschloß abgehend die Thüren, die Eingangspforte des Pallastes, und kehrte durch die ganze Länge des Parks zu dem alten Schlosse zurück, das unfern von diesem neuen Baue an der andern Seite, in der Nähe des Dorfes auf einer Höhe, mit grauer gothischer Feierlichkeit, ernst emporragte, und das morgen von seinen Bewohnern verlassen werden sollte für immer, nachdem es Jahrhunderte lang den Wechsel vieler Geschlechter des nämlichen Stammes, die darin freudig gediehen und wirkten, überdauert.

Der Vater Adelaidens war der Freiherr von Z..., Gesandter seines Fürsten am Hofe des Königs von .... Er war geschickt, weltgewandt, schlauer Diplomat, äußerlich liebenswürdig, ein vornehmer Herr, geschaffen für die große Welt, aber ohne geistige Bedeutung, ohne feste Grundsätze. Seine ganze Jugend hatte er zu Versailles verlebt, am sittenlosen Hofe Ludwigs des Funfzehnten. Damals war es Mode, den starken Geist zu machen, den Philosophen bei Champagner und kleinen Soupers. Voltaire, Rousseau, die Encyklopädisten, waren die Losungsworte der feinen Gesellschaft. Von Religion kaum eine Ahnung, sofern sie nicht zu beißender Persiflage diente, oder den Titel zu reichen Pfründen gewährte. Er vermählte sich standesmäßig um in seiner Eigenschaft als Gesandter desto glänzender auftreten zu können. Sein einziger Zweck, den Großen und Mächtigen zu gefallen. Der Hof, an dem er repräsentirte war protestantisch, wiewohl edle Aufklärung und richtige Einsicht des Fürsten eine wohlwollende Duldung, ja Achtung aller Bekenntnisse ergaben. Der Freiherr hätte sehr füglich dem seinigen mit strenger Würde anhängen können, ohne daß es ihm im mindesten verdacht worden wäre, aber — die Freigeisterei schien geistreich, interessant, war an der Tagesordnung, so glaubte er sich um so bedeutender darzustellen, je pikanter er Das bewitzelte, was ihm das Wichtigste sein sollte, und wenn ihm auch nicht die Hälfte von dem Ernst war, was er auf der Zunge führte, um es von müßigen Tischgästen belachen zu lassen, ein eiskalter unfruchtbarer Indifferentismus gegen alles Heilige, war das nothwendige Ergebniß so sträflichen Treibens.

Die Baronin, seine Gemahlin, hatte nicht tiefere Gesinnung, wenn auch mehr Gewöhnung der Formen der Andacht, bei denen sie freilich herzlich wenig empfand. Uebrigens war auch sie durchaus Dame von Welt, nur Weltliches anstrebend. Die Gleichgültigkeit ihres Gemahls war die des Aberwitzes, die ihre, der völligen Leerheit. Adelaide war, und blieb ihr einziges Kind, und wuchs auf unter solchen Einflüssen. Schön wie ein Engel, höchst geistreich, aufgeweckt und gebildet, war ihr, vielleicht zu ihrem Unglücke, zu Theil geworden was beiden Eltern fehlte, Tiefe des Gemüthes, Gediegenheit des Verstandes. Auch sie blieb einige Zeit indifferent gegen das Heilige, aber nur aus Unbekanntschaft. Ihr Inneres entwickelte sich, und sie fand in ihrer Seele ein Bedürfniß, das Befriedigung suchte. Der Caplan der Gesandtschaft unterrichtete sie. Er war einer jener glatten zierlichen Abbe's, ohne Begriff von der Weihe seines Berufes, wie damals so Viele die große Gesellschaft durchschimmerten. Er hatte keine Religion zu lehren als die vornehme, welche mit anständiger Beobachtung alles äußerlich Schicklichen ihre Bekenner gehen läßt. Es ist gut, daß heut zu Tage solche Leute eigentlich nirgends mehr zu finden sind. Die einseitige Uebertreibung des Gegentheils kann ein Uebel werden, bei der übrigen allgemein verbreiteten Bildung aber bei weitem kein so großes. Die ächte Begeisterung liegt wenigstens nahe, und es ist eine schöne Sache um die Begeisterung. Sie gleicht mindestens einem Feuerwerke, das emporsteigt. Mögen viele Schwärmer und Raketen im Aufstreben des schönen Schauspiels zur Seite, abwärts, schwirren und verpuffen; einige

klare Leuchtkugeln streben immer zum Himmel empor, und verlieren sich unter den Gestirnen.

Adelaide war in ihrem siebzehnten Jahre die Bewunderung, das Entzücken der fremden Residenz, der Gegenstand allgemeiner Huldigung. Sie nahm diese bescheiden auf, ohne Ansprüche, ohne Eitelkeit, denn wie sie herangewachsen war, erschloß sich in ihr eine gewisse Sinnigkeit, die ihr das Rauschen der Gesellschaft, die täglich das Hotel ihres Vaters durchschwärmte, nichtig erscheinen ließ. Poesie, Künste überhaupt, denen sie sich mit Innigkeit zuwendete, eröffneten ihr eine Welt des Ideals, die ihrer reichen Phantasie wenigstens einstweilen, Befriedigung darbot.

Von den vielen jungen Männern, die sich um sie bemühten, gelang es vor Allen dem Major von M . . . ihre Theilnahme für sich zu gewinnen. Natürlich; — er liebte mit der ganzen Leidenschaft seiner kraftvollen Seele die aufgeblühte Jungfrau, und war vielleicht die bedeutendste Erscheinung am Hofe. Einer der schönsten Männer, ausgezeichnet durch Bildung, reich an Kenntnissen, hinreißend im Gespräch über höhere Gegenstände, von Tiefe des Gemüthes, konnte es nicht fehlen, daß Adelaide, die bei ihm Alles fand, was sie sonst überall schmerzlich vermißte, ihm ein schönes kindliches Vertrauen rücksichtslos widmete. Von diesem bis zur Gegenliebe ist nur ein Schritt. Dieser Schritt unterblieb nicht.

Den Eltern war er kein Geheimniß. Sie hatten nichts dawider. Der Major von M . . . war erster Adjutant des Königs, und sein Günstling, wenn man so sagen will, wiewohl diese Gunst keinen andern Grund hatte, als die verständige gerechte Anerkennung eines seltenen Verdienstes.

Es war dem Freiherrn sehr erwünscht einen Mann an sich zu fesseln, der bei seinem Fürsten so viel bedeutete, und sichtlich zu den größten und wichtigsten Staatsämtern emporstieg. In seiner weltlichen Erwägung fand sich daher kein Bedenken, den Major als Schwiegersohn in seine Familie gern aufzunehmen, wenn er darum nachsuchen sollte, was bisher noch nicht geschehen war. Daß es noch nicht geschehen, erklärte sich aus der Seelenrichtung des jungen Mannes. Ganz im Gegensatze der religiösen Nichtigkeit des Freiherrn, war er enthusiastischer Protestant. Nicht etwa als hätte er das andere christliche Glaubensbekenntniß daneben gering geachtet, oder im Allgemeinen getadelt; nicht etwa, als hätte Unduldsamkeit an ihm einen Vertheidiger gefunden; nur weil er für erste Gewissenspflicht hielt, in dieser wichtigsten, das Seelenheil unmittelbar angehenden Sache, dasjenige, wofür man sich gebe, auch ganz zu sein.

Er fürchtete aber, in dem verschiedenen Bekenntnisse bei Eheleuten liege ein Keim der Halbheit, in sofern gerade zu dem Ziele, dessen Erstrebung der höchste und heiligste menschliche Beruf sei, von jedem der Theile ein besonderer Weg eingeschlagen, einsam und selbstständig zurückgelegt werde, während in allen übrigen, aber gegen jenen Beruf unendlich geringeren Lebenszwecken, einer und der nämliche Pfad gemeinschaftlich und verbunden verfolgt werde. Halbheit erachtete er aber überall für großes Uebel, weil sie Gleichgültigkeit bedinge, um wie viel mehr also in einem Verhältnisse wie die Ehe, wo die letzte geradehin auflösend wirke.

Nachdenken, Belehrung aus dem Gespräche und den Schriften gediegener Weisen erhoben ihn aber über dieses Bedenken, und zuletzt in dem Maaße, daß er es für einsei-

tig, engherzig hielt. Er fand nämlich den erhabenen Standpunkt, auf dem sich die beiden Bekenntnisse in der reinen christlichen Idee, die beiden gleich gemeinschaftlich ist, wieder ausgleichen; von dem angesehen, Verschiedenheiten der Dogmen nur verschiedene Brechungen eines und des nämlichen göttlichen Strahles sind, der dessenungeachtet reine verwandte Seelen mit der nämlichen Glut und Innigkeit des wahren Glaubens erfüllt. Die Liebe verblendete ihn hiebei zwar keinesweges, aber sie machte seine Seele allerdings um so empfänglicher für eine Wahrheit, in der eben die schönste Verklärung aller Liebe, die von Gott ausströmende christliche, am herrlichsten aufgeht. Er wagte es vor Adelaiden die Schätze seiner beseligenden Ueberzeugung auszubreiten, und begegnete nicht blos dem Verständnisse, sondern auch der Uebereinstimmung, der Begeisterung für gleiche Einsicht. Seliger Augenblick des Zusammentreffens auf diesem höchsten Gipfel menschlicher Erkenntniß. Rührendes Umschließen zweier Christen, im wahren ursprünglichen Sinne des göttlichen Stifters, die nichts sonst mehr bekannten als Ihn.

Die förmliche Werbung um die Hand Adelaidens erfolgte, wurde, wie zu erwarten, von den Eltern sehr wohl aufgenommen, und das Verlöbniß fand statt, ohne daß es dem Freiherrn und seiner Gemahlin beikam, derjenigen Verhältnisse auch nur mit einem Worte zu erwähnen, denen die Verlobten den Sieg über wesentliche Zweifel nicht ohne einige Bemühung abgewonnen. Ja es mochte einige Absichtlichkeit diesem Schweigen zum Grunde liegen. In einem Lande, wo in diesem Gebiete des Seelenlebens die große Gesellschaft, neben viel hohlem Geschwätze über Freiheit von Vorurtheilen, eine gewisse Einseitigkeit hegte, wurde die

„philosophische Aufklärung" des Freiherrn laut gepriesen, die in der That nichts war, als eine recht gemeine Abklärung, und von allen Eitelkeiten, denen dieser Weltmann unterlag, kitzelte ihn keine so sehr, als die, für einen „starken Kopf" gehalten zu werden.

Im Hause des Freiherrn lebte der junge Graf von K...., als Attaché der Gesandtschaft. Fürstlich reich, empfohlen durch Eleganz des Betragens und der Bildung, auch guten Gemüthes und redlich, gehörte er doch nur zu Denjenigen, welche die Natur zu den zweiten Rollen bestimmte. Ihm fehlte der Schwung und die Tiefe des Geistes, die Vollkraft des Gemüthes, die Bestimmtheit des Charakters, welche überall den Vortritt in den Verhältnissen des öffentlichen wie des Privatlebens ergeben. Auch er liebte Adelaiden, und wünschte ihren Besitz zu erstreben. Sie hatte seine Neigung niemals ermuntert, und er sank bei ihr um so tiefer im Werthe, je höher ihre Neigung zu dem Major diesen in ihren Erwägungen erhob. Ihre Abneigung genügte für die Eltern jeden Gedanken an eine Verbindung mit dem Grafen vorweg abzuweisen, denn sie hatten die Liebe und Nachsicht für ihr einziges Kind bis zu derjenigen Schwachheit gedeihen lassen, die dem verhätschelten Gegenstande gegenüber, keinen Willen mehr hat. Ueberdieß, der Graf gehörte einer Familie an, mit der man von jeher in einer Art von Spannung gelebt; seine Anstellung bei dieser Gesandtschaft war dem Freiherrn unerwünscht gewesen; Grund genug zur Kälte gegen ihn, so daß man das Aeußerste erschwang, indem man seine Duldung mit unechtem Flitterprunke conventioneller verbindlicher Höflichkeit bekleidete. Dazu war man freilich dringend

genöthigt, denn der Graf wurde durch die mächtigsten Verbindungen im Vaterlande gehoben.

Nebenbuhler können sich niemals Gerechtigkeit widerfahren lassen, die Abneigungen zwischen dem Grafen und dem Major entschieden sich um so mehr, je sichtlicher das Glück der Bewerbung dem letzten sich zuwendete. Es gab Reibungen zwischen beiden. Zum Aeußersten kam es jedoch nicht. Der Graf, ohne feig zu sein, hegte doch die Scheu der schwächern Seelen, sich offen und rücksichtslos auf der letzten Spitze der geselligen Zustände preis zu geben. Der Major war zu kraftvoll und muthig, um sich nicht weise zu mäßigen, wo der Vortheil auf seiner Seite war. Der Graf glaubte die Dehors menagiren zu müssen, den Major schonen zu dürfen, wo der Sieg ihm nicht wesentlich war. So sehr der erstgenannte von beiden aber auch hier sich im Nachtheile befand, im Vaterlande, bei seinem Hofe stand er in um so wesentlicheren Vortheile, und er wußte dort manches Verhalten des Freiherrn heimlich in solchem Lichte darzustellen, daß man dem gerechten Mißfallen Raum gab, und — diesen von seinem Gesandtschaftsposten, unter irgend einem anderweiten ostensibeln Vorwande, zurückrief.

Der Freiherr hatte zu gehorchen. Ob er errathen, woher dieser Schlag kam, steht dahin. Die Vermählung des Majors mit Adelaiden sollte, aus mancherlei Gründen, erst nach einem Jahre vollzogen werden, der neue Vorfall konnte also keine Veränderung des Abkommens herbeiführen, und so mußte der Freiherr mit seiner Gemahlin und Adelaiden abreisen, und einstweilen, bis zur künftigen Ernennung seines Nachfolgers, den Grafen als Stellvertreter zurücklassen.

Dieser, so sehr ihm die von seinem Hofe selbst befohlene Auszeichnung schmeicheln mußte, hatte jedoch seinen eigentlichen Zweck, die Liebenden zu trennen, nicht erreicht. Der Major erhielt Urlaub von seinem Herrn ein Jahr auf Reisen zu gehen, und es versteht sich von selbst, daß er dem Freiherrn nach der Hauptstadt seines Vaterlandes folgte, in der Absicht dort die Zeit bis zu seiner Vermählung mit Adelaiden zu verweilen, und, nach deren Vollziehung, mit ihr in die Heimath zurückzukehren.

Er fand bei seiner Ankunft daselbst nicht den mindesten Grund diesen Schritt zu bereuen. Sein Verhältniß in dem Hause seiner künftigen Schwiegereltern war dort noch ungezwungener, seine Aufnahme in der großen Gesellschaft und bei Hofe die ehrenvollste, und es ergab sich ein, von aller Welt, wie es wenigstens schien, gebilligter Brautstand, der nichts zu wünschen übrig ließ.

Dieser sonnige Tag sollte sich plötzlich trüben, als die Zeit der Vermählung herankam. Die Ausstattung der Braut, war mit glänzendem Aufwande bereit gemacht, von allen männlichen und weiblichen Angebern des guten Tones gebilligt, bewundert, beneidet. Die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste wurden ins Werk gerichtet. Bis hieher waren die Liebenden unangefochten, geschmeichelt, begünstigt von ihrem Geschicke, durch blos weltliche Verhältnisse geführt; im entscheidenden Augenblicke, hatten sie nunmehr das ihnen bisher fremd gebliebene Gebiet der geistlichen Macht zu betreten, und hier wehte eine kühlere veränderte, die Blumen der Liebe nicht achtende Luft, thürmten sich Hindernisse, die man bei einiger Besonnenheit hätte bedenken, vorhersehen können, die aber Niemand von allen Betheiligten bedacht, vorhergese-

hen hatte. Doch, kein Mißverständniß; auch hier waltete keinesweges Abneigung gegen den zu schließenden Bund, keinesweges Uebelwollen; auch hier wünschte man der Absicht der Verlobten nach Möglichkeit förderlich zu werden, aber — diese Möglichkeit war durch Grundsätze eng bedingt, über die hinauszugehen man sich nicht für ermächtigt hielt. Ja sogar Nachsicht wollte man üben, die äußerste, aber man ahnte nicht, daß sogar diese Verderben bringen müsse.

Der Erzbischof, ein hochgebildeter, milder, trefflicher Fürst, hatte den Major kennen gelernt, und widmete ihm eine höchst ehrenvolle aufrichtige Zuneigung. Niemals hatte er sich gestattet, irgend eine Erörterung über Gegenstände anzuregen, die des jungen Mannes persönliche Gewissensfreiheit, im mindesten hätte bedrängen können. Er erbot sich sogar mit der liebenswürdigen Güte, die ihn auszeichnete, die Trauung des ihm werth gewordenen Paares selbst zu vollziehen; eine nur selten gewährte schmeichelnde Auszeichnung.

Drei Tage vor der Vermählung fanden indeß diejenigen Erörterungen auf seine Veranlassung statt, die in solchen Verhältnissen, in jenem Lande wenigstens, bestimmter Vorschrift gemäß, niemals fehlen durften. Mit der schonendsten Zartheit versicherte der Prälat dem Bräutigam, wie er weit entfernt sei ihm für seine Person irgend eine Zumuthung zu stellen, die seine Gefühle verletzen könnte. Ihm bliebe die vollkommene Freiheit jeder beliebigen Entschließung. Daß er seiner künftigen Gemahlin das fernere Wallen auf dem Pfade, den sie bisher beschritten, ohne Zwang nach einer andern Richtung, gern gestatten werde, dafür leiste sein edles Herz nicht minder Gewähr als sein richtiger Verstand. So günstig sich aber auch Alles für die Gegenwart gestalte,

seien, vor Schließung der Ehe, für das Seelenheil eines künftigen Geschlechtes, doch Bürgschaften unerläßlich, und hiezu werde er nicht anstehen mögen, durch seine Unterschrift unter die ihm vorgelegte Urkunde, feierliche, höchst wesentliche, Bedingungen einzugehen.

Der Major las, und stand wie vom Blitze getroffen. Es wird nicht nöthig sein dem Leser erst ausführliche Kunde von den gestellten Bedingungen zu geben, er weiß sie ohnehin, denn es waren nur die gewöhnlichen, das Bekenntniß der Nachkommenschaft betreffenden, ohne anderweite erschwerende oder bedrängende Klauseln.

Es mag befremden, daß der Major davon so überrascht war. Wäre er irgend besonnen gewesen, er hätte nichts Anderes erwarten dürfen. Aber ist die erste Liebe besonnen?

Er war aber doch zu sehr Weltmann, sich gleich ungefügig zu stellen, er bat um einige Stunden Bedenkzeit. Nicht ohne Schmerz berieth er sich mit Adelaiden, ach! und er fand, daß sie in der nämlichen Unbedachtsamkeit hingeträumt. Nicht ohne Entrüstung stellte er den Freiherrn und seine Gemahlin zur Rede, daß sie ihn nicht hierauf aufmerksam gemacht, als es noch Zeit war, ihm die Wahl zu lassen zwischen seinen Ueberzeugungen, und seiner Neigung. Sie fielen aus den Wolken, nicht etwa über die Zumuthung, nur darüber, daß sie ihn überrasche, befremde. Ueber Dinge, die sich ohne Weiteres von selbst verstehen, habe man besonders zu verhandeln nicht für erforderlich gehalten, zudem seien das Dinge, über die man in guter Gesellschaft nicht spreche, weil sie der Kapelle angehörten, nicht dem Salon.

Schwächere Charaktere würden sich in dieser Lage vielleicht gefügt haben. Der Major war aber stark enthusiastisch

für seinen Glauben, für die Freiheit des Geistes und Gewissens. Nach einem entsetzlichen Kampfe seines Herzens mit seinem Verstande, erklärte er: an dem, was ihm das Bedeutendste sei, wie es solches für seine Vorfahren gewesen, nicht zum Verräther werden zu können, indem er, und dazu für ein noch künftiges Geschlecht, eine Erklärung abgebe, die, wider seine innerste Ueberzeugung, den Tadel, die Verwerfung der wichtigsten Wahrheiten ausspreche. Angefochten müsse auch er sein Recht behaupten; und er bestehe gerade auf das Gegentheil von demjenigen, was man ihm ansinne, und zwar unabänderlich, es erwachse daraus was möge.

Entsetzlicher Riß in dem ganzen bisher so heiteren Zustande. Bitten, Vorstellungen, Ermahnungen waren vergeblich. Adelaide allein, niedergeworfen von einem trostlosen Schmerze, verweigerte hartnäckig jeden Angriff auf den Entschluß ihres Geliebten. Nicht anders, meinte sie, könne sie ihm die ganze Innigkeit ihrer unwandelbaren Liebe bezeigen, als indem sie die Freiheit seiner Entschließungen verehre. Sie wolle übrigens zeitlich und ewiglich jedes Geschick mit ihm theilen, wenn man ihr dieses vergönnen möchte.

Die Qual des jungen Mannes bei solchem rührenden Verhalten steigerte sich fast bis zur Wuth und Verzweiflung. Er kannte keine Rücksichten mehr. Unversöhnliches Zerwürfniß mit dem Freiherrn und seiner Familie war die Folge, und die Vermählung, zu der die Säle bereits geschmückt, die Gäste eingeladen waren, wurde an ihrem Vorabende mit einem Eklat aufgehoben, der das Gespräch des Hofes und der Stadt wurde.

Man wird so billig sein, Diejenigen nicht hiebei besonders verantwortlich zu machen, von denen der Schlag, der ein so schönes Glück in Trümmer warf, zunächst ausging. Sie thaten was ihres Amtes, wozu sie nach den bestehenden Ordnungen sich verpflichtet meinten. Den Wenigen wird man dafür beistimmen, welche allein mit richtigem Sinne die Zustände durchschauten, die Liebenden aufrichtig bedauerten, und die Eltern desto gerechter tadelten, die, statt zu rechter Zeit auf das, was kommen mußte, aufmerksam zu machen, zu warnen, so der Befestigung einer Neigung vorzubeugen, die mit dem Charakter und Ueberzeugungen des Hauptbetheiligten nicht zu vereinigen war, die bedenkliche Sache in sträflichem Indifferentismus hingehen ließen, bis sie zum Aeußersten gediehen war: die dadurch bewiesen, wie das Wichtigste in ihrem Dasein ihnen nicht mehr gelte, als eine hergebrachte conventionelle Form. Leider aber dachten nur Wenige so; die meisten meinten Gesichtspunkte annehmen zu dürfen, aus denen ihnen das Betragen des Freiherrn höchst vortrefflich, heroisch, und was noch sonst vorkam. Er selbst war so nichtig und eitel, so entzückt etwas zu bedeuten, daß er sich selbst den Hof machte, und Wunder welche große Handlung gethan zu haben wähnte, da so viele Vornehme und Hochgestellte ihm ihr Bedauern, mit den ausschweifendsten Lobsprüchen gewürzt, zu erkennen gaben.

Der Major konnte Adelaiden nicht wiedersehen. Ein hitziges Fieber, das einige Zeit ihr Leben zu bedrohen schien, sie der Besinnung beraubte, hatte sie aufs Krankenbette geworfen. Seine Verzweiflung verleitete ihn an öffentlichen Orten zu den bittersten anzüglichsten, Kirche und Staat gleich beleidigenden Ausfällen. Man sah sich beinahe ge-

zwungen, um die Schmach öffentlicher Untersuchung und Bestrafung zu vermeiden, ihn anzuweisen, augenblicklich die Hauptstadt, und in angemessener Frist das Land zu verlassen.

Er mußte gehorchen. Seine Erbitterung lechzte nach Rache. An wem sie nehmen? Den Freiherrn verachtete er zu tief, und — er war der Vater Adelaidens. Da sonst Niemand erreichbar war, fiel er darauf, den Grafen von K .... für den Hauptverschuldeten zu halten, um ihn dafür büßen zu lassen. Er gerieth damit offenbar in die Verblendung der Leidenschaft. Der Graf war ja entfernt; aber was bedeute dieses? meinte der Unglückliche. Sei er doch sein offenkundiger Nebenbuhler; habe er doch auch aus der Ferne ränkevoll dahin wirken können, den Freiherrn aus seinem Gesandtschaftsposten zu drängen, in der Meinung dadurch das Verhältniß des damals Begünstigten mit Adelaiden aufzuheben. Zudem, der Erzbischof war der Oheim des Grafen. Es kam dem Zerrissenen ganz natürlich vor, der Neffe habe den Verwandten heimlich vermocht in seinem Interesse allein diese Hindernisse herbei zu führen, bei denen die Abneigung des Bräutigams leicht vorauszusehen war, damit er aus dem Felde geschlagen, und dadurch Raum für die erfolgreichen Bewerbungen des bisher Verschmähten gewonnen werde.

Der Major flog nach der Hauptstadt seines Vaterlandes zurück, wo der Graf noch immer als Geschäftsträger fungirte, drang wie ein Rasender in das Hotel der Ambassade, in das Zimmer des Grafen, und verlangte von ihm Erklärungen. Dieser gerieth in Verlegenheit, die der erbitterte

Gegner für Eingeständniß der Schuld auslegte. Der Major forderte ihn auf Pistolen.

Der Graf fand sich nicht bewogen, sich zu schlagen, wo er, wie er wenigstens versicherte, nicht beleidigt. Er beschwerte sich bei Hofe, klagte über Verletzung der Ruhe und Sicherheit der Gesandtschaft, und — er mußte gehört werden.

Der Major wurde zum Gouverneur der Hauptstadt beschieden, wo er den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und den Oberkammerherrn vorfand. Im Namen des Königs erhielt er einen scharfen Verweis. Man ließ ihm die Wahl zwischen einem schmachvollen Arrest, oder dem Ehrenworte, den Grafen unangefochten und ungestört zu lassen, dem nicht zugemuthet werden könne, wegen der Hirngespinnste eines Halbtollen sich den Hals brechen zu lassen.

Der Aufgebrachte mußte sich zu dem Ehrenworte entschließen. Er versprach den Grafen außer allem Anspruche zu lassen — so lange er in diesem Lande verweile.

Diese letzte Klausel, die dem Major sehr wesentlich war, wurde nicht beachtet, ob absichtlich, steht dahin. Der Graf war einstweilen gesichert, und um jeden Anstoß zu vermeiden, wurde dem Major ein Auftrag ertheilt von sehr ehrenvoller Art, der ihn einstweilen vom Schauplatze entfernte.

Der Graf verweilte noch ein Jahr, und der Handel gerieth in Vergessenheit. Ihm hatte er aber Adelaidens Bild mit aller Frische in der Seele wieder erneuert, und er nahm wahr, seine Neigung für sie habe ihn nicht verlassen. Der Wunsch sie zu besitzen, wurde in ihm wieder um so mächtiger, als er das Hinderniß, das ihn bisher ferngehalten, für immer beseitigt sah, und er wagte zu hoffen. Er gab seine

Stelle auf, und kehrte in die Heimath zur möglichsten Erreichung seiner Zwecke zurück.

Er fand dort das günstigste Terrain. Der Freiherr wünschte nichts sehnlicher, als seine Tochter, so bald als möglich, und mit möglichstem Glanze, vermählt zu sehen. Der mit so viel Aufsehen verbunden gewesene Bruch des früheren Verhältnisses mußte, seiner Meinung nach, durch die baldige Schließung eines neuen noch vortheilhafteren vergütet werden, wenn nicht der Ruf seiner Tochter gefährdet erscheinen solle. Der Graf war nicht nur sehr reich, sondern hatte mächtige Verbindungen. Sein Einfluß konnte nur dazu beitragen den Freiherrn zu heben, der in der That in letzter Zeit bei den Mächtigen nicht zum besten empfohlen schien, zu seinem höchsten Mißbehagen. Man kann daher sich leicht vorstellen, wie wohl die Bewerbungen des in hohem Credit stehenden Grafen von den Eltern aufgenommen wurden? — Und Adelaide? — Sie war genesen, erschien in der Gesellschaft, weil sie mußte, theilnahmlos, blaß, aber — schön. Sie betrug sich mit dem Anstande und der Haltung des guten Tones, sie fiel nicht auf, aber, — sie war im Innersten zerknickt, vernichtet, völlig gleichgültig bezüglich ihres künftigen Geschickes. In solcher Stimmung, der jede Selbstständigkeit fehlte, wurde es den sie bestürmenden Bitten des Grafen, und ihrer Eltern, dem guten Rathe vornehmer Vettern und Basen, nicht schwer, sie endlich zu bestimmen, sich, um nur des lästigen störenden Andranges los zu sein, die Vermählung mit dem Grafen *gefallen zu lassen*.

Dieser hielt sich für den glücklichsten der Sterblichen, denn er liebte wahr und innig. Selbst die Kälte und Zu-

rückhaltung seiner Braut schreckte ihn nicht. Er dachte, wie ein Anderer in ähnlicher Lage von einer nicht eben sich zuneigenden Braut gesagt: „ich werde sie zwingen mich zu lieben.“ Auch er verstand darunter nur die Hoffnung, unausgesetzte, aufopfernde, achtungsvolle Zärtlichkeit werde endlich vermögen von dem widerstrebendsten Sinne die Anerkennung so redlichen Willens zu erschmeicheln. Wer aber so denkt, irrt sich durchaus. So wird zuletzt nur stille anständige Duldung, ja Achtung erobert. Die Liebe ist aktiv.

Adelaide hatte nichts dagegen einzuwenden, ihre Vermählung noch in dem nämlichen Sommer geschlossen zu sehen. Sie nahm diese auf, wie jede fernere Vorkommenheit in ihrem Leben, gleichgültig. Ihre Gesundheit war aber nur mangelhaft wieder hergestellt, und mußte erst befestigt werden. Sie litt an Brust und Nerven, widerstrebte aber dem Aufenthalte in einem Bade- und Brunnenorte, da das Geräusch der dort eingeführten Art von Geselligkeit zu angreifend auf sie wirke, als daß Besserung ihrer Zustände dort zu hoffen sei. Sie brauchte Ruhe, und die Aerzte meinten, ihr Verweilen an einem stillen bequemen ländlichen Aufenthalte selbst der anderweit wirksamsten Heilquelle vorziehen zu dürfen.

Die Güter des Freiherrn, da sein unausgesetztes Leben in der Residenz seine eigentliche Hauseinrichtung hier vereinigte, wobei seine Landsitze vernachlässigt erschienen, boten kein passendes bequemes Asyl für die Leidende. Um so eifriger ergriff daher der Graf diesen ihm erwünschten Umstand, sein Stammschloß, das in der angenehmsten Gegend trefflich gelegen, die vollendetesten und zierlichsten Bequemlichkeiten darbot, völlig zur Verfügung des Freiherrn und seiner Fa-

milie, bis zu seiner Vermählung zu stellen, und während dieser Frist nur von Zeit zu Zeit als Gast in seinem eigenen Hause zu erscheinen.

Dort stellte der Körperzustand Adelaidens sich wieder her. Die Reize der Gegend und Anlagen bei dem Schlosse erhielten ihren Beifall, und ihre Stimmung schien, wo nicht an Heiterkeit, so doch an Gleichmäßigkeit zu gewinnen.

Der Tag der Verbindung rückte heran; er war in den schönsten Tagen des Septembers bestimmt. Das Fest sollte, wider den Wunsch des Freiherrn, aber nach dem seiner Tochter, welchem der Graf, wie in Allem, bereitwillig beitrat, in der Stille begangen werden, und die störenden Vorbereitungen wurden daher vermieden, welche sonst bei ähnlichen Veranlassungen die Hauptbetheiligten mehr belästigen als erfreuen. Der Eintritt dieses entscheidenden Augenblickes beunruhigte dennoch Adelaiden, ohne ihre Resignation zu erschüttern. Sie brauchte Sammlung, und suchte sie in der Einsamkeit, in der, wiewohl nicht ohne heimlichen Schmerz, ihr Verlobter sie gewähren ließ.

Hinter dem Park des Schlosses verbreitete sich ein Eichenhain, mit der Aussicht auf den nahen See. Hieher pflegte sie sich, besonders an Abenden zu begeben, und in der tiefen Stille dieses anmuthigen Aufenthaltes, sich in Gedanken zu vertiefen. Es war strenger Befehl des Grafen sie dort nicht zu stören, und so genoß sie dort in vollem Maaße das einzige Glück, dessen sie noch fähig war, das der Erinnerung.

Dort befand sie sich auch am Vorabende ihrer Verbindung, diesmal viel schmerzlicher bewegt als sonst.

Die Luft war klar, mild und entzückend. Die niedergehende Sonne vergoldete den Wald und den See. Nur das Rauschen des Baches war zu vernehmen, der dieses Gebiet durchströmend, sich mit einem Falle vom hohen Ufer in den See ergoß.

Sie saß unter einem Baume. Ein eigenthümliches ahnungsvolles Weh durchzuckte sie, und, was lange nicht vorgekommen, sie brach in Thränen aus, die sie nicht stillen konnte, und wollte. Sie gewährten ihr Erleichterung.

Nachdem sie einige Zeit, ihr Tuch vor den Augen, und eine Welt von Empfindungen und Bildern der Vergangenheit in sich bewegend, dagesessen, blickte sie auf.

Ein hoher Mann in grünem Jagdkleide stand vor ihr, den Blick auf sie schweigend gerichtet. In einer unnennbaren Mischung von Schreck und Freude erkannte sie, — den Major, oder Heinrich, wie wir ihn mit ihr bisweilen nennen wollen.

Er hatte seit jener erschütternden Katastrophe nicht aufgehört sich in Kenntniß von Allem zu erhalten, was die Geliebte betraf, obgleich er ihr niemals ein Zeichen seiner unveränderten Gefühle hatte zukommen lassen. Er wußte um jeden ihrer Schritte, und so war es keineswegs Zufall, der dieses bedeutungsvolle Zusammentreffen gerade an dieser Stelle veranlaßte.

Er hatte heimlich die Reise hieher gemacht, und sich an den Ort begeben, von dem er erfahren, daß er ihm Gelegenheit zu ungestörtem geheimen Gespräche mit Adelaiden gewähren würde.

Nichts von dem herzerschütternden Eindrucke solchen Wiedersehens bei ihr, und ihm. Die Augenblicke waren

gezählt, Heinrich, das wußte sie, that keinen Schritt ohne Zweck, die Erörterungen kamen mithin unverzüglich zur Sprache.

Er war im Tiefsten verändert. Eine Bitterkeit hatte sein Innerstes durchdrungen, die beängstigen konnte. Es war die eines Titanen, denn die großartige Kraft seines Wesens mochte sich auch in seinem Ingrimme nicht verleugnen. Geduld, demüthige Unterwerfung unter höhere, von menschlichen Begriffen unergründliche Fügungen, waren diesem Charakter fremd. In seiner Leidenschaft war er durchweg eine antike Natur, von christlicher Milde noch unberührt. Haß und Liebe schienen ihm nothwendige Gegensätze, Rache die Schäferstunde des Hasses. Was er nicht vergessen konnte, vermochte er nicht zu vergeben, was er nicht vergab, widmete er der Vernichtung.

Seltsam; Adelaide nach wenig Worten zu dieser Erkenntniß seines gegenwärtigen Gemüthszustandes gelangt, fühlte sich davon mit ergriffen. Es war, man vergebe den unedeln, aber bezeichnenden Ausdruck, etwas Ansteckendes in dieser gewaltigen imponirenden Energie. Sie umklammerte sie, gleichsam krampfhaft um sich daran emporzuwinden. Er hatte die Macht über ihre Seele nicht verloren.

Was wollte er hier? — Nichts Geringeres als den Grafen, den er verabscheute, den er als den einzigen Urheber seines Verderbens anklagte, im entscheidenden Augenblicke des höchsten Gewinnes verderben, und diese Begegnung mit Adelaiden bezweckte nur, sie darauf vorzubereiten. Nicht meinte er dadurch ihren Besitz zu erwerben, denn er erkannte mit heißer Qual, jedoch mit völliger Klarheit, daß die Scheidung von ihr unwiderruflich vom Geschicke beschlossen, daß keine

Möglichkeit des Bundes ferner vorhanden sei; ja, wenn es anders gewesen wäre, sein Stolz hätte solchem nun entschieden widerstrebt. Mit der Hoffnungslosigkeit schloß aber die Liebe nicht ab. Sie war glühender als jemals, und er empfand, daß sie sein ganzes irdisches Dasein ausfüllen werde. Was er aber nicht besitzen durfte, sollte auch der Feind sein eigen nicht nennen, und — zu schonen hatte er nicht mehr.

Am nächsten Morgen, kurz vor der Vermählungshandlung, wollte er unerwartet vor den Grafen hintreten, und in einem unabweisbaren Angriffe ihm keine Wahl lassen, zwischen Kampf auf Tod und Leben oder öffentlicher Beschimpfung.

Diesen Vorsatz vernahm Adelaide mit Entsetzen. Sie bemühte sich zuerst, dem Freunde deutlich zu machen, wie er höchst wahrscheinlich dem Grafen Etwas zurechne, dem er fremd geblieben. Da ihre Erörterungen nicht durchdrangen, da es sogar der Suada des Erbitterten nicht ganz mißlang, sie zur nämlichen Voraussetzung zu überreden, erwählte sie in ihrer Angst andere Mittel, ihn von einem Schritte zurückzubringen, der, wie er ausfallen mochte, nichts Geringeres zur Folge haben konnte, als sein und ihr Verderben. Sie zerschmolz in Bitten und Thränen. Diesen rührenden Waffen konnte selbst solche stürmische Kraft nicht widerstehen. Er wankte, sie wurde dringender; er wurde bewegt, er gab nach. Gab nach? — sollte das wohl möglich sein? — Ja, er gab nach, aber nur unter einer Bedingung. Hören wir ihn selbst.

„Es sei wie Du forderst. Ich kann dem Grafen so wenig vergeben, als ich ihm das Glück Deines Besitzes ge-

statten kann; aber ich will mich jedes unmittelbaren Schrittes wider ihn enthalten. Er lebe, er schließe unangefochten seinen Ehebund mit Dir, wenn Du mir gelobst, was ich als Bedingung fordere. Du magst seine Gemahlin sein, seinen Namen tragen, aber Dein Herz, Deine ganze Seele muß so unbestritten mein unveräußerliches Eigenthum bleiben, wie ich, mit Allem in meiner Seele das Deinige bleibe. Niemals darf er mehr besitzen, als die zu Tage liegende Schaale seines Verhältnisses. Wenn ihn Dein Reiz entzückt, wenn er ihm huldigt, empfange er von Dir, mit Allem, was Du ihm gewähren kannst, doch nichts als die todte ausgebrannte Kohle aus einer Flamme, die für mich lodert. Er empfinde es, und möge nicht klagen dürfen. Er verschmachte in der Tiefe seines Gemüths, — ich höre, daß er es hat, — im Anblick eines Schatzes, von dem er, ohne daß es ausgesprochen, weiß, daß er mein, ihm ewig unerreichbar sei. Er verdorre in der Glut einer unerwiederten Liebe. Mit allem Rechte auf Dich, das ihm Satzungen der Menschen verleihen, entbehre er dessen Segen. Das ist meine Rache, — sie ist fürchterlicher als Tod, aber — es muß so sein. Das ist die einzige Bedingung, unter der ich von hier scheide, wie ich kam. Willst Du mir geloben, sie einzugehen?"

Adelaide, man vergebe es ihr, denn sie glaubte nur zuzugestehen, was ohnehin statt finden werde, meinte nur wahr zu sein gegen sich selbst — Adelaide gelobte es feierlich.

Heinrich fuhr fort:

„Zu anderen Zeiten befestigte man solch Gelöbniß durch Vermischung des den durchschnittenen Adern entrieselnden

Blutes, durch Verschreibungen mit diesem Safte des Lebens. Davon nichts. Wir bedürfen es nicht. Dein Wort genügt, Du bist mir gewiß. Einen Zauber habe ich auf Dich gelegt, den Niemand auf Erden lösen kann, als ich. Gehe hin, schuldloses Opfer unchristlicher frevelhafter Eingriffe in die heiligsten Rechte der Menschheit. Ich weiß, unchristlich ist, was auch ich übe. Ich bekämpfe meine Gegner mit ihren Waffen. — Wenn es einst sein kann, sein darf, will ich wieder hier erscheinen, diesen Zauber lösen, und Du gelobst zu kommen, wenn ich Dich rufe." Sie verpflichtete sich feierlich auch zu Diesem und man trennte sich, ohne Kuß, ohne Liebeszeichen, wie man ohne solche sich hier vereinigt.

Nicht selten begegnet es, daß Menschen, die durch übermächtige Geschicke in anhaltlose Zustände geworfen sind, und darin lange schwanken, ohne auf irgend einem Stützpunkte fußen zu können, plötzlich sich aufraffen und nun eine Bestimmtheit der Richtung in ihrem Betragen, in ihrer ganzen Handlungsweise zeigen, die überrascht und in Erstaunen setzt. Gewöhnlich schreibt sich Solches daher, daß irgend ein unerwartet auf sie einwirkender Umstand, irgend ein Wort, das ihrer Umgebung achtlos entflohen, einem Zauberschlage ähnlich, diejenige Stelle ihres Gemüthes traf, in der eine noch unerweckt gebliebene, ihnen daher auch selbst noch unbekannt gewesene Energie schlummerte. Wie diese erwacht, bricht sie mit aller Jugendkraft empor, entwickelt sich, bisweilen und nach Umständen in einigen Augenblicken, und ein höchst bestimmter unbeugsamer Charakter tritt kampfgerüstet in die Schranken.

So schritt auch Adelaide, nach jenem bedeutungsvollen Zusammentreffen, als eine ganz Andere in den Kreis der Ihrigen zurück, und wenn auch diese Veränderung nicht gleich äußerlich erschien, zeigte sie sich doch bald nach ihrer Vermählung.

Sie ließ es an keinen der conventionellen Rücksichten fehlen, die ihr Gemahl von ihr zu fordern hatte. Er konnte und durfte nie einen Grund der Beschwerde wider sie geltend machen, aber, — sie offenbarte nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen alle ihre Umgebungen, eine schneidende Kälte und unbeugsame Willenskraft. Die still hinträumende Dulderin war zur Gebieterin geworden, und entwickelte eine Kraft des Geistes, eine Schärfe des Beurtheilungsvermögens, denen auf keine Weise mehr beizukommen war. Milde, die ihr erwiesen wurde, schien sie nicht beachten, für Nachsicht und Schonung nicht danken zu wollen. Was sie nicht gewährte, forderte sie auch nicht von Andern. Verschlossen wie sie nun war, konnte sie nicht gesprächig sein. Was sie sprach war von Gewicht, verfocht sie, wenn erforderlich, mit einem zersetzenden Scharfsinne, bisweilen mit durchbohrender Ironie. Sie trat in der großen Welt auf mit Glanz und Stolz. Sie konnte nie ein erfreuliches Mitglied der Gesellschaft sein, war aber überall ein sehr bedeutendes, minder Begabten, besonders Frauen, meist beängstigendes, für besser Gerüstete frappirend. Bei der völligen gewaltsamen Verwüstung ihrer Gemüthswelt, fand sie aber in sich eine trostlose Leere, da das Gemüth bei den Frauen vorzugsweise der Grund aller Seelenthätigkeit ist.

Diese Leere auszufüllen, griff sie begierig nach Allem, wovon sie Befriedigung erwartete. Künste, Wissenschaften, spitzfindige Speculationen in den meisten geistigen Richtungen, Reisen. Alle gaben ihr nur einstweilige Beschäftigung, der nur zu bald der Ueberdruß folgte, und das Haschen wieder nach etwas Neuem.

Daß dieses Verhalten ihren Gemahl sehr unglücklich machte, und um so unglücklicher, als er sie innigst liebte, und ihre ausgezeichnete geistige Bedeutung bewunderte, versteht sich von selbst. Er verschwendete große Summen, zum Glück durfte er es, um ihren stets wechselnden Geschmackslaunen zuvorzukommen, ohne damit irgend Etwas zu seinem Frommen zu erzielen. Sie beachtete dergleichen kaum, sie schien anzunehmen, daß es so sein müsse. Nun war der Graf allerdings ein verständiger, wohlwollender Mann, aber kein starker Geist, kein bestimmt ausgeprägter Charakter. Er gehörte zu denjenigen Männern, die man „liebenswürdige Cavaliere" nennt. Elegant im Betragen und in der Erscheinung, mit der äußern Mäßigung und dem Gleichgewichte vornehmer Erziehung, Extreme, auffallende Ergebnisse gern vermeidend, förmlich, die Schicklichkeit über Alles stellend, die Aeußerlichkeiten ängstlich schonend, gebildet, aber nicht durchgebildet, begabt genug, um mit Geist sich vorzustellen, nicht gründlich genug, um geistreich zu sein. Solch ein Mann mußte sich geradehin verloren geben, einer Gemahlin zur Seite, die völlig bewaffnet war, ihre Emancipation wagen zu dürfen, und sich in der That auch emancipirt hatte, denn da dieser Ausdruck zur Zeit eine bestimmte Tendenz bezeichnet, diese auch sehr wohl trifft, muß es wohl gestattet sein, sich dessen zu bedienen.

Einen Vortheil hatte die Lage des Grafen indeß doch vor der seiner Gemahlin voraus, und er war deßhalb minder unglücklich als sie; er konnte, wenn ihn der Kummer niederwarf, Trost finden und neue Kraft zum Dulden im Heiligthume der Religion, der er sich gläubig hingab. Sie dagegen klopfte zur Zeit noch vergebens an diese gesegnete Pforte.

„Die müssen werden wie die Kinder, so das Himmelreich erlangen wollen.“ Es wird aber Solchen, in denen die Nothwehr gegen den mächtigen Anfall niederwerfender Geschicke frühzeitig eine trotzige Kraft erzog, und im aufwirbelnden Staube des Kampfes ihnen die Gestirne des Glaubens verdunkelte, so leicht nicht, dahin zu gelangen, als manche Unchristlich-Fromme, Hoffährtig-Demüthige, Lieblos-Liebende, Andächtig-Verdammende meinen.

Am nächsten Morgen war schon in der Frühe die lange stattliche Allee von uralten Buchen, die mitten durch den Park von dem alten zum neuen Schlosse führte, auf's Regste belebt. Eine große Anzahl von Dienern und Trägern trug die letzten kostbarsten Gegenstände des Umzuges hinüber; Silbergeschirre, Tafelservice, Chatullen, Statuetten, Prachtvasen von Marmor und Porzellan, Tischuhren und dergleichen mehr.

Um die zehnte Stunde etwa rollte der Phaeton daher, welcher den Grafen, die Gräfin und ihren Sohn hinüberführte.

Sie stiegen aus am großen Portale, und wurden dort von der Dienerschaft, den Vorständen der zur Besitzung

des Grafen gehörenden Ortschaften, anderen Beamten, und von dem Pfarrer empfangen, bewillkommt, beglückwünscht, und unter dem Donner gelöster Böller, dem Streuen von Blumen auf ihrem Wege, in ihren neuen Wohnsitz eingeführt.

Diese ganze gutgemeinte, wenn auch herzlich gewöhnliche Feierlichkeit hatte etwas Wüstes, Zerrissenes, weil die Hauptbetheiligten nicht hinein paßten.

Der Graf, vorzeitig gealtert, gebückt, gedrückt, ließ es an nichts fehlen, um mit gewohnter Güte, und der ihm eigenen vornehmen Haltung, Anreden zu erwiedern, für Aufmerksamkeiten zu danken, Huldigungen hinzunehmen, aber der Trübsinn, der innere still erduldete Herzenskummer in seinen Zügen, durchfröstelte seine ganze Darstellung, wie dieses gewöhnlich der Fall war.

Die Gräfin, glänzend schön, majestätisch in Anstand und Bewegung, stand wie ein erhabenes Bild, kalt, abgeschlossen, sichtlich zerstreut, zuletzt ungeduldig und gelangweilt.

Der Knabe Hyacinth, das holdeste kräftigste Geschöpf von acht Jahren etwa, flüsterte zur alten Margarethe: „Das neue Haus da tauge nichts. Hier wisse man ja gar nicht wie man Ball schlagen solle, ohne gleich in ein Fenster zu werfen. Die große weite Vorhalle im alten Hause sei ein ganz anderes Gelaß, wenn auch einmal der Ball zwischen den Geweihen der Hirschköpfe am Sims sitzen bleibe."

Niemand lächelte zufrieden als der alte gute Pfarrer. Er hatte die Aufsicht über eine große Majoratsbibliothek und mancherlei dazu gehörende schöne Sammlungen von alten Gemälden, Schnitzwerken, Seltenheiten, Naturalien,

Münzen und geschnittenen Steinen, die bisher nur sehr kümmerlich und zusammengehäuft im alten Schlosse Platz gefunden hatten. Nun dieses nicht länger zur Wohnung diente, waren ihm alle Räume des sehr weitläuftigen Gebäudes angewiesen, in ihnen so viel werthvolle Gegenstände, räumlich angemessen, in schönster Ordnung, und wohl ins Auge fallend, aufzustellen. Damit war nun der sehnlichste Wunsch gewährt, der ihn einen großen Theil seines studienreichen Lebens beseelt, und er träumte von den Herrlichkeiten einer Büchersammlung und eines Museums, wie es, so meinte er, manche Hauptstadt beschämen könne.

Nach einer halben Stunde war es so einsam und still um diesen neuen Wohnsitz des Reichthums und der Größe, als sei jegliches Leben darin mit einem fesselnden Banne belegt.

Bald darauf wurde drinnen die Klingel aus dem Kabinete der Gräfin mit Heftigkeit gezogen, und das Zeichen wurde lauter und mit Ungeduld wiederholt, ehe Zeit gewonnen werden konnte, dem Rufe zu entsprechen.

Margarethe, die alte vertraute Kammerfrau, die ehemals auch Erzieherin ihrer Gebieterin gewesen war, und von Allen das Meiste über sie vermochte, trat athemlos ein.

Adelaide stand in der Mitte eines Haufens auf dem Boden umher gestreuter Gegenstände, die den Inhalt ihres Pultes ausgemacht hatten, und nur eben auf's sorgfältigste eingeräumt worden waren, mit glühenden Wangen, glänzenden Augen, schwerathmend, kurz in dem bedenklichen Zustande der Nervenaufregung, der bei ihr nicht selten war.

„Wo ist die rothe Maroquinkapsel mit dem Portrait des — des — des —?" rief sie heftig, gereizt, und als ob

das Wort, das den eigentlichen Gegenstand ihrer Sorge bezeichnen sollte, sich gleichsam in ihrer Kehle verfangen, und nicht hinaus wolle.

Zum Glück wurde sie verstanden. Margarethe antwortete befremdet: „Sie muß da sein, ich selbst habe sie hergebracht, noch hier gestern in Händen gehabt, und mithin muß ich sie auch eingeräumt haben."

„Aber sie ist nicht hier, — sie ist fort. — Sieh selbst zu."

Und damit warf sie sich in das Sopha, in der äußersten Erschöpfung.

Margarethe begann ihre Nachforschung. Jedes Papier wurde aufgehoben, jede Mappe untersucht, jedes Schubfach durchsucht. Die Kapsel war nicht da. Das getreue, kluge und wohlmeinende Wesen erinnerte sich ganz genau, sie noch auf dem Tische gesehen zu haben, während sie gestern an dieser Stelle den General sprach, und sie konnte nun nicht zweifeln, daß er sie an sich genommen, und sich mit ihr entfernt habe. Diese Einsicht warf sie in peinigende Verlegenheit, und sie setzte, scheinbar nur, die emsige Nachforschung fort, um ungestört mit sich über die Maßnehmungen zu Rathe zu gehen, die sich hier am besten geziemen möchten.

Margarethe hatte Adelaiden aus wichtigen und durchaus gerechtfertigten Gründen das plötzliche Erscheinen des Generals zu verheimlichen beschlossen. Nach ihrer festen Ueberzeugung konnte solches hier nur Unglück und Verderben zur Folge haben. Auch jetzt noch beharrte sie in ihrer Einsicht, und so nahm sie zuletzt das Wort.

„Die Kapsel ist doch nicht hier. Ich muß mich geirrt haben, als ich gemeint, sie sei gestern vorhanden gewesen.

Sie muß beim Hinübertragen der Sachen aus dem alten Schlosse verloren gegangen sein. Vermuthlich wird sie im Garten verstreut liegen."

Adelaide erschwang eine lebhafte Aeußerung nicht mehr. Sie sagte mit matter Stimme, und im Tone des Vorwurfs:

„O Margarethe, Margarethe! — ich muß sie wieder haben. Gehe zu den Dienern, lasse sie im Garten suchen. Wer sie mir wiederbringt erhält sechs — zehn — zwanzig Louisd'or, — meine ganze Börse. —"

Margarethe wollte gehen. Der kleine Hyacinth sprang eben hinein, sah die Verwirrung und fragte:

„Hat Mama etwas verloren? Etwa den schönen kleinen goldenen Engel, der im Wagen mit Schwänen fährt? Ich bitte mir zu verzeihen, ich nahm ihn, um ein wenig damit zu spielen?" und damit langte er aus einem Körbchen, das ihm am Arme hing, einen Briefbeschwerer von Bronze hervor, der zum Schreibzeuge der Gräfin gehörte.

„Nicht das, liebes Kind, — antwortete Adelaide, indem sie ihn liebkoste, — eine rothe Kapsel. —"

„Davon weiß ich nichts, — die kenne ich nicht."

Da er hörte, daß man das Vermißte im Garten zu suchen gehe, sprang er davon, in der Absicht, dabei zu helfen, und Adelaide blieb in der tiefsten Bewegung allein.

Unglücklicher Weise erschien wenig Augenblicke darauf, der Graf, um sie einzuladen einen großen Prachtsaal anzusehen, dessen Einrichtung vollendet worden, ohne daß sie deren Fortgang beobachtet.

Sie hatte nicht die Kraft zu gehen, aber auch die nicht das Anerbieten abzuschlagen. Sie nahm daher den Arm des

Gemahls, und ließ sich eigentlich fortschleppen. Der Graf war so beschäftigt mit seiner neuen Schöpfung, daß er auf den Zustand seiner Gemahlin diesmal nicht acht gab. Auf dem Wege fanden sie den alten Pfarrer, den beide hochachteten, und in den Kreis ihrer innigsten Vertraulichkeiten gezogen hatten. Dieser schloß sich an sie an.

Man sah den Saal, man sah mehre Nebengemächer. Die Einrichtung, der Schmuck, die Meubles zeigten neben dem feinsten Geschmacke, fast königlichen Luxus. Der Graf war erfreut, der Pfarrer lobte, bewunderte. Adelaide sprach kein Wort, zeigte keine Theilnahme, schien alle diese Erscheinungen nicht zu beachten. Nun war aber dieser mächtige Aufwand nur getrieben, um sie zu überraschen. Der Graf hatte Monate lang im Voraus sich auf den beifälligen Eindruck gefreut, den auf seine Gattin, die er so zärtlich liebte, deren Zufriedenheit so hohen Werth für ihn hatte, dieses Alles hervorbringen werde, ihre Gleichgültigkeit verwundete ihn daher in tiefster Seele.

Doch schwieg er für's erste, und nachdem er den Umgang durch die Staatszimmer vollendet, führte er Adelaiden wieder in ihr Zimmer zurück, wohin der Pfarrer, der im Schlosse speisen sollte, ihnen wieder folgte.

Dieser nahm Veranlassung von der großartigen Totalwirkung eines so stattlichen Ganzen mit einer Art von Begeisterung zu sprechen, und goß dadurch beißende Säure in die frisch blutenden Wunden des Grafen. Dieser erwiederte:

„Gut, und noch einigermaßen zum Troste gereichend ist es, daß ein Bezwecktes wenigstens die Billigung herzlicher, ob auch persönlich unbetheiligter Freunde erhält, wenn die Nächsten, für deren Freude wir Jahre lang rastlos

wirkten, sich nicht nur der Erkenntlichkeit, sondern sogar auch der Beachtung meinen überheben zu dürfen. Solche begehen einen Mord, wenn auch keinen blutigen physischen, so doch einen thränenwerthen moralischen. Sie tödten jedes Wohlmeinen, jede Thatkraft, jeden Lebensmuth an der Quelle."

Der Graf erlaubte sich nun zum erstenmale eine bittere Bemerkung gegen seine Gemahlin. Er hatte zu lange still ertragen, was jedem Manne unerträglich sein darf, er hatte mit zu viel Zuversicht gehofft, diese höchsten Beweise der Liebe und Aufmerksamkeit würden ihm endlich die ersehnten guten Früchte tragen; der Faden seiner Geduld, der ein Jahrzehend gehalten, riß plötzlich, nun er wahrnahm, daß auch das Aeußerste in seinen Kräften vergeblich aufgewendet worden sei.

Für Personen, die sehr reizbar und gereizt sind, liegt in der gegen sie gerichteten Empfindlichkeit Anderer, eine Art von Zündstoff. Sie haben die Sammlung nicht mehr, zu prüfen, ob sie selbst im Rechte, oder Unrechte sich befinden, sie werden nur entflammt zur gleichen, ja zur erhöhten Empfindlichkeit. Dieß ist der Quell der meisten Zerwürfnisse, oft zwischen übrigens trefflichen Menschen, und Adelaide, ganz im gleichen Falle, antwortete ihrem Gatten in nicht minder scharfem verneinenden Tone. So entspann sich ein Wortwechsel, der, wie er sich auch in allen äußerlichen Formen des guten Tones bewegte, doch höchst peinlich für den Dritten wurde, und auch demüthigend für den Grafen, da Adelaide nicht Anstand nahm, ihm die Ueberlegenheit ihres Geistes zu zeigen, und die beißende Ironie nicht verschmähte; eine Waffe, der sie mächtig war, aber nicht der

sonst milde und wohlwollende, aber mit Witz und Dialektik nicht ausgerüstete Graf.

Das Gespräch balancirte auf dieser gefährlichen Spitze, als Hyacinth unerwartet hineinsprang. Seine Wangen glühten, seine Augen strahlten, in allen seinen Zügen leuchtete die Freude. Als er den Vater wahrnahm, ward er sichtlich verlegen, und ließ Etwas in die Tasche seines Kleides gleiten.

Adelaide las sofort in seinen Mienen, daß er das Vermißte gefunden habe, aber in Zweifel stehe, ob er davon etwas im Beisein des Vaters verrathen dürfe. Sie durchdrang augenblicklich, daß nichts ungeziemender und gefährlicher für das Kind sei, als es bemerken zu lassen, es könne Heimlichkeiten geben zwischen Vater und Mutter, bei denen es selbst der Vertraute der letztern, und der Mitschuldige an einer Täuschung des ersten sei. Ihr Entschluß war daher augenblicklich gefaßt, was auch für sie daraus entstehen möge. Rasch wendete sie sich und fragte: „nicht wahr mein Sohn, — Du hast die Kapsel gefunden?"

Der Kleine wurde roth, sagte schüchtern „Ja", — und zog die Kapsel hervor.

„Kapsel? — welche?" — rief der Graf und nahm sie aus den Händen des Knaben, blickte sie an, und fuhr fort: — „Dieses Ding da kenne ich nicht. Gehört es Ihnen, Adelaide?"

Diese stand glühend, durchwühlt von der grimmigsten Qual, gespannt auf der Folter der Erwartung des künftigen Ereignisses, aber sie nahm die ganze Energie ihres Wesens zusammen, und antwortete gehalten:

„Ja es gehört mir, und allerdings fand ich nicht schicklich, Ihnen mit dem Anblick dieses Gegenstandes ohne Noth beschwerlich zu fallen."

„So thäte ich auch wohl jetzt besser mich nicht damit zu befassen?"

„Ich muß es Ihrer Beurtheilung anheimstellen. — Entferne Dich, Hyacinth."

Der Knabe ging. Der Pfarrer wollte ebenfalls gehen. Adelaide ersuchte ihn zu bleiben.

Der Graf öffnete die Kapsel, sah darin das Bild des Generals, und stand wie vom Blitze getroffen. Er wollte sprechen, doch es gelang ihm nicht gleich. Endlich sagte er mit gepreßter Stimme:

„Adelaide, und das Bild dieses Mannes durften Sie noch besitzen, und wenn Sie es besaßen, zu meiner Beschämung, wenn es einer unserer Diener gefunden hätte, verlieren?"

„Ich verlor es nicht, und warum sollte ich es nicht besitzen? — Können Sie die Vergangenheit mit allen ihren Beziehungen aufheben, Thatsachen ungeschehen machen? Die Spuren davon in meinem Dasein verwischen? Dieses Bild ist meine Vergangenheit. Zerstören Sie es, wenn Sie wollen. Ich werde bei diesem bloßen Bilde von Menschenhand geschaffen viel weniger verlieren als Sie meinen, Sie werden dabei nichts gewinnen."

„Ich würde an Ihrer Stelle anders über diesen Gegenstand denken."

„Möglich; es ist nur übel, daß meine Stelle nicht die Ihrige ist."

„Mir ist nicht bekannt, daß Ihnen eine andere Stelle im Leben angewiesen worden, als die meiner Gemahlin.“

„Mir nicht, daß ich etwas dieser Widersprechendes mir gestattet hätte.“

„So lebhaftes Interesse an einem Andern scheint dieser Stelle nicht zu entsprechen.“

„Ich wüßte nicht, daß das Sacrament der Ehe etwas anderes vorschreibe als Pflichten. Ich erwarte, daß mir angedeutet werde, worin ich sie verletzt. Das Interesse ist frei, es giebt keine Eide, es zu binden.“

„Sie läugnen dieses Interesse also nicht?“

„Nein, weil, wie schon gesagt, ich die Vergangenheit nicht verläugnen kann.“

„Adelaide. — Empfangen Sie hiermit Ihr Eigenthum zurück, — er händigte ihr das Portrait ein. — Was ich nicht ändern kann, werde ich nicht zu beachten streben, denn ohnehin, — wie kurz ist dieses Dasein. Die Verheimlichung aber verletzt mich. Sie ist auch Ihren Pflichten entgegen, und ich glaube von Ihnen vernommen zu haben, daß Sie solche zu achten meinen. Diese Kapsel finde sich künftig dort auf Ihrem Tische, neben Ihren übrigen Geräthschaften.“

„Eduard, — sagte sie mit sanfter bewegter Stimme, — Ihre Resignation nöthigt mir eine hohe Achtung ab. Sie haben in dem letzten Vorwurfe, den Sie mir machen, vollkommen recht. Ja, die Heimlichkeit war gegen meine Pflicht, ich gestehe es ein. Dieses Bild soll die Stelle offen einnehmen, die Sie ihm anweisen. Es schmerzt mich, daß es Sie schmerzen wird, so fortwährend einen Gegenstand vor Augen zu haben, der für uns beide von so ganz verschiede-

ner Bedeutung ist. Sie wünschen es wäre anders, ich wünschte es auch. Was aber vermögen Wünsche gegen das Geschick. Das Geschehene ist einmal geschehen. Verzeihen Sie mir, wo ich gefehlt habe, ich konnte nicht anders. Fortan sollen Sie über mich nicht zu klagen haben.“

Sie stellte die Kapsel auf den Tisch, und entfernte sich.

Der Pfarrer durfte dieses Gespräch mit anhören. Es betraf einen Gegenstand, der ihm von beiden Theilen längst anvertraut war, den ihm fremd werden zu lassen in ihrer Absicht nicht lag.

Tiefe Betrübniß über diese Scheidung zweier Menschen, die ihm so werth waren, hatte schon seit Jahren sein Gemüth bedrängt; an ihm hatte es nicht gelegen sie auszugleichen. Oft hatte er gemildert was als Bitterkeit aufstieg, hatte Wehmuth in ein Verhältniß gebracht, dem er Glück nicht zu vermitteln vermochte. Auch nun wendete er sich mit seinem herzlichen Troste an den Grafen. Die Aufnahme war aber nicht wie sonst. Stumm mit bitterm Lächeln hörte er die wohlgemeinten, und auch eindringlichen Worte, aber — sie beschwichtigten ihn nicht. Zuletzt dankte er kalt, und bat ihn allein zu lassen.

Man mußte ihn unglücklich nennen. So lange hatte er gehofft durch eine Liebe, Nachsicht und Schonung ohne Gleichen das Herz seiner Gemahlin noch endlich völlig zu gewinnen, denn er ahnte nicht, daß dasjenige was ihm bisher sichtlich vorenthalten worden, von einem Anderen nach wie vor besessen werde. Nun hatte er Ueberzeugung erlangt, daß die Zeit Adelaidens Gefühle für den Gegenstand ihrer ersten freien Wahl um nichts geschwächt, daß dieser noch jetzt ihr Herz vollständig ausfülle, daß er selbst die schönsten

Bestrebungen seines Gemüthes völlig erfolglos verwendet habe. Dieses Erwachen aus einem tröstlichen Traume war wahrhaft entsetzlich. Zorn, Verzweiflung würden einen minder sanften Charakter aufs Aeußerste gebracht haben. Ihn vernichtete dafür ein völliges Verzagen. Er hatte seine liebste Hoffnung unrettbar untergehen sehen. Zu diesen folternden Empfindungen gesellte sich dennoch eine glühendere, wenn man will, kräftigere, männliche Zugabe. Es war Haß gegen Denjenigen, welchen er Mörder seines Glükkes nennen mußte, und bei dem er übersah, daß dieser ihm den nämlichen Vorwurf mache. Haß? — Allerdings war dieser ein der Natur des Grafen eigentlich fremder Bestandtheil. Er schauderte daher davor; er suchte sich zu überreden, daß er den General nicht hasse, da er meinte dieses nicht zu dürfen, aber dennoch — das unheimliche Prinzip war stärker als sein Wille.

In diesem Kampfe, den er bestand, nahm er unwillkührlich die Kapsel, die vor ihm lag, wieder zur Hand, öffnete sie und betrachtete das Bild.

Seiner gespannten Aufmerksamkeit entging nun nicht, daß letztes nicht ganz in seine Vertiefung zu passen scheine, er hob das Bild heraus, und — ein kleines Papier fiel in seine Hände, das unter dem Bilde verborgen worden.

Es war von der Hand des Generals beschrieben, die er kannte. — Er las.

„Sie sollten dieses Bild nicht länger besitzen Adelaide, denn ich sah das Ihres Kindes. Beide schienen mir unvereinbar, und ich meinte, daß unser Wiedersehen nicht mehr erforderlich sei. Nun bittet Ihr Kind selbst, daß ich Ihnen mein Bild zurückgebe, sagt mir, daß Sie einen hohen Preis

auf dessen Wiederfinden gesetzt. Das ändert meine Ueberzeugung, wenn auch nicht Ihre Pflicht als Mutter. Ich nehme wahr, daß Sie noch einen Bann tragen, der nicht mehr statthaft ist bei dem Leben Ihres Kindes, den ich aber nur lösen kann. Ich erwarte Sie heut Abend sechs Uhr in dem chinesischen Pavillon Ihres Parks. Sie werden kommen, weil ich weiß, daß Sie kommen *müssen*. Nach diesem Zusammentreffen werden Sie nicht ferner müssen, was Sie nicht mehr dürfen.

Heinrich."

Das Billet war heute geschrieben. Der Feind war in der Nähe, forderte die Gemahlin des Grafen zu einer Zusammenkunft auf. Dieser wußte, daß sie der Ladung Folge leisten werde. Blaß wie der Tod, zitternd, legte er das Papier wieder unter das Bild in die Kapsel, und verließ das Gemach.

Bei der Tafel erschien der Graf nicht. Der Kammerdiener meldete der Gräfin, er sei ausgefahren.

Adelaide wurde durch diesen Schritt der Empfindlichkeit, dafür hielt sie ihn, verletzt.

Nach dem Essen ging sie in ihr Kabinet zurück. Sie fühlte sich furchtbar allein, hoffnungslos verlassen. In ihrer Noth nahm sie das Bild. Das Billet fiel ihr beim Oeffnen der Kapsel entgegen. Sie sah es — las es — und fiel ohnmächtig nieder.

Nach einer Weile kam sie zu sich. Brütete einen Augenblick, fuhr auf, klingelte, Margarethe trat ein.

„Hyacinth soll herkommen!" rief sie, gleichsam außer sich, ihr entgegen, und sank zerknickt in ihren Sessel.

Als Margarethe die Diener bestellte, die verlorne Kapsel mit dem Bilde auf dem Wege vom alten Schlosse zum neuen zu suchen, und dem glücklichen Finder die festgesetzte große Belohnung verhieß, war sie von der Erfolglosigkeit aller dieser Bemühung voraus überzeugt, denn, wie schon gesagt, sie hatte, aus nur ihr bekannten Vorfällen, darüber wohin das Vermißte gekommen, einen richtigen Schluß gezogen. Dennoch hielt sie für angemessen, dem Befehle ihrer Gebieterin zum Scheine nachzukommen, während sie in ihrer Seele alle Aufmerksamkeit darauf richtete, jedes Zusammentreffen zwischen dem General und Adelaiden zu verhindern, das sie unheilvoll erachtete, während sie nicht zweifelte, daß erster noch jetzt in der Nähe verweile, seinen offen kund gegebenen Zweck zu erreichen.

Die Diener durchforschten jede Stelle in der großen Allee. Hyacinth blieb eine Weile bei ihnen. Endlich fiel ihm ein, die Mutter könne das Bewußte auch in einem andern Theile des Parks verloren haben, und namentlich in dem sogenannten chinesischen Hause.

Dieses war ein Pavillon in einem sehr abgelegenen Theile der weitläuftigen Anlagen, und Adelaide pflegte dessen Einsamkeit oft zu suchen, um darin ganz ungestört ihren Gedanken nachhängen, lesen, oder schreiben zu können.

Ohne seine Absicht gegen irgend wen zur Sprache zu bringen, lief der Kleine ganz allein nach diesem Orte, und — fand vor dessen Thüre sitzend, einen großen stattlichen Herrn, der die Kapsel offen in der Hand hielt, und das Bild darin in tiefem Nachdenken betrachtete.

Der General nämlich hatte gestern das Schloß in Eile verlassen, um zu Fuß die kleine Stadt zu erreichen, wohin

sein Gefolge sich begeben, und das von diesem Orte nur wenig tausend Schritte entfernt lag. Was er in Adelaidens neuem Gemache erfahren, hatte seinen ganzen Sinn völlig geändert. Deshalb verfügte er sich früh am Morgen in die Gegend des neuen Schlosses zurück, nicht etwa um Adelaiden zu sprechen, die nicht wieder zu sehen er vielmehr beschlossen, sondern um eine zweite Zusammenkunft mit Margarethen zu erzielen. Dieser wollte er den Auftrag geben, ihrer Gebieterin seine stattgefundene Anwesenheit, nachdem er seine Reise bereits fortgesetzt, kund zu thun, und ihr in seinem Namen zu eröffnen, daß er sie von dem ihm einst geleisteten Gelübde entbinde, sie nun, bei Allem was ihnen beiden einst lieb und werth gewesen, verpflichte, alle Kräfte ihres Gemüthes auf treue Erfüllung der geheiligten Zwecke ihres Daseins zu richten, die Erinnerung an ihn aber aus ihrer Seele möglichst zu entfernen, ihm dagegen den Schmerz über die Vergangenheit allein zu überlassen. Er hatte das chinesische Haus zufällig aufgefunden, als er die entlegensten Partien des Parks durchstreifte, und es zu seinem heimlichen Verweilen passend erachtet.

Dieser Pavillon zeigte einen kleinen wohl eingerichteten stillen, kühlen Saal, und ein Kabinet. Da Adelaide hier viel verweilte, traf er dort einen für sie eingerichteten Schreibtisch, mit mancherlei Blättern von ihrer Hand beschrieben, die allgemeine Bemerkungen enthielten, auch einige Bücher. Die ganze Luft schien von dem Zauber ihrer Nähe gleichsam erfüllt, und es gab keine Stelle, auf welcher der Ingrimm in der Seele des starken Mannes schneller hätte in entsagende Wehmuth zerschmelzen können als eben hier. Sein Bild hatte er bei sich. Ihm schien es nun ein feindliches

Prinzip für Adelaiden, welches sie abziehe von dem, was sie ferner sein solle, und er sann eben darüber nach, wie er es zerstören könne, daß keine Spur davon mehr übrig bleibe, als die plötzliche Erscheinung Hyacinths ihn aus seinen Erwägungen weckte.

Der Knabe erblickte ihn kaum, nahm kaum die Kapsel in seiner Hand wahr, als er, denn die Blödigkeit anderer Kinder war ihm fremd, auf ihn zusprang, und ausrief: „O mein Herr, — Sie haben gefunden was Mama verloren hat. Ich bitte sehr, kommen Sie schnell zu ihr, um es ihr wieder zu geben, oder überliefern es mir zur Abgabe, damit sie aus ihrer großen Angst gerissen wird."

Hatte schon das Bildniß des Knaben gestern den General erschüttert, ihn im Tiefsten umgewandelt, wie mußte nicht erst seine holde wirkliche Erscheinung ihn bewegen. Er betrachtete ihn mit Entzücken und Rührung, zog ihn zu sich empor, liebkoste ihn auf das Zärtlichste, und — eine Thräne aus seinem Auge fiel in die dichten blonden Locken des Kleinen.

Kinder nehmen das besondere Wohlwollen, das man ihnen widmet, gleich wahr, werden gleich zur Erwiederung gestimmt, und so befremdet es nicht, daß Hyacinth der Innigkeit des herrlich würdevoll und vornehm sich darstellenden Fremden mit Merkmalen der Neigung entgegenkam, dennoch aber nicht nachließ, sich das Bild auszubitten, da Mama keine Ruhe finde, bis sie es wieder habe, und viele viele Goldstücke dem versprochen, der es ihr wiederschaffe.

So kindlich holden Bitten widerstand der General zuletzt nicht. Zugleich nahm er wahr, daß Adelaide durch das ihm einst geleistete Gelübde noch so übermächtig beherrscht sein

müsse, daß nur sein eigenes, kräftiges, entbindendes Wort ausreichen dürfte, den fesselnden Zauber von ihrer Seele zu nehmen.

Er eilte daher in den Saal des Pavillons zurück, schrieb an dem Schreibtische Adelaidens auf einem dort vorgefundenen leeren Stammbuchblatte einige Zeilen für sie, in welchen er sie um heimliche Zusammenkunft ansprach, verbarg das Geschriebene unter dem Bilde, und mit der nachdrücklichen Weisung dieses der Mutter nur einzuhändigen, wenn sie ohne Zeugen sich befinde, gab er die Kapsel an Hyacinth, der damit fortsprang.

Welchem unseligen Geschicke diese Einladung begegnet, haben wir gesehen.

Die sechste Abendstunde kam heran. Adelaide hatte die Zeit bis dahin halb betäubt auf ihrem Sopha hingebracht. Im bestimmten Augenblicke erhob sie sich. Ihre Bewegung schien nicht durch ihren freien Willen geregelt, vielmehr, ohne Kraft des Widerstandes ihrerseits, von einer höheren, sie unumschränkt beherrschenden und führenden Macht bestimmt zu werden. Nicht sowohl wandelnd, als gewaltsam durch magnetische Wirkungen fortgezogen, wankte sie dahin.

Im Treppensaale fand sie Hyacinth mit seinem Schaukelpferde sich vergnügend. — Sie blieb vor ihm einen Augenblick stehen, wie in tiefes Nachdenken versunken, dann nahm sie seine Hand, und gebot ihr zu folgen.

So durchwandelte sie den Park, ohne einem Menschen zu begegnen. Ihre Glieder zitterten, sie war bleich. Als sie den vergoldeten Thurm des chinesischen Hauses über den Akazienwipfeln ragen sah, schauderte sie. Hyacinth fragte ängstlich, ob sie etwa leide. — Sie antwortete ihm nicht,

stürzte auf die Knie nieder, und verharrte einen Augenblick in dieser Stellung. Dann erhob sie sich rasch, kräftiger, und schritt festen Schrittes, den Knaben neben sich, dem Pavillon zu. Die Thür stand offen, — sie trat ein, der General stand vor ihr. Lange befanden sie sich gegenüber, Eines das Andere mit festen Blicken ansehend. Adelaide begann in italienischer Sprache, um von Hyacinth nicht verstanden zu werden. „Ich habe Ihnen gelobt zu kommen, sobald Sie mich riefen. Es ist geschehen. Die Gewalt, mit der Sie über mich herrschen, raubt mir jede Selbstständigkeit in Ihrer Nähe. Hier bin ich, nicht weil ich will, weil ich muß. Sehen Sie dieses Kind, es ist der Sohn Ihres Feindes, aber auch mein Sohn. Achten Sie seine Mutter, indem Sie in seiner Gegenwart zu mir reden."

Der General erwiederte in gleicher Mundart, es war die, in der sie in glücklichen Tagen sich einander mitzutheilen pflegten.

„Adelaide, der Himmel segne Sie, und Ihr Kind. Unser Zusammentreffen ist das von zwei Liebenden nicht mehr, der Fremdling naht sich der Gebieterin dieses Bodens, um eine lange düstre Rechnung mit dem Bekenntnisse des Empfanges zu bescheinigen. Der Inhalt derselben sind Tage ohne Frieden und Heil, die Summen sind Thränen. Sie muß geschlossen werden diese Rechnung. Solche Absicht hat freilich mich gestern nicht hergeführt. Sie kennen das Gelübde, das Sie mir geleistet. Sie sollten die Gemahlin des Grafen heißen, aber Ihre Seele sollte mein sein. Ich wagte vermessen eine geistige Herrschaft über Diejenige mir zu sichern, die Gesetz und Kirche zum leiblichen Eigenthume eines Andern bestimmten. Gestern traf ich hier ein, nicht etwa

Sie von Ihrem Gelübde zu entbinden. Im Gegentheile, ich wollte von Ihrer unwandelbaren Treue die feste Ueberzeugung in die fernen Länder hinüber nehmen, die ich aufsuchen muß, aus denen vielleicht ich niemals wiederkehre. Ich wollte dies Gelübde befestigen. Mich durchflammte der alte Haß, die erste Glut der Rache. So betrat ich Ihr Gemach. Da sah ich das Bild Ihres Kindes, und mit diesem einzigen Blicke versank das nächtliche Schattenbild meiner Gefühle, meiner Vorsätze. Wie durfte ich meinen, Sie noch an ein Gelübde zu fesseln, das die ewig waltende Vorsehung mit der Schöpfung dieses holden und unschuldigen Wesens selbst gelöset. Die Mutter dieses Knaben gehört seinem Vater mit Leib und Seele. Weh dem tempelentweihenden Frevler, der nun noch wagen möchte, selbst mit einem Gedanken, das Heiligthum ehelichen Gesetzes zu entweihen. Ich sah das Bild Ihres Kindes, und nahm Ihnen das meine. Niemals sollten Sie mich wiedersehen. Besser wäre es gewesen für Sie und mich, hätte es so sein können; aber ach! — es sollte nicht. Umstände ereigneten sich, die mir die ernste Gewißheit an den Tag legten, daß Niemand sonst Ihnen die Ruhe, die Sicherheit bei Uebung Ihrer Pflicht wiedergeben kann, als ich selbst. Darum bat ich um dieses Gehör. Meinen Dank, daß Sie meine Bitte gewährten."

Sie erwiederte.

„Keinen Dank, wo ich ungern gewährte. Wohl wäre es besser gewesen, hätten wir uns niemals wiedersehen dürfen. Aber, — auch ich empfinde, es mußte geschehen. Wir haben uns geliebt, und durften es. Schicksale trennten uns —"

„Schicksale? — fiel er ihr ins Wort. Schicksale? — nein. Schicksale sind die Fügungen des Ewigen, den Ordnungen der Natur, den Geboten heiliger Sittengesetze entsprechend. Wie liebten wir uns? Mit derjenigen Liebe, welche das Christenthum von den Engeln nahm, um es mit sich auf die blutige Erde zu führen, als es sie friedestiftend betrat, denn früher kannte sie solche nicht. Als Christen liebten wir uns. Darin unterschieden sich vor Gott die Bekenntnisse nicht. Also war es nicht er, Menschen waren es, sündhafte Geschöpfe wie wir, der ewigen Vergebung so bedürftig als wir, die sich mit unduldsamen Ordnungen ihrer Willkühr zwischen uns warfen, unser Gewissen bedrängten, unser Bündniß, das Gott durch die Uebereinstimmung unserer edelsten Gefühle geschlossen, lieblos, schonungslos zertrümmerten. Was wir gefehlt, komme über Jene, nicht über den Schöpfer jedes Guten und Schönen."

„Halten Sie ein. Sie berühren, was ich nicht hören darf, nicht hören will. Die Zeit, welche in der großen Sache richtet, für die auch wir litten, wird erst kommen. Greifen wir nicht vor, wir, die Betheiligten, die Leidenden. Wenn unsere Thränen dazu mit beitragen, die dunkelste Wolke zu entladen, die über den Geschlechtern schwebt, werden sie nicht vergeblich geflossen sein. Gott hat auch sie gezählt. Seien wir wahr. Wir thaten was wir nicht sollten. Es säuselt kein Blüthenblatt vom Baume, ohne daß der Ewige es gelöset, und ihm die Stelle gezeigt, auf die es fallen, auf der es verwelken soll. Es giebt kein Leiden, es käme denn von Oben. Auch die Prüfungen sind Gaben des Heiles. Wir sind schwach gewesen, da wir groß zu thun meinten mit unserer Stärke. Sie forderten von mir Verletzung

meiner Pflicht, das hätten Sie nicht sollen. Ich gelobte sie Ihnen, und ich übte Unrecht. Die Folgen unserer That haben wir getragen. Der Haß ist nicht die belebende verbindende Kraft des Daseins. Er zerreißt, er zerstört, er verschiebt das Gleichgewicht menschlicher Wirksamkeit. — Sehen Sie sich an. — Sie sind der nicht mehr, der Sie damals waren. Dieses krankglühende Auge, diese vorzeitige Furchen auf Ihrer Stirne habe ich sonst nicht gekannt. Sehen Sie mich, die unstäten Züge des Grames sprechen mein Urtheil. Triumphiren wir nicht über unser Werk. Unzähligemale habe ich gerungen meine Seele von dem Bande zu lösen, mit dem Sie es gefesselt. Umsonst, was die Verzweiflung erschuf, hat die Reue nur verwirrt und verstärkt. Ich habe geschworen, daß meine Seele Niemand sonst angehören solle als Ihnen, ich konnte nicht loskommen von diesem Schwure, und in meinem Innersten zerrissen, die Qual derjenigen, die mir wohlwollten, blutete ich an schmerzlichen Wunden. Sie allein können mich entbinden. Sie sagen, daß Sie deshalb erscheinen; ich komme Sie anzuflehen, daß Sie vollbringen, was Sie allein vermögen. An diesem Augenblicke hängt Ihr Heil und das meine, zeitliches und ewiges. Ich fordere, daß Sie mich in Frieden scheiden lassen."

„Wehe mir, Adelaide, was habe ich gethan. In Frieden soll ich Sie scheiden lassen, mithin bin ich es, in dessen Gewalt Ihr Frieden ist, und da Sie ihn seither vermißten, selbst als Mutter Ihres Kindes, war auch ich es der Ihnen solchen entzog. Niemals sollte dem Sterblichen die Macht verliehen sein, dem Andern das entrücken zu dürfen, was Gott selbst Jedem so nahe legte, so nahe, daß das Kind es

am reinsten besitzt, das geistig noch nichts vermag. Oder, wenn solche Macht zu erringen ist, sollte sie nicht gemißbraucht werden, von wem es sei. So beging ich, in Leidenschaften hingerissen, einen furchtbaren Frevel. Glückliche Zeiten, da ein Pilgerstab und eine mühevolle Wallfahrt mit blutenden Sohlen ausreichten, die geängsteten Seelen von solchem Bewußtsein zu befreien. Wird der ewige Richter mir die Verantwortlichkeit erlassen? Wird er auf meine zitternde Rechtfertigung hören, daß ich nur frevelte, weil Andere, sterblich und sündig wie ich, auch wider seine ewigen Ordnungen, mich mit den Streichen unmenschlicher Feindseligkeit trafen? Daß ich nur irrte, während sie nach schonungslosen Grundsätzen verfolgten, auf einem Gebiete verfolgten, das mein heiligstes Recht bewahrt? Es wird mir die Antwort werden, daß ich die hätte segnen sollen, welche mir fluchten. Wehe endlich, daß der Kraft des Mannes gestattet ist, über das zartere Geschlecht solches Uebergewicht zu erringen, daß selbst bei entsetzlichstem Mißbrauche es dem Gewande gleicht, mit dem Blute jenes Centauren getränkt, das den verbrannte, der es angelegt, ohne daß er, aller Schmerzen ungeachtet, es abzuthun vermochte. O wäre es mir vergönnt, zu Ihren Füßen zu sinken, Vergebung zu erflehen für die an Ihrem besten Theile begangene Missethat."

Adelaide sah ihn groß und streng an, dann sprach sie:

„Die Klage kommt zu spät, bessern Sie was Sie bessern können."

„Was könnte ich noch bessern? Kann ich wieder hervorrufen, was ich zerstörte?"

„Sie lassen eine Wüste hinter sich, aber der Himmel

ist über ihr, mit seiner allbelebenden Sonne, die Sie durch eine nächtliche Wolke verdeckten. Führen Sie diese Wolke vorüber, der himmlische Strahl wird den erstorbenen Boden wieder beleben. Keine Lenze wird er mehr treiben mit ihrer Fülle von Düften, Blüthen, aber mit Rasen wird er sich überziehen, an dessen bleichen Halmen die Thränen der Wehmuth zittern als erfrischender Thau. Heinrich, es war eine dürftige Auskunft, als Sie mich an die Gefühle der Mutter verwiesen. Wie könnte Solche die süßesten Tröstungen der Mütterlichkeit empfinden, die niemals freudig und hingebend sich als Gattinn des Vaters Ihres Kindes empfand?"

Der Unglückliche barg sein Antlitz in seinen Händen. Es war die unwillkührliche Bewegung des Mannes, der eine Thräne verbergen will, aber — er täuschte sich, — so gut wurde es ihm nicht; er hatte keine Thränen. Endlich erhob er sich feierlich:

„Adelaide, — rief er, — einen Mann, den Sie nicht achten dürfen, sollen Sie auch nicht lieben. Ich vernichte die Liebe zu mir in Ihrer Seele, indem ich mich selbst verwerfe. Vergessen Sie mich, wenn Sie können, oder wenn Sie es nicht können, so durchdenken Sie meine That, um den Thäter zu verabscheuen. Seien Sie ferner, was Sie jederzeit hätten sein sollen, die treue, wohlwollende, freundlich sich hingebende Gattinn Ihres Gemahls, die zärtliche freudige Mutter Ihres Kindes. Das Gelübde, das Sie mir geleistet, nehme ich zurück, um, in Fluch verwandelt, es auf mein schuldiges Haupt zu legen. Warum ist es kein Kainszeichen für meine Stirne, um zu schrecken und zu warnen. Leben Sie wohl, auf Nimmerwiedersehen, und

möchte mein Frevel der letzte sein, der auf diese Weise den Frieden der Seelen vergiftet.“ — —

— „„Möchte er es sein!““ so erscholl eine starke Stimme hinter ihnen. — Der Graf stand in ihrer Mitte.

Er war in das Nebenzimmer gelangt, das seinen besondern Eingang hatte, um unbemerkbar Zeuge ihres Gespräches zu sein. Er glaubte sich dazu zur Wahrung seiner Ehre berechtigt.

Sie standen lange stumm, regungslos. Hyacinth hatte sich bereits früher entfernt. Der Graf war leichenblaß, aber seine Züge waren ruhig, seine Haltung im Gleichgewichte.

„Adelaide, — hub er endlich an, — erwarten Sie von mir keine Vorwürfe, keine Ausbrüche der Leidenschaft. Noch in diesem Augenblicke sage ich Ihnen, daß ich Sie unaussprechlich liebe. Mag man dieses Schwäche nennen. Schwach zu sein im Wohlwollen ist schönes Vorrecht eines reinen Herzens; in der Tiefe des Unglückes, darf ich es nicht aufgeben. Mein Herz haben Sie niemals verstanden. Sie waren die Seele dieses Herzens vom ersten Augenblicke, da ich Sie sah. Ich ehrte Ihre Neigung, als ich mich überzeugte, daß sie fest für einen Anderen entschieden war. Diejenigen, welche meinten, daß ich dann noch gestrebt, Sie dem Gegenstande Ihrer Wahl zu entreißen, sind in einem Irrthume, den ihnen Gott vergeben möge. Als Umstände außer meinem Bereiche, — bei welchen nur Jene anzuklagen sind, die deren Zutreffen voraussehen mußten, und die Hauptbetheiligen sogar ohne vorbeugende Warnung ließen, zu der sie doch verpflichtet waren — als solche Umstände herbeiführten, wozu es meines, oder irgend eines Menschen

Zuthun keinesweges bedurfte, — da wagte ich zu hoffen, meine Liebe, meine hohe Achtung, meine zärtliche Sorgfalt werde die Wunde in ihrem Herzen heilen können. Ich unterzog mich einer Bestrebung, deren Mühen, deren Schmerzen mir nicht entgingen, aber ich hielt Sie so hoch, daß es mich entzückte, für Sie, vielleicht durch Sie, auch zu leiden. Ich wagte zu hoffen, daß treue Liebe zuletzt auch Ihre Neigung mir gewinnen werde. Ich irrte mich aber. Sie haben mich nie geliebt, Sie haben mich sogar verachtet, als Sie einem Anderen Ihre ganze Seele zum Eigenthum verschrieben, im nämlichen Augenblicke, da Sie an geweihter Stätte sich mir zu widmen gelobten. Sie trieben also ein Spiel mit dem heiligsten aller Schwüre. Sie thaten noch mehr, Sie haben Jahre lang dieses Spiel fortgesetzt, den mir geleisteten Schwur verhöhnt, um desto treuer das Gelübde zu halten, welches Ihnen verboten war, Sie selbst sich hätten verbieten müssen. Es ist einmal geschehen, die Klage ist zu spät, es steht nicht mehr zu ändern. Sie kennen die Unauflöslichkeit unserer Ehe, gegen die meine beste Meinung Ihnen willfährig zu sein nichts vermag. Diese Ehe besteht ferner, weil sie bestehen muß. — Adelaide, geben Sie mir Ihre Hand, um den Händedruck eines Freundes zu empfangen. Es ist dieser Alles was ich Ihnen von nun an zu geben noch vermag. Seien Sie indeß getrost. Auch Sie sollen über mich sich niemals zu beschweren haben."

Sie nahm seine Hand und legte sie an ihr Herz. „Eduard, — sprach sie mit bebender Stimme, — ich danke Ihnen. Daß ich Ihr Herz erst ganz erkennen muß, nachdem ich es zertreten! Verkennen Sie auch mich nicht. Ich trage eine große Schuld, aber eine nicht mindere Reue.

Jammer, Thränen, Verzweiflung, sind nicht die einzigen Merkmale einer solchen, nicht die einzigen Pfänder einer inbrünstigen Buße. Es giebt auch eine innere Qual, welche schweigt, eine Buße, die handelt. Sie bieten mir Ihre Freundschaft. Die eines Gemüthes wie das Ihrige, ist ein so unschätzbares Gut, daß es die Liebe überwiegt. Ich könnte stolz darauf sein, hätte ich auf der Erde nichts sonst mit Recht besessen als diese. Aber ich verdiene Ihre Freundschaft nicht. Und doch, so tief bin ich nicht gefallen, daß ich nicht noch den Muth besäße, um solch ein Kleinod zu werben. Eduard, ich habe keine Forderungen an Sie zu machen, aber, Ihre Freundschaft werde ich zu verdienen streben. Darin will ich treu sein, fest, unnachlassend. Sie sind zu edel, um nicht großmüthig zu sein. Durch Ihre Freundschaft hoffe ich einzugehen zu ewiger Vergebung und Gnade, und der Sünder, welcher heimkehrt, Sie wissen es ja, ist nicht minder am fernen Ziele begnadigt, denn Viele, Viele, so nie gefallen."

Sie drückte seine Hand, welche sie noch immer gehalten, an ihre Lippen und entfernte sich, ohne einen Blick, ohne einen Gruß des Lebewohls für den Theilnehmer ihrer Schuld.

Der General und der Graf standen einige Zeit schweigend, beide zu Boden sehend. Endlich nahm der erste von beiden das Wort.

„Herr Graf, ich glaubte mich von Ihnen schwer beleidigt, durch frevle Hinterlist beleidigt. Nun meine ich, daß dem so nicht sein kann. Mir ist sogar als müßte ich in meiner Voraussetzung eine Thorheit erkennen, die nur die tiefste Aufregung aller Leidenschaften erklärt. Wir wissen

nun Beide so ziemlich, was es eigentlich ist, das anzuklagen bleibt. Lassen wir es. Das Zeitalter mag das ausmachen; wird es ohne unser Zuthun. Dagegen wäre es noch eine größere Thorheit, entschuldigen zu wollen, was nicht zu entschuldigen ist; um Vergebung dafür bei Ihnen zu werben, was ein Mann niemals einem andern zu vergeben hat. Nun sind Sie der Beleidigte. Ich bin weit entfernt, Ihre Empfindlichkeit und deren mögliche Folgen hervorrufen zu wollen, aber ich darf mich dem Allen auch nicht versagen, wenn Sie Befriedigung darin finden sollten. Ich bleibe, um es Ihren Entschlüssen anheimzustellen, ob und wie Sie dieselbe etwa gegen mich zu erzielen für nöthig erachten möchten. Man hat mich jederzeit einen Mann von Ehre genannt. Ich wäre es nicht mit Recht, wenn ich nicht Anderen gestattete, es auch ihrer Seits zu sein."

„Sie kommen meinen Wünschen zuvor, Herr General, — erwiederte Jener. — In der That, die natürliche Wendung der Sache dürfte nicht zu umgehen sein. Es gefiel Ihnen vorhin, gegen meine Gemahlin zu äußern: „„man solle die segnen, die uns fluchen."" Es ist dieß ein zu schönes Wort, als daß ich mich nicht aufrichtig dazu bekennen sollte, auch gegen Sie. Ich hege keinen Groll. Ihre eigenen an sich selbst gemachten Erfahrungen dürften Sie aber belehrt haben, daß die Zustände unter dem Monde noch sehr weit entfernt von der allgemeinen Geltung jener Demuth und Milde sind, die Derjenige lehrte, dem jene erhabenen Worte angehörten. Wären sie bereits dahin gelangt, würde es keine Verletzung der Ehre mehr geben können, weil man der Ehre überhaupt nicht bedürfte. Wie die Sachen aber einmal stehen, mag der Einzelne, der die Kraft

nicht hat die Welt zu ändern, zusehen wie er auch seinerseits mit und in ihnen steht. Oder wäre dem nicht also?"

„Keineswegs, Sie urtheilen vollkommen richtig."

„Nun also. Sie traten zwischen den Verlobten und die Braut, während nur noch ein Schritt für Beide war zum Altare, und nahmen der letzten einen Schwur ab, Demjenigen untreu zu sein, dem Treue vor Gott zu geloben sie im Begriffe war; mißbrauchten die Gewalt, die Sie über ein noch schwankendes und krankes Gemüth errungen, um es zu einem Meineide zu verpflichten, und dieses gelang Ihnen so wohl, daß Sie nicht nur das Glück eines arglosen Mannes, sondern auch das des Wesens an der Quelle vernichteten, dessen Heil Ihnen hätte näher am Herzen liegen sollen als Ihr eigenes. Jeder Eingriff in ein persönliches Recht ist eine Beleidigung, und Sie gestehen selbst, daß der Mann schwer beleidigt gelten muß, dem man in seinem heiligsten Verhältnisse, welchem er sich mit vollem Vertrauen ahnungslos hingiebt, einen Betrug bereitete. Der Gatte hat aber auch die Pflicht, die Ehre seines Weibes zu wahren, zu vertheidigen, wenn es noth thut zu rächen, und hiebei dürften Sie wohl nicht leugnen, auch meine beweinenswerthe Gemahlin schwer beleidigt zu haben, als Sie ihr einen Frevel an ihren erhabensten Pflichten anmutheten, nachdem Sie sich zuvor den sündhaften Zauber zu eigen gemacht, ihre bessere Einsicht schonungsloser Willkühr zu unterwerfen, sie wehrlos an ein Gelübde zu fesseln, in dem Ihr selbstsüchtiger ungerechtfertigter Haß Befriedigung suchte. Der Staat kann vor solchen Eingriffen in das Paradies der Häuslichkeit nicht schützen, hat mithin auch keine Gesetze sie

zu bestrafen. Der Einzelne sehe zu, ob er dulden mag wie ein Feiger, oder den Beleidiger bestrafen wie ein Mann."

„Herr Graf, ich will selbst von Ihnen Ihre Person nicht mit dem Begriffe von Feigheit in Verbindung gesetzt hören."

„Sie sind ungemein gütig. Schade nur, daß solche ehrende Anerkennung für mein Bestes zu spät kommt. Als ich einst Ihre Ausforderung als ungeziemenden Angriff zurückwies, weil mein Gewissen von dem Vorwurfe, Sie gekränkt zu haben, völlig frei war; weil ich in der unangefochtenen Sicherheit meiner Person die schuldige Achtung gegen den Souverain, den ich an Ihrem Hofe darstellte, zu behaupten hatte, nannten Sie mich laut und öffentlich gegen Jeden, der es anhören mochte, einen Feigen. Es wird mithin erforderlich sein, daß ich nun vor Ihnen Zeugniß des Gegentheils ablege, da die Sache ganz anders steht, jene Rücksichten nicht mehr zu nehmen sind."

„Herr Graf, ich erwarte Ihre Bestimmungen."

„Würde das Bosket, das wir aus diesem Fenster erblicken, und in dem keine Störung vorkommen kann, Ihnen als Stelle des Zusammentreffens passend erscheinen?"

„Ich habe dagegen durchaus nichts einzuwenden."

„Solche Geschäfte machen sich am besten bald ab, wenn Sie sonst —"

„Ich bin in einer Stunde zu Ihren Diensten. Es könnte noch früher sein. Jedoch, ich bin in einer öffentlichen sehr wichtigen Mission. Da ich meinerseits sie wahrscheinlich nicht mehr besorgen dürfte, vergönnen Sie mir so viel Frist, einige Aufträge und Instructionen für meinen Legationssecretair niederzuschreiben, die mein Diener, der hier bei mir

ist, ihm überbringen mag. Ich finde hier Schreibzeug, Papier, und kann, mit Ihrer Erlaubniß, an dieser Stelle das Nöthige ausfertigen."

„Nach Ihrer Bequemlichkeit. Würden Sie den Gebrauch Ihrer eigenen Pistolen vorziehen, oder —"

„Keinesweges. In meiner Hand wird dieses mal jedes Pistol gleich viel gelten."

„Ich für mein Theil, werde den Beistand eines Zeugen für entbehrlich halten, sollten aber Sie nicht vielleicht Ihren Adjutanten, oder Jemand sonst aus Ihrem Gefolge —"

„Durchaus nicht, ich entschlage mich jedes Zeugen."

„In einer Stunde also, Herr General, dort in jenem Bosket. — Ich habe bis dahin die Ehre, Sie zu grüßen."

Der Graf ging. Der General setzte sich, um zu schreiben. Er that es flüchtig, mit fester Hand und der vollkommensten Sammlung. Sein Aufsatz ist später als ein Meisterwerk von Klarheit und Macht des Geistes bewundert worden. Am merkwürdigsten war der Schluß, in dem er nur beiläufig die Katastrophe, der er entgegenging, bezeichnete. Er lautete wie folgt.

„Ich vertraue Ihren Talenten, daß Sie Alles, was ich Ihnen auftrage, wohl ausrichten werden, denn die Mission muß ohne Aufenthalt zu ihrer Bestimmung abgehen, wobei es auf meine Person nicht ankommt. Sie fragen mich vielleicht, wo ich denn bleiben will? da ich ein Ding an Sie erlasse, das wie ein Testament aussieht. Ich habe einen Ehrenhandel, und wer hätte den nicht einmal. Wenn irgend eine Gerechtigkeit in der Lenkung menschlicher Geschicke ist, kann ich in dieser Sache nicht leer ausgehen.

Mein Gegner hat von mir nichts zu besorgen. Ich schieße jedenfalls in die Luft.“

Er verschloß die Depesche mit Oblaten, die er hier vorfand, rief seinen Jäger herbei, gab sie ihm mit dem Auftrage, sich gleich damit zur Stadt zu verfügen, sie dem Legationssecretär, aber erst nach Ablauf von zwei Stunden, abzugeben. Nichts verrieth eine Veränderung an ihm.

Er verfügte sich hierauf in das Boskett und setzte sich, da noch eine Viertelstunde übrig war, auf eine Bank, um zu warten.

Der Graf hatte mit gleicher Schnelligkeit und ohne Jemand zu sprechen, in seinem Kabinette einige Verfügungen getroffen. Seine Angelegenheiten waren so geordnet, daß ihr Abschluß, seines großen Besitzes ungeachtet, nur wenig Mühe machte. Er begnügte sich damit, für den Fall eines plötzlichen Todes (er erwähnte aber nicht, was ihm bevorstand), die Vormundschaft über seinen Sohn in die Hände eines bewährten Freundes zu legen. Das Witthum seiner Gemahlin war längst festgesetzt.

Dann nahm er ein paar sehr kostbare mit Edelsteinen und Perlen verzierte türkische Pistolen hervor, ein Ehrengeschenk aus seiner diplomatischen Laufbahn. Er versah sie mit Ladung und eilte auf einem abgelegenen Wege in den Park. Es mochte wenig nach acht Uhr sein, und da man in den längsten Tagen sich befand, stand die Sonne noch am Himmel.

Unfern von dem Boskette fand er Hyacinth, der an seinem kleinen Blumenbeete beschäftigt war. Der Kleine sprang auf ihn zu. Der Vater wurde plötzlich erweicht und erschüttert. Er zog den Knaben zu sich empor, der nach

dem Zwecke der schönen Pistolen sich erkundigte, und sagte ihm die süßesten rührendsten Dinge. Er möge brav werden, den Vater immer im Andenken behalten, wenn er auch nicht mehr da sein sollte, die Mutter recht lieben, ihr stets folgsam sein, ihr viel Freude machen und überall stets Gott zuerst in's Auge nehmen. Dann segnete er ihn und befahl ihm zuletzt, sich eilig ins Schloß zu begeben, keinenfalls aber im Garten auch nur eine Minute zu zögern. — Noch ein Blick, ach welcher!! zurück auf das Kind, dann fort. —

Er hatte seine ruhige Haltung wieder, als er das Boskett betrat.

Der General that einige Schritte entgegen, ihn zu empfangen. Der Graf überreichte ihm die Pistolen zur Auswahl.

Er wählte eine.

Man maß die Entfernung durch Schritte, stellte sich. Alles ohne ein Wort.

Der General machte ein höfliches Zeichen mit der Hand, als lade er zum ersten Schusse ein, der als Ausforderer dem Grafen zukam.

Dieser erhob das Pistol. Da durchfuhr ihn ein unwillkührlicher Schauder. Er setzte ab, — ermannte sich, — wendete das Gesicht vom Gegner ab und schoß ohne alle Richtung. — Ein Schrei.

„Barmherziger Gott!" — rief der General.

Hyacinth stürzte aus den Gebüschen in taumelndem Laufe mit weit ausgebreiteten Armen auf den Vater zu, und — sank, im Blute schwimmend, todt zu dessen Füßen.

Die Kugel hatte sein Herz getroffen. Kindische Neugier wahrscheinlich hatte das Verderben des kleinen Lau-

schers zur Folge gehabt. Der Graf sank lautlos neben ihm nieder.

Der General stürmte aus dem Bosket. „Hülfe! — rief er, — ein entsetzlicher Zufall. — Das Kind ist erschossen."

Die Gärtner eilten herbei, mehre Diener folgten. Sie sahen das Gräßliche. Endlich drang Jemand mit niederwerfender Gewalt durch die schnell versammelte Menge bis mitten auf den Platz des Verderbens. — Es war Adelaide. Sie schien in Stein verwandelt. — Nichts weiter.

Daß in der Wirklichkeit die Geschicke nicht so ausgehen als in der Tragödie, wo der niedersinkende Vorhang dem erschütterten Zuschauer den Anblick der Todten entzieht, welche die begütigende Macht des Dichters dem Uebermaaße des Weh's schnell erliegen ließ; das ist das schöne Vorrecht der Kunst, welche erschüttert, niederwirft, um zu erheben. Der Gang wirklicher Begebenheiten folgt anderen Gesetzen. Auch die Leidenden in diesem beweinenswerthen Ergebnisse hatten noch alle zu leben.

Die Gerichte untersuchten schonend. Ein bloßer unseliger Zufall bei dem Niemand verschuldet, mithin auch Niemand zu bestrafen war. Die Sache sprach für sich selbst. Der Graf fand Linderung in der Bewußtlosigkeit einer langen schweren Krankheit. Er genaß leiblich, nicht an der Seele. Ein dumpfer Tiefsinn, mit gänzlicher Theilnahmlosigkeit umdüsterte ihn.

Adelaide überwand die ersten Anfälle eines unsäglichen Schmerzes, der um so größer war, als sie ihre Klarheit be-

hauptete. Dann aber entwickelte sie die volle Energie ihres Geistes. Sie richtete sich mächtig auf um zu leiden und zu handeln. Nicht Tag, nicht Nacht wich sie von der Seite ihres unglücklichen Gemahls, seine einzige Pflegerin, Trösterin, seine einzige Stütze. Bald duldete er Niemand sonst um sich als sie. Nur ihre Gegenwart beruhigte ihn. Alles, was die aufopferndste Treue, die unermüdlichste Sorgfalt, die zarteste Schonung erschwingen konnte, wurde von ihr für den Leidenden bethätigt, nicht Tage, nicht Wochen, nicht Monate lang, eine Reihe von Jahren, und dabei lenkte sie die Angelegenheiten des Gemahles aus dem Krankenzimmer mit der Kraft und Umsicht eines geschäftskundigen Mannes. Der Graf fragte nach nichts, sprach oft lange kein Wort.

Der einzige Freund der Leidenden, der unveränderliche Theilnehmer, war der alte treue Geistliche. In diese namenlose Noth trug er die Tröstungen der Religion. Nicht vergeblich. Er baute zum Theil wieder auf, was er zertrümmert am Boden fand.

Endlich, nach fünf Jahren, während welchen tiefe Stille gewaltet hatte in dem stolzen Pallaste ihres Gebieters, sahen seine Getreuen den so lange Bedauerten wieder.

Er erschien an der Hand seiner Gemahlin. Der stattliche Mann war ein verfallener gebeugter Greis geworden mit weißem Haare. Auch Adelaide war die schöne herrliche Frau nicht mehr. Eine bleiche, ernste, ruhige Matrone. Aber der Graf vermochte wieder wirksam in seinen Beruf einzutreten. Er leitete seine Angelegenheiten mit Umsicht und Geist wie vormals. Er war thätig, aber nicht mehr für sich, für Andere, deren Geschick von ihm abhing. Ade-

laide theilte seine Bestrebungen mit voller Kraft. Sie lebten unzertrennlich in stiller Eintracht und wahrer Innigkeit. Der Welt hatten sie völlig entsagt und die Welt suchte sie nicht auf. Sie waren für sich in völliger Einsamkeit, von ihren Untergebenen geliebt und gesegnet, deren Wohl sie rastlos aufmerksam auf jede Weise beförderten.

Der General wandelte auf der Bahn des Ruhms und der Größe. Aber das Glück hat er niemals weder gefunden, noch gesucht. Kriegerische Zeiten folgten. Große glänzende Siege zeichneten seinen Namen ins Buch der Geschichte. Im letzten fand er den Tod auf dem Bette der Ehre. Die Dankbarkeit des Vaterlandes übergab das Bild des Helden in Erz und Marmor der Nachwelt. Die Mitwelt hatte ihn bewundert, aber wenig geliebt. Seine herrschsüchtige gewaltige Strenge, eine schonungslose Härte bei Verfolgung seiner kühnen Vorsätze, ein abweisender Stolz des Betragens, hatte die Herzen seiner Zeitgenossen ihm verschlossen.

III.

Shakespeare als verlorener Sohn.

Ein Fragment

von

H. Koenig.

Die Ankertaverne war in jener Zeit die besuchteste Wirthschaft in London. Ihre Lage, unweit der Themse und des Hauptlandungsplatzes, machte sie den Schiffleuten bequem, und diesen zog sich wieder Alles nach, was nur irgend mit Handelsangelegenheiten zu thun hatte. Das Haus war vielfach geräumig und auf's Anständigste eingerichtet; so daß man sich hierher bestellen konnte, um Geschäfte zu verabreden, und wenn es zum Abschlusse kam, fehlte es an Schreibern und Handlangern nicht. Jeder fand hier zu bestimmten Stunden, wen er von Handels- oder Schifffahrtsverwandten suchte oder brauchte, — Schiffer, Rheder, Makler, Handlanger, Lastträger und dergleichen. Diese Geschäfte wußte der Hausbesitzer auch als Wirth auszubeuten; indem er einen lockenden Keller und eine leckre Küche hielt und sich auf kluge Behandlung seiner Gäste verstand. So kam es, daß auch Geschäftslose, die nur auf Leckerbissen und Neuigkeiten ausgingen, sich hier — nach einem

scherzhaften Ausdrucke des Wirthes — gern vor Anker legten. Zu Schiff ankommende Fremde kehrten gewöhnlich hier ein, um sich in die Stadt führen zu lassen, oder von hier aus ihre Einrichtungen zu machen.

Ein so vielfältiger Verkehr brachte freilich auch manchen Seesturm mit in die Wirthschaft; allein Dumbleton, der Wirth, war ein geschickter Steuermann. Mit so viel Ruhe im Blick, als Beweglichkeit in den Beinen, fand er seine Lust an der kleinen tollen Welt, die er mit Laune übersah, und mit Artigkeit beherrschte. Er ließ Jeden gelten und behandelte ihn, wofür er gelten mochte; die Gescheiten schätzte er, und ergötzte sich an den Narren. Er konnte sich über ernsthafte Dinge mit Verstand unterhalten, und wendete sich dabei einem Gecken zu, um eine Albernheit zu beantworten. Gegen Alle war Dumbleton zuvorkommend, bequemte sich Allen an, und doch ließ er am Ende Keinen auf eine oder die andre Weise ungeneckt. „Denn — sagte er zu Vertrauten — Niemand, wenn er nicht zur Niederträchtigkeit geboren ist, kann immer und überall unterwürfig sein, ohne sich auch irgend einmal zu überheben. Ich muß Allen dienen, das ist mein Geschäft, Jedem den Durst löschen, vieles über mich ergehen lassen: dafür zapfe ich denn auch einmal die Thorheit meiner Gäste an, und reibe mich an ihren Albernheiten, um nicht zuletzt mit Leib und Seele dienstbar zu werden." —

Das bunte Treiben im „Anker," die geschmackvolle Wirthschaft, der humoristische Wirth zogen noch eine andre Gesellschaft herbei, die mit Schifffahrt und Handel nichts zu thun hatte, — junge Männer voll dichterischen Uebermuths und Künstlerlaunen, die in ihrem ungebundenen

Wandel täglich etwas wilden Zeitvertreib und neue Aufregung suchten. — Ein Theil dieser lustigen Gesellen, — Dichter, Schauspieler und Kunstfreunde, hatten auf heut ein feines Abendessen bestellt, da es gerade den ganzen Tag über im Anker wild durcheinander ging. Es war nämlich die erste englische Expedition nach Ostindien glücklich heimgekehrt, und brachte kostbare Ladung mit, die man theils an den reichen Küsten friedlich eingetauscht, theils den Portugiesen feindlich abgenommen hatte. Diese Waaren und Beuten sollten nun ausgeschifft und vertheilt werden. Was gab es da nicht anzustaunen! Einige farbige Sklaven, seltsame Thiere, sonderbare Gewächse, befremdliche Kunstsachen und kostbare Güter. Der ganze Handel, alles Schiffvolk und jede Neubegierde von London war in Bewegung, eilte nach den Schiffen und drängte sich in den Anker. Kaufleute und Lords vergaßen ihre Standesunterschiede über dem gemeinsamen Verlangen nach indischen Schätzen. Dazwischen war ein Fragen und Verwundern. Der schmuzigste Schifferjunge dieser indischen Expedition wurde hoch angesehen, und unter den zurückgekehrten Matrosen war Keiner, der sich nicht als einen Mittelpunkt von Wundern und Abenteuern gefühlt hätte, die er alten Bekannten und neuen Zudringlichen ausspendete. Die ungemeßnen Fragen der Umstehenden nöthigten die Erzähler, sich selbst zu überbieten; denn die Meinung, die man von dem mährchenhaften Indien hegte, war nicht so leicht zu befriedigen; so daß die Erzähler, um doch nicht unter der Erwartung zu bleiben, sich mit den abenteuerlichsten Erdichtungen und Uebertreibungen aufwinden mußten. Dieß setzte den wildesten Lärm in der untern Wirthschaftshalle ab, ein Getös, das von

Zeit zu Zeit bei neuem Wein und Willkomm in lauten Jubel aufflammte.

Unter diesem Wirrwarr vergaß aber Dumbleton jene Künstler, seine Lieblingsgäste, nicht. Für sie hielt er ein oberes Sälchen abgeschlossen, aus welchem die lustigen Freunde über einen Balkon herab die untere weite und hohe Wirthschaftshalle überblicken konnten. Diese Gelegenheit war eben zu ihrer Unterhaltung mit berechnet; indem es die Schauspieler und Dichter vergnügte, zur Abwechslung nun auch einmal Zuschauer eines Spectakels zu sein, das ihnen so bunt gemischte Gäste, ohne es selbst zu wissen, aus dem Stegreife vorspielten.

„He, ihr Bursche! rief der Wirth einigen seiner Aufwärter zu, die in leinenen Hosen, offnen Jacken und grünen Schürzen umhersprangen, vergeßt mir den Parnassus nicht! — Bei diesen Worten blinzte er nach dem Altane an der hintern Wand. Seht zu, wie weit der Ochsenrücken gebraten ist. Meine Athenienser werden bald da sein; der König Johann agirt schon seit drei Stunden."

Es war mithin vier Uhr nach Mittag, da zu jener Zeit das Schauspiel von ein Uhr an bei hellem Tageslichte gegeben wurde.

„Der König Johann ist ein großes Stück und spielt lange, — bemerkte ein stiller Gast im Eckchen, mit welchem der Wirth sich eben unterhalten hatte. Ich habe das Stück letzten Winter in Black Fryars gesehen. Nicht wahr, sie spielen ja schon in Southwark?"

„Ja, versetzte der Wirth, in der Rose; das Sommertheater ist wie gewöhnlich seit dem ersten dieses Monats angegangen. Es wird aber heut nicht sehr besucht sein:

das Volk spielt ja selbst hier und draußen am Flusse das neue indische Maulaffenstück." —

„Ich bin sonst nicht so, wie die londoner Welt, in das Schauspiel vernarrt, fuhr der Gast fort; der König Johann aber scheint mir doch ein vortreffliches Stück Arbeit und rührt gewiß von einem guten Kopfe her."

„Den Kopf könnt Ihr hernach sehen, Meister, versetzte Dumbleton. Er kommt auch mit den Andern, und speist droben auf dem Parnaß."

„Was nennt Ihr par Naß? fragte der Bürger. Trokken sitzt man ja nirgends im Anker, weder oben noch unten; dafür ist das Haus bekannt."

Dumbleton lachte und erwiederte: „da oben hinter dem Balkon, wo die Musensöhne sitzen, ist unser Parnaß. Dort ist doch der Rahm, der Schmant meiner Gäste, und setzt sich mit Recht oben auf; ganz oben der vortreffliche Kopf, von dem wir sprachen. Das ist mein nobler Ephesier, das ist der wahre Imperator. Heut sitzt er wieder Nummer Eins mit parfümirter Serviette. Ja, das ist ein außerordentlicher Kopf für die Welt und was über die Welt hinausliegt; mit einem Munde, der lauter Perlen und Diamanten spricht, der sich jedoch auch für Stockfisch mit Pastinaken, für Pökelfleisch mit Rüben aufthut."

„Ja, das ist es eben, Master Dumbleton, sagte der Gast, daß diese außerordentlichen Köpfe doch nicht ohne den Bettelsack des Magens durch das Leben kommen. Und sie sind vielleicht noch erpichter, als Andere, auf die Lebensgenüsse. Da sind doch die Puritaner viel respectabler. Ich war neulich in einer ihrer Versammlungen, — der Lord Mayor und mehre Aldermänner waren auch da —, und

ich gebe diesen gläubigen Brüdern nicht Unrecht, daß sie wider die gottlose Poesie und das sittenlose Schauspiel eifern. Es ist doch keine Kleinigkeit um einen saubern christlichen Wandel."

Unterdessen fanden sich mehre Freunde, die heute nicht in's Theater gegangen waren, im obern Sälchen ein, und traten auf den Altan heraus, um dem lärmenden Treiben in der Halle zuzusehen. Dumbleton grüßte sie von unten, und deutete lachend auf das tolle Gewühl. Da sie ihn aber nicht verstanden, ging er hinauf.

„Heut werdet Ihr edeln Athener Euer eignes Wort nicht verstehen, sagte er. Seht, da unten umsegeln sie eben das Kap Comorin; dort links liegen die Nikobar-Inseln, und wenn Ihr Euer Auge recht anstrengt, so seht Ihr da hinten nach dem Schenktische zu Malakka hervor tauchen. Hört Ihr den langen Matrosen dort von den Seeungeheuern Indiens erzählen? Und seht, wie ihm Alles gaffend zuhorcht! Ist es nicht merkwürdig, — seht nur! — daß eifrig zuhörende Menschen nach dem Maaße ihrer Verwunderung die Mäuler aufsperren?"

„Ei nun, versetzte Nash, vor erstaunlichen Dingen werden wir immer wieder zu Kindern, und wollen die Sachen in's Maul stecken."

„Aber was die nicht erzählen können! fuhr Dumbleton fort. Heut ist mein Haus voller Dichter, oben und unten. Ihr, meine edeln Athener, zieht heut den Kürzern, ich wette. Die da unten bringen Meerwunder, und all' Eure Spektakelstücke in Black Fryars in der „Rose," in der „Hoffnung" und wo nur Breter aufgeschlagen sind und

eine Traverse herab hängt, werden abständig werden, wie zu alte Fische."

„Wer sind denn aber die getrennten Schreier jenseit des Pfeilers?" fragte Thomas Dokkar.

„Die dort? erwiederte der Wirth. Wie soll ich sie nur gleich in Eurer gelehrten Sprache nennen? Es sind die Participien der zukünftigen Zeit."

„Solche hat unsere englische Grammatik nicht," rief Nash.

„Aber England hat sie! überbot ihn der Wirth. Jene gehören nämlich zu Walther Raleighs Geschwader, das nach den Wildnissen von Guiana segelfertig liegt. Dort soll nach allen Reiseberichten die Stadt Eldorado anzutreffen sein. Alle die lumpigen Kerle, die kein ganzes Stück Kamlott auf dem Leibe haben, hoffen dort vergoldet zu werden, und als Goldkäfer zurück zu schwärmen. Hof und Handelsleute haben das Geschwader ausgerüstet, und theilen demnächst die ungeheuern Schätze. Die dort trinken einstweilen drauf."

„Haha! lachte Nash. Nun verstehe ich Dich, Dumbleton: die participiren also an der Zukunft. Gut gesagt! Aber vergiß Du über dem Latein die Küche nicht, und mach' uns bald zu Participanten der gegenwärtigen Zeit. Verstehst Du?"

„Ohne Randglosse, Ihr Herren. Ihr sprecht einen deutlichen Text, antwortete der Wirth, besonders wenn Ihr critisirt. Sobald Ihr beisammen seid, kanns losgehen. Aber es fehlen noch Etliche. Wo bleibt denn heut unser edler Ephesier, Master William? Das ist noch ein Mann! Der bessert an seinen Werken, nicht an seinen Wirthen."

„Auch Burbadge fehlt noch! riefen Einige. Wie kommt das? Das Theater ist doch aus."

„Geduldet Euch ein wenig, lachte Dumbleton; es wird da unten gleich zu einer saftigen Vorkost kommen. Wißt nur, — die heimgekehrten Indienfahrer übertreiben ihre Erzählungen, um jene zu ärgern, die nach Guiana wollen, und diese spannen dafür ihre Erwartungen, um jene zu überbieten. Aus Eifersucht und Mißgunst fallen die bittersten Stichelreden; ehe wir uns dessen versehen, werden sie handgemein sein, und diese, was sie erdichten, jene, was sie erwarten, mit Fäusten gegen einander abwägen."

Wirklich hörten die Freunde dem Wortwechsel nicht lange zu, als ein Tumult im dämmernden Saal aufwetterte. Erst regnete es Schimpfreden, bald hagelten die Stöcke drein, die man damals immer in der Nähe hielt. Der Wirth eilte hinab; doch blieb den Freunden keine Zeit, den Friedensschluß abzuwarten, weil hinter ihnen selbst im eignen Speisesälchen Lärm entstand. William war eben eingetreten, und Burbadge erreichte ihn mit heftigen Zankworten.

Beide Bühnengenossen waren, wenigstens für den gewöhnlichen Umgang, ganz gute Freunde, bis auf ein wenig Neid, mit welchem Burbadge, der Heldenspieler, auf Williams zunehmenden Dichterruf blickte; indem er gern sein bedeutenderes Schauspielertalent gegen Williams Dichtergaben hervor zu heben suchte. Darüber hatte man sie wohl schon in Wortwechsel gesehen; diesmal aber schien der Zwist doch mehr auf sich zu haben.

„Solche Tücke und Treulosigkeit hebt alle Gebühr edler Kameradschaft auf! sprach Burbadge in seiner hochfahrenden

Weise. So handeln Menschen, die sich des Zartgefühls entkleidet haben, und ohne den Schmuck edler Freundschaft leben. Selbstlinge, elende Habsüchtlinge! Ha, ich verachte das! Aber ich trage darauf an, Sharper aus unsern vertraulichen Abenden auszuschließen. Jeder von Euch hat sich gleicher Hinterlist zu versehen, wie ich sie eben von ihm erfahren habe. Ich spreche im Interesse unseres Abendvereins. Hier muß volles Vertrauen walten; hier muß ungebundene Lust keine hinterrückliche Falschheit zu fürchten haben. Schon bisher hat der da den Pokal unserer nächtlichen Feste selten bis auf die Hefen mitgetrunken; theils aus Geiz, denn es ist ja bekannt, wie er die Engel und die Sovereigns unterm Daumen hält; vorzüglich aber aus Hochmuth; denn Ihr seht ja, wie er sich über dem unverdienten Glücke seiner zusammengeflickten Schauspiele täglich mehr streckt, und seinen Hohn über uns ausläßt. Sollen wir uns das gefallen lassen? Ich frage, warum? Schrumpft etwa unser gediegener Werth ein, wenn seine Einbildung sich aufbauscht? Und wenn nun sein Dünkel auch nicht einmal mit Zartgefühl gefüttert ist: so schließe sich unsere Gesellschaftskette um ein Glied enger, — um ein angerostetes. Ist hier mein Platz gedeckt? Ich esse nicht mit: ich werde zu gehen wissen, wenn dieser bleiben darf."

Die Freunde hörten solche übertriebene Worte mit Verwunderung an. — „So redet doch deutlicher! Was ist denn vorgefallen?" riefen Mehre, und sahen abwechselnd von dem hin und her rennenden Burbadge nach William, der in einer Ecke mit gefalteten Händen auf dem Knie seines übergeschlagenen Beines ruhend lächelte. —

„Unser tragischer Freund versteht keinen Spaß! sagte er.

Nicht wahr, Ihr versteht eben unsern erhabenen Burbadge nicht? Er hat nun einmal den edeln Schwung, Alles hoch aufzunehmen; wobei uns aber die trefflichen Reden und die wohlgemeßnen Gebehrden zu gut kommen."

„Hüte Dich vor diesen Gebehrden! rief Burbadge. Wenn ich Dich züchtige, werden sie ungemessen."

„Seht Ihr! versetzte, ein wenig gereizt, William. Seht Ihr den Verschwender! So geht er mit den ersparten und erborgten Redensarten seiner Rollen um. Kein Dichter kann ihm mehr mit Ehren so kühne Worte leihen: er bringt sie in den Kneipen durch. So soll er schon dreimal den ganzen „Hieronymus" verputzt haben."

Bei dieser Anspielung auf die sogenannte spanische Tragödie, ein damals verspottetes Machwerk, brach ein allgemeines Gelächter aus.

„Elender!" schrie Burbadge, und rannte mit zwei gehobenen Fäusten um den gedeckten Tisch auf William los. Dieser aber stand schon bereit, den Beleidiger mit gezogenem Degen zu empfangen und abzuhalten. Die Freunde sprangen dazwischen.

„Ist das Anstand und Betragen? rief Condell. Haben Dich die Matrosen d'runten angesteckt, Burbadge? Was auch William gegen Dich gefehlt haben mag: Du hast eben zwei unziemliche Fäuste dagegen in die Wagschale gelegt, und Ihr müßt Euch entweder aussöhnen, oder die Beleidigung ausfechten, wie es Künstlern geziemt."

„Ausfechten, ja, ausfechten!" rief Burbadge.

„Ich rathe lieber zum Frieden, fiel Nash ein, und beschwöre Euch bei dem gebratnen Ochsenrücken mit scharfer Brühe, den hier eben unser Dumbleton heranschiebt:

Versöhnt Euch, und bedenkt, wie nach dieser Motion die köstlichen Bissen schmecken werden."

„Mit diesem kostbaren Botargo! rief der Wirth, dem die Kellner mit den Schüsseln folgten. — Botargo, Ihr Athenienser! der Vater des Durstes, der Kuppler weißen und rothen Bastardes."

Er stellte die Flaschen umher, die mit den damals so benannten Weinsorten gefüllt waren.

„Hat Euch der König Johann noch Kräfte gelassen, fuhr Dumbleton fort, so zeigt es jetzt. Auf! Ihr Kämpfer am Parnassus, und laßt die Schlacht beginnen! Sagt mir nichts von den dreihundert Spartanern bei Thermopylä: meine zwölf Athenienser will ich fallen sehen. Legitime Künstler sollen hier von Bastarden geschlagen werden: solch eine Tragödie soll hier oben auf dem Parnassus in Action kommen, oder vielmehr in Passion. Nun, was giebt's? Master William, mein nobler Ephesier, — hier oben ist Euer Platz."

„Dein nobler Ephesier ist angeklagt! lachte Armin. Doch wie wär's, Brüder, wenn wir unsern Wirth zum Richter setzten? Er soll den Zwist dieser beiden Streithähne schlichten. Unser weiser Dumbleton, unser Salomo spreche Recht!"

Viele riefen Beifall, und der Wirth setzte sich sogleich mit gravitätischer Miene auf den obersten Platz. — „Toby! rief er dem aufwartenden Kellner zu, geh' und glühe einen Sekt mit Zucker und Gewürz und richte dort in der Ecke ein Bankett an für zwölf Mann, für ein Dutzend Ephesier. Einer der Streitenden ist gewiß schuldig, und den verurtheilen wir in die Kosten des Bankette. Oder wenn der

Fall übersalomonisch verwickelt wäre; so vertheilen wir die Kosten unter beide Streitende. Ich werde mir als ein guter Richter zu helfen wissen. Und jetzt tragt mir den Fall vor. Nash, unser Kritiker, zerlegt einstweilen den Braten! Sprich, William, mein Hector!"

William, so aufgefordert, versetzte: „Wollt Ihr einen Vortrag im großen, pathetischen Styl, so laßt meinen Gegner reden; wollt Ihr aber einen Spaß spaßhaft vernehmen, so will ich das Wort behalten."

„Ich halte es mit einem guten Spaß ernsthaft behandelt!" entschied der Wirth.

„Nun so hört!" begann eben William, als der bis jetzt unruhig hin und her gewandelte Burbadge mit den Worten stehen blieb: „Ich erwarte Euch vor Mitternacht in dem Hause, in welches Ihr Euch vorhin schurkischer Weise eingedrängt habt. An jener Schwelle fodere ich meine Genugthuung. Lowin und Du, Ostler, kommt als meine Sekundanten mit. Meinen Tischplatz lasse ich gern Euerm weisen Salomo. Lebt wohl! Auf Wiedersehn um Mitternacht, — wer kein Schuft ist."

„Ehrner Jason! rief ihm der Wirth, an die Stubenthüre eilend, nach, — Ihr habt das Bankett zu bestreiten und den gebrannten Sekt!"

Das Beifallgelächter der Freunde erscholl. — „Ein zweiter Daniel, unser Wirth! rief Nash; er hat, denke ich, den Nagel auf den Kopf getroffen."

„Und doch reißt er aus!" schmunzelte Dumbleton.

Sobald das Hauptgericht verzehrt war, mußte William erzählen.

„Vor Anfang des fünften Aktes, sagte er, bemerkte ich einen zerlumpten Burschen mit langen, leisen Schritten auf der Bühne umherspähen, und erkannte ihn für einen der Gauner, wie sie vor und in dem Theater aufwarten und sich zu Bestellungen und Aufträgen anbieten. Erst glaubte ich, er sehe sich nach einem der vornehmen Schemel-Insassen um, die uns auf der Bühne den Platz versperren; da er aber nach dem Hintergrunde suchte, wo wir uns aufhalten, trat ich ihm mit der Frage in den Weg, zu wem er wolle. — Zum großen Burbadge, zu Master Burbadge! sagte er, und nahm in demselben Augenblicke den Gesuchten wahr, der am Quervorhange stand. Die Neugier reizte mich: es galt offenbar eine Bestellung. Husch war ich hinter der Traverse und lauschte. Der Gauner beschrieb unserm Burbadge ein Haus am Dowgate, wo man quer nach der Conwikstraße geht, und wenn es dem Master gefällig wäre, ein Halbstündchen nach dem Theater dort anzuklopfen; so würde ihm auf das Losungswort: „Johann ohne Land" aufgemacht werden. Ein reizend Weibchen und der Mann verreist! kicherte der Liebesbote. Dort in der zweiten Loge rechts über dem Yard könnt Ihr sie sehen; sie hat aber freilich die Maske vor. — Burbadge sagte zu, und reichte ein Trinkgeld. Ich verlor mich hinter der Traverse. Meine Rolle war zu Ende; ich eile am Schlusse des Stücks voraus nach dem Dowgate. Ich hatte keine Absicht, als zu sehen, ob wirklich eine Frau nach Hause kehre, und Burbadge ihr folge; denn dieser war eben, wenn nicht bei seiner Ehre, doch bei seiner Rolle

angegriffen. Höchstens dachte ich mir den Spaß, den Freund mit einer Anspielung zu verblüffen, wenn er später zu Tisch käme. Kaum stehe ich, in eine Ecke gedrückt; so kommt wirklich eine junge Frau und eilt munter in das bezeichnete Haus. Sie hatte zwar ihre Theatermaske abgenommen, aber einen seidnen Schleier vor. Augenblicklich erinnert sie mich durch Gang und Gestalt an jene wunderbare Schöne, von der ich Dir erzählt habe, Lowin, — weißt Du, vor etlichen Wochen, als Du mich gegen Abend nach meinem Streite mit ihrem Verfolger, — Mann oder Liebhaber, auf der Straße trafst. Seitdem gehe ich auf allen Wegen der entschwundenen Unbekannten zu gefallen. Keinen Tag ist sie mir aus dem Sinne gekommen. Denkt Euch also meinen freudigen Schreck! Mein Herz schlägt heftig, meine Gedanken verwirren sich. Endlich ist sie gefunden! rufe ich laut aus, und stürze ohne Ueberlegung, in meinen Mantel gehüllt, nach dem Hause, klopfe, — wer drausen? ruft eine sanfte Stimme. Johann ohne Land! brumme ich. Der Riegel geht auf, ein weibliches Wesen rauscht in die nächste Stubenthüre; ich folge.

Es ist wegen der geschloßnen Fensterläden ziemlich finster; ich werfe mich der Schönen, — dafür halte ich sie — in die Arme und preise mich glücklich, sie endlich nach jenem Abende wieder zu finden. — Nach welchem Abende? flüstert sie betroffen. Wir funkeln einander mit den Augen an, die sich inzwischen an die Dämmerung gewöhnt haben, und erkennen unsern wechselseitigen Irrthum. Ich flehe um Verzeihung; sie lacht, ich lache, und das heitere Mißverständniß knüpft rasch ein neues Verständniß. Ich kann Euch nur sagen, — sie hatte keine abgelegten Lippen der

mondsüchtigen Diana gekauft; sondern verstand sich auf das Küssen. Da klopft's an die Stubenthüre. Gott's Augenlid! ruft meine Schöne in brennender Verlegenheit. Ich hatte nämlich in der Hast die Hausthüre hinter mir offen gelassen, und so klopfte denn der eigentlich bestellte Gast immer lauter an die Stubenthüre. — Haltet Euch ruhig! flüsterte sie. — Aber es wird Burbadge sein! sage ich lächelnd. — Wer? fragt sie höchst verlegen. — Der bestellte Burbadge, der verspätete Held! lache ich. — Es war recht dumm und undankbar von mir; ich mußte der guten Frau in ganz falschem Licht erscheinen. — Nun klopft's ungestümer. — Wer da? frage ich. — Johann ohne Land! heißt es drausen. — Besetzt! rufe ich. — Zum Teufel, ich sage „Johann ohne Land," und aufgemacht! schreit Burbadge. — Die Frau zittert und bebt über den Lärm. — Ich öffne also dem zürnenden Freunde mit den Worten: Guten Abend, Herr Johann ohne Land. Ruhig! Ich bin Wilhelm der Eroberer. — Damit eile ich lachend aus dem Hause."

Der witzige Ausgang eines lustigen Abenteuers setzte die Freunde in die beste Laune, die nicht ohne Rückwirkung auf die starken Getränke blieb. Diese jungen Männer kamen eben zusammen, um mit ihren Gedanken und Genüssen über alles Maaß hinaus zu gehen. Es genügte ihnen nicht, die Tage hindurch ungebunden zu leben: sie wollten auch, wo möglich, keine Nacht an den eingezognen Schlaf verlieren. Daher schlemmten und zechten sie fast jeden Abend, schwatzten und sangen, und wenn ihr Uebermuth aufs Höchste stieg, verließen sie das Haus, durchzogen die Stadt, führten entweder gemeinsam einen tollen

Streich aus, oder verloren sich einzeln in jene zahlreichen Häuser, wo Glücks- oder Liebesspiel ihre zusammengeschmolzene Baarschaft vollends aufsog. Die ungemessensten Begierden, die ungeregeltsten Gedanken fanden bei solchen Zusammenkünften am meisten Beifall, und Keinem aus der Verbrüderung fehlte es an Geist und gutem Humor, um dies rohe Treiben zu überschmelzen. Als Schauspieler von ehrendem Umgang ausgeschlossen, von den Bahnen eines höhern Ehrgeizes abgewiesen, fanden sie, so zu sagen, nur noch die Abwege der Gesellschaft für sich offen. Ihr Leben war ankerlos und ohne Compaß: so steuerten sie, wie Tolle auf das Ungefähr eines jeden Tages los; das Leben war ihnen Spiel, die Welt ein Spott. William war vielleicht der Einzige, der aus dem Uebermuthe leicht in den Ernst fiel. Dann ergriff ihn wohl eine Wehmuth oder eine Schwärmerei, und oft, wenn er dem Hohn und Gelächter der Uebrigen nicht wehren konnte, verließ er ihre Versammlung.

Sein eben erzähltes Abenteuer führte das Gespräch auf die Liebe und die Frauen.

„Es ist zu verwundern, rief Nash, daß man sich hinsichtlich der Frauenliebe noch nicht zu einem völkerrechtlichen Grundsatze des Gemeinguts und friedlichen Genusses vereinigt hat, — Jedem ohne Neid und Streit zu gönnen, was ihm an Liebe irgend zu Theil wird, was er sich erobert. Denn nur in ihren Naturbezügen ist die Liebe wahr und zuverlässig; ihre sittlichen Räthsel lösen sich meist in Trug oder Täuschung auf. Mein Gott, — wie man sich nur um einer Geliebten willen schlagen mag! Eine Tollheit, in der nun heute gar einer unserer Brüder verfällt, an

dem mithin alle unsere andächtigen Ankernächte ohne Erleuchtung vorübergegangen sind. Liebe und Wasser sind Lebenselemente, und dienen zur freien Verbindung der Wesen, sind nothwendig für den allgemeinen Durst. Frauenherzen und Trinkquellen sind mithin Gemeingut. Wo ein Brünnlein springt, ein Bächlein rieselt, mag Jeder schöpfen, der daran kommen kann. Die Sonne saugt aus dem Meere der Liebe, und läßt es über alle Steppen regnen. Ich bringe einen Toast aus: Wilhelm der Eroberer! Aber in doppelter Bedeutung, — in persönlicher für unsern Freund, und in symbolischer als Losungswort für unser Leben. Wilhelm der Eroberer für immer!"

„Wir müssen den Burbadge zur Vernunft bringen, erklärte Lowin. Welche Thorheit, um Einer willen unser Blut vergießen, wodurch wir uns auch für die Andern schwächen. Den Weibern wollen wir ihre Schwäche lassen, und für uns das Lachen behalten."

Man gab ihm Recht, und stimmte ein Lied auf die Schwäche des weiblichen Geschlechtes an. — William sprach:

„Wohl sind die Frauen schwach, wir sollen es aber nicht mit Verachtung sagen. Sie sind wie ihr Spiegel zerbrechlich und wandelbar in den Gestalten, die sie aufnehmen und zeigen; aber wir Männer entehren uns, indem wir sie mißbrauchen. Zart, wie von Bau, sind die Frauen auch von Seele, — weich für jeden Eindruck, für den falschen, wie für den edlen. Liegt es nicht in ihrer Naturbestimmung, empfänglich zu sein? Wir sind die Sünder, wenn wir das Unedle an ihnen ausprägen. Wie dürfen wir das Wachs weich schelten, da es ja bestimmt ist, das Siegel der Ehre in sich aufzunehmen? Wir sollten sie nicht täuschen, son-

dern die Seele schätzen, die sich hingiebt, um Liebe, nicht um Schmach zu empfangen."

Ein schallendes Gelächter der Freunde folgte auf diese, mit einer gewissen Rührung ausgesprochenen Worte Williams. — „Er ist wieder aufgeweicht, er ist beträchtlich gerührt!" hieß es.

„Er hat mit ein paar Bechern eingefeuert, und gleich kocht sein Herz Wehmuth! —"

„Ei, William, rief ein Dritter, Du hast ja das Sprichwort, — Ein Feuer brennt das andere nieder: kommt, laßt uns zusammengehn! Ein Tellerchen gekochter Pflaumen wird unserm William gut thun."

Diese Anspielung auf die liederlichen Häuser, wo man den Besuchenden gekochte Pflaumen vorzusetzen pflegte, verdroß unsern Freund auf's Tiefste.

„Still, Freunde! rief Nash, der Kritiker, in seiner trocknen, bittern Weise. Wir haben auch unsern Freund sehr gekränkt. Er ist einmal nicht, wie wir sind: er schätzt die Treue, er hält sich gern an Eine, die sich auch ihm allein widmen soll; er concentrirt sich, und findet, was wir bei Hunderten suchen. Er besitzt also Weisheit. Aber noch mehr, — er besitzt auch Tugend, ja er besitzt die drei Cardinaltugenden; denn neben der Liebe hat er bekanntlich einen unbedingten Glauben an die Geliebte, hat die feste Hoffnung, seine jedesmalige Eine zu bessern und zu bilden. So nimmt er sich jetzt eines jungen Dings an, das er unterrichten läßt, mit der Nadel umzugehen. Das treue Schätzchen hat es mir selber lachend erzählt. Denn durch eine gewisse Sympathie der Freundschaft gerathe ich immer auf Williams Tugendwege, und stoße mich an seine Glaubensartikel. Doch verkenne ich

auch hier meinen untergeordneten Beruf nicht, und wo er edle Liebe dichtet, da recensire ich sie."

Ein abermaliges Gelächter brach aus. William erhob sich mit einem verachtenden Blicke. Aber man hielt ihn fest, und bat ihn, Spaß zu verstehen.

Der Neckerei machte ein halb Dutzend neu ankommender Gesellen ein Ende, die sich ohne Weiteres mit zum Bankett und zum dampfenden Würzsekte niederließen. Um dieses einmal bereiteten Nachtisches willen gab man es für heute auf, noch anders wohin zu ziehen, und der Vorschlag zu einem Spiele fand Zustimmung. — „Was aber spielen wir?" wurde gefragt. „Primavista oder Treschak?" —

„Mit oder ohne Tiddy?"

„Mit, mit!"

„Nichts da, wir würfeln."

Es wurde gewürfelt und zwar um hohen Einsatz. Auch William, um seine Unruhe und Verstimmung los zu werden, nahm Platz am Spieltische. Allein diese Unzufriedenheit mit sich selbst lockte das Glück nicht herbei: er verlor seine ganze Baarschaft und einige Stücke von Werth, die er an sich hatte.

Wie Mitternacht herannahte, trieben die Sekundanten heimlich zum Aufbruch. An der Luft im Freien empfanden erst die Fortgeschlichenen, wie sehr sie sich übernommen hatten. Auch William schritt etwas wankend. So langten sie am Dowgate an, als es eben vom St. Paulsthurm zwölf schlug. Burbadge stand schon an der Haustreppe, ein Fensterladen war halb geöffnet, der Mondschein fiel schräg in die enge Gasse, und gab zureichendes Licht.

William, verstimmt durch den Wirrwarr des Abends,

ärgerlich über seinen Verlust, und vom genossenen Wein und Sekt schweren Kopfes, gab dem beleidigten Freunde eine Erklärung, die ihn hätte befriedigen können. Auch die Sekundanten ließen es nicht an vernünftigen Vorstellungen fehlen. Allein Burbadge gab nicht nach. Er hatte der leichtfertigen Frau, wie sie sich über Williams Zudringlichkeit höchst gekränkt stellte, den feigen Flüchtling an der Hausschwelle zu züchtigen gelobt, und bestand nun, der am halboffnen Fenster Lauschenden zu Gehör, mit prahlenden, beleidigenden Worten auf dem Kampfe. William ahnete nichts von der Tücke des Freundes. Als er aber von dem ziemlich gewandten Fechter Burbadge hart nach der Schwelle des Hauses gedrängt, eine weibliche Stimme ängstlich flüstern hörte: Schont ihn, guter Burbadge! begriff er die ihm zugedachte Beschämung. — „Ha, ist es so gemeint! rief er empört aus. Willst Du hier eine Heldenrolle spielen?"

Mit den kühnsten Wendungen ging er jetzt dem Burbadge zu Leibe. Dieser gab in seiner Verlegenheit eine Blöße, und William stieß im Jähzorn heftig und mit den Worten: „Da, Prahler!" nach der Brust des Gegners. Mit einem Schrei sank Burbadge auf die Treppe.

Mehre Nachbarn der engen Gasse, durch das Klirren der Degen geweckt, riefen Hülfe, und entriegelten ihre Thüren. William eilte auf die Themsenstraße hinab, auf das Black-Fryars-Quartier los, wo seine Wohnung lag.

Als William aus kurzem, unruhigem Schlaf erwachte, fand er sich nur halb entkleidet, quer auf seinem Lager hingestreckt. Er erhob sich mit trübem Kopfe; seine Stimmung

war wüst, und nicht ohne Anstrengung besann er sich auf die verschiedenen Vorfälle des gestrigen Abends. Er hatte Burbadge verwundet, vielleicht lebensgefährlich getroffen, und wenn die Kampfzeugen sich unklug oder unvorsichtig benahmen, so fiel er in gerichtliche Untersuchung und in Strafe. Denn es bestanden sehr strenge Verbote des Zweikampfes, und sogar die Uebungen auf dem Fechtboden waren eingeschränkt. Zu dieser Angst um seine Freiheit kam die Besorgniß um Burbadge. William stand auf, um den Freund zu besuchen, ihn zu versöhnen und für ihn sorgen zu helfen, zugleich aber auch zu hören, was er etwa zu seiner eigenen Sicherheit thun könne.

Das Licht brannte noch, obschon der Tag durch die Fenster schimmerte. Beim Ankleiden fiel dem Freunde ein, daß Nelly, seine Hauswirthin, nicht wie sonst auf seine Heimkehr wach geblieben war. William fühlte einen schmerzlichen Vorwurf darin, wie ungern er sich auch in dem Zustande hätte sehen lassen mögen, in welchem er heimgekehrt und auf's Bett gesunken war. Er erinnerte sich auch der leichtfertigen, jungen Frau am Dowgate, der schwelgerischen Mahlzeit, der verwogenen Reden und unsaubern Scherze, und wie er sich nach dem Eckchen in der Schublade umsah, wohin er Abends seine Baarschaft abzulegen pflegte, hatte er nichts mitgebracht. Dieß Alles ballte sich zu einer trostlosen Verstimmung zusammen.

Nelly, wie es schien, mit verweinten Augen, brachte das Frühstück. William war still; sie räumte schweigend auf. Endlich konnte sie doch nicht weggehen, ohne mit schmerzvollem Blick und weicher Stimme zu fragen: „Wie geht es Euch denn, William? Seid Ihr wohl?“

„So, so, gute Nelly! antwortete er. Nicht so gut, als wenn ich mit Deinem freundlichen Gutnacht schlafen gegangen wäre.“

„Ach! seufzte sie. Ihr habt Euch wieder einmal einen unglücklichen Tag gemacht.“

„Freilich, gute Nelly! Wenn's bei einem bleibt. —“

„Wie übel Ihr ausseht! Und wie wird Euch erst zu Muthe sein!“

„Schändlich, Nelly! Verfluchtes Gestern! Könnte ich es mit diesen Nägeln wegtilgen!“

„O daß Ihr Euch niemals zu halten und mäßigen wißt, und Euch so viel Leid und wirre Stunden macht! Aber was das Schlimmste ist, — diese bösen Tage wiederholen sich jetzt öfter, als vormals.“

„Ich wollte, Du lögst, Nelly! rief der Freund schmerzlich aus, und warf sich in einen Sessel. Narren leuchten meine Tage heim, meine Abende verlöschen, wie qualmende Lampen. Ich verwünsche mein Leben. Wie ein Schatten streicht es vorüber. Gleich mir selber ist es ein elender Gaukler, der ein Stündchen rast, ein Stündchen jammert, und von Niemanden mehr beachtet wird; es ist eine Zote, die ein Narr erzählt, es ist ein Schall, ein Bombast, der nichts bedeutet.“

„Thut Euch nicht Unrecht, guter William! fiel Nelly ängstlich ein. Ihr habt viel Wackres geschaffen, und Euer edler Geist könnte noch Herrliches thun.“

„Thun? Was ist dieß Thun? rief William bitter aus. Was bedeutet diese alberne Gabe der Poesie! Die Welle, die in einer schmuzigen Bucht des Lebens Schaum schlägt, und an der hungrigen Düne nascht, — da hast Du den

Dichter! habe ich Liebe, hab' ich Ehre davon? Nur draußen auf hoher See des Lebens bringt man diese Güter und Beuten heim. —"

„Wenn Euch Poesie und Kunst so wenig froh machen, sagte Nelly, so ergreift doch etwas Anderes; ein Geist, wie Eurer, kann ja das Leben an hundert Seiten fassen."

„Wie schlecht verträgt sich mein Geist mit diesem tollen Leben! versetzte William. Was will diese Glut in mir, diese Begier zu schaffen, die, noch ehe sie sich bethätigt, zum Fluche wird, unbändig, wild, treulos, mordsüchtig, schmachvoll! Freuden bietet dieses Leben aus, und wenn unser Geist sie erringt, muß er sie verachten. Vernunftlos jagt er hinter des Lebens Beute her, und haßt sie, sobald er sie gewonnen. Alles wird zu einem giftigen Köder, der uns toll zu machen hingelegt ist. Wild werden wir im Verfolgen, rasend im Genuß des Lebens. Was ich anstrebe, was ich erringe und umfasse, reißt in's Ungemessene fort und labt mit Unfrieden. Nach Segen und Heil ringe ich, und erfaßt entwickelt sich ein Fluch daraus. Was ein Glück schien, wird ein Traum, was als Wahrheit lockte, zerrinnt in Täuschung; denn die Welt selbst, aus Nichts erschaffen, spielt bloß den Schöpfungsfluch ab, auch wieder zu Nichts zu werden. Doch wem ist das etwas Neues? Wer aber lehrt uns jenen Himmel meiden, der uns in eine Hölle wirft?"

„Ach! seufzte Nelly, daß ich Euch so muthlos und in solchem Zerwürfniß mit Euch selber sehe, mitten in Euerm schönsten Lebenssommer? Und mich dünkt doch, es müsse für Euch etwas so Leichtes sein, glücklich oder doch vergnügt zu werden. Wenn ich es Euch nur recht deutlich machen könnte!

Lenkt doch nur einmal Euern Geist und Eure Lust auf Dinge, die Euer Herz nicht verwerfen muß, und Ihr werdet bald einig mit Euch selber sein. Vor Allem solltet Ihr Euch von Euern jetzigen Freunden und Gefährten weglassen und dann Eure herrlichen Gaben anbauen. Warum laßt Ihr denn Euer schönes Gedicht vom Adonis wieder liegen? Erst hattet Ihr so viel Lust daran."

„Ach wenn ich keine andern Sorgen hätte! rief William. Wo soll ich denn ein dichterisches Behagen hernehmen?"

Sorgen habt Ihr? fragte Nelly betrübt. Ich habe doch noch eine schöne Summe von Euch in Verwahrung, und anzuschaffen ist jetzt nichts. Oder mache ich Euch noch nicht Alles recht? So sagt doch nur, was Euch fehlt, um bequem und sorgenlos zu sein! Oder seid Ihr nicht zufrieden damit, wie ich Euer Geld verwalte, Eure Anschaffungen mache, Euer Geräth besorge und Alles, William?"

„O Du gute Seele! rief der Freund aus. Nein, das ist es nicht. Du machst Alles und Alles recht, Du bist verständig und treu. Ich bin gehalten wie ein Lord. Aber kannst Du auch so für mein Herz sorgen? Ja, Du könntest wohl, Nelly: Du bist reizend und anmuthig; aber eigensinnig und kalt. Liebe, Liebe brauche ich. O dieß Leben, das nicht einmal ein Herz für mich hat. Das ist ein Leben für Polypen, nicht für Poeten, für Seequappen, für kaltes Gewürm, das sich im Moder nährt. O Nelly, und Du hast ein so treues Herz! setzte er hinzu, indem er sie zärtlich umarmte."

„Nicht so, William! rief sie, und entzog sich ihm. Nennt das nicht Liebe, wonach Ihr mit solchem Ungestüm trachtet. Was Ihr unter diesem mißbrauchten Namen sucht, wird

Euch niemals befriedigen, und was Euch beglücken könnte. — Nein, laßt uns nicht vergessen, wie wir zusammen stehen wollen. Ein heitres Wort, ein freundlicher Blick von Euch machen mich recht froh. Und könnte ich Euch zufrieden und glücklich sehen, so hätte ich in aller Welt keinen Wunsch mehr, außer daß mein kleiner Hamneth gedeihen, und ein berühmter Mann werden möchte, — so begabt wie Ihr, nur nicht so unglücklich."

„Ho, ho! lachte William, wenn man Eins ohne das Andere sein könnte!"

„Ach das wäre ja traurig!" seufzte sie. —

Eine Stille entstand, während welcher Nelly Einiges bei Seite räumte; worauf sie ängstlich fragte, ob William nun gestimmt sei, einen Besuch anzunehmen.

„Was? rief William. Sind die Gerichtsdiener da?"

Nelly schrie vor Schreck auf. „Was ist geschehen? fragte sie. Um Gott, was habt Ihr begangen, William?"

„Wir wollen zu Burbadge senden, versetzte der Freund. Wo bleibt nur mein Bursche? Wir haben einen Zweikampf gehabt, um Kindereien. Und wenn er nicht in seiner Wohnung ist, zu Lowin. Ich muß wissen, wie's um ihn steht; ich habe ihn in die Brust getroffen, oder — ich weiß nicht wohin."

Nelly rang die Hände. Sie wollte selber mit einer Magd gehn und nachfragen, erklärte sie. „Faßt Euch nur, William, bat sie, Eure Mutter kommt. Um Gott, laßt die ängstliche Alte nichts merken!"

William erschrack, war verlegen und — ward gerührt.

„Alles kommt auch heut zusammen! seufzte Nelly. Ich habe sie absichtlich nicht beherbergt, sondern bei meiner

Schwester untergebracht. Ich merkte wohl, daß es eine betrübte Angelegenheit ist, in der sie kommt. Ich wollte Euch vorbereiten, und auch die Mutter nicht wahr nehmen lassen, wie spät Ihr etwa nach Hause kämt."

Eben ließ sich ein Husten vor der Thüre hören, und die Mutter trat herein, — bürgerlich gut gekleidet, den Rock mit silbernen Schnüren umsäumt und eine Silbernadel mit einem Perlenknopfe auf der Brust.

William empfing sie mit tiefer, stummer Rührung, brachte sie auf den Polstersitz, umarmte sie wiederholt, küßte und hielt ihre welken Hände fest, während er sein Gesicht an ihrer Brust verbarg. Die Mutter weinte; Nelly entfernte sich still.

„Nicht wahr, ich habe Euch lange nicht besucht? rief William, sobald seine Rührung zu Worte kam. Und habe auch eine Weile nichts geschickt?"

Er warf sich abermals an ihre Brust. — „Das nicht! erwiederte die Mutter. So bedürftig sind wir nicht mehr; unser Geschäft hat sich mit Deinen Mitteln gehoben. Der Wollenhandel zieht; es ist ein ängstlicher Segen, den Dein unseliges Geld trägt."

„Unselig, Mutter? Unseliges Geld?" — „O mein armer Willy! schluchzete sie. Ich kann es nicht lange auf dem Herzen behalten. Ich habe mich auf den weiten Weg gemacht, den ich seit funfzehn Jahren nicht betreten: ich muß Deine Seele retten. Warum hast Du uns so getäuscht? Wir haben Dich die fünf Jahre, seit Du von Stratford weggegangen, für einen wohlstehenden Schreiber gehalten, und müssen nun hören, daß Du bei dem sündhaften Schauspiele bist, und sogar Sachen erdichtest und schreibst, die so

viel christliche Seelen bethören. Dein Vater ist außer sich; Du kennst seine Heftigkeit. Und war er auch sehr zurückgekommen, so kann er doch nicht vergessen, welche Ehrenämter er einst bei der Stadt bekleidet hat, und daß er noch immer das ihm vom Heroldsamte bewilligte Wappen führt. Und nun ist sein verlaufner Sohn, solch' ehrenwerther Abkunft vergessend, ein Komödiant geworden. Mein Alter hat in der Wuth selbst hierher gewollt; ich fürchtete aber, er würde ganz London in Aufruhr bringen und bin selbst gekommen, um Dich zu beschwören und zu bewegen. Verlaß diesen gottlosen Weg! Komm' mit zurück und genieße mit uns, was wir ja Dir verdanken. Mit dem Squire Lucy ist Dein toller Streich im Park ausgeglichen, und die Wolle ernährt uns alle. O mein guter Willy! Nicht wahr, Du ehrst noch Vater und Mutter, und hast Dich noch nicht über das vierte Gebot hinaus gedichtet?"

„O meine geliebte Mutter! rief William. Was soll ich auf solche Bekümmernisse erwiedern, in denen mich die Mutterliebe, wenn auch in so fremder Sprache aufsucht? Mutter und Sohn, von einerlei Adern durchwebt, von demselben Blute durchwärmt, und Herz an Herz gedrückt, stehen doch in diesem trübseligen Augenblicke zu weit aus einander, um sich zu verstehen. Sie umfassen sich mit Liebe und begreifen sich nicht. Also auch diesen Zwiespalt meines Lebens noch, daß Glück und Ruhm, wenn ich sie erringe, und wie Sonnenschein auf mein väterlich Dach fallen lasse, verwünscht und verflucht werden! Auf der Schwelle, wo der Knabe sein Spielgeräth zerbrochen, dachte ich als Mann, wie gering ich auch die Beute des Lebens anschlage, mit meinem Glück und Ruhme noch einmal zu spielen. Ja,

Mutter, Ihr kommt, mir die schönste Hoffnung zu vernichten. Einst wollte ich nach Stratford zurückkehren, die Knabenthorheiten mit meinem Ruhm übergrünen und die Armseligkeiten der Jugend mit Seide überkleiden. Soll denn aber mein Verdienst der Wuth meines Vaters begegnen, und mein Ruhm die Augen meiner Mutter in Fluth setzen? Ja wohl, ich bin der verlaufene Sohn! Ein gemeines Weib, ein ungerechter Vater, haben mich von Thorheit zu Thorheit bis in die Verzweiflung hinein gehetzt. Doch — wem erzähle ich das? Liebe Mutter, — wir haben uns ja niemals mißverstanden. Ihr habt mir Euern letzten goldnen Pathenlöffel mit dem Apostelbilde auf dem Stiel zur Wegesteuer zugesteckt, als ich bei grauendem Tage über die nebelfeuchte Schwelle floh: sollten wir uns mit der alten Liebe nicht auch jetzt verständigen? Ich habe bei meinen Besuchen niemals über die Sache mit Euch reden können. Hört mich jetzt an, und da Ihr mich nun als Schauspieldichter kennt, so betrachtet einmal meine Lage von meiner Seite. Ich kam damals hierher nach London. Wie anders ward mir an der Themse zu Muth, als am Avon! Daheim ängstigten mich Spießbürger und Erbärmlichkeiten der engsten Gäßchen; hier erhob mich der Anblick eines großen Lebens, — kühne Unternehmungen, glänzende Feste, fürstliche Männer, herrliche Frauen, ein brausendes Volk, das aus den Tiefen des Lebens hervor sprudelte, in die Abgründe des Lebens hinein schäumte. Und mich kannte Niemand: kein Nachbar blinzte über die Schulter auf mich, keine Gevatterin zuckte mit den Mundwinkeln. Ich durfte meine Hutfeder so hoch tragen, als ich reichte. — Eine Weile war ich in der That ein Abschreiber und schwamm so in diesen Wogen mit, wie

ein Seestern hin und hergeschaukelt. Bald aber mußte ich mir einen bedeutsameren Antheil dieses großen Lebens aneignen. Nun sagt selber, Mutter, — welchen sollte ich nehmen, welchen konnte ich? Freunde hatte ich nicht, keine Familie, kein Gewerb; ich hatte nur Sinn für Alles, ich begriff oder fühlte Alles, ich gehörte dem Ganzen an, und mußte mich dem Ganzen widmen. In diesem Volksstrome hatte das sonnige Leben eine glänzende Abspiegelung in dem großartigen Volkstheater. Hier sollten sich die Freuden und Schmerzen, die Tiefen und Thorheiten der Menschheit in bedeutenden Gestalten zeigen. Machen wir sie denn, diese Tollheiten oder auch Tugenden des menschlichen Lebens? Nein, wir spiegeln sie ab, der Menschheit zur Selbstbeschauung; wir schaffen das Leben nach, wie es Gott geschaffen. Ich sah dieß für einen großen Beruf an, und ergriff ihn. Nichts ist gering in der Welt, theure Mutter: es kommt auf den Sinn an, mit dem man es treibt. — Bald sollte ich mich nicht mehr als bloßen Mitgenossen des Lebens, sondern auch als einen Sohn Englands fühlen. Damals nämlich, als das ganze Reich über dem Anzuge der spanischen Armada in Bewegung kam, und unsere Königin, das Heer zu mustern in das Lager zu Tilburg ritt. Auf einem edeln Streitrosse, mit einem Marschalstabe in der Rechten, jagte sie dahin; der Stahlharnisch glänzte auf ihrer königlichen Brust und dem prachtvollen Anzuge; ihr blondes Haar flatterte und hinter ihr trug ein Page den Helm mit dem weißen Busche. Das englische Heer und Volk jauchzete einen Sturmwind über die See, und die „unüberwindliche" Flotte zerstob. Damals, o meine Mutter, dufteten alle feindseligen Rosen, die weißen und die rothen,

zusammen, und Albion war von Begeisterung durchwürzt. Die alten Geschichten, die Ihr selbst mir als Knaben erzählt hattet, Mutter, knospeten bei solcher vaterländischen Witterung aus dem Herzen und blühten auf; die alten Kämpfe und Leidenschaften schlugen an das einmüthige Herz des Vaterlandes. Ihr wißt, ich machte den kurzen Feldzug freiwillig mit und trage den Degen jetzt mit Ehren. Ich war dann zurück gekehrt, ich hatte England verstanden: ich dichtete, und England verstand mich. — Nur meine Mutter verwirft meine Schauspiele und mein Vater den verlaufenen Sohn!"

Die Mutter war von diesen letzten, schmerzlich herausgestoßenen Worten William's sehr ergriffen, ohne daß sie doch den Sohn für gerechtfertigt hielt. — „Ach, mein Willy, sagte sie, du dauerst mich, und doch muß ich Deinen sündhaften Irrthum bejammern. Aber ich entschuldige Dich: es ist ein gar verlockender Schein, mit welchem Dein bewegliches Herz versucht worden ist. So siehst Du mit verblendeten Augen nicht, wie Du dem schnöden Müßiggang eines leichtsinnigen Pöbels dienstbar geworden bist, Dich auf schmähliche Weise verkleidest, Dein ehrliches, von Gott gemachtes Angesicht mit Bart und Schminke entstellst, und Dich zum Ergetzen der Thoren und Sünder auf einem bemalten und behangenen Pranger gebehrdest und erniedrigest. Gott hat Dir schöne Gaben verliehen ein ehrbares Gewerb zu treiben, Dir und andern zu nützen, und betend und arbeitend ein frohes Leben zu Ehren Deines Schöpfers zu führen. Statt dessen verbrauchst Du diese Gaben, um Narrheiten auszuspinnen und Spott und Späße zusammen zu weben zur Belustigung unreiner Herzen. Als Komö-

dienschreiber putzest Du, so zu sagen, die Leichen der Geschichte auf und handirst sie wie wirkliche Gestalten; als Komödiant machst Du aus Deinem eigenen lebenden Leibe einen bemalten und aufgeputzten Leichnam zur Einkehr verstorbener oder erdichteter Wesen. Wie? Und mit diesem frevelhaften Treiben, mit diesen Gespenstern des Müßiggangs, verdienst Du Dein Brot und suchst Ehre und Achtung unter christlichen Menschen?"

William schwieg aus Unmuth und um sich nicht gegen seine Mutter durch Sprechen zu erhitzen. Er fühlte sich durch diese, der Mutter beigebrachten puritanischen Ansichten auf's Empfindlichste gekränkt, und doch dauerte ihn dabei die bekümmerte Alte, die es auch in ihrem Mißverstande treu mit ihm meinte. Er mußte sich überzeugen, daß er das befangene Auge der Greisin nicht lösen könne: wie sollte er ihr Herz beruhigen? Am bittersten war es ihm, daß er sich in seinem mit Eifer vertheidigten Stande in der That nicht wohl fühlte. Eine ungeschickte Hand, die er abwehren mußte, hatte doch ganz richtig die wunde Stelle gefunden; die Berührung war wahr, und doch der Griff falsch. Und nun fuhr mit neuem Mißverstande die Mutter fort:

„Siehst Du, daß Du mir selber stillschweigend Recht geben mußt! Und nicht ohne Grund hast Du bei Deinen Besuchen in Stratford Deine wahren Verhältnisse verschwiegen und uns im guten Glauben gelassen, Du seiest immer noch ein Schreiber."

„Laßt das jetzt, Mutter! versetzte er etwas ungeduldig. Ich hatte andere Gründe, heimlich zu thun. Ich war Euer Gast, ich mußte mich nach Eurer engen Wohnung und nach Eurer beschränkten Ansicht des Lebens einrichten. Ich hoffte

auf Glück und Gelingen, als beßte Vermittler, um einstens meinen Namen bei der Welt, mein Herz bei Euch zu rechtfertigen. Laßt das jetzt; es durchkreuzt mich zu vielerlei Verdruß heute, und — warum, liebe, gute Mutter, soll ich mich durch Widerspruch um die Freude Eures Besuches bringen? Nein, setzen wir das jetzt bei Seite; bleibt eine Weile bei mir, seht Euch London an, — ein andres Mal verstehen wir uns besser. —"

Nelly stürzte athemlos herein; wie sie aber die alte Mutter erblickte, suchte sie sich zu fassen. — „Es kommen Leute, sagte sie mit dem sorgenvollsten Blicke; es wollen Männer zu Euch! Ob sie Euch jetzt auch recht kommen, Meister? Wir wollen einstweilen hinüber gehen, Mutter, — kommt!"

Sie führte mit ängstlichem Zwang die Alte fort, und kaum waren beide in das Seitengemach entfernt, als der Sheriff mit Gerichtsdienern eintrat.

Der in Scharlach Gekleidete setzte mit feierlicher Miene und pedantischen Umschweifen aus einander, warum Master William vor Gericht und in Haft folgen müsse. Der Freund blieb während dessen ganz verdutzt. In andern Fällen nicht ohne Verwegenheit, sah er sich doch jetzt einer Gewalt gegenüber, von der ihn kein persönlicher Muth befreien konnte. Er suchte Ausflüchte, that ungehörige Fragen, schickte sich an zu folgen, und schützte dann wieder bald dringende Geschäfte, bald Unwohlsein vor; kurz, er benahm sich wie ein Mann, der nicht ohne Schuld, aber ohne Rechtskniffe, unwillig, aber ungewandt in seiner augenblicklichen Lage ist. Es half nichts, er mußte sich ankleiden, um dem Sheriff zu folgen, und so sehr er dabei zögerte,

fiel ihm doch keine Ausflucht vor solcher widerwärtigen Gewalt ein.

Der Sheriff suchte ihn zu beruhigen: Newgate sei ja ganz in der Nähe. —

„Was? rief William. Das Criminalgefängniß?"

Es überlief ihn kalt und heiß. Eine Erschöpfung wandelte ihn an; er warf sich auf den Polstersitz. Vor seinen Augen dunkelte es; er fühlte seine Zukunft als eine schauervolle Nacht, die des Sheriffs Scharlachanzug wie ein Höllenfeuer durchleuchtete. Er erklärte fest, er werde nicht folgen.

Der Sheriff winkte den Dienern, Gewalt zu brauchen; Da stürzte Nelly herein. — „Graf Southampton ist in's Haus getreten," sagte sie. „Wartet noch Sheriff! Master William bekommt Besuch von seiner Herrlichkeit." — Und dem Freunde flüsterte sie zu, er möchte doch des Grafen Schutz und Einfluß ansprechen.

William stand auf und fühlte sich erhoben. — Der Graf trat herein, maß mit flüchtigem Blicke den Sheriff, und faßte mit freundlichem Gruße Williams Hand. — „Ich komme," hob er an, sah sich aber gleich wieder nach dem Sheriff um und sagte: „Ihr habt da einen Scharlachhandel?"

„Ein Streit mit Burbadge, Mylord, erwiederte William, hat meinem Degen einen unglücklichen Sieg verschafft, und die Masters wollen mir nun einen eben so leidigen Siegeszug nach Newgate bereiten."

„Ein Zweikampf?" lächelte Southampton. — „Ja wohl, Eure Herrlichkeit! fiel Nelly ein, und Lowin mit den andern falschen Freunden haben die Anzeige gemacht. Ich

war eben aus, und habe alle die Schlechtigkeiten vernommen. Und mit Burbadge ist es gar nicht einmal der Mühe werth; er ist noch am Leben."

„Sheriff, sagte der Graf, ich leiste Bürgschaft für den Master, ich stehe für ihn ein. Ich bürge, daß er das Haus nicht verläßt. Ich werde hernach Burbadge besuchen, und in Person vor das Gericht kommen. Ich werde darthun, daß es gar kein richtiger Zweikampf gewesen ist, sondern bloß eine im Dunkel begangene Unvorsichtigkeit mit dem Degen. Geht nur, ich werde Alles in's Klare bringen. Das Gesetz paßt nicht auf den Fall."

Der Sheriff verlangte nur eine schriftliche Erklärung des Grafen, erhielt sie, und verließ nun zu Williams Freude und von Nelly geleitet, das Haus.

„Ich komme, Euch für die köstliche Sonette zu danken, die Ihr mir gewidmet habt," fuhr nun der Graf fort.

„Eure Herrlichkeit! rief William aus. Es wäre genug, daß Ihr mir meine Kühnheit verziehet."

„Nicht also! versetzte Southampton. Ihr habt mir wohl früher angemerkt, wie sehr ich Eure Dichtungen schätze. Darum dürft Ihr voraus setzen, daß ich es für keine poetische Freiheit, sondern für Dichtergunst ansehe, wenn Ihr mir so süße Verse nicht bloß widmet, sondern mich so zu sagen ganz hinein wickelt."

„Allerdings hat mich Eure freundliche Huld aufgemuntert, erklärte William. Wie Ihr in jedem meiner Stücke vorn auf der Bühne saßt, war mir Euer huldvolles Auge der Polarstern, nach dem ich mich richtete. Das Klatschen der Menge galt mir nur, um mich an die vielen Hände zu erinnern, die bezahlt hatten. Für mein Stücke

war Eure Herrlichkeit mein Publikum. So war es früher. Nun Ihr aber, seit ich Euch meine Sonette überreichen ließ, fast gar nicht mehr in's Theater gekommen seid, glaubte ich, Ihr zürntet mir."

„Bewahre! lächelte der Graf in wehmüthiger Erinnerung. In der letzten Zeit habe ich meine Abende vertändelt. Ich könnte sagen, ich hätte ebenfalls ein Schauspiel gesehen, freilich von anderer, als poetischer Täuschung. Nun werde ich aber wieder zu Euern Dichtungen eilen. Bei allem dem, daß ich auf der Bühne Euch oft genug so nahe saß, bin ich doch niemals dazu gekommen, Euch auch nur zu sagen, wie sehr ich Euch schätze. Ich unterließ es absichtlich. Ein solches Lob ist bei unsern jungen Edelleuten zu sehr zur bloßen Floskel geworden: ich fürchtete, es möchte Euch aus meinem Munde eben so wohlfeil erscheinen, als es von Andern an Andere gespendet wird. Mir aber war es sehr ernst mit meinem verheimlichten Beifall. Ich wollte Euch kein Gnadengeschenk des Lobes, sondern einen reinen Tribut entrichten. Darum komme ich ausdrücklich in Eure Wohnung, wo ich das Wort allein habe. Damit soll es aber nicht abgethan sein; wir wollen uns künftig näher bleiben. Meine Mutter wünscht Euch kennen zu lernen; da Ihr aber des Ehrenhandels wegen, bis ich die Sache ausgeglichen, in häuslicher Haft seid: so will ich Euern Besuch in Southamptonhaus auf ein andres Mal einrichten. Wenn Euch meine Verbindungen, mein geringes Vermögen in irgend etwas förderlich sein können, so habt Ihr die Schuld, wenn Ihr schweigt."

„Herr meiner Liebe! rief William aus bewegtem Herzen. Euer hoher Werth, Euer Verdienst hat mich mit

Allem, was ich bin, Euch dienstbar gemacht. Ich habe Euch die kleinen Gedichte gesendet, um Euch meine Ergebenheit, nicht das Ergebniß meiner Dichtkunst zu zeigen. Zu groß ist meine verehrungsvolle Neigung für Euch, als daß meine Poesie reich genug wäre, sie mit würdigen Worten zu kleiden; vielmehr hoffe ich von Eurer edeln Gesinnung, daß Ihr meinen guten Willen in seiner Nacktheit nicht für verwerflich achtet. Wenn einst der Stern, der mich durch's Leben führt, heitrer, huldreicher auf mich niederlächelt, und meiner Neigung, die jetzt noch wie eine Bettlerin aussieht, einige Zier verleiht: dann erscheine ich vielleicht Eurer wohlthätigen Achtung werther, als jetzt, und darf eher mit meiner Liebe für Euch groß thun; wenn mir auch bis dahin nur mein Haupt vor Euch zu neigen ziemt."

Der Graf faßte den Dichter herzlich bei der Hand. „Nein, sagte er, die Schranken, die zwischen uns Geburt und Beruf aufgestellt haben, sollen so freie, fliegende Seelen, wie wir sind, nicht hindern, Freunde zu werden. Ich bemerke einen edeln Stolz, ein höheres Trachten an Euch, William. Laßt mich mit der echtesten Freundschaft, die man haben kann, Euch in Regionen bringen, in denen solche Gefühle eher flück werden, als im Gehege Eures Handwerks. Wenn Ihr, werther Freund, setzte er lächelnd hinzu, etwas dichten wolltet in der Art, wie es unsern Edmund Spenser berühmt gemacht hat: dergleichen erzählende und lyrische Poesien gelten in der höhern Gesellschaft; sie werden gedruckt und gelesen; sie stempeln eigentlich den Dichter, und machen ihn bei dem Adel gesellschaftsfähig; während die dramatischen Sachen nur als Belustigung des

großen Haufens gelten. Versteht sich, — ich denke anders darüber."

„Es ist etwas dergleichen, wie Ihr meint, schon angefangen, Mylord, erwiederte William. Nach diesem ermunternden Besuche Eurer Herrlichkeit werde ich gute Stunden finden, es zu vollenden."

Nach manchen lebhaften Gesprächen schied der Graf herzlich, und William geleitete ihn vor das Haus. — Den übrigen Tag brachte der Dichter in aufgeregter Stimmung zu, wie sie bei begabten, aber unbefriedigten Menschen nicht selten einkehrt, wenn auf körperliche Verstimmung, auf Reue und Mißmuth, auf eigne Vorwürfe und fremde Engherzigkeit irgend ein erhebender Gedanke oder ein spannendes Ereigniß folgt, und das gedrückte Selbstbewußtsein erweckt. Jene bittern Morgengefühle William's schlugen sich immer mehr nieder, und seine Zufriedenheit bestärkte sich.

In dieser Stimmung durchwühlte er eine kleine Lade mit Handschriften. Wo er seinen bisher in des Vaters Weise geschriebenen Namen „Sharper" fand, durchstrich er ihn, und schrieb ihn bedeutsam und prunkender in — „Shakespeare" um. Endlich fand er das gesuchte Heft mit dem angefangenen Gedichte „Venus und Adonis" auf einzelne Blätter hingeworfen, wie sie ihm beim Niederschreiben gerade zur Hand gelegen waren. Er wollte das Gedicht nun rasch fertigen, feilen, und als Einstand in die vornehme Welt drucken lassen, dazwischen aber sich nach neuen Fabeln zu Schauspielen umsehen. Er fühlte einen Drang in sich, neue, ungemeine Gestalten und Lebensschicksale darzustellen. Tiefere Schmerzen, eine edlere Lust, als in seinen bisherigen Stücken, sollten Worte finden. — Sein

Leben schien nach einer stürmischen Nacht wie durch einen Ruck unerwartet in eine höhere Region gehoben; tief hinter ihm lagen verwitterte Genüsse und Thorheiten; höhere Begierden wehten ihn an, und er empfand auf das Lebhafteste, daß er auch Höheres zu leisten habe. Die Vorurtheile seiner Mutter, seines Vaters Entrüstung durften ihn nicht länger bekümmern und aufhalten; er war allem Engen, wie allem Niedern entrückt.

Goethe's Verhältniss zur Tonkunst.

Von

Dr. August Kahlert.

Die Tonkunst erschließt ihr geheimnißvolles Wesen nur Demjenigen, der sie *erlebt*, nicht Dem, der blos über ihre Hülfsmittel, als etwas Angelerntes, nachgedacht hat. Ihr Begriff läßt sich nicht überliefern, die Sphäre des Geistes, welcher sie angehört, läßt sich durch das Wort nicht befruchten. Jedes Kunstwerk anderer Gattung bietet vielleicht immer noch reichere Nahrung für Einen, der sich gegen Kunst überhaupt gleichgiltig verhält, als das musikalische es vermag. Das oft gebrauchte Bild, daß die Musik eine eigenthümliche Sprache sei, in der der Künstler dichte und denke, bezeichnet die Sphäre der Musik auch noch nicht auf genügende Weise; eine Sprache kann man erlernen, und hat dann den Schlüssel zu den Schätzen, die sie verbirgt, die musikalische Sprache ist aber nicht blos ein Schlüssel zu einem Schatz, sie ist der Schatz selber, das heißt, der Gedanke ist mit seiner Sprache völlig identisch, er kann durch kein anderes Hülfsmittel sich kund geben. Musik lernen heißt also weit mehr, als eine Sprache lernen, es ist soviel als musikalisch erzogen werden. Hätte man dies zu allen Zeiten begriffen,

so würde man sich nicht darüber wundern, daß schon die Griechen die Musik unter die Erziehungsgegenstände aufnahmen. Durch die musikalische Erziehung, also, wenn man will, durch Unterricht und Selbstthätigkeit in der Musik, wird eine Seite der Menschenseele entwickelt, die zu deren Wesen gehört. Sie zeigt sich so oft auch bei Leuten, die jenes Unterrichts entbehrten, und bleibt alles Unterrichts ungeachtet, bei so vielen unergiebig, — bekannte Thatsache, die aber, wenn man sie recht beachtet, dem Beurtheiler einer besondern Individualität wesentliche Merkmale liefern.

So wird denn auch, wer einen Dichter beurtheilen will, nicht blos durch eitle Neugier sich getrieben fühlen, von dem Grade des Interesses, das Jener an Musik genommen habe, Kenntniß zu suchen. Von der Verwandtschaft, die zwischen der Ton- und Dichtkunst obwalte, handeln ohnedies ja viele Schriften, und die Engländer Brown und Webb haben in besondern Monographieen nachzuweisen sich bemüht, wie genau beide Künste einander ergänzen. Es ergiebt sich manches interessante Resultat; z. B. bei fast allen Humoristen findet sich große Vorliebe für Musik. Jean Paul macht den Anfang, Ernst Wagner bewährt sich als sehr musikkundig, E. T. A. Hoffmann, Weisflog, L. Schefer komponiren selbst. Schiller erweiset sich auch dadurch als Anhänger Kant's, daß er so wenig als dieser mit dem Begriffe der Tonkunst auf's Reine kommen kann. Bei den Philosophen überhaupt kommt man dahin, anzunehmen, daß die sich zu den Ansichten Plato's hinneigen, z. B. Solger, der Tonkunst näher stehen, als die Bewunderer des Aristoteles. Von Herbart ist bekannt, daß er ein namhafter Theoretiker ist, wenn auch seinen Aeußerungen zu

Folge, der mathematische Theil der Tonkunst vorzüglich das ist, was er davon in's Auge gefaßt hat. Hegel hat in seiner Aesthetik der Musik den ganz richtigen Platz angewiesen, er scheint aber nur auf negativem Wege zu dieser Entdeckung gekommen zu sein, denn er wurde durch das Gesetz des Gegensatzes zu dem Schlusse gedrängt, in der Musik die Hauptrepräsentantin des romantischen Prinzips zu erkennen. Die nähere Ausführung, die sich in dem dritten Bande der durch Hotho herausgegebenen Vorlesungen befindet, ist wahrscheinlich unter dem Einflusse von Marx entstanden, dessen früher herausgegebene Kompositionslehre schon auf erfreuliche Weise an den Tag legt, mit wie großem Geschick dieser Kunstkenner sich der Hegel'schen Kategorieen für seine specielle Kunsttheorie bedient habe.

Wie könnte es nun verwundern, wenn der Versuch gemacht wird, Goethe's, des noch immer allseitig anregenden Geistes, Verhältniß zur Tonkunst zu erörtern, und zumeist aus seinen eignen Zeugnissen zusammenzustellen, bis zu welchem Grade sich das Verständniß dieser Kunst seinem Genius erschlossen habe?

Zuerst im väterlichen Hause wird Goethe, ein zehnjähriger Knabe, in der musikalischen Kunst unterwiesen. Er erzählt die Veranlassung dazu selbst sehr launig *), indem er die Bekanntschaft mit einem jungen lustigen Klavierlehrer, der bei dem Unterrichte jeden Finger, jede Taste des Klaviers mit einem Spitznamen belegt habe, als den Umstand anführt, der ihn Musik zu lernen, verlockte. Die Eltern gaben seinem Wunsche nach; der Knabe sammt seiner

*) Goethe's Werke Bd. 24. S. 185.

Schwester ward jenem Klavierlehrer anvertraut, dessen Unterricht aber, einmal begonnen, von jenen Possen, die, wie es sich ergab, der Lehrer nur dann anwandte, wenn er sich und seinen Schüler beobachtet wußte, frei blieb, mithin bald trocken vorkam. Die getäuschte Erwartung führte herbei, daß während die Schwester der Musik treu blieb, bald das Zeichnen von dem kleinen Wolfgang vorgezogen wurde, ohne daß väterlicher Zwang ihn in seiner freien Neigung beschränkt hätte. Ein Pensionsvorsteher Pfeil, der nebenher mit den eben in Gunst kommenden Flügeln einen Handel trieb, brachte auch einen solchen vergeblich für Goethe, der sich höchstens mit dem ältern Klaviere behalf, in's Haus*). Als Student in Leipzig gaben die Hausconcerte bei Breitkopf, dessen ältester Sohn die ersten Lieder Goethe's componirte, manchen Genuß, und die Sängerin Schmehling, später Mara, riß den Jüngling in Hasse's **S. Elena al Calvario** zu einem Lobgedichte (1771) hin, dessen er funfzig Jahre später sich als einer heitern Jugenderinnerung wiedererfreut. Hiller wurde besucht, wußte sich aber mit der wohlwollenden Zudringlichkeit des Studenten nicht zu befreunden**). Eine Weile hindurch scheint dann die Musik gar nicht beachtet worden zu sein. Im väterlichen Hause krank, fühlte er den Geist eher zum ernsten Forschen, als zu weichem Schmachten hingeleitet. In Straßburg blieb nun gar keine Zeit für Wiederaufnahme musikalischer Uebungen. Unter spätern kleinen Liebesabenteuern tauche die Neigung dafür mit dem glühenden Ge-

*) G. W. Bd. 25. S. 175.

**) Bd. 45. S. 286.

fühle, das ihn belebte, ihrer Natur gemäß, auch wieder empor. Hierzu kam die nähere Bekanntschaft mit Johann André, dem Vater des noch lebenden bekannteren Komponisten, der in Offenbach lebend, Goethe's und Lili's Freund, nicht blos des Dichters frische Lieder in Musik setzte, sondern, eine Art von Basilio, auch mit seinem Talente des Klavierspieles gern Gelegenheit bot, daß die Liebenden, unter dem Vorwande dem Künstler zu lauschen, einander allein sahen, und dieses Zusammensein oft bis nach Mitternacht verlängern konnten. Fast erscheint es als eine That der Dankbarkeit, daß Goethe ihm die Operette „Erwin und Elmire" (die später André die Musikdirektorstelle in Berlin erworben hat), schrieb. Dieser Anfang, für Komponisten zu schreiben, öffnete Goethe'n aber zugleich ein neues Feld der Thätigkeit, während er dadurch auch für Lilli, die sich als geschickte Dilettantin erwies, etwas Willkommnes schuf. Den mächtigen Eindruck, den sein eignes Lied, „Ach, wie ziehst Du mich unwiderstehlich", von ihr vorgetragen, kurz vor der ewigen Trennung auf sein Herz machte, schildert er*) einfach und ergreifend, und, wenn der Dichter des Götz und Werther bisher die Musik allerdings nur beiläufig und oberflächlich genossen, so bewährt jene Beschreibung, daß für diese Kunst nichts so sehr das Herz zu erschließen, geeignet ist, als die Liebe. Und betrachten wir die große Zahl seiner bis zu dieser Zeit, dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, gedichteten Lieder, so wird in der That sich nicht eins darunter finden, das nicht wahrhaft musikalischen Geist athmete. Worte, wie: „Durch

*) G. W. Bd. 48. S. 186.

Feld und Wald zu pfeifen", „Herz, mein Herz, was soll das geben", „In allen guten Stunden", und vor Allem (wie Tieck so schön ausgeführt hat), „Füllest wieder Busch und Thal", sehnen sich nach Tönen, wie die Braut nach dem Bräutigam. Wer sie lieset, und im Ohre nicht die verwandte Melodie leise erzittern zu hören glaubt, begreift ihr Wesen nicht. Die Sehnsucht Werther's in einsamer Hingebung an die Natur, der ganze Charakter Klärchen's im Egmont (dessen Entstehung wegen des späten Erscheinens ja nicht in den weimarischen Aufenthalt gezogen werden darf), sind jenen Liedern im Geiste verwandt. Es geschieht aber häufig, daß der bei verschiedenen Menschen sich so verschieden gestaltende musikalische Sinn, wegen des vielleicht geringen sogenannten musikalischen Gehörs, — Auffassung der Verschiedenheit der Töne nach Höhe und Tiefe, — sich oft nur desto fruchtbarer auf irgend ein andres Kunstmaterial wirft. Es giebt sogar Taubgeborne, welche jenen musikalischen Sinn besitzen; wer wird darum die Wahrheit des Sprichworts c'est le ton, qui fait la musique läugnen? Der Ton ist aber, wie alles Erscheinende, nur eben sinnlicher Schein und jeder Schein muß eine Wahrheit zur Voraussetzung haben.

Die Absicht, die Verbindung des Drama's mit Musik zu weitern Zwecken zu benutzen, durch André einmal angeregt, fand auch in Weimar Nahrung, wo Kapellmeister Wolf und Frau Goethe's nahe Freunde wurden, und was den herzoglichen Kreis überhaupt betrifft, man vor allen Dingen sich zu belustigen trachtete. Die französirenden Schauspiele „Claudine von Villa Bella" (1777 von Neefe komponirt), „die Fischerin" (1782) und: „Lila" erschienen. Der Aufenthalt in der Schweiz aber vermehrte

diese Neigung durch das Wiedersehen eines Landsmanns, des Tonkünstlers Christoph Kayser zu Zürich. „Jery und Bätely" und „Scherz, List und Rache" gehören zu den Früchten der Schweizerreise. Der Gedanke, auf diesem Wege etwas ganz Neues für die deutsche Bühne einzuleiten, tauchte immer wieder auf, und erst recht, als er Kaysern 1787 in Rom wiederfand. Es muß dies ein ausgezeichneter Mensch gewesen sein, obgleich seine Kompositionen sich nicht lange erhalten haben. Wenige Menschen gab es, denen Goethe ein Uebergewicht einräumte, von Jenem spricht er mit Begeisterung und zwar indem er bemerkt: *) „Das Leben des Menschen sei sein Charakter". Er schreibt (unter dem 10. November): „Kayser ist nun da, und es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt; er ist einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesünder wird". — Kayser hatte die Musik zu Egmont, der unterdessen fertig geworden war, mitgebracht, und die Freunde gingen nun an den Plan, die deutsche Oper zu reformiren; das Beispiel des italienischen Intermezzo's, der französischen Komödie wirkte ein. Dazu kam, daß die erste Gesammtausgabe von Goethe's Schriften vorbereitet ward, und der Verfasser sich nicht entschließen konnte, „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella" in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder abdrucken zu lassen. Er sagt davon: „ich hatte mich durch die Bearbeitung Egmont's in meinen Forderungen gegen mich selbst gesteigert; gar manches Lyrische, das sie enthalten, war mir lieb und werth. Der prosaische Dialog dagegen erinnerte zu sehr an jene französischen Operetten,

*) G. W. Bd. 29. S. 107. 145.

denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres singbares Wesen auf unser Theater herüber brachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, der den melodischen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft sehen. In diesem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden." — Erst im Januar 1788 sendet er die vollendeten Opern ab, und meint, „sie seien mehr gearbeitet, als man ihnen ansehe, weil er erst recht mit Kayser die Gestalt des Singspiels studirt habe."

Die Beobachtung der italienische Operntexte (namentlich: il matrimonio segreto) befriedigte Goethe'n sehr; neben Kayser's Rathschlägen hat sie indessen den Dichter mehr verwirrt, als belehrt. Kayser'n schwebte ein Ideal, ähnlich dem, welches Gluck begeisterte, vor, darauf deutet jenes Streben, dem declamatorischen Gesange zum Siege über das dem Vaudeville verwandte französische Wesen, zu verhelfen. Wäre Kayser (der, beiläufig gesagt, mit vielen Namensvettern nicht zu verwechseln ist) ein Genius, wie Gluck gewesen, so hätte sich aus jenen Studien vielleicht etwas Bedeutenderes ergeben. Goethe fühlte, daß der Komponist ihn ergänzen müsse. Er schreibt unter dem 10. Januar: „eine Operette, wenn sie gut ist, kann im Lesen nie genug thun". Nun konnte er aber, aus Mangel richtigen Gefühls in musikalischen Angelegenheiten, nicht beurtheilen, in wie fern Kayser dazu genug talentbegabt sei. Er giebt zu *), „daß all' ihr Bemühen, im Einfachen und Be-

*) G. W. Bd. 29. S. 149.

schränkten sich abzuschließen, verloren gegangen, als Mozart auftrat; die Entführung aus dem Serail habe Alles niedergeschlagen." In der That hat dieses Singspiel für das Schicksal der deutschen Oper entscheidend gewirkt. Es bildet den Uebergang aus der kleinen Gattung in die große, Manches ist dem Singspiele, Vieles, zumal einige Arien, der heroischen Oper verwandt. Der Genius Mozart's glich diesen Widerspruch aus. Dessen ward sich nun Goethe nicht bewußt, legte stillschweigend sich die Schuld bei, und meinte, nicht das Richtige getroffen zu haben. Bemerkenswerth hierbei ist, wie sehr er überhaupt durch Persönlichkeit sich bestimmen zu lassen, geneigt war. Die spätere Musik Beethoven's zu Egmont begriff er nicht, während dieser das reiche musikalische Leben dieses Stücks weit vollständiger, als Kayser erkannt hatte, und die Keime desselben viel gewaltiger als dieser zu befruchten vermochte. Aber Kayser war als Mensch ihm lieb und theuer, und hielt dadurch sein Urtheil befangen. Dergleichen Parteilichkeit, deren er sich unbewußt schuldig machte, begegnet uns in vielfachen Verhältnissen des großen Mannes.

Was nun die erwähnten Singspiele Goethe's überhaupt betrifft, so ist keine Frage, daß sie einzelne höchst glückliche Motive für Komposition enthalten. Am Frischesten ist wohl „Jery und Bätely" concipirt, ein liebliches Idyll, das schweizerische Alpenluft athmet. Der an Intrigue noch ärmeren „Fischerin" verdanken wir den „Erlkönig". Dieses Spiel ist eigentlich nur ein großes, auf den Zauber des Naturtheaters in Tiefurt berechnetes Bild. Hätte Goethe sich durch Kayser'n nicht irre machen lassen, so hätte er auch auf die deutsche Oper entschiedenen Einfluß

erreicht. Das bischen Form, den nöthigen Zuschnitt, den Gesangstücke erfordern, hätte er von selbst leichter gefunden. „Scherz, List und Rache" hat, wie er selbst bekennt, ihn sehr lange beschäftigt. Er gesteht, durch einen dunklen Begriff des Intermezzo verführt worden zu sein, und fühlt die Schwächen dieses schnell verschwundenen Stücks, das die Spuren des Gemachten und Gezwungenen allzudeutlich an sich trägt. Man sieht, es soll das Lückenhafte der gewöhnlichen Textbücher, wo die Musik nur baare Prosa unterbricht, vermieden werden. Daher ist alles rhythmisch gehalten, hierüber wird das Ganze ein Mischmasch, der weder zur Oper, noch zum Schauspiele recht taugt.

Uebrigens vermittelte Kayser's Anwesenheit in Rom, daß Goethe den musikalischen Genüssen, welche sich darboten, nicht fern blieb. Bei Gelegenheit einer alten Motette des Spaniers Morales, in der Sixtina gehört, und der Marcello'schen Psalmen interessirt ihn der historische Zusammenhang. Er nennt die letzten „unglaublich originel", obgleich man sich erst einen Sinn dazu machen müsse.*) Die Kirchenfeste wurden bemerkt, eine Bravourarie mit eingreifendem Chore, am Cäcilientage gehört, machte trotz alles weltlichen Beigeschmacks auf ihn bleibenden Eindruck. Wie Alle, die der Tonkunst gegenüber, sich als Naturalisten verhalten, machte die Menschenstimme auf ihn immer den größten Eindruck. Er ärgerte sich, als er eine Vesper mit Orgelbegleitung hörte, und nennt die Orgel „ein leidiges Instrument, das sich nicht mit der Menschenstimme verbinde". Die Stimmen, in der Sixtinischen Kapelle, al-

*) G. W. Bd. 29. S. 292.

lein vernommen, findet er mit Recht weit reizender. Der Ernst des Orgeltons war ihm nicht aufgegangen, und er konnte, als einst in einer Abendgesellschaft Kayser Variationen vortrug, wobei Jemand ein ausdrucksvolles Adagio dergleichen Musik vorzuziehn Lust äußerte, die Bemerkung an sich machen, daß: wenn auch jene sehnsüchtigen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehn pflegt, ihm niemals zuwider gewesen, er an der Musik doch das Aufregende mehr liebte, da die eigenen Gefühle, Nachdenken über Verlust und Mißlingen, nur allzu oft herabzuziehn und zu überwältigen drohen." *) — Diese Bemerkung des fast vierzigjährigen Mannes spräche deutlich genug aus, wenn es nicht seine poetischen Werke dieser Periode außerdem auf's Hellste erwiesen, daß schon damals er ein Feind „alles düstern Strebens, das den Lauf stört", gewesen, der alles Beunruhigende, Transscendentale abzuweisen für Pflicht hielt. Wenn er nun also auch sich rühmt, in Rom in das Wesen der Erfordernisse eines Opernbuchs manche Einsicht gewonnen zu haben, so scheint ihm diese Gattung doch eigentlich mehr äußerlich, als ihrem Wesen nach interessirt zu haben, denn er schreibt, während er alle Aufmerksamkeit auf die werdende Iphigenie gerichtet, „er fühle sich für Alles zu alt, nur für das Wahre nicht. Die Opern flössen, wie Wasser am Wachstuchmantel an ihm herunter, ihm graue vor dem dasigen Theaterwesen (wo gerade der Komponist Anfossi glänzte), aber ein Werk der Kunst, wie die allverehrte Juno, oder ein schöner Sonnenuntergang, mache auf ihn bleibenden Eindruck." **)

*) G. W. B. 29. S. 288.

**) Bd. 27. S. 253.

Wie förderlich dagegen aber der Aufenthalt in Rom auf Goethe's plastischen Sinn gewirkt hat, weiß Jedermann. Es entwickelte sich dort vollständig, was längst im Stillen gereift war, die Lebensansicht, die seine Individualität forderte; seine lyrische Periode, im engern Sinne des Worts, ging zu Ende. Alle fruchtlose Sehnsucht war von dem hellen, zweifellosen Begriffe verdrängt worden, alles Halbdunkel wich dem scharfen Umrisse. Wie hätte sonst ein Tasso entstehen können, der selbst die schönste Warnung enthält, daß man dem maaßlosen Streben nach dem von den irdischen Gesetzen verbotenen, nicht zu lange nachhängen solle. Die vielen, ächt musikalischen Partieen im Faust, dessen erster Theil so viel Opernartiges enthält, sind früher entstanden. Unter denjenigen Gedichten, die lyrische Form tragen, sehen wir die beschreibenden sich mehren, und zwar diejenigen, welche griechischem Geiste verwandt erscheinen.

Aus Rom zurückgekehrt, fand Goethe in Weimar immer noch manche Bezüge, die ihn darauf hinwiesen, der Tonkunst seine Beachtung zu schenken, wenn auch Kayser nun nicht mehr in seiner Nähe war. Corona Schröter, die gefeierte Sängerin, die er seit seinem Leipziger Aufenthalte kannte, und selbst nach Weimar berufen hatte, für die einzelne Operetten, wie „die Fischerin" eigens geschrieben worden, stand anf dem Gipfel ihres Ruhms. Die Künstlerin, von der er selbst in dem Gedichte auf Mieding's Tod sagt: „sie, die stets gefällt, ihr gönnten die Musen jede Gunst, und die Natur erschuf in ihr die Kunst", übte dauernden Einfluß auf ihn, und die in Rom gewonnene Vorliebe für Operndichtungen, die in der Ueberzeugung, das Wesen dieser Sache begriffen zu haben wurzelte, rief manche

verwandte Erzeugnisse hervor. Obendrein hatte er die Verwaltung des Hoftheaters übernommen; was früher mehr als Privatsache betrieben worden, ward ganz öffentlich, die Sommervorstellungen in Lauchstädt forderten fleißigen Betrieb, und für Opern besonders günstig zeigte sich schon damals der Zeitgeschmack. Unter den deutschen war Mozart eben dran, die Dittersdorfschen zu verdrängen, die italienischen von Paisiello und Cimarosa wurden von Goethe's Freunden in Schutz genommen. Er selbst aber hatte in Reichardt den Mann zu finden geglaubt, der ihm Kayser'n ersetzen sollte. Dieser hatte die Goethe'schen Lieder zuerst in das große Publikum durch seine eigenthümlichen Kompositionen gefördert. Wie man über diesen unsteten Mann denken mag, der freilich recht augenscheinlich beweiset, daß wer sich an der Tonkunst allein nicht genügen läßt, ihr sich nicht einzig ergiebt, aller anderweitigen Kenntnisse ungeachtet, und trotz aller mit Glück durchgefochtenen Intriguen, mit der Zeit gerade in der Musikwelt nicht den Rang eines Künstlers, sondern eines geistreichen Dilettanten behalten wird, — jenes Verdienst wird ihm auch bei denjenigen bleiben, die seine Opern aus einer ängstlichen und zum Theil verkehrten Nachahmung Gluck's hervorgegangen finden. Mit Reichardt's Hülfe wurde nun von Goethe eine seltsame Oper, nämlich „der Großkophta" angelegt, wobei letztrer „seinen Aerger über die alles Ansehn königlicher Majestät untergrabende Halsbandgeschichte loswerden wollte"; als Oper kam das Werk nicht zu Stande, nur einige Lieder haben sich erhalten; wenn jedoch noch irgend ein Zweifel obwalten könnte, daß der Dichter in der Beurtheilung des Verhältnisses von Musik zur Bühne im

Unklaren geblieben sei, so müßte diese getroffene Wahl ihn heben. Wie man in der Musik satirisch werden wollte, ist schwer einzusehn, und nur Reichardt's Verblendung in solchen Angelegenheiten kann Goethe's Irrthum entschuldigen. Daß übrigens das aus dem verunglückten Singspiel entstandene Schauspiel durchfiel, hat jener erste verkehrte Zuschnitt gewiß eben so sehr, als der Umstand, daß die Freimaurer sich durch das Stück beleidigt glaubten, herbeigeführt. Andre versuchte Singspiele blieben im Drange der aufgeregten Zeit liegen, z. B. ein schon ziemlich weit vorgerücktes: „Die ungleichen Hausgenossen" und auch das spätere freundliche Vernehmen mit dem Concertmeister Cranz in Weimar rief es nicht wieder hervor. Das Verhältniß zu Reichardt war ohnedies nicht von Dauer. Er zeigte sich als politischer Neuerer, und hatte sich in die Revolution geworfen (wie Goethe sich ausdrückt); dies verdroß diesen, der in Anerkennung der Bemühungen um seine lyrischen Produkte aus herkömmlicher Art „den unbequemen Menschen" duldete. Bei Gelegenheit der von Unger besorgten Ausgabe des Wilhelm Meister war er zwar als glücklicher Komponist von „kennst Du das Land" nicht sogleich vor den Kopf zu stoßen, jedoch bereitete sich ein Bruch vor, der 1795 zu Tage kam*). Einigermaßen mag wohl, — denn die Zeit trifft genau zu, — die Ungnade, in die sich Reichardt durch seine schwärmerischen Aeußerungen in Wort und Schrift zu Gunsten der Revolution gestürzt hatte, und die ihm 1794 seine Absetzung und dann die Verbannung von Berlin nach Halle, wo er als Salzinspektor angestellt

*) G. W. Bd. 31. S. 47.

ward, beigetragen haben. Erfreulich aber ist zu sehen, daß auf Reichardt's Bemühen, das alte gute Vernehmen wieder herzustellen, Goethe sich sehr versöhnlich zeigt. Unter dem 5. Februar 1801, als er sich von einer heftigen Krankheit erholt hatte, antwortet er ihm auf geäußerte Theilnahme: „Ein altes gegründetes Verhältniß wie das unsrige, konnte nur wie Blutsfreundschaften durch unnatürliche Ereignisse zerstört werden, um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Ueberzeugung es wiederherstellen.“ — An Reichardt's Stelle hinsichtlich der Komposition der Einlagen zu „Wilhelm Meister“ trat Zelter. Die Frau des Buchhändler Unger schickte dessen Arbeiten an Goethe, und erhält unter dem 13. Juni 1796 einen Brief voll Danksagungen. Zugleich erfahren wir daraus, daß schon früher eine Komposition des alten Liedes: „Ich denke Dein“ von Zelter, den Dichter so erfreut, daß er ein Lied (s. W. Bd. I. S. 65) dazu zu dichten unternahm. Uebrigens kommt dabei ein Zeugniß von reifer Selbstschätzung des Dichters zum Vorschein, indem er bekennt: „Musik könne er nicht beurtheilen; ich kann, fährt er fort, da mir die Kenntniß der Mittel fehlt, deren sie sich bedient, nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse; und so kann ich auch von Hrn. Zelter's Komposition meiner Lieder sagen, daß ich der Musik kaum solche herzliche Töne zugetraut hätte.“

Dieses so günstig eingeleitete Verhältniß wird sich bald immer gewichtiger zeigen. Zunächst fing Goethe'n der Verkehr mit Schiller'n zu beschäftigen, und dichterisch auf's Neue anzuregen an. Die Richtung dieses Dichters führt vom Interesse an der Tonkunst ab, obgleich Reichardt seine

betrachtungsvollen, sittlich idealistischen Gedichte pflichtmäßig in Musik setzte, und dies damals Niemanden befremdete. Je mehr der Gedanke in Anspruch genommen ist, desto überflüssiger, ja hinderlicher sind die Töne für die Worte. Um so mehr kann es überraschen, Goethe'n noch mit Vorliebe eine so durchaus musikalische Gestalt als die der Mignon ausführen zu sehen. Dieses ganze Geschöpf athmet Musik, ihr ganzes Leben ist ein hinsterbender himmlischer Akkord. Auch die schauerliche Geschichte von der Sängerin Antonelli und dem klingenden Gespenst, die in den „Ausgewanderten" vorkommt, ist aus einer ähnlichen Stimmung, die sich bei unserm Dichter so selten findet, hervorgegangen. Und die wahre Bedeutung des Tones findet nirgends in seinen Schriften sich in so vollständiger Weise aufgefaßt, als in der spätern Novelle „das Kind mit dem Löwen", die zuerst ein episches Gedicht: „Die Jagd" hatte werden sollen. Aus einem Briefe von Schiller vom 26. Juni 1797 geht hervor, daß Goethe, der eben „Herrmann und Dorothea" vollendet hatte, bei jener neuen Arbeit Reime anwenden wollte, und also das musikalische Leben, wodurch das Gedicht von seinem Vorgänger sich unterscheiden sollte, auch durch die äußere Form schon anzudeuten beabsichtigte. Der Flötenton, der die Wildheit des Löwen bändigt, ist das schönste Beispiel für die alte Behauptung, daß nichts so groß sei als die gelinde Macht.

Während die sonstigen spätern Arbeiten Goethe's bis zu seinem Tode immer weit mehr einen contemplativen als sentimentalen Charakter an sich tragen, dünkt ihm nach seiner alten Vorliebe für die Operette noch immer an der Zeit,

unter Musikbegleitung manches Possenhafte auf die Bühne zu bringen, das nun freilich nur selten sich zu halten vermochte. Dahin gehört der zweite Theil zur „Zauberflöte," auf deren Ruhm er ordentlich eifersüchtig war. Derselbe ward schon 1795 angefangen, 1798 wieder aufgenommen, und 1802 Zeltern empfohlen, obgleich es nur Fragment geblieben. Dasselbe nimmt sich ironisch aus, und gewährt doch keinen rechten Begriff der obwaltenden Tendenz. Ein ernsthaftes Singstück: „die Danaiden" nach Art griechischer Tragödieen eingerichtet, ward entworfen, und blieb, wie so vieles, unausgeführt. „Man müßte, sagt der Dichter selbst, mit dem Komponisten zusammen leben, und für ein bestimmtes Theater arbeiten. Wir leben in keiner musikalischen Sphäre. Wir reproduciren das ganze Jahr Musik, bald diese bald jene, aber wo keine Produktion ist, kann eine Kunst nicht lebendig empfunden werden."

Wenn nun die düsteren Umgebungen ihn minder, als er es wünschte, in musikalischer Hinsicht förderten, so leiteten verschiedene Arbeiten doch immer wieder auf das Nachdenken über die Tonkunst. Der Beifall, den das Publikum besonders den Opernvorstellungen zollte, setzte den Oberintendanten von selbst in die Nothwendigkeit, das Singpersonal in gutem Stande zu halten; und man war mit dem Repertoir nicht zurückgeblieben (den „Don Juan" hatte man schon Anfang 1792 in Weimar aufgeführt). Die unsterblichen Balladen, die im Wetteifer mit Schiller entstanden waren, hatte Zelter mit großem Glück komponirt, und der Dichter vernahm sie gern, wie er seine früheren, im Charakter davon so verschiedenen vernommen hatte. Am musikalischen Ausdrucke gewann er immer größeres

Wohlgefallen. Kommt im Allgemeinen seine Sinnesart uns in diesem Zeitraum strenger, machthaberischer, als zartfühlend vor, so ist dafür die Veränderung, welche er an sich in Folge einer heftigen Krankheit erfahren haben will, desto merkwürdiger. Sie überfiel ihn im Jahr 1801, raubte ihm für einige Tage die Besinnung und ließ bemerkliche Schwäche zurück. In diese Zeit fällt die schon erwähnte Versöhnung mit Reichardt, auf welchem er und Schiller fünfjährigen Groll geworfen hatten, — (in manchen Briefen wird Reichardt's sehr bitter erwähnt, man nannte ihn den „Spitz von Giebichenstein"), — und Goethe bekennt, „daß das erste höhere Bedürfniß, welches er nach seiner Krankheit empfunden, das nach Musik gewesen sei, welches er, so gut es die Umstände erlaubten, zu befriedigen suchte." Hierunter scheint besonders der Gesang der Jagemann und der von Ehlers verstanden zu sein. Letztrer sang ihm meistens „Balladen zur Guitarre mit genauester Präcision der Textworte ganz unvergleichlich vor, und war unermüdet im Studium des eigentlichen Ausdruckes, der darin besteht, daß der Sänger nach einer Melodie die verschiedensten Bedeutungen der einzelnen Strophen hervorzuheben und so die Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen weiß." Bei dieser Gelegenheit mißbilligt Goethe *) das Durchkomponiren von Liedern, wodurch nur der allgemeine lyrische Charakter aufgehoben, und eine falsche Theilnahme am Einzelnen gefordert und erregt werde.

Zu Ende des Jahres 1801 erschien zum ersten Male

*) Bd. 31. S. 91.

Zelter in Weimar zum Besuche, und befestigte durch die Gewalt, die seine Persönlichkeit ausübte, das schöne Band, das zwischen den Anwesenden durch mannigfache Berührungspunkte zu Stande gekommen war. Er ward von nun an als Rathgeber und Autorität in musikalischen Dingen anerkannt, die bei einer Reorganisation der Weimarischen Oper besondern Einfluß gewann. Die Lust, verschiedene theatralische Arrangements zu versuchen, und dabei auch für Musik diesen und jenen neuen Wirkungskreis zu ersinnen, gab Goethe erst spät auf. Eine der wunderlichsten Ideen dieser Art scheint die in der Schweizerreise angeregte, als nämlich er bei Zumsteeg seine Uebersetzung der Kolma gesungen hört, und diese Komposition fürs Theater brauchbar findet. Da wollte er denn Fingal und seine Helden in der Halle versammelt, Minerva singend, und Ossian auf der Harfe begleitend darstellen, das Clavier aber hinter der Scene verstecken. Dieser Mißgriff, wie so mancher Andere, blieb wohl nur ein Projekt; übrigens da doch bei so vielen Gelegenheiten Musik nicht entbehrt werden konnte, Weimar aber keinen Künstler besaß, dem Goethe vertraute, so gab es bald Mancherlei bei Zelter anzufragen, z. B. bei Gelegenheit von Schillers Huldigung der Künste; bei der Umarbeitung des Götz u. s. w. Erst in dieser Zeit scheint Goethe recht zum Bewußtsein seines Verhältnisses zur Tonkunst gekommen zu sein. Die Uebersetzung von Diderots Gespräch: „Rameau's Neffe" nöthigte zu Aeußerungen über jene Kunst, und das Bekenntniß, das er Zeltern darüber ablegt, erweiset abermals, wie wenig er auf die Dauer sich über sich täuschte. Musik kenne ich mehr durch Nachdenken, als durch Genuß, sagt er dort, und giebt da-

mit zu der in den Anmerkungen*) zu Diderot ausgesprochenen Ansichten den Schlüssel. Dort heißt es: „Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, entweder daß man sie als eine selbstständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiener zu thun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehre menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird. Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneschen Faden, kann man sich aus dem Gewirr der neueren Musik und parteiischer Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, und in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt, auch wohl sich für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder auseinander gegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, und ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Ramificationen über die Erde verbreitet." Diese Ansicht ist gewiß sehr richtig, und wird dann noch weiter ausgeführt, indem melodischer, sinnlicher Reiz dem Streben nach Charakteristik gegenüber gestellt, an dem Beispiele Piccini's und Glucks, Paisiellos und Mozarts aber der Satz näher nachgewiesen wird. Man kann die Aeußerung nicht widerlegen:

*) G. W. Bd. 36. S. 175.

„daß sich vielleicht kein Komponist nennen lasse, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre; doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finde." Gewiß liegt eben in der Unvollkommenheit des einen Momentes, bei dem Ueberwiegen des Anderen der Grund des Fortschreitens der Kunst, die wenn einmal ein Kunstwerk den aufgehobenen Gegensatz, die Quelle der Bewegung zur Erscheinung brächte, aufhören müßte, weil ihre ewige Aufgabe erfüllt wäre. Jener Ausspruch ist so tief und zeugt von so vieler Erfahrung, daß wir ihn wirklich mehr, als jetzt nöthig ist, in Goethe's Munde bewundern müßten, wenn uns jenes berathenden Freundes, Zelters Einwirkung noch ein Geheimniß wäre. Es ist eines bedeutenden Mannes würdig, da wo eigenes Urtheil der Sicherheit entbehrt, dem des erprobten Sachkenners zu vertrauen. Auch, wenn wir fernerhin manchen Ausspruch über Musik nicht gänzlich zu billigen finden, so werden wir leicht den Grund in Zelters Art seine Kunst anzuschauen, wieder erblicken.

Die Behauptung des letztern, daß der Musik zuerst und allein durch den Kirchengesang zu helfen sei, gewiß in der Erfahrung sehr begründet, war in einem von „Weimarischen Kunstfreunden" unterzeichneten Aufsatze, der in dem Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung von **1804** steht, mit der Neigung der Zeit in Widerspruch getreten. Goethe, des Freundes Wort beherzigend, bestrebte sich seitdem, Werthvolles aus dem Gebiete ernster Tonkunst sich zu Gehör zu bringen. Erst im Winter **1807**, nach der Rückkehr von Karlsbad, gelang dies. Einige Operisten,

als Dem. Engels und der sehr beliebte Tenorist Murhard, nebst mehren kundigen Dilettanten, versammelten sich in Goethe's Hause zur Ausführung mehrstimmiger Gesangstücke, Leistungen, die er als Didaskalinen betrachtet wissen wollte. Die Sache hatte guten Verlauf. Gar bald werden größere von Zelter oder Anderen empfohlene Sachen, der kleinen Hauskapelle übergeben, Probe und Aufführung, Donnerstags und Sonntags, halten alle Ausübenden in regelmäßiger zuträglicher Spannung. Talente, wie die Häsler und der lange gern gehörte Moltke, traten 1809 zu dem Kreise, dessen Uebungen „kritisch und didaktisch," dessen Ausführungen für Jeden empfänglich und genußreich waren, und durch den talentvollen F. L. Eberwein, der sich bei Zelter persönlich Raths erholte, geleitet wurden, während das öffentliche Musiktreiben dem Kapellmeister Müller anvertraut blieb. Kein dilettantisches Pfuschen ward gelitten, wohl aber bei gereifter Tüchtigkeit des Kreises das gänzlich Angeeignete dem Publikum im Theater als öffentliche Unterhaltung zu hören gegeben. Die Cantate „Johanna Sebus," von Zelter componirt, wird besonders namhaft gemacht. So lebendig diese Goethische Dichtung ist, so wenig kann man läugnen, daß dieselbe für die Komposition nur zu bilderreich ist. Der Sinn des Gesichts wird darin so sehr beschäftigt, daß für den musikalischen Ausdruck wenig Andres als die sogenannte Tonmalerei übrig bleibt. So ging es Goethe'n oft, und sein Ansehn hat manchen Musiker, selbst Zeltern bestochen. Im zweiten Bande der Gesammtausgabe findet man indessen neben der genannten Dichtung noch einige Cantaten, worunter die „Idylle," und besonders „Rinaldo" einem Komponisten

günstiges Feld geben. Diese letzte Dichtung ward 1811 für den sehr musikbegabten Prinzen Friedrich von Gotha verfaßt, der sie nach einer Komposition von Winter mit Chorbegleitung zu singen pflegte*). Im Allgemeinen nur kommen wir hinsichtlich dieser und ähnlicher Thätigkeit Goethes zu dem Resultate, daß er, wenn er die Absicht hatte, den Tönen eine Basis durch ein Gedicht zu bereiten, selten ganz glücklich war. Der nöthige Instinkt fehlte; und wie wunderbar! oft, wo er an Komposition nicht gedacht hat, ist dieser Instinkt glänzend hervorgetreten, ohne daß er es selber wußte. Was man unzählige Mal gerühmt hat, daß eben er ein vollständiges Ausleben ächt menschlicher Eigenthümlichkeit, und in seiner Person zugleich einen Typus der Gattung vorstelle, dies scheint recht erschöpfend durch den Umstand erwiesen zu werden, daß die Stimme der Sehnsucht, deren angemessenstes Organ der Ton ist, bei ihm in der Jugend erklingt, aber daß sein Geist sich in ihr nicht verhaucht, sondern die lebendige That des Mannes, und die Weisheit des Alters ihr folgen läßt, so daß er der Einzelne die Stadien des Geschlechtes ordnungsmäßig durchläuft. Sobald seine Lyrik die des Mannes geworden, kann sie, dünkt mir, sich selbst vollständig vertreten, bedarf keiner Musik mehr. Das Festspiel „Epimenides Erwachen," das B. A. Weber, und die „Proserpina," die Eberwein in Musik (1814) gesetzt hat, gehören, was die Berechnung auf Musik betrifft, zu jenen unsichern Entwürfen, deren

*) Zelter sagt mit Recht davon: Alles ist frei und leicht angedeutet, die Worte sind nicht vorgreifend und der Musiker hat es wirklich mit der Sache selber zu thun.

Erfolg auf der Bühne nur ein **succès d'estime** sein konnte, während sie bei der Lesung anregend und lehrreich beschäftigen. Von dem Ersten, einem reinen Gelegenheitsstücke, gilt freilich des Dichters eigner Ausspruch: „Es gebricht dem Ganzen an Einbildungskraft und Gefühl," und so hat denn die Musik nur den Kitt hergeben müssen, der sehr willkührlich zusammengetragene allegorische Bestandtheile verbindet. Das Monodram: „Proserpina" schon 40 Jahre früher als Episode im Triumph der Empfindsamkeit angewendet, sollte ein Träger werden für Alles, was die neuere Zeit an Kunststücken erfunden hat. Die mimischen Leistungen der Händel-Schütz schwebten unter Andern dabei vor. So schön die Worte sind, so sehr widerstrebt das Ganze scenischer Darstellung, da soll denn nun wieder (was Goethe so oft wollte) der Reiz der Töne mildern, zudecken, idealisiren, kurz das Unmögliche möglich machen, denn mit der Allegorie hat sie einmal ungern zu schaffen.

Während nun Goethe recht eifrig dran ist, von Zelter sich über dessen Kunst belehren zu lassen, ist ein anderer Genius eifrig bemüht, diesem letztern ein so beneidenswerthes Amt zu entziehn. Bettina von Arnim, mit welcher seit 1807 schriftlicher Verkehr bestand, war, das Schrankenlose in der Musik als Ideal vergötternd, mit ihrer hinreißenden Beredsamkeit recht eigentlich Zelters Widerspiel. Sie sucht das Entzücken, das ihr die Tonkunst bereitet, jenen durchaus überirdischen Zustand, der unwillkührlich an Mignon erinnert, dem geliebten Freunde mitzutheilen, der sich aber schwer beikommen läßt. Er giebt ihr (1808) freilich zu: daß Musik ihm ein noch räthselhafter Gegenstand schwieriger Untersuchung sei; aber die flammenden Fackeln, die sie

ausgestellt, blendeten mehr, als sie leuchteten. Von der ganzen Illumination erwarte er indessen „herrlichen Total=effekt." Bald darauf bittet er Zeltern (30. October 1808), ihm das Wesen der „Verirrungen der musikalischen Jugend mit einigen Zügen zu schildern." Dennoch bittet er auch Bettinen „ihre Explosionen über Musik fortzusetzen," was natürlich nicht unterbleibt. Der Brief vom 6. Juni 1810 ist besonders beachtenswerth; darin nämlich antwortet Goethe dankbarlichst auf die begeisterte, hinreißende Schilderung Beethovens, geschmeichelt über dessen wohlwollendes Andenken, aber, wie immer, geheimnißvoll und beengt, wenn sich etwas Fremdartiges, das seine Natur nicht begriff, ihm nahte. Trefflich sind seine Worte: „was ein solcher vom Dämon Besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben, und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß spricht. Denn hier walten die Götter, und streuen Saamen zu künftiger Einsicht, von der nur zu wünschen ist, daß sie zu ungestörter Ausbildung gedeihen möge." Gelegentlich wird denn nun Zelters Ansicht über Beethoven eingeholt, wobei indessen freilich nicht das ungetrübteste Urtheil erreicht wird; denn so klar und scharf Zelter aufgefaßt, so fest er sich das angeeignet hatte, was er einmal wußte, so gab es doch Regionen, in denen er mit seinem Maaßstabe das Unausmeßbare nicht hätte messen sollen. Alles Transscendentale verlangt größere Vorsicht, als Zelter, der gerade mit seiner Derbheit nicht selten sogar gefallen wollte, beachtete. Es bleibt nur ein beschränktes Gebiet in der Tonkunst übrig, das er als ein Heiligthum gelten läßt; und wenn Beethoven ihm großentheils unbegreiflich war, obgleich er in S. Bach so leicht

den Schlüssel dazu hätte finden können, so muß doch selbst einige Lauheit gegen Mozart zuweilen auffallen, während man manches geradezu ungerechte Urtheil über jüngere Talente mit den vorgerückten Jahren, die seine Consequenz verhärteten, entschuldigen muß. Goethe verehrte das so sehr, daß Zelter, der gründliche Tonkünstler, auch so vielseitiges Wissen und Lebensklugheit besitze, was ihm weit eher gerade hätte die bekannte Erfahrung beherzigen lassen sollen, daß der ächte Musiker, in allen andern Regionen, als der der Töne, sich fast immer wie ein Kind zeigt. Bettina nun ärgerte sich über das Vertrauen, das Zelter, mit dem sie kein Auskommen fand, bei dem theuren Freunde genoß. Sie frägt an, was denn eigentlich dieser an jenem habe, und wenn auch der gemeinsame Gegenstand ihrer Bewunderung das poetische Mädchen und den strengen musikalischen Despoten einander näher brachte, so war dies gute Vernehmen doch nicht von Dauer. Goethe freut sich indessen (in dem Briefe vom 11. Januar 1811), „daß Bettina mit Zeltern zuweilen zusammen sei, und hofft, sie werde sich noch besser in ihn finden, sie habe, was Musik betrifft, wunderliche Grillen in ihrem Köpfchen erstarren lassen."

Kehren wir zum Lauf der Begebenheiten zurück, so ist zu bemerken, daß 1812 die Aufführungen der kleinen Weimarischen Hauskapelle, wie es scheint, durch die politischen Unruhen unterbrochen werden. Eine angefangene Oper, „der Löwenstuhl," unterbleibt, und wird zu der Ballade vom vertriebenen Grafen, welche er jedoch (im 45. Bde) jungen Talenten zur Bearbeitung als Singspiel empfiehlt. Diese Neigung, für die erwähnte Kunstgattung thätig zu sein, läßt allerdings auf eine ursprüngliche nicht ausgebil-

dete Anlage schließen; während andere dramatische Dichter, die nicht Musiker sind, auf die Oper überhaupt erzürnt sind, nimmt Goethe sich gern ihrer an. Das musikalische Motiv jener Sage ist der verkleidete Sänger, und diese Gestalt mag wohl auch den ganzen Plan erzeugt haben, den indessen in unsrer opernlustigen Zeit Niemand aufgegriffen hat. Zelter meinte, Simson müsse einen guten Opernstoff abgeben, was Goethe verneint, da alttestamentarische Stoffe keinen günstigen Effekt machten, und da die Liebe solcher überkräftigen Gestalten, wie Simson und Delila, etwas Unappetitliches habe.

Ueber die Theorie des Singspiels finden sich bei Goethe reifliche, und sehr richtige Forschungen. Er will, „daß ein solcher Text ein Carton, kein fertiges Bild sei, der Dichter solle seine Umrisse auf ein weitläufig gewobenes Zeug aufreißen, damit der Musikus vollkommen Raum habe, seine Stickerei mit großer Freiheit, starken oder feinen Fäden auszuführen.“ — Immer wünscht er vor allen Dingen, mit dem Komponisten zusammen zu leben. Aber was an ihm vorübergeht, sagt ihm nicht zu. Himmel mißfällt durch sein wüstes Leben, Beethoven, schon halbtaub, imponirt ihm in Töplitz, doch ist er als eine ganz ungebändigte Persönlichkeit ihm unbequem. Der Fürst Radzivil erregt eine „schwer zu befriedigende Sehnsucht, da seine genialische Komposition des Faust nur entfernte Hoffnung sehen ließ, das seltsame Stück auf dem Theater zu erblicken.“

In dem traurigen Winter von 1813 bestellt sich Goethe bei Zelter ein: „In te Dominum speravi“. Hierbei erfahren wir plötzlich, daß er selbst sich zuweilen mit musikalischer Komposition in Gedanken beschäftigt. Er will in

persönlicher Bedrängniß „rhythmisch klanglos, aber doch vierpersönlich" jene Worte komponirt haben, etwa in Jomellischem Style, der ihm von der Jugendzeit her sehr lieb war, bis Zelter's Komposition ihn von der dilettantischen Schwäche der eignen überzeugte. Man kann es wohl nicht läugnen, daß Zelter's Briefe wesentlich dazu beigetragen haben, des Dichters Blick immer wieder auf Musik zu richten. Der Sinn desselben für das Historische dieser Kunst wird lebendiger. Er ärgert sich, als er (1815) in Frankfurt eine kleine Singakademie hört, worin der Stifter meist eigene Arbeiten singen läßt. Da die häusliche Musik stockt, so ist ein naher kundiger Freund, der Inspektor und Organist Schütz in Berka, sehr willkommen, um als fertiger Klavierspieler täglich drei Stunden ihm Tonstücke klassischer Meister von S. Bach bis Mozart vorzuspielen. Seit 1814 geschieht in den Tagebüchern Goethe's jenes Mannes Erwähnung. Im Jahre 1819 kommt er auf ihn zurück, und bemerkt, daß er dem Inspektor Bach's Choräle geschenkt, und nichts mehr wünsche, als nun an Zelter's Hand in den „Abgrund des Choralwesens zu versinken." Ja, sogar Marpurg's „vollkommnen Kapellmeister" nimmt der Lernbegierige zur Hand, und glaubt sich noch aus ihm zu belehren, — als wenn im 70sten Lebensjahre durch todten Buchstaben Belehrung in einem neuen Studium geschöpft werden könnte! Aber, er versteht, das fühlt er bald, nur das, was der ihm geistesverwandte Freund schreibt. Darum mißbilligt er auch Eberwein's Melodieen zum „westöstlichen Divan", während er die von Zelter mit den Liedern identisch findet, welche, wie durch ein einströmendes Gas der Luftballon, dadurch in die Höhe getragen würden.

Nichtsdestoweniger war Eberwein in Weimar bemüht, die Zelter'schen Kompositionen, insbesondere die Liedertafelgesänge Goethe'n zu Gehör zu bringen, und sicherte sich dadurch desselben Gunst, auch nachdem ein musikalisch bedeutenderer Mann, Hummel, der aber im Gebiete der Instrumentalmusik, dem für Goethe etwas Unzugänglichen, verharrte, die erste Kapellmeisterstelle am Hofe erhalten hatte. — Ueber dem Zauber, den die Stimme der Catalani ausübt, ruft er, mit Jünglingsmuthe aus:

Im Zimmer, wie im hohen Saal,
Hört man sich nimmer satt,
Und man erfährt zum Erstenmal,
Warum man Ohren hat.

In der That wandte er sich der Tonkunst mit neuer Liebe zu. Der Violinist Boucher und dessen Frau, die Harfenistin, wurden bewundert, und Hummel fand Gelegenheit vor Goethe im vollen Glanze seines Talents zu erscheinen, nachdem Rochlitz ihm in Leipzig einen tüchtigen Flügel ausgesucht, dem bald darauf der vielbegabte Knabe Felix Mendelssohn, von Zelter bestens empfohlen, Ehre machte. Auch die Wirksamkeit der lang vernachlässigten Hauskapelle, von Zelter trefflich versorgt, erwachte wieder. Rochlitzens Buch: „Für Freunde der Tonkunst" trieb zur nähern Betrachtung des „Messias", über den er, nachdem er sich denselben hatte vorsingen lassen, Zelter's Ansichten einholt, und billigt, während er, gewiß ganz treffend, Rochlitz auch hier in treuem Wollen und Wirken findet, dem nur die Kraft zu wünschen wäre, das Erkannte entschiedener durchzusetzen.

Etwas Unerwartetes geschah in dieser Zeit, das Keiner unbeachtet lassen darf, der sich für Goethe's Persönlichkeit interessirt. Zu der Zeit, als der Dichter von „Werthers Leiden" das funfzigjährige Jubelfest dieser Dichtung in einer neuen Ausgabe derselben feierte, mußte ihm begegnen, daß er, wie manche Pflanzen, die im Spätherbste noch einmal blühen, die Jünglingsleidenschaft, vor der er sich sicher glauben durfte, auf's Neue erfahren mußte. Carlsbad, das ihm so oft bedeutungsreich erschienen war, sah ihn verjüngt durch die Liebe zu einem jungen, edlen Mädchen. Die Gedichte: „Trilogie der Leidenschaft" *) verbunden mit den allerliebsten Kleinigkeiten aus Marienbad **) geben, wenn man die Zelterschen Briefe vom Jahre 1823 damit vergleicht, hinreichenden Aufschluß. Das Gefühl hatte ihn tiefer ergriffen, als dem bejahrten Manne zuträglich war. Indem er nun zu unterdrücken suchte, was er sich selbst nicht zu gestehn wagte, übernahm die Tonkunst, dem Unaussprechlichen Organ zu werden; auf's Tiefste erschütterte ihn das Klavierspiel der Frau von Szymanowska, der er in einem herrlichen Gedichte mit den Worten dankt:

Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen,
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

Dem vertrauten Freunde Zelter blieb dies nicht verschwiegen. Mit Enthusiasmus wird diesem in dem Briefe aus Eger vom 24. August 1823 der Eindruck jener Künstlerin, wie der Milder geschildert. Letztre wußte „kleine Lieder so groß zu machen, daß sie ihm Thränen auspreßte."

*) G. W. Bd. 3. S. 21 ff.
**) G. W. Bd. 4. S. 117 ff.

Das weitre liebenswürdige Bekenntniß lautet so: „Mich von allen ästhetischen Gesprächen zu befreien, hatte ich mich auf sechs Wochen einem sehr hübschen Kinde in Dienst gegeben. Nun aber das Wunderbarste: die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen. Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägerkorps falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sag' ich mir: du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zweimal) und so hat sich dieses Organ, insofern es in dir ist, zugeschlossen und abgesondert. Nun fällt die Himmlische auf einmal über dich her, durch Vermittelung großer Talente, und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im ersten Takt deiner Singakademie den Saal verlassen müßte" u. s. w. — Daß Goethe sich unter solchen Umständen nach dem treuen Freunde sehnte, war wohl natürlich; seine Leitung, hoffte er, werde ihn von einer so krankhaften Reizbarkeit heilen, und ihn nach und nach fähig machen, die Fülle der schönsten Offenbarung Gottes aufzunehmen. Seine Ahnung täuschte ihn auch nicht; er ward wirklich krank, und verdankte nur seiner mächtigen Organisation, daß er nicht erlag.

Wo gäb es wohl einen höheren Triumph für die Tonkunst, als in diesem Beispiele? Wenn das Mark des Lebens von der Leidenschaft erschüttert, die Thätigkeit des Denkens von ihr gehemmt ist, erscheint sie in voller Gewalt wirksam. Nicht Petrefactenkunde, Farbenlehre, oder Pflanzenmetamorphose, die alten geliebten Studien, vermögen

den mit dem Gefühle ringenden Geist zu beschwichtigen, er ist gedrängt, diejenige Herrschaft eines Elementes, die sich mathematischen Berechnungen entzieht, und in ihr die schönste Offenbarung des großen Weltgeheimnisses, da er sie selbst erlebt, anzuerkennen.

Daß eine so mächtige Aufregung bei dem greisen Dichter nicht lange anhalten konnte, war natürlich. Zelter, persönlich herbeigeeilt, um den aus aller Fassung gekommenen Freund zu trösten und aufzurichten, machte sich durch solche getreuliche Theilnahme demselben vollends unentbehrlich, und daß der schriftliche Verkehr fortdauernd die Stelle mündlicher Unterredung vertreten mußte, hat uns zu gar vielen anziehenden Bekenntnissen verholfen, deren zahlreiche unwesentliche Beigaben man ohne Groll mit in den Kauf nimmt. Die Reihe von spätern mehr didaktischen als lyrischen Gedichten Goethe's ward von Zelter mit Kompositionen versehn, worin sich das Wesen dieses Mannes glänzender als irgendwo ausspricht. Nur er konnte diese gedankenschweren, beschaulichen Expectorationen des Weisen melodisch auseinandersetzen, während die Jugendgedichte Goethe's von andern Komponisten ungleich tiefer erfaßt worden sind. Es ist eine andre Frage, ob jene Kompositionen zum Verständniß der Gedanken wesentlich, folglich die Gedichte musikalisch genannt werden können. Aber wenn man sie gesungen vernimmt, so scheinen Wort und Ton unzertrennlich, und die Töne sind mindestens das Echo der Worte. Die Bildung, welche zu dem Genusse dieser Schöpfungen gehört, ist nicht eine eigentlich künstlerische; Zelter philosophirt sehr oft in seinen Tönen.

Was Weimar von musikalischen Genüssen bot, genoß

der Dichtergreis nur sehr sparsam, da er namentlich das Theater vermied. Dagegen blieb ihm die persönliche Annäherung musikalischer Künstler sehr werth. Vorzüglich tritt in dieser Lebensperiode Zelter's Schüler Felix Mendelssohn Bartholdy hervor. Mit wahrhaft väterlicher Vorliebe beobachtet Goethe durch eine Reihe von Jahren diesen vielbegabten Künstler, auf den er gerechte Hoffnungen baut. Schon 1825 hatte dieser sein erstes gedrucktes Werk, ein Klavierquartett, Goethe'n zugeeignet, und ihm vorgespielt. Bei spätrem Wiedersehen (1830) ließ er sich durch die gefällige Vermittelung desselben, wie früher durch die von Schütz, Musterstücke von Bach bis Mozart und neuerer Techniker zum Bewußtsein bringen, und fühlte sich dadurch in der Einsicht in den historischen Entwickelungsgang gefördert. In vielen Briefen spricht er aus, „wie beneidenswerth ein so harmonisch entfalteter Künstler genannt werden müsse; leider könne er von Keinem seiner eigenen Scholaren Gleiches melden, weil Poesie und Bildkunst kein anerkanntes Fundament, wie die Musik, habe." Wenn denn Zelter über die Ueberfüllung, die sich in neueren Tonwerken auch finde, klagt, so kann der Alterfahrne diese Klage nicht abweisen, da er freilich in allem jetzigen Thun ein unaufhaltsames Transscendiren wahrnimmt, und meint, daß er und sein Freund die Letzten aus einer Epoche sein werden, die sobald nicht wiederkehren dürfte. Das Interesse an Mendelssohn, der noch aus Rom 1831 ihm Bericht über seine Erlebnisse erstattete, dauerte bis an Goethe's Lebensende.

Das letzte Decennium seines Lebens bot ihm noch manche musikalische Ausbeute. Gar interessant ist schon

seine Auffassung der ersten, in die Mode kommenden Rossinischen Opern. Er hört sich den „Tancred" an, und würde diese Musik ganz passend finden, wenn die Handlung ein Schäferstück beträfe. Die Sontag (1826), Paganini übten auch auf ihn ihre Zauberkraft aus. Sie und die jubilirende Mara, Zelter, Hummel und Mendelssohn haben den bleibenden Dank des Dichters in dessen Werken metrisch ausgesprochen erhalten. Paganini wird ein Meteor genannt, dem etwas dämonisches inwohne, wovon er sich keine Rechenschaft geben könne. — Auch die alte Neigung, sich um die Fortbildung der Operntexte zu bekümmern, erhielt durch das Gutachten, das Spontini, der ihm als Huldigung eine allerdings gänzlich mißverstandene Komposition von „Kennst Du das Land" darbrachte, über den Text von Jouy „die Athenienserinnen" einholte, neuen Vorschub. Er beleuchtete das französische Gedicht gründlich*) und beurtheilte es so günstig, daß das bis heute noch immer nicht erfolgte Erscheinen desselben sehr befremden muß. Bei Gelegenheit von Rossini's „Moses" dünkt es ihm erforderlich, daß man sich an der Musik erfreue, und dabei das Sujet ignorire, was eben die Schwäche des Werks bezeichne. Ueber die Komposition des „Faust" durch Fürst Radziwil scheint er nie ins Klare gekommen zu sein. Er sagt zu Eckermann**): Das Gedicht sei nicht zu komponiren, denn das Abstoßende, was die Musik enthalte, sei der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Geist des „Don Juan" sein. Mozart oder vielleicht Meyerbeer (?) könnten die Aufgabe

*) Bd. 46. S. 197.
**) Gespräche. Bd. II. S. 64.

lösen, doch dünkt ihm Letztrer zu sehr mit dem italienischen Theater verflochten. Von dem Gedichte zu Cherubini's Wasserträger sagt er, daß es so vollkommen sei, daß man es auch ohne Musik geben könnte, eine Aeußerung, die mit jener früheren, wonach das Operngedicht ein bloßer Carton sein soll, also gleichsam nur eine correcte Zeichnung, sehr übereinstimmt. Man sieht hieraus, daß überhaupt der Charakter der französischen Oper ihm als Normalcharakter dieser Kunstgattung erschien, was sich aus seinem überall die höchste Klarheit anstrebenden Geiste von selbst rechtfertigt. Ungeachtet er Kind's „Freischütz" seinen Beifall nicht versagt, so geht nicht hervor, daß der mächtige Unterschied, der zwischen deutscher und französischer Musik obwaltet, ihm deutlich geworden sei.

Indem der ganze Verlauf von Goethe's Leben bei dieser Darstellung zum Grunde gelegt worden ist, war dieselbe an einen bestimmten Gang gebunden, aber manche gelegenheitliche Aeußerungen Goethe's, die Musik betreffen, traten dadurch in einen Zusammenhang, und an und für sich in ihr richtiges Licht. Das Ergebniß ist leicht zu fassen. Was Goethe über Dilettantismus in der Kunst im Allgemeinen Vortreffliches gesagt hat, — in der dem 44ten Bande einverleibten Skizze vom Jahre 1799, — trifft sein eignes Verhältniß zur Musik in noch höherem Grade, als seine malerische Thätigkeit. „Weil der Dilettant, heißt es dort, seinen Beruf zum Selbstproduciren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objectiven Ursachen und Motiven." Genauer, das Ursprüngliche, was den Künstler ausmacht, wird bei ihm, wenn es auch vorhanden wäre, unwillkühr-

lich im Kopiren untergehn. Nun hat zwar Goethe musikalisch nichts producirt, aber darum ist auch sein Begriff der Musik, wie sein Urtheil in Angelegenheiten dieser Kunst um so schwankender geblieben. Der Dilettantismus gelangt durch die Production vielleicht zur Kennerschaft, mindestens leichter als durch bloße Induction, wenn auch ästhetische Regeln und Gesetze von ihm aufgefaßt worden sind. Jene Production ist allerdings nur Reproduction, doch aber eben so nöthig als die Selbstausübung irgend einer Fertigkeit, die man sich aneignen will. Wo Goethe's Urtheil über Musik das Wahre trifft, ist er oft, ohne es zu wissen, von fremden Autoritäten beherrscht, oder noch öfter ist das Urtheil aus andern Künsten abstrahirt, und erscheint bei der ihm immer eigenthümlichen Allgemeinheit der Fassung, auch auf den Musiker ganz anwendbar. Immer aber äußert er sich höchst bescheiden, gegen sich selbst fast mißtrauisch, und nur bemüht, was er als das Allgemeingiltige auf andrem Wege erkennt, auch in der Musik bestätiget zu sehen.

Diese Tendenz ist noch in einer Beziehung, welche zu erwähnen noch übrig ist, bei Goethe hervorgetreten. Er hat nämlich zu Zeiten den physikalischen Theil der Tonkunst, die Tonlehre zum Gegenstande ernster Betrachtung gemacht, und auch darüber besonders mit Zelter sich zu verständigen gestrebt. Im Allgemeinen kam es dabei zu keinem sonderlichen Resultate. Zelter, in theoretischen Dingen, die seine Kunst betreffen, ein äußerst scharfer Denker, strengte sich an, den Freund aufzuhellen, der aber nur zu schnell und unbestimmt ihn völlig zu verstehen zugiebt. So ist ihr Streit über die kleine Terz, — dasjenige Intervall, das den Molldreiklang vom Durdreiklange unterscheidet, —

fast komisch zu nennen. Goethe wundert sich, daß die Naturvölker in ihren Volksweisen die Molltonart vorzugsweise lieben, während die Natur, ihren Gesetzen nach, überall auf den Durdreiklang hinstrebt, und Zelter sucht ihm begreiflich zu machen, daß die kleine Terz im Durdreiklange selber (zwischen der Terz und Quinte) versteckt liege. Am Ausführlichsten hat Goethe alle seine theoretischen Ansichten über die Tonkunst und deren Material in seiner merkwürdigen Tabelle ausgesprochen, die im vierten Bande des Zelterschen Briefwechsels mitgetheilt, und freilich mystisch genug abgefaßt ist. Sie soll, wie der Verfasser angiebt, **1810** geschrieben sein, und deutet mindestens auf ein unzweifelhaft sehr ernstes Ringen nach Geheimnissen, die sich demjenigen, der den rechten Schlüssel nicht hat, ewig entziehen. Das musikalisch Hörbare, ehe es noch der Kunstbehandlung sich hingiebt, erscheint ihm organisch (subjektiv), mechanisch (gemischt), mathematisch (objektiv). Alles Dreies falle zuletzt wieder zusammen, bequem durch die Kraft des Künstlers, schwerer durch wissenschaftliche Darstellung. Das eigentliche Akustische ist von dem Rhythmischen ganz richtig getrennt. Jenem ist eine Anregung auf den ganzen Körper, mithin dem Tone ein eigenthümliches geheimnißvolles Leben zugestanden. Was über den Monochord gesagt ist, hält sich in den Gränzen des Allgemeinsten, entbehrt scharfer Bestimmungen. Zelter übernahm es daher, manches zu berichtigen, schlug z. B. vor, für: „Hauptverhältnisse stehn von einander entfernt," zu setzen: „Hauptakkorde (die sich aus dem Grundakkorde entwikkeln), wovon später aber nicht weiter die Rede ist, wie es denn zweifelhaft bleibt, wie viel von dem in der Tabelle

Ausgezeichneten Goethe in festes Bewußtsein aufgenommen hat. Das Interesse übrigens, das er an den Urphänomenen der Tonkunst nahm, ward nicht allein durch die stete Berührung mit musikalischem Treiben, sondern noch dringender durch die Lieblingsbeschäftigung mit der Farbenlehre angeregt. Was er uns über das Verhältniß des Tons zur Farbe mittheilt, ist sehr beherzigenswerth, und gehört zu dem Einsichtigsten, was er über Musik geäußert hat*). Er giebt zu, man habe dies Verhältniß von jeher gefühlt, Farbe und Ton aber lassen sich nicht vergleichen, und auf eine höhere Formel beziehen, wie zwei Flüsse, die auf einem Berge entspringen, aber unter ganz verschiedenen Bedingungen in entgegengesetzte Weltgegenden laufen. Nun sei zu wünschen, daß der Tonlehre ein gleiches Anschließen an die allgemeine Physik zu Theil werde. Die größte Schwierigkeit liege nur darin, die für uns gewordene positive Musik zu Gunsten einer physikalischen Behandlung zu zerstören, und in ihre ersten physischen Elemente aufzulösen. —

Die Vielseitigkeit der geistigen Thätigkeit des großen Mannes wird auch durch die hier mitgetheilten Thatsachen wieder bewährt, und selbst seine Irrthümer auf einem ihm halbfremden Gebiete sind lehrreich. Hätte er gehabt, was er zuweilen vermißte, eine überwiegendere musikalische Anlage, so würde er ein ganz anderer Mensch haben sein müssen. Seine Fähigkeit zu gestalten wäre darüber zu Grunde gegangen, und wenn er denn selbst über die Erzeugnisse der romantischen Schule in Dichtung und Malerei

*) Bd. 55. S. 303.

günstiger geurtheilt hätte, als er es gethan hat, so würden wir an ihm selbst einen Verlust erleiden. Es ist von ihm sehr consequent verfahren, wenn er der Musik ihre eigenen Gränzen gönnt, sie in ihrem naturgemäßen Gebiet herrschend, aber eingeschlossen wissen will, ohne ihr darum einen wesentlichen Einfluß auf andere Gebiete des menschlichen Geistes zuzugestehn, wenn auch dieselbe Consequenz anders organisirte Naturen zu anderen Resultaten und Folgerungen leiten wird.

V.

Literaturblätter.

1.

Ahasver, ein episches Gedicht von Julius Mosen.

Schiller soll zu einer gewissen Periode seines Dichterlebens ausgerufen haben: „daß er gern sein letztes Hemd für einen guten Stoff hingeben möchte!“ Herrn Mosen ist es auch ohne diese Aufopferung geglückt, für sein ausgezeichnetes Talent zweier außerordentlicher Stoffe sich bemächtigt zu haben. Dieß ist der Ritter Wahn und hier der ewige Jude. Diese Stoffe besitzen deshalb eine so glückliche und große Bedeutsamkeit in sich, weil sie, volksthümlich vorhanden und durch die Weihe des Mythus getragen, außer dieser überlieferten Berechtigung zur Poesie auch noch einen universalen und unendlichen Sinn für die ganze Menschheit haben, und so ein Höchstes in der Dichtung verheißen. In diesen Stoffen liegen alle Erfordernisse eines großen und wahrhaft modernen Gedichts, eines Gedichts, welches das ganze Ringen der christlichen Welt, alles Ban=

gen und Streiten um Freiheit und Zukunft, um geistige und weltgeschichtliche Erlösung, noch den späten Geschlechtern erzählen kann. Neben und über der unendlichen Seite des Inhalts tritt auch aus diesen Stoffen so viele mährchenhafte Schönheit heraus, und der Blüthenduft der Sage mildert die herbe Speculation, die hinter der naiven Erfindung lauert. Nach Faust und Don Juan weiß ich keine Stoffe, deren vollendete Darstellung und Herausbildung die moderne Poesie so sehr zu erstreben hätte, als die vom Ritter Wahn und Ahasver, in welchen sie jetzt ihre höchsten Leistungen erreichen könnte. Durch den glücklichen Instinct des Genies getrieben, hat Julius Mosen seine besten Dichterkräfte an diese beiden Aufgaben, die in der Zweiheit des Stoffs doch eine wesentlich verwandte Bedeutung für das moderne Leben haben, gesetzt, und er muß uns deshalb, abgesehen von der sonst entfalteten Liebenswürdigkeit seiner Muse, auch als ein Dichter verehrungswürdig sein, welcher die höchsten Aufgaben der Poesie seiner Zeit nicht nur begriffen, sondern auch sogleich Hand daran gelegt hat, ja durch den Wink der Muse selbst auf ganz unwillkührliche Weise zu ihnen hingeleitet zu sein scheint. Denn das Lied vom Ritter Wahn ist gewissermaßen Mosens eigenthümlicher Fund, und er hatte den Vortheil, diesen Stoff, so zu sagen in noch jungfräulicher Frische zu überkommen.

Der Ritter Wahn beruht auf denselben Gegensätzen des modernen Lebens, auf demselben Widerstreiten der endlichen und unendlichen Daseinsmächte, wie der Ahasver. Beide Sagen sind aus den verworrenen Kämpfen der christlichen Gesinnung mit sich selbst hervorgegangen, sie sind Tragödien des Christenthums, die mit einer klaffenden Wunde

der Menschheit schließen, welche noch heutzutage in uns Allen blutet. Den Ritter Wahn, diesen tapfern und unbezwinglichen Mann, dem kein anderer Tapferer, kein Riese, kein Ungethüm und kein wildes Thier zu widerstehen vermögen, treibt ein unruhiges Gelüste, sich das ewige Leben zu erwerben, das er aber nur in der bloßen Negativität, als Nichtsterben, auffaßt, und mithin nur als eine unbegränzte Verlängerung dieser irdischen Endlichkeit sich ersehnt. Doch liegt schon in diesem Streben, den Tod endlich zu überwinden, auch der höhere Gedanke des unendlichen Lebens unbewußt in dem Ritter angedeutet. Ein Tapfrer schämt er sich zu sterben, weil der Tod ein Besiegen ist, und nun will die Sage in ihrer himmlischen Einfalt zeigen, wie der wahre Muth den Preis des ewigen Lebens erringt. Ritter Wahn zieht durch die ganze Welt, um den Arzt zu finden, der vom Tode heile und das Sterben überwinden lehre. Auf seinen vergeblichen Irrfahrten aber zieht in seinem Herzen ein holdes Bildniß mit ihm, halb Traum, halb Wirklichkeit, das ihm den Sinn mit einem, in ewigem Liebesgenuß gegründeten Dasein umgaukelt. Es ist die Zaubergestalt der Helena, die ihm unterwegs begegnet ist. Endlich gelangt der Ritter auf seinen Wanderungen unversehens in den Himmel, und findet in Jesus Christus den Herrn und Arzt des Lebens und des Todes, in dessen Gemeinschaft es kein Sterben mehr giebt. Ritter Wahn bleibt im Himmel und freut sich dessen, bis ihn endlich wieder ein unbändiges Heimweh nach der Erde befällt. Er kann es nicht mehr in der Unsterblichkeit des Himmels aushalten, es treibt ihn die schönen, grünen Auen der Erde noch einmal wiederzusehn. Es wird ihm auch ein Besuch auf der Erde

verstattet, doch ist zugleich der Tod hinter ihm hergeschickt, der ihn zu ergreifen droht, sobald Ritter Wahn von dem ihm zu diesem Ritt angewiesenen Pferde heruntersteigt. Auf Erden sind seitdem viele Jahrhunderte verflossen, und die Metamorphose der Weltgeschichte tritt dem Ritter auf dieser seiner neuen Fahrt über die Erde in allen ihren seltsamen Bildern entgegen. Hier hätte der Dichter Gelegenheit gehabt, die welthistorische Bedeutung seines Stoffes zu erschöpfen. Der christliche Sinn der Sage erfüllt sich nur zu bald durch den tragischen Ausgang. Ritter Wahn fällt dem Tode anheim, indem ihn die Erscheinung der Helena, deren Liebeswerben er nicht widerstehen kann, von dem Himmelsrosse herunterlockt. Helena tritt hier entscheidend in der Bedeutung auf, zu der sie auf so vielfältige Weise in der modernen Mythenwelt benutzt worden. Sie stellt der transcendenten christlichen Gesinnung gegenüber das Princip der schönen sinnlichen Lebensblüthe dar, in welchem sich zugleich noch die alten Anrechte des Heidenthums an die menschliche Natur geltend machen. Es ist die ganze buntprangende Erdenschönheit selbst, die Fülle jener plastischen Lebensgegenwart der antiken Welt, welche ihre ewig wiederkehrenden Verlockungen für den Menschengeist in der Gestalt der Helena noch das ganze christliche Leben durchschreiten läßt. Ritter Wahn, selbst aus dem christlichen Himmel kehrend, erliegt dem Reiz, von der süßen Frucht der Vergänglichkeit zu kosten, und wird an der Liebesbrust der Helena eine Beute des Todes, den er schon in den Armen Christi überwunden zu haben glaubte.

Liegt so im Ritter Wahn ein christlicher und antichristlicher Sinn zugleich, so zeigt sich derselbe Dualismus unse-

res ganzen modernen Lebens auch in dem Mythus vom ewigen Juden, obwohl hier mit einer größeren Hinneigung zu dem christlichen Element, und hervorgegangen aus dem festen und mit sich einigen Grunde der christlichen Gesinnung. Hier ist es nicht die alte heidnische Helena, hier ist es die ganze schreckliche Unendlichkeit des Erdenlebens und der Weltveränderung, der Ahasver in seiner Empörung gegen Christus anheimfällt, indem er zum ewigen Leben in demselben schlechten Sinne der Ewigkeit, in welchem Ritter Wahn den Tod bezwingen wollte, verdammt wird. Im Ritter Wahn steht mehr das griechische Lebenselement gegenüber, im Ahasver ist es die jüdische Starrheit und das jüdische Recht, die sich mit einer mährchenhaften Tapferkeit als unbezwinglich erweisen, und, wenn auch gebrochen, doch unveränderlich, durch alle fortlaufenden Geschicke der Weltgeschichte hindurchgehen. Der Dichter hätte jedoch den Bruch des Ahasver mit Christus innerlich noch bedeutsamer motiviren sollen. Die außerordentliche Consequenz im Ahasver ist die tragische Größe des Judenthums, von der sich Mosen in seiner Dichtung so ergriffen zeigt, daß er zuletzt Christus selbst erscheinen läßt, um den ewigen Juden gewissermaßen als einen ebenbürtigen Kämpfer anzuerkennen:

„Mir gegenüber hast Du Dich gestellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken."

Hier hat der Dichter seinem Mythus nach einer Seite hin eine jüdische Bedeutung gegeben, die jedoch keineswegs mit einer grellen Absicht hervorsticht. Vielmehr läßt sich nicht verkennen, daß das Gemüth des Dichters durchweg von christlichen Anschauungen durchdrungen ist, wenn dieselben auch in keinem bestimmten Verhältniß zur Gestaltung

des Stoffes aufgetreten sind. Sowohl in der religiösen als in der welthistorischen Auseinanderlegung des Mythus erscheint das Gedicht zu kurz und fragmentarisch, und nicht weit ausgreifend genug.

Es ist die Frage, ob Herr Mosen für jene beiden großen Stoffe, in denen wir die Hauptinteressen des modernen Lebens concentrirt finden, die rechte Form getroffen? Der Ritter Wahn duldete in seiner naiven Einfachheit, in der ihn der Dichter aufgenommen, am meisten die episch legendenartige Behandlung. Ein umfassenderes Epos im größeren Stil hat dagegen Mosen aus dem Ahasver gestalten wollen, und im Sinn der alten epischen Dichtungen, die ohne Abschluß ihren Verlauf in eine unendliche Ferne nehmen, und zugleich als religiöse und historische Zusammenfassung einer ganzen Weltanschauung erscheinen, zeigte sich allerdings dieser Stoff vorzugsweise geeignet dazu. Die Einwendung, daß das Epos für uns eine unzeitgemäße Form sei, ist eine nichtige, da die Poesie Alles, was sie im ächten Geiste empfangen und geboren hat, durchbringen wird und jederzeit siegreich durchgebracht hat. Die moderne Poesie ist leider nur zu frei von der Herrschaft der Gattungen, da bei ihr nicht historische und volksthümliche Verhältnisse, wie bei den Alten, auf die Entwickelung der Formen einwirken. Indeß ist etwas Anderes zu bezweifeln, nämlich, ob Mosen in der That ein wahres Epos geliefert habe? Seiner Dichtung fehlt vor allen Dingen die Ruhe der epischen Ausbreitung und der umfassendere historische Charakter; dagegen spitzt es sich gar zu häufig in lyrischen und dramatischen Pointen zu, und macht in der glühenden Lebhaftigkeit, mit der sich rasch Gruppe an Gruppe schließt, im Allgemeinen

einen dramatischen Eindruck. Die ganze Conception in der Seele des Dichters, mit der er ursprünglich seinen Stoff zusammengefaßt, scheint etwas Dramatisches zu haben. Dem entspricht auch die dem Epos fremde Symmetrie, mit welcher der Dichter des Ahasver sich den Mythus in drei Theile zerlegt hat, und daran in dreifacher Wendung des Stoffes die innere Bedeutsamkeit desselben zu erschöpfen sucht.

Wie man nun aber auch übereinkommen mag, diese Dichtung entweder für ein wirkliches Epos oder nur für eine Reihe lyrischer und dramatischer Bilder zu halten, so wird man sich doch unter jedem Gesichtspunct der ausgezeichneten poetischen Schönheiten, an denen sie reich ist, erfreuen müssen. Mosen hat hier oft herrliche Gemüthstöne angeschlagen, die der innersten Tiefe einer ächt poetischen Anschauung entquillen, und wenn uns sein Gedicht im Ganzen mit einem Gefühl der Unbefriedigung entläßt, so müssen wir doch mit Anerkennung an die großen Genüsse zurückdenken, welche uns einzelne Partieen gewährt haben. Die dunkle Farbenpracht der Sprache macht immer einen ergreifenden Eindruck, doch wird es schwer, ihr zuweilen manche Unebenheiten und Nachlässigkeiten, selbst Provinzialismen, zu gut zu halten. Mosen befindet sich in einer Art von Widerspruch gegen die Literatur der Prosa, ohne sich darüber hinlänglich klar geworden zu sein. Namentlich hat er sich gegen die Novelle als eine krankhafte und verderbliche Ausartung unserer Literatur erklärt, obwohl er selbst in derselben höchst schätzenswerthe Versuche angestellt, die an Formvollendung vielleicht seine eigentlich dichterischen Arbeiten überragen. Dieß ist eine Dichterlaune, die ihre liebenswürdige Seite

hat, aber gerade je geringschätziger Mosen von der Prosa urtheilt, um so mehr hätte er den Vers in seinen Dichtungen zu einer entschiedenen Vollendung ausbilden sollen. Aber seine Metrik steht nicht immer auf festen Füßen und ist vague, wie die der meisten Lyriker unserer Tage. Besonders aber ist die mangelhafte und reimscheue Terzine, die er im Ritter Wahn und Ahasver angewendet hat, und welche eigentlich keine Terzine mehr ist, nicht zu billigen. Man hat diese Art von Terzine sinnreich entschuldigen und deuten wollen, indem sie in ihrer Unvollendetheit das unbefriedigte moderne Wesen des ganzen Stoffes charakterisire, aber dies ist sophistisch und unrichtig zugleich. Dies hieße der Statue einer Niobe Nase und Ohren zerschlagen, um ihre Schmerzen noch anschaulicher zu machen. —

2.

Die beiden Frideriken von Sesenheim. Von J. L. Freieisen.

Zürich, Geißer u. Comp. 1838.

Der durch frühere literarische Leistungen der deutschen Lesewelt bekannte Verfasser, welcher, der Wissenschaft und Kunst sich weihend, jetzt in der Schweiz lebt, hatte während seines Aufenthalts im Elsaß seine ganze Seele an einer der schönsten Erinnerungen an seinen großen Landsmann erwärmt und begeistert. „Wer kennt nicht, sagt er im Vorworte, die Idylle von Sesenheim, die Goethe in seinen Denkwürdigkeiten mit so warmer Hand uns vorgezeichnet? — Dort in dem stillen, lautlosen Dörfchen die Fußstapfen

wieder aufzusuchen, die er hinterlassen, die noch lebenden Zeugen jener so süß verträumten Stunden zu befragen, die noch übrig gebliebenen Spuren der glücklichen Jugendzeit wieder aufzufrischen, war für mich, den ein bewegtes Leben hieher geworfen, ein um so mehr beruhigender Genuß. Was ich dort erfahren und gesammelt, habe ich in folgenden Bogen zusammenzustellen unternommen, und es zugleich versucht, an das Ganze höhere Tendenzen zu knüpfen, indem ich verschiedene Charaktere über Goethe und seinen so weit greifenden, literarischen und kulturgeschichtlichen Einfluß in Wechselgesprächen sich ergehen lasse."

„Kein Dichter ist wohl so übermäßig gescholten und so überbegeistert erhoben worden, als Goethe. Seine Apologisten und Opponenten stehen, wie zwei mächtige Heere geschaart, einander gegenüber, und die Werke über Goethe, in denen er theils vergöttert, theils gesteinigt, würden eine ganz ansehnliche Bibliothek bilden."

„Hätten demnach die Führer unserer jungen Literatur, die man so gern in ein literarisches Complott zusammenflechten wollte, weiter kein Verdienst, so müßte man ihnen sicher das hoch anrechnen, daß sie wiederum den ächten Standpunkt auffanden, von dem ein Genius, wie Goethe, allein richtig gewürdigt werden kann."

Nicht nur hat der Verfasser dieses Ziel, das er sich beiläufig in Behandlung seines Stoffs setzte, sehr glücklich erreicht, sondern auch unabhängig davon hat er eine der interessantesten, aber auch zugleich mysteriösesten Lebensepochen von Goethe in einem ächt poetischen Gemälde der Lesewelt vor Augen gelegt. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, zur Friderike aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts

eine zweite zu dichten, mit dieser und ihrem Bräutigam erst incognito auf dem Straßburger Münster zusammenzutreffen, dann mit einem Freunde die Wallfahrt nach Sesenheim anzustellen, und dort dem Vermählungstage der Friderike des neunzehnten Jahrhunderts zum Mittelpunkte der Erinnerungen und Zurückrufungen aus Goethe's erster schönsten Jugendzeit zu machen. Da ist auch Wahrheit und Dichtung verbunden, und die durch die Ferne erblaßte Vergangenheit ist, mitten in eine lebendige Gegenwart versetzt, mit allem Zauber der Phantasie und des Humors aufgefrischt worden.

So ist eine eigenthümliche Art von Novelle entstanden, in welcher Historie und Poesie verbunden, und das anmuthige Liebesverhältniß, welches Sesenheims Pfarrhof illustrirt hat, in idyllischer Einfachheit und Heiterkeit dargestellt wird. Der Abspiegelung von der Jugend- und Liebesgeschichte, die der Dichter selbst, der sie erlebt und gelebt hat, nicht mit der Freimüthigkeit, wie anderswo, der Nachwelt aufbewahrt hat, dienen nun herrliche Naturschilderungen, Scenen von Stadt und Land, Dorf und Haus, dem Münsterthurm und der Gartenlaube, das Lustwandeln der zwei Freunde und ihre geistreichen Gespräche über den verewigten Dichter, seine Liebe und Poesie, über die in namenlosen Freuden und Leiden verklärte Friderike, Deutungen über das noch immer nicht enthüllte Geheimniß der Legende, Ehrenrettungen, Anklagen, eingestreute Urtheile und Gedichte u. s. f. zur erhebenden Folie. Bettina und Rahel, Börne, Eckermann und Falk, Lenz, Heinse, Byron u. s. f. werden theils eingeführt, theils angeführt, und so der große Proceß vor der geistigen

Jury instruirt, der sich mit der Frei- und Seligsprechung des großen Menschen und herrlichen Dichters schließt.

Schon im Vorwort war eine noch unbekannte Xenie aus dem Walpurgissacke, in welchem Goethe nach Falk alles Infernalische und Uebermüthige aufbewahrte, mitgetheilt worden, womit der Dichter sich gegen solche Anfälle durchschlug.

Das Publicum.

Wir haben dir Klatsch auf Geklatsche gemacht, wie schief!
Und haben dich schnell in die Patsche gebracht, wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun hilf dir heraus.
Ade!

Herr Ego.

Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch verschlimmert,
Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch verkümmert,
Schon bin ich heraus,
Ich mach' mir nichts draus.
Ade!

Bedeutsam für die Bildung der Kunsttheorie und besonders für die Berichtigung der Urtheile über die poetischen Produktionen von Goethe ist der im Zweigespräch der Wallfahrten nach Sesenheim durchgeführte Streit, ob gänzlich oder in wie weit die Poesie selbstständig und unabhängig, oder in Uebereinstimmung mit Zwecken der Humanität, der Moral, des Patriotismus u. s. w. behandelt werden soll?

Schon Falk hatte über diesen Gegenstand in seinem Buch über Goethe unter der Rubrik: Allgemeiner Umriß von Goethe's Charakter als Mensch und Künstler, treffende Winke gegeben, indem er die betrachtenden Naturen von den handelnden schied. Allein alk scheint verführt durch das

Wort von Goethe: „Religion und Politik sind ein trübes Element für die Kunst, ich habe sie mir immer, soviel als möglich, vom Leib gehalten" die Lebensstoffe der Poesie von ihrer allgemeinen Form noch strenger geschieden zu haben, als der Dichter selber. Die entgegengesetzte Ansicht ist bekanntlich am klarsten und schärfsten von Börne vertreten worden. Der Verfasser vorliegender Schrift hat beide Theile sich aussprechen lassen, aber mit poetischer Freiheit das Gespräch abgebrochen, nachdem er das Uebergewicht der Gründe auf die Seite des für die Unbedingtheit der Poesie Kämpfenden geworfen hat. Die Freunde dieser Ansicht, in welchen auch die beste Rechtfertigung Goethe's gegen die Vorwürfe von Gleichgültigkeit oder Aufopferung ethischer Gesinnung liegt, werden mit Erbauung die der Lösung dieser Frage gewidmeten Blätter lesen.

Der Verfasser hat überdieß die Schrift mit sieben Gedichten Goethe's aus jener Periode ausgestattet. Sie sind dem Sesenheimer Liederbuche enthoben und kommen in der Sammlung von Goethe's Liedern nicht vor. Vier derselben sind zuerst im Musenalmanach von Schwab und Chamisso erschienen, aber die Quelle nicht angegeben worden, die dem Leser die Aechtheit verbürgen konnte. Der Herausgeber bemerkt, daß diesen an Friderike gerichteten Gedichten jene Schönheit des Ebenmaaßes, der harmonischen Ordnung fehle, die unser Ohr nichts weniger entzücken, als der Gedanke, so leicht und geflügelt, unser Herz. Rahel, welche Goethe überhaupt mit so tiefer Innigkeit und so großer Wahrheit erfaßt hat, theilte, nach einem ihrer schönsten Briefe an Varnhagen zu urtheilen, dieselbe Empfindung. Es hat dieß eine psychologische Bedeutung. Als die

Liebe den Menschen zu quälen und ängstigen anfing, war auch die Ruhe und Freiheit dahin, die den Dichter fühlen und sagen läßt:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet. —

Wir danken Hrn. Freieisen für die Einführung der beiden Frideriken von Sesenheim in den Salon der deutschen Literatur, und wünschen ihm die gehörige Muße und Stimmung, um ein zweites Werk so glücklich zu vollenden, wie er es bereits begonnen. Es ist eine metrische Uebersetzung von Byron's Don Juan, auf deren Erscheinung wir die deutsche Lesewelt vorläufig aufmerksam zu machen uns erlauben.

3.

Ungedrucktes von Gotthold Ephraim Lessing.

(Mitgetheilt von Dr. August Kahlert.)

Bei dem allgemeinen Antheil, den Deutschland an der neuen, von Lachmann mit so rühmlicher Gewissenhaftigkeit besorgten Gesammtausgabe von Lessing's sämmtlichen Schriften nimmt, für nachfolgende kleine Mittheilungen einige Beachtung zu hoffen, ist wohl um so eher erlaubt, als dieselben auch für die Redaction jener Gesammtausgabe selbst berücksichtigungswerth erscheinen.

Einiges Handschriftliche von Lessing, und nicht etwa blos aus der Zeit seines persönlichen Aufenthalts in Schlesien, befindet sich in Breslau. Nach seinem Tode nämlich

ward sein handschriftlicher Nachlaß an seinen Bruder, der in Breslau als Münzdirektor lebte, gesandt. Als auch dieser starb, kam es zur Veräußerung, und man darf es ein Glück nennen, daß Männer, die den Werth des Genius in treuem Gedächtniß bewahrten, das Wesentlichste an sich brachten.

Bei Weitem der größte Theil von Lessing's nachgelassenen Papieren befindet sich im Besitz der Königlichen und Universitätsbibliothek in Breslau. Es sind die meisten Fabeln, kleinere Gedichte, und die kleinen ältern Schau- und Lustspiele, auch manche Fragmente, die, wie mir scheint, ungedruckt geblieben, darunter enthalten. Daß diese Papiere bei Gelegenheit der Veranstaltung einer der früheren Ausgaben eingesehen, und benutzt worden, leidet keinen Zweifel. Zahlreiche Anmerkungen von fremder Hand, ob irgend ein einzelnes Werk bereits gedruckt sei, sprechen dafür. Für Jeden, der an Lessing's Bildungsgange Antheil nimmt, sind diese Papiere, auch wenn man das Ungedruckte darunter nicht als wesentliche Ausbeute betrachten will, sehr erfreulich und lehrreich. Man sieht, wie, und in welcher Weise Lessing gearbeitet hat. Viele kleine Gedichte nämlich sind zuerst in Prosa geschrieben, und dann gleichsam erst in den Vers übersetzt. In dem Entwurfe manches Plans zeigt sich der scharfe symmetrische denkende Geist, der das Willkührliche und Zufällige haßte; aus zahlreichen kleinen Verbesserungen sieht man, wie wenig der Weiterstrebende sich selbst genügte. Wie jene Manuscripte auf die K. Bibliothek gekommen sind, möchte sich schwer mit Gewißheit sagen lassen. Der verstorbene Oberbibliothekar, der würdige Wachler, selbst Lessing's eifriger Bewunderer, hat mir,

obgleich ich ihn wiederholentlich darum befragte, keine Auskunft darüber ertheilen können.

Zwei Handschriften Lessing's, die noch nicht benutzt sind, gehören ferner dem Herrn Geheimerath Oelsner zu Breslau, der im Besitze einer sehr merkwürdigen Bibliothek, insbesondere manchen denkwürdigen handschriftlichen Nachlaß in einem langen der Wissenschaft geweihten Leben an sich zu bringen, Gelegenheit hatte. Er erstand sie in der nach dem Tode von Lessing's Bruder zu Breslau veranstalteten Versteigerung. Das Eine, in Quartformat, sehr deutlich geschrieben, enthält einen Theil des „Renner" von Hugo von Trimberg, den Lessing, bekanntlich, über die Modernisirung desselben durch Brant aufgebracht, ganz neu herausgeben wollte. Vor einigen Jahren ist nun zwar zu Bamberg das ganze merkwürdige Gedicht neu herausgegeben, auch sind, so viel ich weiß, Lessing's Vorarbeiten zum Theil dabei benutzt worden; der Theil davon, der sich in Breslau befindet, hat aber den neuen Herausgebern nicht vorgelegen.

Das zweite Manuscript Lessing's, von dem hier zu reden ist, betrifft seine Studien für deutsche Lexicographie. Er hatte im Sinne, ein größeres deutsches Wörterbuch herauszugeben, und ward vielleicht durch die Dazwischenkunft der ersten Ausgabe von Adelung davon abgebracht. So ließ er sich denn L. E. Steinbach's deutsches Wörterbuch (Breslau 1725. 1734) mit Papier durchschießen, und schrieb seine Einfälle über einzelne Worte bei Gelegenheit der Lectüre ältrer Dichter an die betreffende Stelle. Von diesen Notizen existirt nur noch der erste Band. Es geht aus Allem hervor, daß diese Arbeit ihn nur nebenbei und

mit Unterbrechungen beschäftigte, denn im Ganzen genommen, ist die Ausbeute, die für den heutigen Stand der Wissenschaft jene Aphorismen gewähren mögen, nicht eben so hoch anzuschlagen, als das Interesse, den großen und vielseitigen Denker in seiner Werkstätte zu belauschen. Dies Letztere aber dürfte allgemein genug sein, um die Mittheilung jener abgebrochenen Notizen zu rechtfertigen. Ich habe dieselben auch da, wo Lessing sich sichtbar im Irrthum, wenn auch bei dem noch wenig entwickelten deutschen Sprachstudium ohne eigene Schuld, befunden hat, ohne Zusatz mitgetheilt, und nur wenige davon, die sich für die Oeffentlichkeit nicht schicken, zurückgehalten.

Abschrift der Notizen von Lessing's Hand zu Steinbach's Wörterbuch.

A. Wer a sagt, muß auch b sagen. Der Ursprung dieses Sprichworts ist ohne Zweifel in der 175 Fabel des Absconius: de puero discere nolente, zu suchen.

Accommodiren. Zinkgref (in den Apopht. II Th. S. 84.) Einer wird gefragt, warum er sich nicht accommodiren wolle. (So heißt man heutiges Tages katholisch werden.)

Abend von dem alten Sprichwort a b e n, abnehmen. Der Endbuchstabe ist die Endung des Participii. Abend, so viel als der A b e n d e, i. e. abnehmende Tag. (Wachter u. Frisch.)

1. Die Zeit nach Sonnenuntergang bis zu einbrechender Nacht.
2. Die Gegend des Himmels, wo die Sonne untergeht.
3. Der nächst vorhergehende Tag vor einem Feste. Doch wird es in diesem Verstande nicht schlechtweg, sondern allzeit entweder mit Vorsetzung des Beiworts h e i l i g, oder mit Vorsetzung des Festes selbst, als O s t e r a b e n d, gebraucht.
4. Figürlich, das Ende, oder der sich zu Ende neigende Theil einer größeren Dauer. Z. B. Abend des Lebens.

abendlied. Abendgesang: In der ersten Kirche besonders der Hymnus nach des Prudentii Uebersetzung: O lux beata trinitas; oder nach Luther's Uebers.: „der du bist drei in Ewigkeit."

Accis (von census, accensa). Frischens Ableitung scheint mehr ein Einfall zu sein, als eine Etymologie.

Academie. Ursprünglich der Ort zu Athen, wo Plato lehrte. In neueren Zeiten:

1. jede hohe Schule.
2. Eine Gesellschaft gelehrte Leute oder Künstler, die sich eine oder mehre Wissenschaften oder Künste gemeinschaftlich zu bearbeiten, oder vollkommen zu machen, vereinigten. Die Pariser Academie der Wissenschaften ist ohne Zweifel die erste, die sich den Namen gegeben, da die ältere Londonische sich blos societas nannte. Die Franzosen brauchen das Wort nicht in dem Verstande einer Universität. Wenn sie ja Oerter oder Stiftungen wo etwas gelehrt wird, damit bezeichnen, so sind es nur solche, die körperlichen Uebungen, als Reiten, Fechten, Tanzen gewidmet sind; Stiftungen, die wir zum Unterschiede Ritterakademieen nennen, obschon auf den unsrigen andere Künste und Wissenschaften nicht ausgeschlossen sind.

Achten (von achter, holländisch, bei uns in after verwandelt, nach. Also achten, so viel als folgen, verfolgen, nachfolgen. Wachter). Doch haben diese verschiedenen Bedeutungen mehr die davon abgeleiteten Substantiva, als das Zeitwort selbst, als welches nur von Wirkungen der Seele gebraucht wird. Es bedeutet

1. so viel als bemerken (beachten),
2. dafür halten, meinen,
3. schätzen, hoch oder gering.

Acht. Die,

1. in der ersten Bedeutung des Zeitwortes Bemerkung, Sorgfalt, z. B. Acht haben.
2. In der dritten Bedeutung seines Zeitworts. (Achtung.)
3. In der gerichtlichen Bedeutung: Entziehung bürgerlichen Schutzes 2c.

Ade. Abschiedswort: adieu;

Flemming: „ade, du hartes Wort."

Es ist kindisch und gemein geworden; es würde höchstens noch im burlesken Style Platz finden.

Affenwerk. nugae. (Opitz Argenis 93.)

Ah! Diese Interjektion verdient auf alle Weise aus dem Französischen ins Deutsche übergenommen zu werden, weil sie sich weder durch

unser ach! noch o! geben läßt, und fast der natürliche Ton bei gewissen Ausrufungen des Verdrusses und Widerwillens ist, mit welchem weder Schmerz noch Verwunderung verknüpft ist, daß sie dort durch ach! hier durch o! ausgedrückt werden könnte.

Alle. Ist auch dann und wann Adverbium; ganz und gar; z. B. Geßner Tod Abels: wie willig wollt ich den verlohrnen Reichthum allen missen. Es muß aber nicht allen, sondern alle heißen. (??)

Arg. Das Aergste. Wir sagen: ich bin allezeit auf sein Beßtes bedacht gewesen; so sagten auch die Alten, auf sein Aergstes. (vergl. Haltaus Glossar.)

Das Auge des Herrn. Sprichwörtlicher Ausdruck für die Aufsicht, die jeder auf das Seinige hat. z. B. das Auge des Herrn macht das Pferd feist; (Neander.) Wenn Michael Neander dann und wann bei sprichwörtlichen Redensarten citirt wird, so ist diejenige Sammlung deutscher Sprichwörter darunter zu verstehen, die er seiner Ethica veterum latinorum sapientium vom Jahre 1585 in 8. angehängt hat. Er bedient sich darin der niedersächsischen Mundart in der Gegend des Harzes, und hat auch nur diejenigen Sprichwörter gesammelt, wie er in dem vorgesetzten Schreiben an seinen Bruder erinnert, die nach dieser Mundart klingen.

Bahn. Die. Die lange Bahn, eine Art des Kegelspiels, die auch Langschub heißt.

Im figürlichen Verstande Verzögerung; z. B. bei Rechtssachen.

Bange. In den meisten Redensarten; als: mir ist bange; bange machen, wird es als Adverbium gebraucht; und die Stellen, wo ich es als ein Adjektiv gebraucht finde, klingen hart:

z. B. „Was hör ich? ist dein Herz denn unaufhörlich bange?"

E. Schlegel.

Bed. Das (oder Beet). Im Spiele dasjenige, was Einer setzen muß, der sein Spiel verloren. Es ist kein fremdes Wort, sondern ein altes, ursprünglich deutsches Wort. Bed oder Beete hieß vor Diesem jede Abgabe und Steuer die von den Unterthanen gesammelt werden. (Die verschiedenen Kompositionen davon s. b. Frisch.)

Bitten. Wiederbitten ist just das, was im Lateinischen unter Andern bei Phädrus, revocare und bei den h. Lukas ἀντικαλεῖν heißt; Einen zu Gaste nöthigen, bei dem ich vorher zu Gaste war.

Biß. Imbiß. Imbs. contrahirt für Imbiß. (Zinkgref Apopht. 1. p. 212.)

Ausbeißen. „Ulrich Fitzinger habe Graf Ulrich von Lilien, so bei König Ladislav wohl dran war, ausgebissen, ward aber selbst hernach

von Andern ausgebissen; und hiergegen der von Lilien wieder eingebeten. (Zinkgref Apopht. 1. p. 154.)

Verbeißen. Opitz Argenis 88. „Das Lachen verbeißen."

Blind. Vor Alters auch so viel als erdichtet, angenommen z. B. blinde Namen. — Haltaus.

Borgen. Borgelicht, poetischer Beinahme, den Flemming dem Monde giebt. S. 632.

z. B. Komm, Phöbe, Tag der Nacht, Diane, Borgelicht.

Carthaune ist für deutscher zu halten als Canone.

(Zinkgref Apopthegm. II. p. 18: mit großen Stücken die man auf Französisch Canons, auf Deutsch Karthaune nennt.

Daubenfällig. Daube, das, woraus die Fässer zusammengesetzt werden. Daher: den Kopf, wie ein daubenfälliges Faß umbinden, (deutscher Rabelais Cap. v.)

Dichten mit dem Infinitiv für Denken, trachten braucht Schlegel (im „Kanut") nicht gut: „Entfernt man sich von dem, dem man zu schaden dichtet."

Dingen. z. B. einen Knecht Einem abspenstig machen, ist in dieser Bedeutung (Haltaus) veraltet, jetzt abhandeln, herunter handeln vom gesetzten Preise.

Dünken. Vermuthen, Wähnen, Meinen, ohne daß man der Sache völlig gewiß ist. Daher das Sprichwort: „Am dünken und gespannten Tuche geht viel ab" (Neander.)

Edelmann. So sagten auch die Alten (Zinkgref Apophthegm.) ein Edelweib. Wir sagen eine Adeliche.

Eil. Eilende Fälle, alt und schön, sind Fälle, die eine schleunige Hülfe erfodern. (Haltaus.)

Eigenthum. Auch was von einer Sache wesentlich abhängt, heißt deren Eigenthum.

„Die Ehre bleibt des Herzens Eigenthum."

Schlegel.

Eisen. Die Eisen abwerfen, sagt man von einer Jungfrau, die ein Kind bekommen.

Erste. Geßner drückt: „zuerst" nach Art der Franzosen durch das Substantivum aus. z. B. „Ich habe die Erste gesündigt" (die Eva im Tod Abels); diese Art zu reden, ist nicht neu. Denn auch Zinkgref sagt: „Nichtsdestoweniger brach der Pabst das Bündniß der Erste" — „er rennte der Erste in die Türkei."

Fangen. Verfangen. Es will nichts verfangen, nichts helfen. Diese Bedeutung muß aus dem Altdeutschen Recht herkommen; anfangen, vindiciren. (Haltaus.)

Umfangen. Bei den Alten umfahen. Daher Zinkgref: „Es ist weit natürlicher ein hübsch Weib umfahen, als ein Faß mit Wein."

Nachfahr so viel als Nachfolger im Amte. (Zinkgref.)

Folgern. Schlüsse ziehen. Schlegel braucht es falsch für Folgen, z. B. „des Stolzes Folgerungen."

Fremd. Befremden. Haltaus giebt es durch motus animi. Ich wüßte nicht, daß man diese Gemüthsbewegung noch in irgend einer Sprache mit einem einzigen Worte geben könnte.

Frevel oder Frefel, für die Strafe, für den Frevel.
Zinkgref II. S. 86. „Als der Oberamtmann des andern Tages ihm zehn Thaler derenthalben zum Frevel abfoderte."

Frömmigkeit. Die Alten (Zinkgref) sagten dafür Frombkeit.

Fühlen. Auch von der Seele.

„Ein Geist der denkt und fühlt, der irrt nur kurze Zeit."
Schlegel.

Fuß. Wohlgefußt, ein poetisches Beiwort, das Flemming den Rehen giebt.

Gänge für geläufig. Eine gänge Zunge. (Logaus Schutzrede einer Jungfrau.)

Eingehen. Ein Wein, der lieblich eingeht, sagt Logau.

Gastung für Gasterei. Eine große Gastung anstellen. (Zinkgref.)

Ge particula inseparabilis.
Diese Partikel, substantivis angehängt, macht collectiva, d. i. solche Wörter, die eine zusammengenommene Menge derjenigen Dinge bedeuten, welche das Stammwort ausdrückt:

z. B. Wurm — Gewürm.
Flügel — Geflügel.
Bett — Gebett.
Feld — Gefilde.
Berg — Gebirge.

Alle diese Collectiva sind generis neutrius. Man schließe aber nicht zurück, daß alle substantiva, die mit ge beginnen, auch Collectiva sind. Es sind es nur die, welche unmittelbar von einem Substantiv so formirt werden, nicht aber die, welche von Zeitwörtern herkommen, die dieses ge haben, oder von Perfectis, die sich mit ge anfangen.

Geben. Abgeben soll soviel als vorstellen sein. z. B. Er giebt einen guten Soldaten ab. In diesem Verstande läßt Zinkgref das ab weg, und sagt: Eben darum gebe ich dir einen bessern Soldaten, als Andere.

Begeben. Sich begeben hieß vor Alters abrenuntiare seculo. (Halt-

aus.) Ohne Zweifel verstand man darunter, sich der Welt begeben. Es ist schade, daß diese schöne Ellipsis nicht mehr gebräuchlich ist. In diesem Sinne sagten auch die Alten: Ein begebner Mann. Adelung hat zwar diese Bedeutung auch, aber nicht mit der Ellipsis. Auch soll nach ihm dieses Zeitwort kein Particip❌ der vergangenen Zeit leiden.

Vergeben, früher nicht immer so viel als verzeihen, sondern auch so viel als verschenken; so in dem Sprichworte bei Neander:

„Gott hat mehr, denn er je vergab."

Geld. Ehrengeld pecunia defloratae a stupratore solvenda. (Haltaus.) Ein altes und noch gar wohl brauchbares Wort.

Entgliedern würde dasjenige Wort sein, durch welches das alte entliden wieder hergestellt wird.

Gluff. Zur Erklärung dieses Worts kann Folgendes etwas beitragen, was Zinkgref von Kaiser Friedrich I. erzählt.

„Es war eine kaiserliche Abtei ledig. Dazu waren ihm zwei vorgeschlagen; der Eine hatte hiebevor dem Kaiser etwas Geldes vorgeliehen zum Krieg, der Andere war ihm wegen seiner Frombkeit und Einfalt gelobt. Als er nun nicht wußte, wie er sich jenes mit Glimpf entschicken sollte, begehrt er ein Gluff von ihm, etwas in den Händen damit aufzustechen, als er aber keine hatte, begehrt er eine von diesen; als ihm nun derselbe eine gab, sprach er zu ihm, Ihr seid ein Münch, der seinen Orden wohl vereimbt, und derhalben dieser Abtei wohl würdig, nicht aber Ihr (sich zum Andern kehrend) wegen Eurer Unachtsamkeit und Irregularität. Denn wer so ein schlecht Ding, das er vermöge seiner Ordensregeln haben soll, nicht achtet, wieviel weniger wird er andere große Sachen in Acht nehmen.

Vergönnen hieß vor dem auch so viel als mißgönnen. Neander: „die vergunnten Bissen schmecken am besten."

Ergötzlichkeit für Geschenk, Belohnung.

„Weil er keine Ergötzlichkeit für seine treue Dienste bei seinen Lebzeiten gesehn." (Zinkgref I. p. 186.)

Es hat, Impersonale für das Französische il y a.

„In der Stadt hatte es einen alten 2c."

Zinkgref Apophtheg. I. p. 74.

Haft. Die Niedersachsen sprachen und schrieben ehemals Hacht. Als in dem Sprichworte: Besser in der Acht, als in der Hacht.

Allenthalbenheit. So übersetzt Zinkgref den theolog. terminum: Ubiquität, wenn von den Leiden Christi die Rede ist. (Apophtheg. II. S. 85.)

Hammel. Hemling. In einer alten deutschen Uebersetzung des Eunuchus des Terenz, die in Ulm 1486 gedruckt ist, heißt es: „Eunuchus, das ist teutsch Hemling."

Handschuh. Dies Wort ist mir sehr verdächtig, in so weit man es nämlich von Hand manus und Schuh herleiten will. Ist denn die deutsche Sprache so arm, daß sie für die Bedeckung der Hand kein eignes Wort haben sollte? daß sie das Wort, das die Bekleidung des Fußes ausdrückt, erst dazu brauchen muß. Unmöglich! Was sagt man zu folgender Muthmaßung? die alte deutsche Sprache hat ein einziges Wort gehabt, um Handschuh auszudrücken; und dies ist das Wort: want, welches in der holländischen Sprache noch für die Art von Handschuh gebräuchlich ist, welche zwar Daumen, aber keine Finger haben, und von welchem want auch das französische gand herkommt. Da nun die hochdeutsche Aussprache aus want, Hant, gemacht hat, und dieses Hant nach und nach mit Hand manus verwechselte, und beides für ein Wort hielt, so, glaube ich, setzte die Unwissenheit das „Schuh" daran.

Zweihändler. So nannten die Schweizer ein Schlachtschwerd, ohne Zweifel, weil es mit beiden Händen mußte geführt werden. (Zinkgref I, p. 209.)

Her. Oft bedeutet es auch so viel als das lateinische: re, wieder. z. B. herstellen. Die holländische Sprache macht fast alle Composita, die wir durch wieder machen, durch her.

Unser her in der Bedeutung wieder, scheint sich in das er verwandelt zu haben, z. B. erinnern, erkennen. So würde auch erschaffen so viel als wieder—schaffen sein; wie denn auch im Holländischeu diese Bedeutung wirklich ist. Man würde folglich sagen müssen: aus Nichts hat Gott die Welt geschaffen, aus dem Chaos hat er sie erschaffen.

Ueberhöhen. Ein gutes altes in Architectura militari zu brauchendes Wort. „Ein Haus wird von einem Berg überhöhet." (Zinkgref Apophth. I. p. 129.)

Abhold. Etwas weniger als unhold.

Süßholz. Süßholz in den Mund nehmen. Ein alter proverbialischer Ausdruck Hans Rosenbluts für gelinde, freundliche Worte brauchen.

Hübschheit. (Zinkgref Apophthegm. I. p. 222.)

Husch. Für einen überhingehenden Platzregen. Rabelais sagt: tombant par une housée.

Ihro. Für Ihro, bei den Titeln, sagten die Alten blos Ihr. (Zinkgref Apophthegm. I. p. 124.) „bei Ihr fürstl. Gnaden."

Inner. Als praeposition für innerhalb veraltet. „Inner der Gränzen" (Opitz Argenis 99.)

Kieb. Zank. — Kieb wächst durch Lieb, sagt der deutsche Rabelais (Cap. V.)

Beikirche. Ein altes gutes Wort für Filialkirche. (Haltaus.)

Kiesel. Kieselsteine. Logau sagt im 2003 Sinnspruch: Künstlingsteine.

Klitter so viel als Klecks. (Zinkgref I. p. 230.)

Edelknaben. Schon zu Zinkgrefs Zeiten wollten die Edelknaben nicht mehr so, sondern Pagen heißen. Apophtheg. I. p. 55.

Wehrknopf, für Degenknopf. (Zinkgref Apophtheg. I. p. 20.)

Krank. Krank sein nach Einem; sich so heftig nach Einem sehnen, daß dies schon eine Art Krankheit wird.

Flemming sagt: Ich bin, Schatz, krank nach dir.

Kräuseln. Geßner sagt nicht übel dafür kräusen.

Bekrönen. „Kein unbiegsamer Stolz bekrönt mich in Gedanken."

Schlegel.

Erlassen; sich eines Dinges;

z. B. Was du nicht in der Güte kannst überkommen, da erlaß dich des Krieges. (Zinkgref Apophthegm. S. 14.)

Ueberlaufen für überfallen.

„Alsdann überläuft ihn seine Thorheit."

(Opitz Argen. S. 89.)

Einleiten, ein altes gutes Wort, das man noch jetzt sehr füglich für introduciren, installiren brauchen kann, (Haltaus) wenn es nämlich das Besitzgeben eines Amtes bedeutet.

Geliebt, Einem geliebt sein, sagt Schlegel, wo ihn ohne Zweifel der Vers ein wenig gezwungen.

„Ich sorge nur für mich, und wolle selbst allein
Den Meinigen geliebt, den Feinden furchtbar sein."

Augenlied. Geßner sagt Auglied.

Leidig. Ein andres Wort ist leidig von dem alten Leid, häßlich. So übersetzt Zinkgref: une femme laide et hideuse. Durch eine häßliche leidtliche Frau. (Apophthegm. II. p. 108.)

Löblich. Dafür sagten die Alten auch lobwürdig. (Zinkgref.)

Lügen. Wir machen dies Zeitwort zu einem reciproco impersonali und sagen z. B. Es leugt sich jetzund viel, wenn wir die Urheber der Lügen nicht nennen wollen.

Das hat er in seinen Hals gelogen, d. i. eine unverschämte Lüge gewesen. Aber ich weiß nicht, warum es heißt in seinen Hals: Die Italiäner sagen in eben dieser Bedeutung: mentire per la gola.

Für verlieren sagten die Alten verliesen.

„Ich will des Königs Gnad' lieber verlassen als verliesen."

(Zinkgref I. p. 185.)

Lunte. Zinkgref schreibt Lunde.

Dresen schreibt Zinkgref anstatt Dresden. Dies scheint aus dem Latein. gekommen zu sein, denn weil man nicht wohl Dresa sagen konnte, so sagte man dafür Dresda.

Die Participia Perf. der Verba auf iren mit vorgesetztem ge zu machen, ist keine Neuerung von Gottsched.

Zinkgref sagt: Es hatte der König getaxirt.

Von dem Wortspiel mit jus canonicum (s. unser Wörterbuch über den Logau) scheint Heinrich IV. Erfinder zu sein. Als er die Stadt Chartres belagerte, brachten die Bürger ihm die Schlüssel und sagten: qu'ils servient prét de lui obeir comme subjets par le loi devin et civil. Der König klopfte den Abgeordneten auf die Achsel, und sagte: mais n'oubliez pas le droit des Canons. Dieses verdeutscht Zinkgref (Apophth. II. p. 116.) Vergeßt mir aber auch das Recht des Kanons nicht; welches zugleich durch das Päbstliche und das Büchsenrecht mag verdeutscht werden.

Hier schließen die Lessing'schen Anmerkungen. Ein zweiter Band hat höchst wahrscheinlich existirt, ist jedoch nirgend zu finden gewesen.

4.

Literarische Notizen.

1. Abafi, von Nicolaus Jósiká. Aus dem Ungarischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumund. Zwei Theile. Leipzig, Scheld u. Comp. (Wilh. Einhorn) 1838. — Jósiká versteht, treue, einfache,

nationale Sittenbilder zu zeichnen. Er ist kein Künstler, Phantasie und Erfindung sind bei ihm höchst gering, aber es ist etwas natürlich Gesundes und Frisches in seinen Zeichnungen, das auf eine angenehme Weise anspricht. In seinem Vaterlande haben seine Romane noch eine eigenthümliche Bedeutung für das neue Aufstreben ungarischer Nationalliteratur, und sie haben dort wenigstens dazu beigetragen, dem größeren Publikum Geschmack an dem Lesen ungarisch geschriebener Bücher beizubringen. Die Erfolge dieser Lektüre bei der deutschen Lesewelt muß man abwarten, bis eine größere Masse davon auf unsern Boden verpflanzt sein wird, denn auf diesem Gebiet will das Lesepublikum auch durch eine tüchtige vorhaltende Masse gewonnen sein. Der Uebersetzer, der sich sehr geschickt und kenntnißreich erweist, hat seinerseits Alles für die Mundrechtmachung gethan. —

2. **Helena**, Taschenbuch auf das Jahr 1839. Bunzlau, bei Appun. — Dies Taschenbuch macht sich vornehmlich durch zwei Beiträge von **Ludwig Tieck** und **Leopold Schefer** bemerklich. Die Novelle des aus unerschöpflicher Gemüthsfülle fortproduzirenden Leopold Schefer hat das poetische Interesse für sich; die Tieck'sche Novelle dagegen, „Liebeswerben" betitelt, geht wieder, wie fast alle neuesten Arbeiten dieses Meisters, nur auf eine kritische und negative Wirkung aus. Dies ist sehr zu bedauern, da wir überzeugt sind, daß Tieck's Genius an sich selbst noch reich genug ist, um erquicklichere und selbstständige Gebilde hervorzurufen, wenn ihn nicht eine unselige Erbitterung gegen die neueste Zeit in dem allerunfruchtbarsten Kreise des Producirens gewissermaßen gebannt hielte.

Die Novelle: „Liebeswerben" befehdet wieder die neueste und jüngste Literatur, von der Tieck noch eine viel nachtheiligere und befangenere Vorstellung hegt, als die Polizei sie jemals gehabt hat. Tieck's Ironie gegen diese Literatur geht aber nicht über den Gesichtskreis eines halbaufgeklärten Polizeicommissarius hinaus. Seine Polemik ist so vague gehalten, daß er darin in Bausch und Bogen Alles durcheinanderwirft, und die edelsten Bestrebungen mit den gemeinsten verwechselt. Er denkt der Zeit einen Dienst zu leisten, und schlägt sie doch nur ins Gesicht. Wenn er wenigstens mit demselben glänzenden Witz seine gegenwärtigen Zeitgenossen geißelte, wie er es seinen früheren gethan, so hätte das Publikum doch ein interessantes Schauspiel davon. Aber diese neuen polemischen Dichtungen Tieck's sind so matt, farblos, grau, engherzig und hypochondrisch, daß es selbst den mit seinen Ansichten Uebereinstimmenden unmöglich sein muß, irgend einen befriedigenden Eindruck daraus zu entnehmen. Möchte er wieder Schöpfungen, wie das „Dichterleben" und den „Aufruhr in den Cevennen" an das Herz der Nation legen, und die Liebe und Verehrung auch seiner jüngsten Zeitgenossen wird lebhafter als je zu ihm zurückkehren!

VI.

Correspondenzblätter.

Vorgänge und Zustände der Schweiz.

Erster Artikel.

Politischen Blättern überlassen wir, die Tagesneuigkeiten zu erzählen, und dem Leser, aus der verschiedenen Mischung der Farben und Umrisse sich das vergängliche Bild vorübergehender Ereignisse zusammen zu setzen. Möge der Betrachter nur immer bedenken, daß die politischen Blätter jetzt hier, wie überall, meistens Organe kämpfender Parteien sind und gleichsam nur ihre Händel vor der öffentlichen Meinung plaidiren. Auch möge er nicht vergessen, daß, obgleich in dieser im Herzen von Europa liegenden, von drei der gebildetsten und gesittetsten Nationen umgebnen Republik mehr Leben und Bewegung, Einwirkung und Rückwirkung von außen und innen sich kund giebt, dennoch nicht weniger gesicherte Ruhe und Ordnung herrscht, als anderswo. Mehr als einmal sahen wir Reisende, welche die Schweiz nur aus Berichten kannten und ihren Parteikampf nur durch Zeitungen vernommen, über diese Ruhe

mit Bewegung und diese Ordnung in der Freiheit staunen. Viele fanden in gewissen Epochen, da man ihnen Aufruhr und Zwist, Mord und Todschlag verkündet hatte, ein Stillleben und einen Naturfrieden in diesem Lande, wie sie noch in keinem andern gesehen. Die Schweiz kann daher auch wie ein Mann von festem Charakter und gediegener Sittlichkeit, anerkannter Rechtlichkeit gar leicht die Verläumdungen und Anschwärzungen ertragen, welche besonders in neuerer Zeit mit großer Beflissenheit und Virtuosität über sie und ihre ausgezeichneteren Bewohner verbreitet wurden. Die Zukunft wird in dieser Hinsicht manchen bösen Zauber lösen und die Geschichte auch die Frevel enthüllen, welche die Publicistik besonders des dritten Jahrzehends des neunzehnten Jahrhunderts an ihr verübt hat. —

Dazu kommt, daß von dem die Schweiz durchwandernden und auch selbst von den blos eine Zeit lang in ihr weilenden Ausländern nur Wenige wissen, wo der eigentliche Lebensheerd der Eidgenossenschaft liegt, von dem alle Impulse aus und in den alle Affekte zurückgehen, oft langsam und heimlich, doch immer sicher und nachhaltend. In der Schweiz besteht eine Eidgenossenschaft und in der Eidgenossenschaft lebt ein Volk. Das Schweizervolk in seiner ursprünglichsten und eigenthümlichsten, in seiner stärksten und vollsten Kraft stellt sich daher nicht in der Tagsatzung oder Bundeskanzlei, nicht in den Vororten oder Hauptstädten, nicht in den Kantonsregierungen und großen Räthen, auch nicht in den standesgemäß und herkömmlich abgehaltenen und von oben geleiteten Landesgemeinden; sondern in den freien Volksversammlungen, großartigen

Zusammenkünften, in den verschiedenen Vereinen und Gesellschaften, in den unvergleichlichen Festen und Spielen der Nation, welche in der neuesten Zeit mit dem verjüngten Geiste der alten Eidgenossenschaft wieder so zahlreich besucht und gefeiert werden, daher auch in Momenten der Begeisterung und Aufregung, so wirksam, imposant und entscheidend geworden sind. In der großen Natur des Hochlandes und unter Gottes freiem Himmel sammeln sich die ungebeugten Menschen wie die Ströme und reißen in ihrer Bewegung Alles mit sich fort wie der Sturm. Hier ist das Geheimniß der Zaubergewalt der Sympathien und Synergien, und das große Schöpfungswort des Föderalismus von Einzelnen und Gesammtheiten aufs Neue bewährt worden, das da heißt: „Einer für Alle und Alle für Einen.“ Hier klingt es nach Jahrhunderten nach und wird im Wiederhall von Firne zu Firne aus einer Brust in tausend andere geworfen. So lebt das ewige Naturband der Geister und Herzen, geheiligt durch Religion, verwirklicht in Politik fort und fort, und zwar in der Blüthe des Volkes, wie in seiner Wurzel, nach der Gebrauchssprache in den höhern Ständen wie im gemeinen Volke oder Leben.

Die älteste und eine der würdigsten Gesellschaften ist die Helvetische. Sie entstand in den sechsziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts und zählte zu ihren ersten Stiftern und Mitgliedern die Iselin, Balthasar, Hirzel, Joh. Müller, Lavater, Pestalozzi, später auch ausgezeichnete Ausländer, wie Schlosser, Pfeffel, Baggesen u. s. f. In früherer Zeit war sie wirksamer und einflußreicher, da sie noch allein stand, das Associations-

wesen sich nicht so vielgestaltig ausgebildet und alle patriotisch gesinnten Intelligenzen sich in ihr zusammendrängten. Es gingen sogar großartige Unternehmungen, wie z. B. die Austrocknung der Sümpfe und die Anlegung des Linthkanals von ihr aus. Diese Stammmutter des Gesellschaftlebens in der Schweiz hat sich, nur durch die Revolutionsstürme in ihrer Wirksamkeit unterbrochen, bis auf unsere Tage erhalten, und einen schönen Schatz von interessanten Verhandlungen, Berichten, Reden u. s. f. aufgehäuft, welche jetzt wenigstens noch als schöne Reminiscenzen des geistigen Nationallebens und als fortwirkende Kulturmittel anzusehen sind. In neuester Zeit hat sich die Gesellschaft auch einem größern Publikum durch ihre Jahresberichte, Uebersichten und Würdigungen denkwürdiger Leistungen, Ereignisse, Entdeckungen, Institutionen, Fortschritte und Rückschritte des Lebens in Kirche, Schule und Staat interessant gemacht. Der Berichterstatter des verflossenen Jahrs war Herr Keller, Direktor des Schullehrerseminars vom Kanton Aargau. Sowohl um des Inhalts dieses Berichts willen, als um dem Auslande eine Idee zu geben, mit welcher Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe gerade die wichtigsten Gegenstände, wie Verfassung und Verwaltung in solchen Gesellschaften öffentlich besprochen werden, legen wir hier aus den so eben im Druck erschienenen Verhandlungen von 1837, die den Bund und sein Verhältniß zu den Kantonen betreffende Eingangsstelle des Berichts von Hrn. Keller vor. Voran im Druck steht das Motto von Uhland:

Ei, wer hat in diesem Jahre
All den Wust in's Korn gebracht,

Mutterkorn und andre Waare,
Die im Kopfe dämisch macht,
Raden, Ruß, am meisten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

„Ich bestieg, gestern Abend ein Jahr, die mir anvertraute Warte des Vaterlandes und schaute rings um mich heraus in die dämmernde Runde. In allen fünf und zwanzig Haushaltungen unsers Bergdörfleins war Licht. Im Gemeindhause*) allein war keins zu sehen, denn seit langen Zeiten wohnt außer einem invaliden Castellan keine Haushaltung mehr darin. Auch in der Kirche glomm das ewige Licht nur schwach und schlug nur hie und da eine zuckende Flamme in die Nacht, denn die Meßner liegen seit vielen Jahren unter sich im Streite, wer besser seines Amtes pflege. Unterdessen aber überwoben Alles die Spinnen, daß nur mit Noth noch die Sonne Gottes in das Allerheilige fällt, und die alte goldne Ampel darin gaben sie dem Unrath preis, daß das Oel in ihr ranzig wurde. Zudem kamen wälsche Fledermäuse, und hausen im alten Gebäude und hecken immer neue Brut, und allem Lichte gram, suchen sie in krummen Flügen auch den letzten Funken in der Ampel noch zu löschen.

Aber auch die Lichter in den Haushaltungen waren sich nicht gleich. Die Einen brannten in prächtigen Lampen Gas und das Licht fiel wohlthuend durch seine Glasglocken in die rührige Wohnstube und gab viel Glanz und Schein. Andere brannten Kerzen, Andere Oel, Einige in

*) Will man sich unter Bergdörflein die Schweiz, unter den Haushaltungen die ganzen und halben Kantone vorstellen, so denke man ja beim Gemeindhaus nicht an die Tagsatzung! —

ihren kleinen Hütten, noch einfach und arm, nach alter Väterweise Kienholz; nur in einem großen Hause, wo es hie und da etwas groß und laut herging, wollt' ich wetten, daß sie nur Scheinholz auf dem Lichtstabe haben. Einige haben dabei feine Lichtschnauzen — Zeitungen nennen sie's — und es gehen meist unter Masken schlaue Männer damit herum, und verstehens weidlich, die Schnauzen zu handhaben. Andere dagegen haben nur schlechte, oder gar keine, und fahren dann, wenn die Tölpel im Lichte zu groß werden, entweder wie Schneider mit Scheeren drein und machen Gestank in die Stube oder nehmen das Ding in die Hand und verbrennen sich die Finger, oder löschen gar bisweilen das Licht aus, daß die Familie eine Weile blinde Kuh spielt. Und siehe bei ihrem Lichte rühren die Einen die Hände, die Andern die Zunge; Einige rüsten Nahrung für den Winter, Andere schmausen die alten Tröge leer. Einige rechnen, Andere schlafen. Einige beten, Andere zanken. Einige schroten Neues zu, Andere flicken Altes aus. Einige rütteln am Fundamente, Andere plätzen am Dache. Einige machen Kalender, Andere zeigen sich mit der Klemmbrille auf der Nase. Hin und wieder aber sah ich im Halbdunkel allerlei Nachtbuben durch die Straßen und um die Häuser schleichen, welche hinter dem Rücken der Leute allerlei bösen Spuk und Schabernack trieben. Einige waren verwegene Gesellen, aus Nachbargemeinden hergekommen, Andere sind aus der Gemeinde selbst, und gehen mit ihren Helfershelfern darauf aus zu zeuslen; wo sie Brandstoff finden und wissen, daß ein Haus nicht gut assecurirt ist, hat es gleich Feuer im Dach. Und in das arme Strohhäuslein des Schmid's am Hacken sah ich sogar eine ganze

Schaar vermummter Gesellen steigen, um mit ihren geübten Löschhörnern den Leuten das kaum angefachte Licht zu löschen und dann im Finstern nach den Kleinodien ihres väterlichen Erbes zu greifen *).

Aber am Himmel über dem Jura **) hin zuckte hie und da ein Blitz und kündete Wetter an. Indessen war der Wind noch gut und klar die Luft, und ich dachte wohlgemuth: „Thut nichts. Wenn nicht böse Leute dahinter kommen, so hagelts wenigstens nicht, und schlägts auch ein, so haben ja unsere höchsten Häuser alle neue gute Blitzableiter."

Da sah ich aber auf unser Gemeindhaus, und es ward mir bange; denn sein Blitzableiter, bereits vor einem Vierteljahrhundert nur von durchreisenden Zinngießern aus altem Eisen zusammen gelöthet, war von Anfang an schlecht, jetzt aber ist er durch und durch rostig und hie und da vollends gebrochen ***). Auch gedachte ich für die Noth der Feuerspritze, die wir im Gemeindhause haben und alle Jahr ein paar Monate lang probiren und nichts damit löschen, als den Muth, weil wir das Ding nicht vom Flecke bringen. Denn sie ist der sonderbarste Wagen, den es geben kann. Sie hat keine Deichsel zum Lenken, wohl aber liegen alle Räder in Spannstricke und Kratzeisen gefesselt und rings an ihr herum hängen fünf und zwanzig Sielbengel.

---

*) In dem Kanton, in welchem unlängst der Kampf zwischen den Hornmännern und Klauenmännern statt gefunden, in Schwyz, waren voriges Jahr die Jesuiten eingezogen.

**) Seite von Frankreich, für den philippischen Blocus.

***) Das Bild erinnert an den Bundesvertrag vom Jahr 1815.

Bricht nun Feuer aus, in oder außer der Gemeinde, so bespannt jede Haushaltung ihren Sielbengel und zieht auf ihre Seite. Aber die Spritze bleibt stehen, und wenn sie einmal durch Zufall oder Wunder auf eine Seite Ueberwucht gewinnt und Miene zur Bewegung macht; da wird der Feuermannschaft gleich unheimlich darob und die ganze Gemeinde ist ungewiß, wo das Ding hinaus soll. Denn weil sie keine Deichsel hat, weiß Niemand, wohin sie rollt. Und so geschiehts, daß sie fast bei jeder Bewegung in Hor und Hag geräth.

Also traf ich's im Dörflein an, und ich nahm mir vor, auf der Warte zunächst unser Gemeindhaus zu betrachten, dann das Wesen und Wirken der einzelnen Haushaltungen zu verfolgen und endlich zu sehen, was erhaben über der Form und dem Wechsel des äußern Lebens, und hoch über den Marken der Gaue und frei der ewigjunge Zeitgeist in unserm Nationalleben gewirkt, welche Meilensteine er sich auf den verschiedenen Bahnen der Cultur gesetzt, welche Ergebnisse seines höhern Strebens er in den Aehrenkranz am Altar des Vaterlandes geflochten habe."

Dies ist die Eingangsstelle des humoristischen Berichterstatters von 1837, eine wahrheitvolle Skizze der für das Volksleben ganz antiquirten Bundeseinrichtung und Behördenwelt in derselben. Wir stellen sie hier unsern Mittheilungen vor, indem ohne eine solche Andeutung des allgemeinen Zustandes alle Berichte von einzelnen Vorgängen, welche wir dem Freihafen einsenden werden, unverständlich sein müssen. Die schweizerische Eidgenossenschaft

ist jetzt mehr als je in einer Entwicklungsbahn auf geschichtlicher Grundlage begriffen, welche all die erneueten und verstärkten Machinationen von innen und außen wohl schwerlich zu hemmen oder unterbrechen im Stande sein werden. Bis jetzt wenigstens haben alle Gegenwirkungen gegen das in Religion, Sitte und Recht begründete Streben der freigebornen und hochgesinnten Völkerschaften in den Alpen und am Jurten mehr gefördert als gehindert. —

Mittheilungen aus Lübeck.

Lübeck. — Wenn ich es übernehme, Ihnen zuweilen einige Skizzen aus dem Leben und Treiben unserer freien Stadt mitzutheilen, so werden Sie auf Alles, was die Literatur berührt, fast gänzlich in meinen Berichten verzichten müssen. — Lübeck ist zu weit vom Focus des literarischen Wirkens entfernt, es ist zu sehr Handelsstadt und zu tief vom Materialismus durchdrungen, als daß es der Literatur einen würdigen Platz anweisen könnte. Unter dem drückenden Joche des merkantilischen Verkehrs, welcher hier fast alle Interessen in Anspruch nimmt, erschlafft die Frische des Geistes und jede Regung geht schon im Keime verloren. Bei solchen Verhältnissen — so wird man sagen — wäre es am besten, Lübeck in der Literatur gänzlich zu ignoriren und im Sumpfe des groben Materialismus stecken zu lassen; aber gerade die Publicität ist das einzige Mittel unsere Stadt der dumpfen Apathie zu entreißen und daselbst geistige Tendenzen in Anregung zu bringen; denn daß sie es kann, ha-

den Beurmann's „Skizzen über die Hansastädte," welche hier leider eine nur momentane Umgestaltung bewirkt haben, zu ihrer Zeit zur Genüge bewiesen. Lübeck ignorirte die Literatur und alles geistige Wirken vollkommen, es zehrte mit sorgloser Selbstgenügsamkeit am verwitterten Glanze der gestürzten Hansa und dem Phantom seiner neuerworbenen Freiheit, als Eduard Beurmann durch seine Skizzen den Schlaf der freien Städter störte. Sie dankten ihm schlecht dafür, daß er an ihren alten Gewohnheiten spöttelnd gezerrt hatte, aber sie gestanden sich im Geheimen, daß manches — wenn auch nicht Alles — wahr und treffend geschildert worden, und obgleich sie öffentlich die Competenz seines Urtheils nicht anerkennen wollten, thaten sie sich dennoch, da sie sich getroffen fühlten, einen lästigen ungewohnten aber heilsamen Zwang an. — Jetzt ist Beurmann vergessen und Alles wieder beim Alten, weil niemand im günstigen Momente die ängstliche Aufregung der Gemüther benutzte, um eine zeitgemäße Reform hervorzurufen, die Vorurtheile, welche Alles umgarnt hatten, über den Haufen zu werfen und dem groben Materialismus, welcher in Handelsstädten nicht leicht verbannt werden kann und darf, doch wenigstens bestimmte Schranken zu setzen. Wir sind jetzt, zur Freude aller Pfahl-Lübecker, auf derselben Stelle, wo wir vor Beurmann standen, und das besorgte Lübeck hat sich zur Ruhe gegeben, als es sah, daß dieser Revolutionär, welcher die Achillesferse der freien Stadt zum ersten Mal getroffen hatte, keinen Nachfolger finden würde. — Diese Vorrede hielt ich für nöthig, um die Leser auf den Standpunkt zu führen, von welchem sie unsere Stadt noch immer beurtheilen müssen. — Die Liebe zur Literatur und

das Bestreben, ihr näher zu treten, steht hier — nach dem socialen Thermometer gemessen — unter dem Gefrierpunkt; denn ich darf es wohl keine Liebe zur Literatur nennen, wenn man auf Journale abonnirt, und die neuesten Erscheinungen der deutschen Presse — gut oder schlecht — aus keinem andern Grunde durchpeitscht, als die Zeit zu tödten und die Sinne zu kitzeln; eben so wenig dürfen auch jene Scribenten, welche sich seit einigen Jahren in deutschen Journalen tummeln, näher berücksichtigt werden. Es ist wahr, man lies't in Lübeck genug; aber man lies't geistlos, man tödtet die Zeit durch Lesen, und tödtet durch dieses Lesen alle literarische Beurtheilungskraft. — Etwas besser als um die Belletristik steht es hier um die sogenannten Brodwissenschaften; jedoch nicht weil sich der Lübecker zu ernstern, tiefern Studien hingezogen fühlt, sondern weil der Gelehrte vom Fach mit seiner Zeit fortschreiten muß, um nicht hinter seinen jüngern Collegen zu bleiben, und gänzlich zurückgesetzt zu werden. Wir haben theologische, medicinische und juristische Lesevereine in hinreichender Anzahl; unsere Stadtbibliothek von 40,000 Bänden, welche manches werthvolle Manuskript bewahrt, steht unter sorgfältiger Aufsicht, aber es fehlt ihr an pecuniären Mitteln, und einige bedeutende Privatbibliotheken würden den größten Nutzen stiften, wenn ihre egoistischen Eigenthümer sich nicht öffentlich erklärt hätten, den Bücherschatz lieber den Motten, als dem öffentlichen Besten Preis zu geben! — ! — Zwei Buchhandlungen befriedigen unsere Bedürfnisse vollkommen, und obgleich nur Sortimentshandlungen, hat doch die von Rohdensche seit einiger Zeit größere Regsamkeit gezeigt und mehrere Werke verlegt, von denen ich hier nur des bekannten Ru=

mohr's „Reise nach Italien," ein in landwirthschaftlicher Hinsicht ausgezeichnetes Werk, anführe. — Die „neuen Lübeck'schen Blätter," das einzige Blatt, welches hier erscheint, bearbeiten einen sehr dürren Acker, nämlich: vaterstädtische Interessen, und zählen, um ihre Lücken zu füllen, alle Gebornen und Gestorbenen auf. Es giebt wohl den schlagendsten Beweis, wie sehr Lübeck die Literatur, und überhaupt alle Gelehrsamkeit zurücksetzt, wenn eine Stadt von 26,000 Ew. in unserer schreibe- und leselustigen Zeit keine Tagesschrift, selbst kein Localblatt, wie jedes Abdera sie hat, unterhalten kann. — Lübeck's Schulanstalten sind dennoch sehr gut, weil man sich Preußen zum Vorbilde genommen hat, und unser Gymnasium genießt im fernen Auslande so großen Ruf, daß junge Leute aus den entferntesten Weltgegenden das Catharineum und die hiesigen Pensionsanstalten in großer Menge besuchen. — Von der Literatur wende ich mich jetzt zur Kunst; aber beide sind Schwestern, gehen gern Hand in Hand, und wo die eine nicht weilt, flieht gewöhnlich die andere. In der Blüthe der Hansa, deren Glanz sich hier auf einen Punkt concentrirte, war Lübeck eine kunstliebende Stadt, und seine reichen Patricier unterstützten den schaffenden Genius des Künstlers; jetzt giebt man sich nicht einmal die Mühe, die Reliquien aus jener Zeit, Gemälde von Albrecht Dürer und berühmten Meistern der niederländischen Schule, zu conserviren, sondern läßt sie in unsern Kirchen, von denen einige als Speicher benutzt werden, unter Schutt und Staub gänzlich verwittern. Im Anfange dieses Jahres brachten einige Männer den Gedanken in Anregung, jährliche Kunstausstellungen zu organisiren, aber man blieb kalt bei diesem

lobenswerthen Unternehmen, und der Verein mußte sich aus Mangel an Theilnahme auflösen. Mit Stolz darf Lübeck den berühmten Overbeck den seinen nennen, aber man thut nichts, einige Gemälde dieses großen Meisters zu erwerben. „Der Einzug Christi in Jerusalem," welches Gemälde er seiner Vaterstadt geschenkt hat, ist für jeden Kunstkenner besonders deswegen von Interesse, weil es aus der Entwicklungsperiode dieses großen Künstlergenie's herstammt; aber es ist noch nicht von jener staunenswerthen Originalität in der Ausführung, welche Overbeck sich später zu eigen gemacht hat, durchdrungen, und erregt mehr durch seinen schillernden Farbenglanz die Bewunderung der Laien. Für Lübeck hat dieses Gemälde schon deswegen großes Interesse, weil der Künstler in den Hauptpersonen des Bildes sich, so wie seine sämmtlichen Verwandten und Bekannten auf das täuschendste portraitirt hat. Der große Meister spricht sich über die Mängel dieses Bildes, so wie überhaupt über seine Kunstleistungen in Briefen aus, welche der Oeffentlichkeit das größte Interesse gewähren dürften, und ich werde, so bald sich Gelegenheit darbietet, auf sein ganzes Leben, so wie vorzüglich auf seine großen Kunstleistungen zurückkommen, und zu diesem Zwecke interessante Quellen benutzen, welche mir zu Gebote stehen. — Größere Theilnahme, als Literatur und Malerkunst, findet die Musik. Man umschreibt die Tonkunst sehr bezeichnend: „versinnlichte Poesie," und schon dieses Synonym erklärt zur Genüge, weshalb sie den Lübeckern, welche lieber mit den Sinnen, als mit dem Geiste auffassen, näher steht. Unter allen Ständen findet die Tonkunst ihre leidenschaftlichen Verehrer, und man darf unserer Stadt einen richtigen Takt

in Allem, was die Musik betrifft, keineswegs absprechen. Dilettanten der ersten Familien treten regelmäßig zu großen Concerten zusammen, und leisten unter der Mitwirkung unsers genialen Musikdirectors Herrmann, dessen treffliche Compositionen leider zu wenig bekannt sind, mitunter Ausgezeichnetes. Concerte schichten sich im Winter auf einander, es gehört zum bon ton jeden Sonnabend, und noch häufiger, musikalischen Abendunterhaltungen beizuwohnen, und wer kein Instrument mit einiger Fertigkeit spielt, oder nicht gut singt, hat alle Ansprüche auf gute Gesellschaft verloren! —

Hoffentlich wird es dem Leser nicht unangenehm sein, wenn ich jetzt, nachdem Literatur und Künste flüchtig besprochen, auch noch die allgemeinen Zustände unserer freien Stadt streife, und auf diese Weise, wenn auch nur ein skizzirtes, doch nach allen Seiten hin besprochenes Portrait aufstelle.

Lübeck's Lage ist — um das Wort romantisch nicht zu mißbrauchen — doch wenigstens schön. — Es scheint, als wenn die Natur aus Theilnahme an der gesunkenen Stadt ihre schönsten Reize verschwendet; aber sie wird mit Undank belohnt, denn der echte Lübecker ist für die Natur fast ganz unempfindlich geworden, und die schönsten Spaziergänge sind öde und menschenleer. Die überraschendste Ansicht der Stadt hat man aus Marly, wo sie eine auffallende Aehnlichkeit mit Mainz zeigt, und der breite Wasserspiegel der Wacknitz in seinen Windungen den Main täuschend nachahmt. Unwillkührlich beschleicht den Wanderer beim Blick auf jene altersmüden Thürme eine tiefe Weh-

muth, und gern ruft seine Phantasie jene Zeiten hervor, wo der mächtige Hansabund durch das Monopol seines Welthandels, und seine gefürchteten Kriegsflotten Europa umstrickt hatten, und von Lübeck, dem Haupte des Kolosses, alle Triebfedern in Bewegung gesetzt wurden. Die Zeit hat der Hansa den Ruhm abgestreift, und Lübeck ist gesunken; seine Kinder, welche unter ihm flügge geworden, wollen die altersschwache Mutter nicht mehr kennen, sie haben die Hansa als ein abgetragenes Kleid von sich geworfen, und sich unter den Schutz der Fürsten gestellt. Lübeck trauert um sie und seine verlorene Macht. Einst kündigte unsere Stadt Königen den Krieg an, und sie baten um Frieden, einst ließ sie sich ganze Länder verpfänden und dictirte Nationen ihre Gesetze, jetzt — sucht sie alte Gerechtsame, Reliquien ihrer versunkenen Größe, mühsam zu bewahren, und sichert sich die Freiheit am Tage durch Thorwachen, in der Nacht durch die Thorsperre, welche man deshalb auch nur noch in freien Städten antrifft. — Ich führe den Leser durch dunkle Gewölbe rasch in die Stadt. — Hohe düstere Gebäude, in welchen unsere Vorfahren ihre Schätze aufstapelten, durch deren klirrende zerbrochene Fenster der kalte Abendwind pfeift und ihnen gleichsam das Sterbelied singt, wechseln mit freundlichen Häusern, welche die Gegenwart nach allen Regeln der Architektonik geschaffen, und bilden den schneidendsten Contrast. Wenn ich an trüben Novemberabenden durch diese öden, menschenleeren Straßen, welche man sehr bezeichnend „Gruben" nennt, deren Laternen der Kalendermondschein ausgelöscht hat, eilte, so schauerte mich unwillkührlich, und ich sah in jenen morschen Gebäuden mit ihren finstern Treppengiebeln, auf denen der Wetter-

hahn schrillte, nackte Todtengerippe, welche höhnisch auf unsere Gegenwart herabblickten. Nach dieser Beschreibung sollte man Lübeck fast für ein große Ruine halten. Keineswegs. Es ist ganz natürlich, daß eine Stadt, deren Ringmauern einst 200,000, jetzt aber nur 26,000 Seelen umschließen, ein ödes Ansehen erhält, aber Lübeck ist dennoch eine der ersten Seehandelsstädte Deutschlands, obschon es durch die Zeit und durch sich selbst sehr viel gelitten. Unsere Stadt versorgt die nordischen Reiche fast ausschließlich mit ausländischen Produkten, und hat an der Riesenmacht Rußlands, woran sich der kleine Freistaat vertrauensvoll lehnt, einen starken Beschützer gefunden. Wie lebendig der Handel ist, erhellt aus der Einfuhr des vorigen Jahres, welche an Werth über 42,800,000 Mark betragen hat, so wie aus der Schifffahrt nach allen Häfen der Welt und der regelmäßigen Dampfschifffahrt, welche nach den nordischen Hauptstädten Copenhagen, Stockholm und Petersburg eingerichtet ist. Daß das große Dampfschiff Nicolay ein Raub der Flammen geworden, ist hinlänglich bekannt. Rußland ist Lübeck's größter Beschützer, Dänemark sein größter Feind, denn es legt der Eisenbahn, welche nach Hamburg führen und Ost- und Nordsee auf dem kürzesten Wege verbinden sollte, unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, und stört Lübeck's jugendliches Aufblühen. Jedoch ich schweige von aller Handelspolitik und aller Handelsjalousie, welche diesen Blättern ganz fremd bleiben sollen, und führe den Leser lieber in das Innere unseres kleinen Staatskörpers, wo — leider muß ich es hier öffentlich gestehen — der Nepotismus die Hauptrolle spielt und allen Fortschritten den Hemmschuh anlegt, weil er ohne zu prüfen gegen alles

Fremde das Anathema schleudert, und zwischen uns und die Gegenwart, d. h. die Interessen der Gegenwart, eine Cyclopenmauer aufthürmt. Der Nepotismus, dieses Fraubasenthum, ist der größte Feind aller kleinen Freistaaten, und in Lübeck wuchert dieses Unkraut um so stärker, weil man seinem schleichenden Gifte keine geistige Tendenzen entgegenstellt, die Zeit hier in träger Monotonie dahinschwankt, und Lübeck sich seit langer Zeit daran gewöhnt hat, wie Kinder an Milchbrei. Juden und Adel duldet die Stadt nicht, weil erstere den Handel, letzterer die Freiheit beeinträchtigen, und so an den Grundfesten des Staats rütteln würden; aber dem Nepotismus, welcher das wahre Talent verkümmern läßt, der Dummheit und Arroganz, durch die Clerisei der Verwandtschaft begünstigt, Vorschub leistet, hat man die öffentlichen Säle, so wie die Salons unserer Gesellschaften geöffnet, und dadurch den größten Verfall und die größte geistige Leerheit herbeigezogen. Schiller's Worte: „im engern Kreis verengert sich der Sinn;" sind bei uns in ihrer ganzen Ausdehnung zur Wahrheit geworden. Es fehlt uns keineswegs an Gesellschaften, unsere Patricier geben Gelage, wo fürstlicher Luxus herrscht; aber es mangelt uns an jener Geselligkeit, welche dem Geiste Nahrung giebt. Unsere Gesellschaften bestehen aus Prassen, Spielen und leeren Zeit und Geist tödtenden Geschwätzen und duplicirte Thee's und andere Albernheiten gelten als wesentliche Attribute des vornehmen Standes. An solchen Kriterien — sagte ich schon in einem andern Journale — wollen unsere Honoratioren erkannt sein; der äußere Flitter ist ihr socialer Thermometer, und die wahre Bildung verschwindet aus den gesellschaftlich sein sollenden Zirkeln, die epidemische Seichtigkeit

verschlingt die gesunden Bestandtheile, und Trivialitäten stellen sich unter das Réverbère der Cultur. —

So ist Lübeck und ich habe es dem Leser in dieser Skizze en miniature vorgeführt. —

Alexander Soltwedel.

Berichtigungen.

In dem Aufsatze des vorigen Heftes: „Vergängliches und Bleibendes im Christenthum, von Dr. Strauß," ist mehreremale, wo der Verfasser auf dem Rande (N. Lin.) d. h. neue Linie, bemerkt hatte, aus Versehen (N. Luc.) in den Text gesetzt worden.

Ferner ist in den Mittheilungen über den Grafen Reinhard S. 247 zu lesen: In Frankfurt, statt: Frankreich, Schmitz-Grollenburg, statt: Schmitz, Grellenberg, Trott statt Trett.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Digitized by Google